2929

Johann Friederich Weitenkampfs

Vernünftige

Trostgründe

Bey den

Traurigen Schicksalen

der

Menschen.

Lancaster:

Gedruckt von Johann Bär.....1825.

BV4904
.W4

THE LIBRARY
OF CONGRESS
WASHINGTON

Vorrede.

Geneigter Leser!

Wenn blos die Begierde meinen Namen gedruckt zu lesen, die Triebfeder zu dieser Arbeit gewesen wäre, so hätte ich mich sehr leicht überwinden können, diese Schrift bey meinen andern verworfenen Blättern im Staube zu vergraben. Seit der Zeit, da ich die Gelegenheit gehabt habe, an dieser hohen Schule der studierenden Jugend meinen Hörsaal zu eröffnen, bin ich auf weiter nichts mehr bedacht gewesen, als mich zu diesem Posten immer geschickter zu machen. Die Arbeiten, welche sich hier gehäufet, haben mir auch wenig Zeit gelassen, vor der gelehrten Welt als ein Schriftsteller zu erscheinen. Ich hatte mich daher vest entschlossen, meine Feder gänzlich bey Seite zu legen, und mich niemals aus dieser meiner Sphäre zu wagen.

Allein, ich bin in die Schwachheit gerathen, der die Menschen mehrentheils unterworfen sind. Ich habe meinen Entschluß plötzlich verändert. Ob ich hieran wohl gethan habe, das werden mich die Urtheile der Welt lehren. Ich könnte zwar viele Gründe anführen, welche mich hierzu bewogen; ich könnte den allgemeinen Vorwand derer, die Vorreden schreiben, gebrauchen, und mich auf das unermüdete Ansuchen meiner Freunde berufen; ich könnte die gewöhnlichen Fragen der Gönner vorschützen: Hat der Herr was geschrieben? Ich könnte mich mit der Mode der heutigen Welt entschuldigen, da so viele an

der Schreibsucht krank liegen, und sogar noch bey dem letzten Athem Schwanengesänge singen; ich könnte den Nutzen dieser Schrift bis in den Himmel erheben, und andere wackere Männer tapfer herum nehmen, um mir dadurch ein Ansehen zu erwerben: allein ich muß gestehen, daß diese Thorheit lächerlicher wäre, als der Fehler, welchen ich begangen.

Ich will mich daher nicht mit ausschweifenden Entschuldigungen aufhalten, sondern nur auf den Gebrauch dieses Buchs kommen. Diese Trostgründe sind nicht allein für Gelehrte, sondern auch für Ungelehrte aufgesetzet. Deswegen habe ich philosophische und auch bekannte Betrachtungen, Geschichte und Schilderungen, ähnliche Fälle und Gleichnisse, sinnliche und höhere Beweise, Erwägungs- und Ausübungssätze, und dergleichen, überall eingestreuet. Ja, ich habe mich sogar der Freyheit bedienet, und an einigen Stellen lebhafter und aufgereimter geschrieben, damit ich traurige Leser übereilen, aufmuntern, und ihre Leidenschaften unvermerkt besiegen möchte. Unser Geschmack ist unterschieden. Warum wollte man aber so eigensinnig seyn und von der Welt verlangen, daß sich ein jeder nach unsern Urtheilen richten soll? Es bleibt einem jeden die Freyheit übrig, daß er denken und schreiben kann, wie er will. Wer Lust zu tadeln hat, dem wird es nicht leicht an Gelegenheit mangeln. Eine Spinne sauget aus eben der Rose Gift, aus welcher eine Biene Honig zieht; und ein Spötter nimmt aus eben der Schrift den Stoff zu lästern, woran ein Weiser oft sein größtes Vergnügen findet.

Man glaube ja nicht, daß ich dieses aus der Ursache sage, damit ich die Welt überreden wollte, meine gegenwärtige Schrift sey vollkommen. Dieser Gedanke ist mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich müßte die Gränzen der Wahrheit überschreiten, wenn ich behaupten wollte, daß in diesem Buche keine Fehler

vorhanden wären. Wer hat je eine Schrift gelesen, welche die Ausnahme leidet? Das Leben der Menschen ist gar zu vielen Abwechselungen unterworfen. Es erscheinen oftmalen Tage, da die Munterkeit unsers Geistes durch gewisse Zufälle unterbrochen wird. Bald fehlet uns der Zufluß und der Reiz der Gedanken; bald verschwindet die Lebhaftigkeit des Witzes; bald mangelt es uns an der Stärke und Bündigkeit der Beweise; bald wird es uns schwer bey dem Ausdruck unserer Empfindungen eine geschickte Wahl der Worte zu treffen. Diesem Schicksal bin ich vielleicht als ein Mensch auch ausgesetzt gewesen. Es hätten diese Blätter weit gründlicher, weit beredter, weit rührender abgefasset werden können, wenn sich eine geübtere Hand an diese Arbeit gewaget. Doch ich will hiervon abbrechen, denn sonst könnte mancher auf die Gedanken gerathen, ich suchte mich selbst zu tadeln, um mir dadurch ein stilles Lob zu erjagen.

Ueberall findet man mehr die Sprache des Herzens, als die gekünstelten Reden der Welt. Ich habe den Lastern die schöne Larve abgezogen, und die Unart vieler Menschen in ihrer rechten Gestalt gezeiget. Ich habe die Wahrheit frey heraus gesaget, ohne auf irgend einen Menschen zu zielen. Und dieses habe ich desto eher thun können, da ich zwar Trostgründe der Vernunft, aber doch als ein Christlicher Weltweiser geschrieben, dem die Sprache der Religion gleichsam angebohren ist.

Uebrigens bitte ich meine geneigte Leser, diese ganze Abhandlung nach meinen Absichten zu beurtheilen, und mir nicht etwas aufzubürden, blos darum, weil es dem Kopfe dieses oder jenes Mannes nicht gemäß ist. Wird man mir gegründete Fehler zeigen, so will ich sie mit vielem Dank annehmen, und mich zu bessern suchen; wird man mir aber ungegründete Sachen vorwerfen, so wird man mir auch die Gerechtig-

keit wiederfahren lassen, daß ich mich verantworten kann. Kleinigkeiten kann man in dieser Art von Schriften weit leichter übersehen, weil sie einen Einfluß in die Glückseligkeit der Menschen haben. Ich will es für die größeste Belohnung meiner Mühe schätzen, wenn nur zwanzig Menschen durch diese Gründe aufgerichtet und in ihrem Leben getröstet werden. Ich glaube dadurch einen größern Nutzen gestiftet zu haben, als wenn ich ein Luftschiff erfunden, oder unbekannte Reisen nach dem Monde entdecket hätte. Der Vorwurf, daß Bücher von dieser Art schon vorhanden seyen, kann mir auch nicht schaden, indem die Bedrängten gerne etwas neues verlangen, und sich die alten schon überdrüßig gelesen. Vielleicht bin ich auch so glücklich, daß jemand hier etwas antrifft, was er in andern Büchern nicht gefunden. Vielleicht ist auch die Einkleidung, die Art zu denken, die Ausschmückung der Bilder von denen unterschieden, die vor mir geschrieben. Doch was habe ich es nöthig mich deswegen zu rechtfertigen, indem theils solche Schriften nicht genug geschrieben werden können, theils täglich Bücher zum Vorschein kommen, die das abhandeln, was unzähligmal mehr als meine Hauptwahrheit abgehandelt worden. Ich will auch lieber den Vorwurf dulden, daß dieses Buch schlechter geschrieben sey, als daß ich andern wackern Männern den Glanz ihrer Verdienste verdunkeln sollte.

Hiermit wünsche ich dir, geneigter Leser, diejenige Ruhe der Seele, welche ich durch diese Arbeit in der Welt auszubreiten gesuchet. Gebrauche diese kleine Schrift, dich aufzurichten, deinen Nächsten zu trösten, mich aber mit derjenigen Liebe zu umfassen, mit welcher ich dir ewig zugethan seyn werde.

Geschrieben zu Helmstädt, den 20sten März, 1753.

Trostgründe der Vernunft

Bey den

Traurigen Schicksalen der Menschen.

Der erste Trostgrund.

Es ist ein weiser Gott vorhanden, der die Schicksale der Menschen nach den besten Regeln seiner Weisheit regieret.

§ 1.

Es ist ein Gott, der die Welt erhält und regieret, und zwar nach den besten Regeln seiner Weisheit. Da nun aber die Welt eine Reihe aller veränderlichen Dinge ist; und die gegründeten Schicksale, wovon wir hier reden, Begebenheiten sind, die mit zu den veränderlichen Dingen der Welt gehören; so fließt hieraus: daß ein Gott vorhanden sey, der die Schicksale der Menschen nach den besten Regeln seiner Weisheit regieret.

§ 2.

Die Abendsonne spielte noch mit ihren blassen Strahlen; der Himmel war rein und helle, und ich g'eng ins Feld. Hier hörte ich eine Stimme von weitem wimmern. Ich kam näher und sahe einen Menschen, der weinte. Ich betrachtete ihn recht, und siehe! es war mein Freund. Er sitzet auf einem kleinen Hügel an einem einsamen Walde und winselt. Kaum wird er mich gewahr, so springt er auf mit Schrecken; er knirschet mit den Zähnen; die Augen blitzen ihm im Kopfe; die Haare scheinen sich zu heben; sein Angesicht wird blaß und bleich; kurz, er geräth in Verzweiflung. Mit einemmal steckt er die Hand in den Busen und ergreift eine geladene Pistole. Ich wich geschwind zurück, weil ich glaubte, daß es mich das

Leben kosten sollte. Allein, der Unglückliche setzet sich das Mordgewehr an die Stirne und will sich erschießen. Jetzt drückt er los; das Feuer blitzt von der Pfanne; doch die Pistole versagte ihm. Ich sprang eilends zu; riß ihm das Gewehr aus den Händen; warf es zur Erden; fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Allein, er sank schleunig zu Boden; sein Antlitz entfärbte sich; die Augen erstarrten; Mund und Lippen erbleichten; kurz, er fiel todt zur Erden nieder. Gerechter Himmel! wie war mir zu Muthe, als ich diesen Todten zu meinen Füßen erblickte. Hier saß ich in einem stillen Walde von allen Menschen entfernet, und betrachtete die Leiche meines besten Freundes. Die Thränen flossen von meinen Wangen; Furcht und Schrecken bemächtigten sich meiner Seele; mein Herz klopfte; ich zitterte; ich bebte; und jeder Blutstropfen schien sich in meinen Adern zu bewegen. O Gott! dachte ich, was ist das für ein schreckliches Schicksal, das mich und noch mehr diesen meinen Geliebten betroffen? Wo wird die Seele hingefahren seyn, die von ihrem Körper vor wenig Augenblicken getrennet worden? Bald wollte ich fliehen und Menschen rufen, bald konnte ich mich nicht entschließen, ihn zu verlassen; ich gieng weg und kam wieder; ich rang mit mir selber; ich seufzte: und so verfloß ein Augenblick nach dem andern. Endlich trete ich näher, um noch einmal die erblaßten Lippen meines Freundes zu küssen, und siehe! er eröffnete die Augen. In der Bestürzung hatte ich mich betrogen: er war nicht todt, sondern nur weil er geglaubet, daß der Schuß gerathen, vor Schrecken in eine Ohnmacht gesunken. Ich lief geschwinde zu einer Quelle, die in der Nähe vorbey rauschte, und bespritzte ihn mit Wasser. Sogleich vermehrten sich seine Kräfte; er bekam eine muntere Farbe und erholte sich völlig. Er wußte fast nicht mehr, was mit ihm vorgegangen war, ausser daß er gleichsam als in einem Traum gelegen, wo er einen Engel gesehen zu haben glaubte, der ihn vor den Thron Gottes geführet hätte, auf dem der Richter aller Welt gesessen. Er wäre zitternd auf seine Knie gefallen, und hätte seine Sünde dem Allmächtigen abbitten wollen. Drauf hätte der Geist ihm ein Buch gebracht, in welchem alle Schicksale der Menschen aufgeschrieben gewesen; als er aber unvermuthet seinen Namen gefunden, und sein Verhängniß lesen wollen: so sey der Traum mit einemmal verschwunden, und er plötzlich erwachet. Es kann seyn, daß dieser Traum daher entsprungen, weil seine Seele kurz vorher nach seiner eigenen Aussage mit diesen Vorstellungen erfüllt gewesen. Ich fassete ihn sogleich bey der

Hand; ich gieng mit ihm nach der Stadt und führte ihn in mein Zimmer. Indessen bemerkte ich, daß ihm zuweilen die Thränen aus den Augen fielen; und daß ihn wieder von neuem allerhand traurige Gedanken beunruhigten. Ich bat ihn also herzlich, daß er mir doch sein Unglück entdecken möchte, welches ihn zu einer solchen schrecklichen Begebenheit verleitet. Er zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn mir durchzulesen. Ich eröffnete denselben mit zitternden Händen, und der Inhalt desselben war kürzlich dieser: "Mein Herr! erschrecken Sie nur nicht; ihr Vater und ihre Mutter sind vom Donner erschlagen, und alle ihre Güter sind nebst Haus und Hof im Feuer aufgegangen." Ich kann nicht läugnen, daß mich ein kalter Schauder überfiel, als ich diese Worte gelesen hatte. Indessen ließ ich mich meine Unruhe nicht merken, sondern fieng an, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte; ich stellte ihm alles mögliche vor, das mir nur mein Verstand eingab, und hatte das Glück, daß meine Trostgründe, die ich ihm sowohl schriftlich als mündlich gab, nachgehends eine erwünschte Wirkung hatten. Er ward ruhig; seine Thränen verschwanden; er ergab sich in den Willen Gottes, der seine Schicksale regieret, und lebte mit seinen Umständen so zufrieden, daß ich ein Vergnügen nach dem andern empfand. Nach der Zeit dachte ich bey mir selbst: vielleicht sind noch mehrere Kranken, die deiner Arzeney bedürfen. Vielleicht bist du im Stande sie zu trösten und die Schmerzen, die sie fühlen, zu lindern. Ich sammlete demnach alle Trostgründe, die ich in verschiedenen Schreiben an meinen Freund einfließen lassen, und sonderte diejenigen, welche wir durch die Vernunft erkennen können, von denen ab, die uns die geheiligte Religion darbeut. Die erstern erblickest du, geneigter Leser, in gegenwärtigem Buche; und die andern will ich der Welt gleichfalls bekannt machen, wenn diese Blätter eine geneigte Aufnahme finden. Dies war also der Bewegungsgrund von meinem jetzigen Vorhaben. Ich will daher gleich zu der Ausführung des ersten Trostgrundes schreiten, und alles dasjenige berühren, was in diese wichtige Wahrheit einen Einfluß hat.

§ 3.

Wer deutlich reden will, der muß zuvor seine Gedanken erklären. Ich will also dieser Pflicht ein Genüge leisten, und das Wort Schicksal etwas näher beleuchten. Man kann es betrachten als eine Nothwendigkeit der Begebenheiten, die von ihren vorhergehenden Ursachen abhangen. Wenn man

aber auf die Erfahrung Achtung giebt: so wird man finden, daß sich gewisse Begebenheiten mit dem Menschen zutragen, von denen einige in seiner Gewalt stehen, andere aber nicht. Diese letztere, wenn sie nämlich entweder den Zustand des Menschen vollkommner oder unvollkommner machen, beleget man mit dem Namen der Glücks- und Unglücksfälle. Z. E. Leander ist ein Mann, der in der größesten Armuth stecket, und von seinen Gläubigern täglich geplaget wird. Man drohet ihm mit Strafen, wofern er nicht in einer gewissen bestimmten Zeit seinen Namen aus dem Schuldregister tilget. Er quälet sich mit diesen traurigen Gedanken und geht einsam an dem Ufer des Meeres spatzieren. Unvermuthet wirft eine Welle ein Kästchen voller Juwelen ans Land, das vielleicht einer beym Schiffbruch verloren. Leander eröffnet es, und findet darin einen unschätzbaren Reichthum. Jedermann wird hier sagen, daß dem Schuldner ein Glücksfall begegnet sey. Man denke sich aber Cajum, der im Winter auf den glatten Steinen spazieret. Er geht ganz munter, hurtig, lebhaft. Plötzlich aber thut er einen Fehltritt und zerbricht ein Bein. Hier wird man sagen, daß Cajum ein Unglück betroffen. In beyden Fällen aber beruhten diese Begebenheiten nicht auf der Willkühr derjenigen, denen sie zugestoßen sind. Diese Glücks- und Unglücksfälle werden mit unter die Schicksale der Menschen gezählet. Weil sie aber sehr verschieden zu seyn pflegen: so werden sich auch unsere Schicksale auf eine verschiedene Weise gedenken lassen.

§ 4.

Der Mensch kann auf einer dreyfachen Seite betrachtet werden, nämlich 1) nach seinem Leibe; 2) nach seiner Seele; 3) nach seinen äußerlichen Umständen. Dieses soll der Leitfaden seyn, welchem wir folgen wollen, wenn wir die verschiedenen Arten von Schicksalen zu bestimmen suchen. Die Güter der Menschen sind also 1) Güter des Leibes, welche seinen Leib, 2) Güter der Seele, welche seine Seele, und endlich 3) Güter der äußern Umstände, welche seine äussere Umstände vollkommner machen. Unter die Klasse der ersteren kann man rechnen: das Leben des Menschen, seine Gesundheit, Stärke, Schönheit, sein sinnliches Vergnügen, oder seine Wollust, wie es einige nennen; unter die zweyte: Witz, guten natürlichen Verstand, Geschicklichkeit in Wissenschaften und Künsten, freudige Gemüthsbewegungen, ein wahres Vergnügen; und endlich unter die dritte Klasse: Reichthum, Ehre, ein ansehnliches Geschlecht, viele Freunde, und dergleichen. Die gegenseitigen Bestimmungen lassen sich auf

eben diese Art gedenken; und sind in Ansehung des Leibes: die Beraubung des Lebens, Krankheit, eine häßliche und ungestalte Bildung des Körpers, ein schwacher Leib, der Mangel des sinnlichen Vergnügens oder der Wollust; in Ansehung der Seele: eine natürliche Ungeschicklichkeit, ein blöder und schlechter Verstand, der Mangel der Wissenschaften und Künste, Unruhe des Gemüths, ꝛc.; in Ansehung der Güter unserer äussern Umstände: Armuth, ein schlechtes Ansehen, Verachtung, eine niedrige Herkunft, viele Feinde, Verlust der Anverwandten, und dergleichen. Alle Begebenheiten, so sich auf diese letztere Arten beziehen, und von der Schickung Gottes herrühren, kann man unter die traurigen Schicksale zählen.

§ 5.

Regieret Gott nun alle Schicksale der Menschen: so muß er auch nothwendig diese traurigen Schicksale regieren. Weil ferner alle Begebenheiten sich nach den besten Regeln der Weisheit zutragen: so werden wir auch die Spuren der Weisheit Gottes in den widrigen Begebenheiten antreffen. Man sieht daraus, daß ein Gottesleugner ein Narr sey. Mit keinem andern Namen kann ich ihn belegen, weil er dem offenbarsten Lichte der Vernunft widerspricht. Einem Vernünftigen ist der Flügel eines Schmetterlings schon ein Beweis, daß ein Gott lebe. So viele strahlende Farben er an demselben bemerket: so viele Bewegungsgründe findet er, eine allmächtige und weise Kraft zu glauben. Eben solche Thoren sind diejenigen, die von blinden Zufällen in der Welt träumen. Ich verstehe darunter solche Begebenheiten, die sich ohne allen zureichenden Grund zutragen. Ich will mich aber nicht bey einer Sache aufhalten, deren Ungereimtheit ein jeder einsehen kann. Der Satz des zureichenden Grundes ist allbereits zu einem Wahlspruche der Weltweisen geworden. Ich will also nur dieses anführen, daß die wahre Ursache, einen blinden Zufall zu glauben, mehrentheils die Unwissenheit der Menschen sey. Wie thöricht aber ist es nicht, so zu schließen: ich weiß den Grund von einer Sache nicht, folglich ist auch gar kein Grund derselben vorhanden. Meander geht auf der Straße. Mit einemmale fällt ein Stein vom Himmel, und macht ihm am Kopfe eine Wunde. Er sieht um sich und wird keinen einzigen Menschen gewahr, der den Stein geworfen haben könnte. Was folget hieraus natürlicher, als diese Begebenheit war ein blinder Zufall? Allein, nach einer Zeit erfährt man, daß ein Knabe hinter dem Hause im Garten diesen Stein geschleudert habe. Nun glaubt Meander, er habe sich betrogen, und es gäbe keinen

blinden Zufall. Wo dieses aber ist: so können auch die Schicksale der Menschen nicht von blinden Zufällen herrühren, sondern es ist eine obere Macht vorhanden, welche dieselben bestimmt.

§ 6.

Die Erfahrung lehret uns, daß unter den Sterblichen viele angetroffen werden, welche mit der Regierung ihrer Schicksale nicht zufrieden sind. Man kann aber diese Gattung Menschen auf einer doppelten Seite betrachten. Es giebt eine Art von Leuten, welche sich starke Geister nennen, und die Weisheit, so die Welt regieret, tadeln. Diese sind wie jene unsinnige Riesen, die den Himmel zu stürmen suchten und sich über die höchste Gottheit erheben wollten. Sie überreden sich, daß ihr Verstand keine Schranken habe, und daher erscheint keine Begebenheit in der Welt, woran sie nicht etwas auszusetzen finden. Man liest sogar in den Geschichten, daß Menschen sich verlauten lassen: wenn sie bey der Schöpfung der Welt gewesen wären, so hätten sie Gott einen ganz andern Rath geben wollen, wie er die Welt einrichten sollen. Ausser diesen aber finden wir noch eine Gattung frommer Leute, welche mit ihren Schicksalen nicht zufrieden sind. Diese werden wiederum gar zu kleinmüthig; sie zittern und erschrecken, wenn ihnen eine traurige Begebenheit zustößt. Sie seufzen und vergießen Thränen bey dem Verlust eines kleinen Guts. Sie beklagen immer ihr elendes Schicksal, zu welchem sie von Gott bestimmt worden. Sie wollen sich nicht trösten lassen, wenn die Zufälle ihres Lebens nicht nach ihrem Wunsche ausschlagen. Sie glauben, die Vorsicht hätte es schon von Ewigkeit beschlossen, über sie hier auf Erden lauter Unglück zu verhängen. Sie können ihre Begebenheiten nicht mit den Eigenschaften Gottes vergleichen. Beyde Gattungen dieser Leute sind der Gegenstand meiner Betrachtungen; die ersten werden hieraus ihre Thorheit, die andern aber Trostgründe für ihre Bekümmerniß lernen können.

§ 7.

Der vornehmste Endzweck, warum Gott die Welt geschaffen hat, war die Bekanntmachung seiner göttlichen Ehre. Alle Begebenheiten aber, so sich in der Welt zutragen, sind Mittel diesen Endzweck Gottes zu befördern. Folglich werden auch die Schicksale der Menschen die Ehre Gottes befördern. Diese aber begreift den Umfang aller göttlichen Vollkommenheiten; und daher werden auch die Schicksale der Menschen alle göttliche Vollkommenheiten befördern müssen. Ja, es ist ganz unmöglich, daß die geringste Begebenheit den Eigenschaften

Gottes widersprechen könne; und daher müssen auch alle göttliche Vollkommenheiten aus der Regierung der Schicksale der Menschen hervorleuchten.

§ 8.

Ich will versuchen, dieses entworfene Bild besser auszumalen. Ich will es wagen, ob ich nicht diese Gedanken in ein näheres Licht setzen kann. Gott stellte sich von Ewigkeit alle mögliche Welten vor, ehe er den hohen Rathschluß faßte, eine von diesen möglichen Welten zu schaffen. Seinem göttlichen und unendlichen Verstande waren alle Dinge gegenwärtig. Er sah demnach, welche unter dieser Anzahl Welten die beste wäre und seine Ehre am meisten beförderte. Ich rede von Gott, als ein Mensch, und nicht als ein Engel. Er fand unter andern eine, die den Glanz seiner Vollkommenheiten am meisten befördern würde. Sein göttliches Auge erblickte hier so viele Schönheiten, gegen welche die übrigen Welten nur wie die dunklen Sterne bey einer leuchtenden Sonne anzusehen sind. Er sahe alle Dinge, die zugleich da seyn und auf einander folgen müßten; er ordnete die ganze Reihe dieser Veränderungen so, daß nicht allein ein allgemeiner Zusammenhang entstand, sondern daß auch nicht das geringste ausbleiben konnte; und, wenn es ausbliebe, eine ganz andere Welt zum Vorschein kommen würde. Er beschloß demnach diese noch mögliche Welt wirklich zu machen. Seine unendliche Kraft bereitete aus Nichts Geschöpfe. Schleunig kamen aus dem Reiche der Wesen wirkliche Dinge hervor. Die neue Welt entstand und ward ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten. Gott ließ demnach die Dinge so auf einander folgen, wie sie sich sein unendlicher Verstand vorgestellet hatte. Es ist zwar möglich, daß Gott, nach seiner Allmacht, die Dinge in der gegenwärtigen Welt anders machen könnte; allein alsdann würde nicht diese Welt, die er sich von Ewigkeit her mit allen ihren Veränderungen, Folgen, und Begebenheiten vorgestellet, sondern es würde eine ganz andere Welt, und zwar eine schlechtere zum Vorschein kommen, die nicht den vornehmsten Endzweck Gottes, der in der Beförderung seiner Ehre besteht, an den Tag legte. Der Abglanz seiner Vollkommenheiten würde dadurch verdunkelt werden. Dieses aber ist unmöglich, weil er wider die Gesetze seiner ewigen Weisheit gar nicht handeln kann. Man stelle sich nur vor, daß Gott andre Begebenheiten und Schicksale erfolgen ließe, als wie er es von Ewigkeit beschlossen, so würde eine andre Welt zum Vorschein kommen, welche seine Ehre offenbar verdunkelte.

§ 9.

Damit man sich dieses desto lebhafter vorstellen könne, wie eine einzige Begebenheit eine ungemein große Veränderung machen würde, so will ich es durch ein Beyspiel erläutern. Man bleibe nur bey diesem Erdboden stehen, und stelle sich vor, daß Carl der VI. Römischer Kaiser damals, als sein Hintritt erfolgte, nicht gestorben wäre. Wie viele tausend Veränderungen würden ausgeblieben seyn, die sich durch den Tod dieses einigen Monarchen zugetragen haben. Die Erde würde fast in einer ganz andern Verfaßung seyn, als wie sie jetzo ist. So viele Kriege wären nicht erfolget: so viele Menschen würden noch leben; so viele Länder würden eine ganz andre Regierungsform haben; ganze Städte und Reiche würden anders beschaffen seyn; so viele Gedanken, Worte, Unterredungen von Schlachten, Schriften und Loblieder von den Siegen, würden ausgeblieben seyn: kurz, Millionen Veränderungen wären nicht erfolget, welche sich zugetragen haben, da diese einzige Begebenheit wirklich ward. Es wäre mir ein leichtes, von einem jeden Menschen zu zeigen, daß, wenn ihm Gott dieses oder jenes Schicksal nicht widerfahren ließe, solches eine große Veränderung in der ganzen Welt machen würde. Denn weil immer eine Begebenheit eine Ursache von der andern ist: diese Wirkung eine neue Wirkung hervorbringet; und diese wiederum eine andre: so würde die Reihe von Begebenheiten immer weiter fortgehen, so daß zuletzt eine ganz andre Welt zum Vorschein käme. Da nun alle Dinge mit einander verbunden sind: so müßte dieses einen Einfluß in die ganze Welt haben.

§ 10.

Nun mache man hieraus die Schlußfolge: wie ungereimt diejenigen handeln, die von Gott verlangen, daß er die Welt ganz anders regieren solle. Sie sind mit ihren Schicksalen nicht zufrieden, da doch alle Begebenheiten zur Beförderung des großen Endzwecks Gottes und aller seiner Vollkommenheiten sich zutragen. Sie begehren von dem höchsten Wesen, es solle wider seine unendliche Eigenschaften handeln; es soll seine Ehre verdunkeln; es soll die Welt nach ihrem blinden Wahn regieren; es soll aufhören, weise zu seyn; es soll eine Welt erwählen, die nicht ein Spiegel, sondern ein Schandfleck seiner göttlichen Vollkommenheiten ist. Thörichte Geschöpfe! lernet doch hieraus eure Unvernunft erkennen, um dadurch euer Herz in Geduld und Ruhe zu setzen.

§ 11.

Allein, ich höre anjetzt ganz neue Klagen ausbrechen. Dieses alles, rufet man mir zu, kann uns einen schlechten Trost geben. Was kann Ich denn dafür, daß ich ein unglückseliges Geschöpf in der besten Welt bin? Warum muß Ich denn eben auf dem Schauplatze der Erde meine Rolle mit Thränen spielen? Meine Unruhe, meine Schmerzen, meine Betrübniß wird dadurch noch mehr vergrößert, daß ich zu dem Leiden auf der Welt bestimmt bin. Was erwachsen mir daraus für Vortheile und Vollkommenheiten, daß ich in dieser Welt lebe? Lebte ich in einer andern Welt, wo mein Schicksal nicht so traurig wäre: so würde dieses für mich die beste seyn. Was nützt es mir also, daß ich in einer solchen Welt lebe, welche die Ehre des Allmächtigen prediget? Man saget mir, mein Schicksal sey nicht zu ändern. Allein, wie kann mich dieses trösten? Dort liegt ein Kranker auf seinem Lager und weinet. Er windet sich wie ein Wurm auf seinem harten Polster. Der Arzt tritt in die Stube und grüßet ihn. Der Kranke drückt ihm die Hände und winselt. Er bittet um einen Balsam für seine Wunden. Allein, sein ganzer Trost ist dieser: es stehe nicht zu ändern. Das Uebel das ihn quälete, sey unheilbar. Wird der Kranke dadurch getröstet? Werden dadurch seine Schmerzen gestillet und sein Herz gestärket werden? Warum hat mich das Loos des Unglücks betroffen? Wäre es nicht weit besser, daß ich nie gebohren wäre? Heute habe ich vierzig Jahre in der Welt gelebet. Mein Leiden ist unzählig, das mich in so langer Zeit gemartert hat. Heute, dachte ich, wird sich wohl dein Elend endigen. Allein mein Unglück gewinnet einen neuen Zuwachs. Eine Welle der Trübsalen wirft sich über die andre. Ich bin wie ein Steuermann, dem nach vielen Stürmen noch kein Stern geleuchtet. Ich suche und finde doch niemalen den Hafen meiner Ruhe. Ich werde unschuldig verfolget, und mein Feind, der mich drücket, lebet in dem größten Flore des Vergnügens. Seine Grausamkeit hat mich allbereit ermüdet. Es geht mir wie einem Kämpfer, der auf der Schaubühne lange gefochten, gerungen, sich gewehret, endlich aber ermüdet, entkräftet und zu Boden geworfen wird, so daß der Sieger triumphiret und den Hut vor Freude schwinget. Was hat denn mein Feind für Vorzüge? Bin ich nicht eben ein solches Geschöpf, wie er? Warum hat ihn die Vorsicht in der Welt glücklich und mich elend gemacht? Schlechter Beweis! daß ein weiser Gott meine Schicksale regiere.

§ 12.

Gelassen! gelassen! Verzagter! du versündigest dich an deinem gütigen Schöpfer. Gott ist weise und bleibt weise, wenn du gleich noch so sehr weinest. Dein Unglück ist nicht so groß, daß es den Ausfluß deiner Thränen verdienet. Deine Unzufriedenheit ist ein Irrlicht, dem ein Wandersmann nachfolget, und das ihn in die Grube stürzet. Es sind viele Gründe vorhanden, deinen Kummer zu besiegen. Du murrest wider Gott, daß er dich erschaffen, und tadelst die Weisheit, daß sie dich unglücklich gemacht habe. Allein, durchforsche nur das Register deiner Tage, wie vieles Gute du schon genossen. Gesetzt es sey manches Leiden darin anzutreffen, das du allbereit überwunden hast. Betrachte auch die Wohlthaten, die auf dich aus der weisen Hand Gottes geflossen sind. Ich bin versichert, diese werden alle traurige Schicksale weit überwiegen. Was hast du aber für ein Recht, dieses von Gott zu fordern? Warum willst du nicht auch ein kleines Unglück ertragen? Sterbliche genießen nie ein Glück, das ganz vollkommen wäre. Wer eine reiche Erndte haben will, den muß vorher der Schweiß abmatten. Unser Leben ist gewiß kein Himmel ohne Wolken. Ein jeder Stand ist mit gewissen Beschwerden, mit gewisser Unruhe, mit gewissem Misvergnügen verbunden. Schätze dich glücklich, daß du ein Mitglied dieser Welt geworden, die Gott so weislich regieret. Du bist ein Werkzeug, welches die Ehre des lebendigen Gottes befördert. Du bist ein Werkzeug, welches den Glanz der göttlichen Vollkommenheiten verherrlicht. Du bist ein Werkzeug, wodurch Gott seinen Endzweck, den er sich von Ewigkeit vorgestellet hat, erhalten will. Alle deine Begebenheiten, so dir zustoßen, sind die weisesten. Aus jedem traurigen Schicksale, das dir begegnet, leuchten die Strahlen der Majestät Gottes und seiner unendlichen Eigenschaften hervor. Es muß also nothwendig zu deiner wahren Vollkommenheit gereichen. Würde es nicht erfolgen: so wärest du ein Mittel, die Ehre Gottes zu verdunkeln. Tausend andre widrige Schicksale könnten dir widerfahren, wenn kein weises Wesen die Welt regieren würde. Ehre genug für dich, daß du ein Bürger der besten Welt geworden bist. Und doch willst du den Tag deiner Geburt beklagen? Ueberlasse dich doch mit Geduld den Führungen Gottes. Er heget eine unendliche Neigung, seine Geschöpfe glücklich zu machen. Wie würde es dir ergehen, wenn nicht die weise Vorsicht Gottes für dich sorgen wollte? Wo würdest du so viele Tage Brod bernehmen? Du würdest in Staub und Asche versinken, wenn Gott seine Hand

abziehen sollte. Jetzt bist du von aller Last befreyet. Eine wachende Gottheit hat die Sorge über sich genommen. Sind gleich einige Tage bitter: vielleicht sind die andern desto süßer. Dein Feind ist auch nicht so glücklich, als du ihn ansiehst. Und gesetzt, er wäre glücklicher: warum willst du mit Gott rechten? Durchschauet denn dein Auge die Tiefen der Gottheit? Weißt du denn die Ursachen, warum es die ewige Weisheit zuläßt? Sey mit deinen Schicksalen zufrieden, und bekümmre dich nicht um andere. Was gehet es dich an, was Gott den Menschen für Wohlthaten mittheilen will? Du hast nichts zu fordern, und hast ihm auch nichts gegeben. Danke der Allmacht, daß dir bisher nichts schlimmeres widerfahren ist. Mein Gott! wie ist es möglich, daß man über seine Schicksale klagen kann, wenn man dieses reiflich erwäget.

§ 13.

Die Ehre Gottes ist, wie die Philosophen sagen, die vornehmste und letzte Absicht desselben, und alle andre Dinge fallen wie die Strahlen der Sonne in diesen Brennpunkt zusammen. Die Ehre Gottes ist auch das höchste Gut, das Menschen glückselig und vollkommen machen kann. Alle Güter dieser irdischen Welt, deren Genuß von dieser Absicht getrennet wird, sind Körper ohne Seelen und Bilder ohne Wesen. Ein Mensch, der tausend Dinge vornimmt, und bey allen seinen Thaten nicht diesen Endzweck hat, der irret in dem Labyrinthe der Eitelkeiten herum, und findet niemals den Leitfaden, der ihm zurechte hilft. Er gelanget durch die ganze Zeit seines Lebens nie zu dem wahren Ziele seiner Ruhe. Es geht ihm, wie einem Pilgrim, der die ganze Nacht im Walde herumirret und niemals den Ausgang findet. Die menschlichen Begierden werden niemals gesättiget; einer, der nach Reichthum strebet, will immer mehr haben; einer, der nach Ehre geizet, will immer höher steigen; einer, der sich um viele Aemter und Bedienungen bewirbet, ist niemals zufrieden. Seine Lüste haben kein Ende und seine Begierden keine Gränzen. Wer aber die Ehre Gottes zu seiner Absicht hat, der erreichet den höchsten Gipfel, er besteigt die letzte Stufe, und hier bleibt er stehen. Ist aber dieses gegründet, welches doch keiner in Zweifel ziehen kann, so liefern alle traurige Begebenheiten dem Menschen die kräftigsten Trostgründe, sein Herz in Zufriedenheit und seine Seele in Ruhe zu setzen. Ich weiß, ich bin ein Geschöpf der besten Welt, welche die Ehre desjenigen verkündiget, der sie so weislich regieret. Alle meine Trübsale laufen endlich dahin aus, daß diese letztere und oberste Absicht erhalten

werde. Was habe ich also für Ursache mich zu betrüben, da ich durch sie das höchste Gut erreiche. Warum soll ich den Sorgen nachjagen und mit einem flüchtigen Schatten kämpfen? Ich esse oder leide Hunger; ich wache oder schlafe; ich bin vergnügt oder betrübt: alles geschieht zur Ehre des unendlichen Wesens. Was kann ich mir größeres wünschen, als daß ich dadurch ein Mitglied einer Welt werde, wo ich das Meinige zur Verherrlichung Gottes beytrage. Gesetzt, ich habe Gold und Kronen, ich habe Ehre und Ansehen; ich habe alles nur ersinnliche Vergnügen; und ich befördere nicht die Ehre Gottes: so werde ich eine Kreatur seyn, die sich von dem höchsten Gut immer mehr und mehr entfernet. Ein Geschöpf, das nichts in der Welt zur Ehre Gottes beytrüge, wäre unter der Anzahl so vieler tausend Wesen eine unendlich kleine Nulle.

§ 14.

Man muß sich verwundern, wie weit sich ein Sterblicher gegen seinen gütigen Schöpfer versteigen kann. Würde ein jeder diesen Trostgrund bedenken: es wäre unmöglich, daß wir unser Herz der Unruhe überliefern könnten. Die Weisheit Gottes erhellet daraus klar, daß sie uns einige traurige Schicksale zusendet. Wer würde wissen, was ein Vergnügen sey, wenn er niemals ein Misvergnügen empfunden hätte? Wer würde wissen, was süß ist, wenn er niemals etwas bittres oder saures geschmecket hätte? Man lernet erst die Gesundheit hochschätzen, wenn uns Gott auf das Krankenlager wirft. Man empfindet erst, was der Reichthum für eine Wohlthat Gottes sey, wenn man vorher arm gewesen. Man fühlet erst, wie süß der Schlaf sey, wenn die Glieder matt und müde sind. Man schmeckt erst recht die Anmuth der Speisen, wenn man vorher lange gehungert hat. Die menschliche Natur liebet die Veränderungen; und Gott hat den ganzen Erdboden nach unserm Geschmacke eingerichtet. Die Luft verändert sich; bald regnet es; bald fängt Blitz und Donner an zu stürmen; bald ist der Himmel wieder stille. Tausend Veränderungen werden wir beständig gewahr; die Jahreszeiten wechseln ab; die Bäume blühen, verblühen, vertrocknen, gehen aus, werden zu Staub und Asche. Das Feld, welches vorher mit Aehren oder Blumen ausgeschmücket war, bedecken im Winter Schneeflocken. Die Ströhme, die vorher so sanft gerauschet, werden mit Eis überzogen. Bald ist die Luft warm, bald ist sie kalt; und alles zielet dahin, das Vergnügen der Menschen zu befördern. Wir finden im Winter eben auch eine gewisse Art von Anmuth, die dem Sommer fehlet. Man kann nun den Schluß

auf die Begebenheiten der Menschen machen. Keiner würde wissen, was ein Glück auf dieser Welt wäre, wenn er nie ein Unglück gesehen, bemerket oder selbst empfunden hätte. Diese Veränderungen zeigen uns eben die klarsten Spuren der Weisheit Gottes. Die Widerwärtigkeiten dieses Lebens sind wie die Schatten, die den Glanz des Lichts desto mehr erheben; oder wie die halben Töne, die an sich widrig klingen, aber in der Uebereinstimmung der ganzen Musik die größte Anmuth verursachen. Der andre Grund, woraus die Weisheit Gottes bey den traurigen Schicksalen der Menschen erhellet, ist, weil Gott alles in der Welt, die ganze Natur, die Begebenheiten der Menschen, und alle Veränderungen so eingerichtet hat, daß nicht allein ein allgemeiner Zusammenhang vorhanden ist, sondern auch die natürlichen Ursachen immer ihre Wirkungen hervorbringen. Gesetzt nun, Gott ließe den Menschen kein trauriges Schicksal zustoßen, so müßte er alle Augenblicke Wunder thun. Er müßte die Kräfte der Natur verhindern und beständig die Wirkungen der natürlichen Ursachen aufheben. Wenn ein Mensch ins Wasser fiele, wo er ertrinken müßte: so müßte Gott ein Wunder thun, daß er nicht ersöffe. Wenn ein Mensch im Kriege von einem Schusse getroffen würde: so müßte Gott die Kraft aller Kugeln hindern. Wenn ein Mensch in Feuersnoth geriethe, wo kein Mittel übrig wäre, sich zu erretten: so müßte Gott machen, daß der Donnerschlag keinen Menschen, noch seine Güter und Häuser träfe. Ich könnte hievon unzählige Beyspiele anführen, welche uns lehren, daß, wenn den Menschen keine Unglücksfälle und keine widrigen Schicksale begegnen sollten, Gott alle Augenblicke Wunder thun müßte. Allein, dies streitet mit den göttlichen Eigenschaften und Vollkommenheiten; daher kann man allerdings schließen, daß aus den traurigen Schicksalen die Weisheit und Ehre Gottes hervorleuchte. Der dritte Grund endlich ist dieser: Sollte Gott gar keine Widerwärtigkeit dem Menschen widerfahren lassen: so müßte er unsre ganze Natur umkehren. Der Leib müßte aller Empfindungen beraubet werden; weder Regen, Wind, Luft und Sonne müßten dem Körper des Menschen schaden. Die Seele müßte ganz anders denken, als wie sie jetzo denkt. Den Hunger müßte sie ein Vergnügen, die Schmerzen eine Wollust, die Krankheiten Vollkommenheiten nennen. Was würde daraus folgen? Gott müßte eine andre Welt, er müßte nicht Menschen, sondern unempfindliche Geschöpfe erschaffen haben, welches aber offenbar wider seine göttliche Eigenschaften laufen würde. Ich könnte mehrere Gründe hier einfließen

lassen, wenn ich es mir vorgenommen hätte, dieses weitläuftiger auszuführen. Man sieht aber schon hieraus zur Genüge, daß die Menschen die wichtigsten Ursachen haben, mit ihren Umständen zufrieden zu seyn; und daß sie thöricht handeln, wenn sie von Gott begehren, er solle die Welt so regieren, daß ihnen keine traurige Begebenheiten zustoßen.

§ 15.

Zwo Quellen habe ich gefunden, woraus die größesten Unruhen und Sorgen der Menschen in diesem Leben entspringen: 1) Man will immer sein Schicksal vorher wissen; 2) Man stellet sich das Künftige immer ärger vor, als das Gegenwärtige. Diese Dinge machen den Menschen die meisten Bekümmernisse auf Erden. Wie, denkt man, wie wird es dir nach zween oder dreyen Jahren ergehen? Du bist jung: und kannst noch vieles in der Welt erfahren; du bist alt: und was für ein Unglück wird dich noch in die Grube stürzen? Du bist arm: wie viele Tage werden kommen, da du leiden und dich vor Ungeduld grämen mußt? Du bist reich: aber wie bald kann die Stunde herannahen, da alle deine Güter in Asche verwandelt werden? Wie wird dir zu Muthe seyn, wenn du entweder hungern oder gar dein Brod vor den Thüren betteln wirst? Wer weiß, was du für einen Tod erlebest? Wer weiß, was für ein trauriges Schicksal dich an die Gränzen der Ewigkeit abfordern wird? Wer weiß, wann der betrübte Tag erscheint, da die Welt sagen wird: siehe, der ist vom Donner getödtet! siehe, der ist im Wasser ertrunken! siehe, der ist um Mitternacht von Dieben und Mördern erschlagen! siehe, der hat den Hals in seinem Hause gebrochen! siehe, der ist am Schlagflusse gestorben! siehe, der blühete im besten Flore seiner Jahre, und nun liegt er im Sarge. Wüßtest du deine Schicksale vorher: so könntest du dich vielleicht in Geduld fassen. Doch, ich besinne mich, dort wohnet eine Wahrsagerin in jener Straße; oder dort wohnet ein Mann, der aus den Zügen der Hand künftige Schicksale weissagen, und mir die Nativität stellen kann. Ich will hingehen und mich belehren lassen, so kann ich doch wenigstens mein Herz in Ruhe setzen. Es ist ein Charakter eines weisen Mannes, sich in seinem Unglück zu fassen, das er vorher weiß. Du Narr! es ist ein Charakter eines Thoren, sich um Dinge zu bekümmern, die ich theils nicht wissen und mir auch keiner vorhersagen kann. Wie, wenn jetzt der Himmel einfiele! Wie, wenn jetzt die Welt untergienge! Wie, wenn ich kein Mensch wäre! Wie, wenn Gott nicht allmächtig hieße! Solche Gedanken sind schlechte Kennzeichen

von der Religion, von dem Vertrauen auf Gott, und von der Erkenntniß seiner unendlichen Eigenschaften. Ist denn nicht ein weiser Gott vorhanden, der alle deine Schicksale nach den besten Regeln der Weisheit regieret? Wer hat dich denn gelehret, daß die künftigen Begebenheiten ärger seyn werden, als die sind, die du schon erlebet hast? Wer hat dir denn gesagt, daß du dieses oder jenes Unglück erleben werdest? Wer hat dir gesagt, daß du nicht noch glücklich, daß du nicht noch reich werden, daß du nicht noch viele Jahre leben könntest? Stehen denn deine Begebenheiten nicht in der weisen Hand Gottes? Es ist vernünftig, sich nicht im Glück zu erheben und bey allem Vergnügen zu gedenken, es können auch traurige Tage kommen. Allein, es ist die größte Thorheit, sich über Dinge, die man nicht gewiß weiß, zu martern, zu quälen, zu beunruhigen. Es ist besser, ein Vertrauen auf den Regierer unserer Schicksale zu setzen, dem es etwas geringes ist, uns vor allen widrigen Zufällen zu bewahren.

§ 16.

Es sind viele Ursachen, warum die Menschen die Regierung Gottes tadeln und mit ihren Schicksalen nicht zufrieden sind. Wir haben nämlich ganz unersättliche Begierden, immer mehr Ehre, Ansehen, Reichthum, Wollust und dergleichen in der Welt zu erlangen. Daraus entstehen all rhand thörichte Wünsche; wir wollen beständig haben, Gott soll die Welt nach unserm Willen einrichten. Wir glauben, wenn dieses oder jenes in Erfüllung gebracht würde: so müßte es uns glücklich gehen. Allein, Gott kann unsere Wünsche nicht allezeit erfüllen. Unser Verstand ist gar zu eingeschränkt und unser Wille gar zu verkehrt; wir wissen oft selbst nicht, was wir von Gott bitten. Wir leben in verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Umständen; daher müssen auch unsere Schicksale unser Wohl auf verschiedene Weise befördern. Es muß also ein allwissender und weiser Gott hier die Hand im Spiele haben. Diesem müssen wir uns ganz überlassen, wenn wir uns nicht in das größeste Verderben stürzen wollen. Die Welt würde ein Inbegriff aller Verwirrungen seyn, wenn Gott stets unser Verlangen erfüllen wollte. Man bedenke nur die große Anzahl von Menschen. Man stelle sich nur ihre verschiedenen Neigungen und Gemüthsbewegungen vor. Man setze, Gott thäte das, was diese Geschöpfe wünschten. Wie verwirrt und verkehrt würde es nicht in der Welt hergehen? Der eine wünschte sich ein Glück, und tausend andre wollen eben dasselbe auch haben. Wem soll es also die göttliche Vorsicht mittheilen? Alle glauben

dazu ein Recht zu haben; und allen kann es doch unmöglich gegeben werden. Es wäre eben so, als wenn ein Prinz auf den matten Einfall geriethe, er wollte nur einen Tag alles dasjenige thun, was seine Unterthanen von ihm verlangen möchten. Wie viele wunderbare Wünsche würden hier zum Vorschein kommen? Einer würde dieses, der andre jenes begehren. So viele Köpfe, so viele Sinnen. Und was würde daraus folgen? Der König müßte in einem Tage sein ganzes Land in Unglück und alle seine Bürger ins Verderben stürzen. Haben wir also Ursache uns zu beschweren, daß uns Gott vor dem Untergange und Verderben beschützet? Haben wir Ursache zu weinen, daß uns Gott nicht unglücklich, sondern glücklich machen will? Was ist das nicht für ein herrlicher und wichtiger Trost für Bedrängte und Elende: Siehe, o Mensch, es ist ein weiser Gott vorhanden, der die Welt regieret und zwar nach den besten Regeln seiner Weisheit.

§ 17.

Miridas, ein Liebling von seinem Fürsten, quälete sich beständig mit traurigen Gedanken, daß er niemals das Ziel seiner Hoffnungen erreichen könnte. Er glaubte, die Menschen würden noch einmal so glücklich werden, wenn Gott die Welt so eingerichtet hätte, daß einem jeden darin seine Wünsche einschlügen. Der König konnte nicht errathen, was für ein Anliegen den Miridas traurig machte, bis dieser es ihm endlich entdeckte. O, rief der weise und kluge Prinz, der wohl einsahe, wie thöricht diese Gedanken waren, wenn dich weiter nichts mehr beunruhiget, so sind ja endlich Mittel genug vorhanden, dein bekümmertes Herz zu befriedigen. Bitte, sprach der König, was du willst; und was du bittest, und wünschest, das soll dir gegeben werden. Gleich war der Liebling mit einem Wunsche fertig, und verlangte ein kostbares Landgut nahe bey der Stadt in Besitz zu nehmen, wo er seine Tage mit Ruhe und stillem Vergnügen zubringen könnte. Sein Wunsch wurde sogleich erfüllet, und in kurzer Zeit bezog er die Zimmer seines prächtigen Schlosses. Er wohnete hier anfangs in Einsamkeit und Ruhe; doch kaum waren einige wenige Wochen verflossen, so war er schon seines Lebens müde. Der König besuchte ihn, um zu erfahren, wie er sich nach der Erfüllung seines Wunsches befände. Allein, er merkte bald, daß eine neue Unruhe in seiner Seele Platz genommen. Er fragte sogleich, was ihn denn jetzt wieder unzufrieden machte? Er möchte es ihm nur offenbaren. Wie, sprach er, Monarch! wie kann ich ruhig seyn, da ich hier doch Tag und Nacht wie ein Einsiedler in meinem

Zimmer sitzen muß? Ich würde mit diesem Zustande gerne zufrieden seyn, wenn mich nicht jetzt eine neue Unzufriedenheit quälte. Ich liebte Clarinden, eine Schöne, dergleichen die Welt selten aufzuweisen pfleget. Sie ist freundlich, artig, gesellig, lustig, witzig, munter. Sie ist schön, wohlgebildet, reich, und von einem vornehmen Stande. Wir lieben uns, denn sie hat mein Herz gefesselt; ja wir hätten uns schon verbunden, wenn nicht ihr Vater alles zu hintertreiben suchte. Ich wäre der glückseligste Mensch auf Erden, wenn ich der Clarinde theilhaftig werden könnte. Mit was für einem großen Vergnügen würde ich meine Tage auf diesem Lustschlosse zubringen, wenn ich diese Schöne umarmen und durch ein zärtliches Gespräch mit derselben mir die Zeit verkürzen könnte? Nichts wäre mehr im Stande, mein Glück und meine Ruhe vollkommen zu machen. Wohlan! rief der Fürst, dein Wunsch soll dir auch gewähret werden; und der König spielte die Sache so, daß Miridas seine Geliebte zur Gemahlin erhielt. Nach wenigen Monaten besuchte ihn der König wieder, um sich nach seinem Zustande zu erkundigen. Aber Miridas lief ihm mit Thränen entgegen und beklagte sich, daß er der unglückseligste Mensch auf der Welt sey. Seine Gemahlin wäre herrschsüchtig; und er müßte ihren Befehlen, wie ein Sklav, gehorchen. Seine Zufriedenheit, seine Ruhe und alle sein Vergnügen wäre eben so, wie seine Freyheit, verschwunden, und er müßte nun ewig die Fesseln tragen. Die Schönheit seiner Gemahlin, ihr Reichthum, ihr vornehmer Stand sey ein beständiger Vorwurf, der ihn kränke. O Miridas! sprach der König, du weißt gar nicht, was du wünschest. Warum quälest du dich denn mit beständiger Unruhe und unnöthigen Sorgen? Ich habe ja deine Wünsche erfüllet, drum lerne doch aus meinem Beyspiele mit deinem Zustande zufrieden zu seyn. O ja, sprach Miridas, wenn ich ein König wäre, so wollte ich auch wohl zufrieden leben. Du hast den höchsten Gipfel des Glücks erreichet, den Sterbliche sich nur wünschen können. Du darfst befehlen, und alle deine Befehle werden vollzogen. Wohlan! sprach der König, dieser Wunsch soll dir auch gewährt werden. Du sollst drey Jahr mein Reich verwalten, und ich will dir die völlige Macht übertragen. Miridas wird sogleich in Gold und Purpur gekleidet. Auf einen Wink stehen so viele Trabanten fertig, seinen Befehlen nachzuleben. Die Krone zieret seine Scheitel, und der Zepter stralet in seinen Händen. Der König läßt im ganzen Lande ankündigen, daß ein jeder Bürger den Gesetzen des Miridas willige Folgen leisten sollte. Alles bücket sich

vor ihm mit einer sklavischen Ehrfurcht, und in ihrem Herzen wünschen sie ihm alle den Tod. Er bemerket auch, daß unzählige Neider vorhanden sind, welche ihm dieses Glück misgönnen. Seine Tafel wird prächtig zubereitet, aber alle Speisen erwecken ihm Verdruß und Ekel. Er glaubet gewiß, daß schon in einem jeden Bissen Gift und Tod verborgen liege. Er schläft keine Nacht ruhig, in der ihn nicht die Regierungssorgen drücken. Er zittert schon, wenn man ihm ein Todesurtheil zu unterschreiben vorlegt. Er soll in Reichsangelegenheiten den Ausspruch thun, und versteht die Kunst zu regieren nicht. Er befürchtet stets, wenn er Gesetze geben soll, er werde wider sein Gewissen handeln. Ach, wie unglücklich bin ich jetzt, rief Miridas, und wie thöricht waren meine Wünsche? Kaum waren acht Tage verflossen, so lief er mit Zittern zu dem Könige, und brachte eilends Krone und Zepter wieder. Er bat demüthigst, er solle ihn doch nicht so hart strafen und noch drey Jahre ihm die Regierungsgeschäfte anvertrauen. Er wollte niemalen mehr sich wünschen, König zu werden, sondern wieder auf sein Gut gehen und in Ruhe ein Landjunker bleiben. Denn nunmehro wäre er überführet, daß er sich eitle Dinge gewünschet hätte.

§ 18.

So geht es uns armen Menschen! Wir wünschen beständig, und alle unsere Wünsche sind uns nichts nütze, ja sehr oft nachtheilig. Wir begehren das am meisten, was zierlich ins Auge fällt; und wenn wir es recht betrachten: so ist es Eitelkeit und Thorheit zu nennen. Keine Flamme ist so rein und helle, die nicht mit Rauch und Dampf verbunden ist. Man betrachte nur alles Vergnügen der Menschen auf einer rechten Seite, man wird gestehen müssen, es sey mit vielen Beschwerden und mit großer Unlust verwickelt. Bewohner dieser Erde! saget mir demnach, warum bekümmert ihr euch um Dinge, die doch zu eurem Nachtheil gereichen? Warum seyd ihr mit der Regierung eurer Schicksale nicht zufrieden, da sie doch von einem Wesen herrühren, dem es nicht an der Erkenntniß desjenigen, was zu eurem Besten dient, fehlet? Ein Blinder beklagte sich einmal, daß er nicht sehen konnte. Er wurde von andern geleitet und gieng immer sicher. Doch murrete er beständig, daß ihm Gott die Augen entzogen. Nach einiger Zeit gab ihm ein geschickter Arzt sein Gesicht wieder. Nun bin ich glückselig, sprach er, nun werde ich niemals straucheln. Er verließ sich aber gar zu viel auf seine Kräfte; er gieng hurtig von der Treppe; er that einen Fehltritt und zerbrach den Hals. So

geht es mit uns Menschen: was wir nicht haben, das wünschen wir; und wenn wir es haben, so beschleunigt es unser Unglück. Wir denken niemals an die Folgen; wir verbinden niemals das, was wir begehren, mit andern Absichten; und wir erforschen niemals den Lauf unserer Schicksale und die Spuren der göttlichen Weisheit; nein! sondern wir wollen alles besser wissen; wir sehen auf die Schalen und betrachten nicht den Kern; wir wünschen, was unsere Sinnen rühret und was von außen schimmernd aussieht. Aber, warum verlangen wir denn dieses? Und warum erwägen wir nicht die wahre Beschaffenheit der Sache? Mein Freund! das kann ich nicht sagen, du mußt dich selber fragen. So viel weiß ich, daß es geschieht. Ein Kind sieht die Wachskerze seines Vaters helle glänzen. Es läuft geschwind zu dem Tische und will den Finger ins Licht halten. Der Vater wehret es ihm, und das Kind weinet. Er drohet, er schilt, er bittet, er zeiget die Ruthe. Doch alles ist nicht vermögend, den Wunsch und die Thränen des Kindes zu stillen. Endlich läßt ihm der Vater seinen Willen. Sogleich steckt es ganz langsam den Finger ins Licht und schreyet. Wir Menschen machen es eben so in der Welt, wie dieser Knabe. Mancher weinet, winselt, er fällt auf seine Knie, und bittet Gott, er solle doch dieses oder jenes nach seinem Wunsch ausschlagen lassen. Gott thut es bisweilen, und alsdann sieht der Mensch, wie unbesonnene Dinge er sich gewünschet habe. Vorher erpreßt er ein Gut von Gott mit Thränen, und nachdem er es wirklich besitzt, beweint er seine Thorheit und bittet Gott, er solle es wieder von ihm nehmen. Sterbliche! lasset doch der Vorsicht Gottes ihren Willen, und seyd mit ihren Führungen zufrieden. Danket der Allmacht, daß es nicht allemal nach eurem Wunsche geht. Gesetzt, Gott thäte das immer, was ihr wollet: so würde doch öfters die Folge lehren, daß es zu eurem Unglück gereichet. Ich habe Gott oft gebeten, er sollte mir doch dieses oder jenes Glück wiederfahren lassen. Nichtsdestoweniger war ich doch nicht im Stande, den Himmel zu bewegen. Die künftige Zeit lehrete mich aber, daß ich, wenn ich meinen Wunsch damals erreicht hätte, der unglückseligste Mensch von der Welt würde geworden seyn.

§ 19.

Die menschlichen Gemüther sind gar zu vielen Schwachheiheiten unterworfen. Wir haben oftmals ein Gut erlanget, aber wir sind und bleiben nichtsdestoweniger unzufrieden. Mancher wünschte sich, ein Glück zu erhalten; und er fand es,

War er aber deswegen mehr vergnügt, als er sonst gewesen? Ja, drey Tage rührte es ihn, und den vierten war er dessen schon überdrüßig. Wir werden aller Dinge zuletzt gewohnt, und dann will man wieder etwas neues haben. So geht es durch die ganze Reihe von Jahren, und niemals erreichen wir das Ziel unserer Hoffnung. Im Anfange empfinden wir ein Vergnügen, und hernach sehen wir, was für eine Last damit verbunden ist. Es geht uns wie einem Schatzgräber, dem seine Wünschelruthe eine güldene Ader zeiget, der sich anfangs freuet, aber hernach bey derselben in der Grube desto saurer schwitzet.

§ 20.

Unser ganzes Leben ist ein Zusammenhang von lauter großen Bemühungen. Wir nehmen uns beständig vor, diese oder jene wichtige Dinge in der Welt auszurichten. Dadurch machen wir uns immer neue Sorgen, und bekümmern unsre Seele. Wir entwerfen in Gedanken neue Welten. Dort ist vielleicht ein unbekanntes Land, das will ich entdecken. Dann will ich mich auf die See begeben und die Gefahr der Wellen prüfen. Dort schwimmen auf dem Meere ein paar Inseln, die will ich bebauen. Hier sind Städte, die will ich erobern. Dort unter dem Nordpole wohnen Völker, die will ich bezwingen. So viele Schlachten will ich noch gewinnen. So viele Jahre will ich noch mein Glück genießen. Diese oder jene Ehrenämter will ich noch erlangen. Diesen oder jenen Zankapfel will ich unter die Gelehrten werfen. Dies ist eine Wahrheit, die noch kein Sterblicher erfunden. Hiervon will ich den Beweis mit unläugbaren Gründen führen. So und so will ich meinen Namen der Ewigkeit weihen. Ich sehe schon im Geiste die Nachwelt, ich sehe die große Zahl der Weisen, die mich in ihren Hörsälen loben. Dort ist noch ein Landgut, das will ich künftig erben. Diese oder jene Schöne soll meine Seite zieren. Diese oder jene große That muß ich unternehmen. Allein, alle unsere Entwürfe sind eitel. Alle unsere Entschließungen und Wünsche werden zu Wasser. Wir haben Schlösser in die Luft gebauet, und im Sande güldne Berge gesuchet. Viele Jahre verfließen, und wir haben noch nichts besonders verrichtet. Wir werden alt und grau, und sinken endlich in die Grube. Und alsdann wird erfüllet, was jener geschickte Dichter saget: Von einem Helden will ich singen, dessen Thaten verewigt zu werden verdienen. Was sind denn das für herrliche Thaten, die dieser Greis verrichtet hat? Er aß, er trank, er lebte, er nahm ein Weib, und starb.

§ 21.

Mancher sitzt ganz still und trauet der Vorsicht Gottes. Er ist mit dem kleinen Glücke zufrieden, das ihn jetzo krönet. Er bemühet sich nicht, Berge zu versetzen und auf den Meeren zu wandeln. Allein, unvermuthet ereignet sich ein Zufall, der ihn aus dem Staube hebet. Warum bekümmere ich mich über Dinge, die nicht in meiner Macht stehen? Kann ich Gott Regeln vorschreiben, wie er die Begebenheiten meines Lebens regieren soll? Kann ich den Grundriß ändern, den sich sein unendlicher Verstand von der Welt gemacht hat? Gott bleibt Gott, und ich bin ein Mensch. Was nehme ich mir Dinge vor, von denen ich nicht weiß, ob sie mir gelingen werden? Ein einziger Zufall kann alles niederwerfen, was ich mit so vieler Sorgfalt erbauet habe. Jener Gelehrte gieng in einen Garten und sah einen Haufen Ameisen. Diese arbeiteten an einem Hügel, und wollten eine neue Republik anlegen. Alles war hier auf das sorgfältigste beschäftiget; die eine trug zu, die andre bauete; die eine gieng weg, die andre kam wieder; die eine hatte ein Körnchen Sand im Munde, die andre ein Stäubchen Erde; zehen, zwanzig, dreyßig liefen zu, und bewegten das, was eine nicht fortbringen konnte. Endlich nach einer Stunde war alles fertig. Allein, alle ihre Bemühungen waren vergebens. Denn im Gehen stieß der Philosoph an den von Millionen Geschöpfen erbauten Hügel, und siehe! da fiel alles über einen Haufen. Die Menschen machen es eben so; sie nehmen sich viele Dinge vor, und die oberste Gottheit erblicket unsere Thorheiten. Der Thurm zu Babel soll mit seiner Spitze bis an die Wolken reichen. Die Nachwelt soll an diesem prächtigen Gebäude die Kunst ihrer Väter bewundern. Alles versammlet sich, Mauern aufzurichten, die der Ewigkeit Trotz bieten sollen. Der Herr schauet vom Himmel und besiehet diese Unternehmungen der Sterblichen. Er kennet die Schwachheiten dieser Creaturen; er will nur, und siehe, so ist es alles vergeblich. Ein geringes Mittel, die Verwirrung der Sprache, muß ihr ganzes Vorhaben zu Schanden machen.

§ 22.

Jetzt habe ich den höchsten Gipfel der Glückseligkeit erreichet. Jetzt habe ich Ehre, Güter, Ansehen, Schätze, und alles, was mein Herz wünschet. Ich muß mir einen prächtigen Pallast erbauen, denn diese Hütte, worin ich wohne, ist für mich viel zu unansehnlich. Versammlet euch, Mäurer! Künstler! Zimmerleute! errichtet mir diesen Grundriß. Hier sind schimmernde Thaler, die sollet ihr haben. Hier sind güldne Münzen,

die sollen euch zu Theil werden. Alles ist hurtig, meine Befehle zu vollstrecken: Jetzo ist mein Lustschloß fertig; und hier will ich die Tage meines Lebens mit Vergnügen zubringen. Bewundert doch, Menschen! meine Glückseligkeit, und betrachtet die Schönheiten meines glänzenden Hauses. Doch, Gott! ach Gott! wie thöricht waren meine Wünsche? Der Brand berührte des andern Tages mein köstliches Gebäude und legte es in die Asche. Da liegen meine Thaler, meine Schätze, meine Dukaten geschmolzen. Ein anderer will sich glückselig halten, denn er hat ein ansehnliches Amt erlanget. Hier ist das Ordensband von seinem Fürsten. Er ist und bleibt ein Günstling von seinem Monarchen. Trotz sey dem geboten, der ihm die Stirne beut. So und so will er sich seines Glücks bedienen. Mein Freund! diese Nacht stirbt dein König, und sein Thronfolger wirft dich von der Ehrenstufe herunter. Ein anderer denkt bey sich selbst: Ich bin ein Held und habe meine Feinde überwunden. Einem solchen Sieger, wie ich bin, gebühren die Palmen. Lorbeeren wird man auf meine Gruft pflanzen, wenn ich einst nach vielen Jahren dahin sterben werde. Was wird die Welt, mein Vaterland, mein Freund, die Stadt, mein König sagen, wenn die Kriegstrompete die Zeitung hören lassen wird: ich habe gesieget, ich habe die Feinde geschlagen, ich habe eine ansehnliche Beute gemacht? Wie glücklich werde ich nicht seyn, wenn der Friede blühen und mir die Früchte für meine Mühe zahlen wird? Wie werden mich die Dichter rühmen? Wie freundlich wird mich meine Gemahlin küssen, wenn ich mit Siegespalmen gekrönt zurück kommen werde? Noch eine Schlacht will ich liefern, aber der Feind soll die Schärfe meines Schwerdts empfinden. So und so will ich meine Krieger ordnen: so und so will ich das Lager meiner Gegner angreifen. Hernach will ich mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele in die Thore meiner Vaterstadt ziehen und die Triumphe meinen Kindern erzählen. O Thor! deine Freude und alle deine Bemühungen sind eitel. Dort ladet ein feindlicher Soldat seine Flinte. Hier steckt eine Kugel, die wird dich morgen treffen. Nach wenigen Stunden wird das Schlachtfeld auch von deinem Blute rauchen. Ein Prinz besteigt die Staffeln seines Thrones und jauchzet. Er sitzt in seinem Kabinette und freuet sich. Wie glücklich, spricht er bey sich selbst, bin ich nicht, daß mich die Krone zieret! Hier sind die Sklaven, die sich zu meinen Füßen schmiegen; und dort sind die Unterthanen, die meinen Zepter küssen. Hier sind Länder und Reiche, über welche ich herrsche; dort sind neue

Gegenden, die sollen mir huldigen. Was erblicke ich für Heerschaaren? Es sind meine Soldaten, welche meinen Befehlen gehorchen. Sie gehen so muthig einher und verdoppeln die Schritte. Sie erheben die Häupter und schließen sich in Linien. Sie schwingen die Waffen und zucken die Schwerdter. Ein Mann beweget sich und mit ihm ganze Schaaren und Glieder. Hier steht der Kern der auserlesensten Helden. Wer ist im Stande meiner Macht die Spitze zu bieten? Dort wohnet ein Fürst, den will ich bekriegen. Hier herrschet mein Nachbar, mit dem will ich Bündnisse schließen. So und so will ich den Flor meiner Staaten befördern. Monarch! alle deine Unternehmungen sind vergeblich. Gott regieret die Welt, und nicht wir sterbliche Menschen. Ehe die Sonne an jenem Horizont untergeht, so liegst du schon im Sarge. Völker werden deinen Tod beweinen, aber nicht über deine Siege frohlocken. Du bist ein Mensch, wie wir, und mußt sterben. Ein anderer ist zu der Krone bestimmt, die dich jetzo so innig vergnüget.

§ 23.

Ach daß doch die Menschen beständig bedächten, daß sie nicht Schöpfer, nicht Erhalter, nicht Regierer der Welt sind! O hätten wir doch die Kunst gelernet, uns in die Führungen Gottes zu schicken! O möchten wir doch nicht Dinge unternehmen, von denen wir gar nicht wissen, wie sie ausschlagen werden! O möchten wir doch die Welt betrachten, und den Wechsel alles Glücks und Unglücks daraus lernen! Darius wird durch das Wiehern eines Pferdes zum König. David weidet die Lämmer seines Vaters, und wird gesalbet. Xerxes trotzet auf seine unzählbaren Heere, und wird geschlagen. Crösus will die ganze Welt kaufen, und muß die Schuld der Natur bezahlen. Der am glückseligsten zu seyn glaubet, sitzt auf einem Scheiterhaufen. Gerechter Himmel! wie veränderlich sind die Glücksfälle? Der eine will neue Länder gewinnen, und verliert seine eigene. Der andere befürchtet den Verlust seiner Reiche, und er gewinnt neue Kronen. Vor zehn Jahren sahe ich ganze Geschlechter blühen, und heute sehe ich ihre Kinder betteln. Der eine will dem Sturme des Meeres entrinnen, und er muß darin ertrinken; der andere befürchtet gewiß in der See sein Grab zu finden, und er erreichet den Hafen. Der eine meynet viele Jahre zu leben, und er muß plötzlich sterben; der andere überredet sich, er werde gewiß bald sterben, und siehe! er lebet. Woher kommen doch diese Begebenheiten, die sich so wunderbar zutragen? Woher kömmt es, daß wenige Griechen siegen, und Millionen Perser geschlagen werden?

Woher kömmt es, daß derjenige Bettler, den wir etwa vor zehn Jahren von unsern Schwellen gestoßen, jetzo in unserm Hause wohnet und Allmosen giebt? Woher kömmt es, daß der Ebräische Knabe, der vor kurzer Zeit noch die Ketten im Gefängniß trug, dem Könige Pharao zur Seiten sitzt und über Aegypten herrschet? Woher kömmt es, daß Haman eben den Galgen zieret, den er für Mardachai erbauet hatte? Woher kömmt es, daß der Straßenräuber, der mich vor wenigen Jahren im Walde geplündert, jetzo auf dem Rade liegt? Woher kömmt es, daß mein Feind, der mich vorher unglückselig zu machen suchte, mir jetzo fast die Füße küsset? Woher kömmt es, daß der Gottlose, der vor drey Jahren einen Menschen heimlich ins Wasser gestürzet, in eben dem Wasser ertrunken ist? Woher kömmt es, daß das kleine Kind, welches mein Vater erzogen, seinen Söhnen jetzo unter die Arme greifet? Das Räthsel ist leicht zu errathen. Es regieret ein gerechter Gott die Welt, und zwar nach den besten Regeln seiner Weisheit.

§ 24.

Gehe hin, o Mensch! der du Gott tadelst, und zähle die Sterne. Siehe die Sonne in dem Mittelpunkte so vieler Welten strahlen, und erwäge den Lauf der Planeten. Miß die Gränzen des Himmels, die zum Erstaunen aller Geister so unbegreiflich weit fortlaufen. Ueberrechne den Sand an dem Ufer der Meere und zähle die Tropfen in den Wellen der Seen. Steige in die untersten Grüfte der Erde und durchforsche die Wunderwerke der Natur. Siehe hier die ersten Quellen, woraus so viele unzählige Ströme fließen. Betrachte die Minen in den Gebirgen, woraus so viele reiche Gold- und Silber-Adern erzeuget werden. Wandle in den schattichten Thälern und berechne die Blumen. Gehe hin auf die Spitzen der Berge, und übersieh hier eine Seite der Welt, die dein Auge immer mehr lüstern machet. Nimm eine blühende Pflanze in deine Hand, und beurtheile die künstlichen Röhren, wodurch der Saft aus der Wurzel in die Höhe steigt. Bewundre den erhabenen Bau deines Leibes und bedenke das unerforschliche Wesen deiner Seele. Zähle die Millionen Geschöpfe, die mit dir auf der Fläche des Erdbodens gehen. Frage dich, ob du im Stande seyst, ein einziges Gräschen zu schaffen. Frage dich, ob es möglich sey, daß Stäubchen von Ewigkeit her zusammengeflogen und eine so schöne Welt gebildet haben. Frage dich, woher diese Dinge ihr Daseyn haben, und wer ihren Lauf, ihre Dauer, ihre Ordnung, ihre Abwechselung, ihren Wachsthum, und ihren Fortgang so weislich regieret. Frage dich, warum

sie nicht in ihr voriges Nichts versinken; und wer derjenige sey, der solche wichtige Veränderungen in ihnen hervorbringt. Erwäge die vielen Millionen Seelen, die auf dem Erdboden leben, die alle einen verschiedenen Willen haben, und durch unzählige wider einander streitende Handlungen ihre Absichten zu erreichen suchen. Frage dich, wer derjenige sey, der so viele tausendmal tausend Neigungen und Absichten so geschickt mit einander zu verbinden weiß, daß immer aus dem Laufe der Begebenheiten die allervortrefflichste Ordnung und ein von Ewigkeit abgefaßter Rathschluß herauskommen muß. Wirst du hier nicht die Spuren der göttlichen und unendlichen Weisheit zugestehen müssen, welche die Welt regieret? Warum will aber dein Verstand dasjenige tadeln, wovon er nicht das tausendste einsieht? Warum murrest du wider Gott, daß er nicht alles nach deinem Willen einrichtet? Zweifelst du gar an der Fürsehung Gottes, so ist dein Leben ein wankendes Schiff, das niemals den Hafen seiner wahren Ruhe erreichet. Dein Unglück ist eine gerechte Strafe; und der Gott, der über deine Schicksale gebeut, wird seine Hand von dir abziehen. Verbanne demnach die Zweifel, die deine Seele traurig und dein Gemüth unruhig machen. Es lebet ein Gott, der alles weislich regieret; drum sey mit deinen Umständen zufrieden. Bist du in der Welt glücklich: schreibe es nicht deinen Verdiensten zu. Alles Fleisch vergehet wie Heu, und alle Herrlichkeit der Welt ist wie eines Grases Blume. Bist du unglücklich; getrost! dein Leiden dauert nicht ewig. Es verändert sich alles, und zuletzt bedecket uns das Grab, das Fürsten und Unterthanen erwarten müssen. Der Tod vermischet das Kartenspiel, sagt jener, und wirft König und Knecht unter einander.

§ 25.

Gott hat uns die Vernunft gegeben, die man bey allen widrigen Schicksalen brauchen kann. Diese muß untersuchen, wie alle Dinge beschaffen seyn; diese muß uns Geduld einflößen; diese muß uns die Gründe der Zufriedenheit mittheilen. Ein unvernünftiges Thier aber beschämet uns Menschen alle Augenblicke. Ich trat einmal ans Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Kaum hub ich meine Augen in die Höhe, so ward ich einer Spinne gewahr. Diese gieng zu ihrer Arbeit und fieng an zu weben. Sie machte ein zierliches und künstliches Gewebe, woraus ich die deutlichsten Spuren der Weisheit Gottes erblickte. Kaum war sie mit ihrer Arbeit fertig, so wollte sie auch die Früchte ihrer Mühe genießen. Sie setzte sich demnach in den Mittelpunkt ihres Pallasis und lauerte auf eine Fliege.

Man konnte es ihr ansehen, daß sie der Hunger quälete; indessen war sie immer gelassen. Eine Stunde verfloß nach der andern; die Mittagssonne schien schon am Horizonte und warf einige Strahlen in ihr künstliches Labyrinth, so daß alle Fäden von ihrem Kunststücke durchsichtig und helle wurden. Ihr Netz blieb sichtbar und der Raub entfloh. Mir ward Zeit und Weile lang, darum verfügte ich mich zur Mahlzeit. Ich kam wieder, und sie hatte noch nichts gefangen. Der Abend war hereingebrochen und ich wollte mich zur Ruhe begeben. Ich sahe nach meiner Spinne, und fand sie ganz geruhig und gelassen sitzen, ob sie gleich den ganzen Tag nicht das geringste erhaschet hatte. Mich jammerte dieses Thiers, und ich dachte bey mir selbst: du armes Geschöpf! wie wirst du gequälet. Endlich am Morgen des andern Tages gieng ich an mein Fenster und sahe ihr ausgespanntes Netz voller Leichen. Was ihr die Natur an dem einen Tage entzogen, das gab sie ihr am andern zehnfach wieder. Nun, sprach ich bey mir selbst, dieses kleine und verächtliche Thier beschämet viele tausend Menschen. Wie wenige sind, die Gott still halten und auf die Erscheinung seiner Hülfe warten. Sie murren und klagen; sie tadeln die Regierung Gottes; sie werden immer ungeduldig und geben auf die Wege der ewigen Weisheit gar nicht Achtung. Gelassen! o Mensch! die Zeit verändert alle Dinge. Bedenke, die Vorsicht des Höchsten wachet über deine Begebenheiten. Eine erhabene Gottheit ist hier im Spiele. Mir kann ohne ihren Willen nicht das geringste widerfahren. Ich weiß, ich bin ein Mensch, ich denke. Ich bin eine kleine Welt. Ich bestehe aus einem Körper und aus einer vernünftigen Seele. Ich bin also edler als tausend andere Geschöpfe, die ich vor mir sehe. Gottes Fürsorge aber erstrecket sich unbegreiflich weit. Dort wächst eine Blume in meinem Garten, so die Vorsicht kleidet. Hier fliegt ein Vogel in der Luft und singt. Die Allmacht nähret ihn, darum preiset er den Schöpfer. Dort kriecht ein Wurm mit seinen Jungen ich Grase. Er lebet, und der Gott, so die Welt regieret, giebt ihm seine Speise. In jener Schäferhütte wird ein junges Lamm gebohren. Es hüpfet auf dem Berge, da es zum erstenmal die Welt erblicket. Der Himmel giebt ihm seine Nahrung und kleidet es mit einer sanften Wolle. Es kömmt zum erstenmal auf eine blühende Wiese und springt. Es freuet sich über Gott, der die Welt so künstlich gebauet hat. Eben jetzo, da ich dieses schreibe, kömmt eine Fliege und setzet sich vor meinen Augen nieder. Ich betrachte dies kleine Geschöpf, das der Mensch so geringe schätzet, und empfinde darüber ein

ganz besonderes Vergnügen. Dieses kleine Thier erblicket ein Stück Zucker, das vor mir auf dem Tische liegt, und wird auf einmal munter. Es schmecket hier die Süßigkeit der Natur, es ißt sich satt, und fliegt mit Summen in die freye Luft, als wenn es seinem Schöpfer dankte. Würde ich hiebey gleichgültig seyn: so würde ich nicht wissen, daß ich zur Ehre Gottes lebe. Was fallen mir hiebey für Gedanken ein, die mir Trost und Ruhe in meinem Unglück verschaffen? Ich denke: was ist für ein großer Unterschied zwischen mir und diesen Geschöpfen vorhanden? Allein, der Gott, so die Welt regieret, erhält dennoch diese Creaturen. Ist es also wohl möglich, daß seine Vorsicht nicht über mir, der ich mit einem vernünftigen Geist gezieret bin, wachen sollte? Gesetzt, es ereignen sich auch gewisse Fälle, die mir etwas schwer zu ertragen scheinen; nur getrost, ich werde unter der Last meines Elendes nicht sogleich versinken. Mein Verstand ist der Leitstern, dem ich beständig folge. Mein Verstand lehret mich, daß ein Gott lebe. Mein Verstand lehret mich, daß er die Welt erhält. Mein Verstand lehret mich, daß er die Welt regieret: Und was lehret mich mein Verstand? daß ein weises Wesen auch über meine Schicksale wache.

§ 26.

Nun soll mich nichts betrüben, da ich eingesehen, daß der Schöpfer und Regierer meiner Schicksale gegen mich so gnädig ist. Ich will nicht mehr die Regierung Gottes tadeln, noch mich mit leeren und unnützen Entwürfen beunruhigen. Ich will nicht klagen, wenn mir meine Wünsche nicht einschlagen, weil sie doch nur mein Unglück befördern würden. Ich will mich dem Willen desjenigen überlassen, dessen Güte so alt und so groß als die Welt selbst ist. Ich will mit den Führungen desjenigen zufrieden leben, dessen Auge über alles wachet. Wie glückselig bin ich nicht, daß mein Beschützer, mein Erhalter, mein Regierer, mein Versorger Gott selbst ist. Gesetzt, es begegnen mir auch einige Widerwärtigkeiten; warum soll mich dieses traurig machen, da sie aus der Hand eines solchen guten Gottes entspringen? Wahrhaftig, es kann nichts größeres gedacht werden, als unter der Aufsicht der lebendigen Gottheit zu stehen. So wenig ein Vater sein Kind ins Verderben stürzet: so wenig wird mich auch die göttliche Vorsicht unglücklich machen. Ich finde Millionen Spuren der göttlichen Weisheit, Güte, Liebe, Allmacht, Herrlichkeit in der Welt, und dieses treibt mich an, daß ich mein Herz mit Vergnügen zum Himmel erhebe. Schätzet sich ein Unterthan glücklich, wenn er einen weisen und mächtigen Regenten hat, der ihn kräftig unterstü-

tzet: Was soll ich sagen, da mich die oberste Gottheit selbst beschirmet? Laß einen Heiden klagen, der von Gott nichts weiß: Ich bin ein Christ; meine Seele empfindet über den Zusammenhang meines Lebens das innigste Vergnügen. Meine Seele empfindet eine unaussprechliche Freude, weil ich mit meinem Schöpfer gut stehe. Alle Furcht, Sorgen, Angst und Bekümmerniß verschwindet plötzlich, wenn ich bedenke, daß mich auch die Gegenwart Gottes in dem verborgensten Winkel umringet. Mein Herz verspüret eine Art der Beruhigung nach der andern, weil ich überzeuget bin, daß der Höchste bey mir ist, ohne dessen Willen mir nicht ein Haar gekrümmet werden kann. Ich bin einsam in meinem Zimmer: und Gott steht vor mir. Ich gehe allein in den dunkeln Wäldern: aber die Allgegenwart Gottes überschattet mich. Ich bin unter dem Haufen der Lebendigen: aber der Allmächtige steht mir zur Seiten. Ich rede, ich denke, ich schweige, ich gehe, ich stehe; und überall ist der Regierer meiner Schicksale zugegen. Der ganze Gegenstand meiner Gedanken, meiner Worte, meiner Freude und meines Trostes ist der Urheber meines Wesens. Begegnet mir ein Leiden: so klage ich es meinem Beschützer. Genieße ich eine Freude: so danke ich dafür meinem Wohlthäter. Weine ich: so werden meine Thränen gezählet. Seufze ich in der Stille des Geistes: so sind meine Seufzer die Opfer, die ich vor Gott bringe. Ich bin arm: aber ich habe die Gnade des Himmels; ich habe unzählige Feinde: aber der Höchste ist mein Freund. Man suchet mich zu stürzen: aber die Vorsicht erhebt mich. Ich bin krank: der Allmächtige ist mein Arzt. Ich sitze gefangen: Gott ist bey mir. Ich bin nicht hoch und ansehnlich in der Welt; aber ich bin ein Kind des Höchsten. Es sterben alle meine Freunde: Gott kann nicht sterben. Alle meine Gönner verlassen mich: aber Gott verläßt mich niemals. Alle Elemente rüsten sich wider mich: aber Gott ist ihr Schöpfer. Der Tod will mich abfordern: ich werde bey Gott leben. Jedoch, ich sterbe durch ein Unglück; sehr gut, Gott regieret meine Schicksale nach den besten Regeln der Weisheit.

§ 27.

Es ist nichts mehr übrig, als daß wir noch gewisse Einwürfe aus dem Wege räumen. Die wahren Ursachen, warum der Mensch bey seinen traurigen Schicksalen so wenigen Trost verspüret, sind die betrübten Zweifel, welche wir gegen die Vorsicht machen. Ich sehe mich also genöthiget, dieselben zu entkräften, und die Weisheit Gottes in der Regierung unserer Schicksale zu retten; weil sonst dieser Trostgrund bey demjenigen

wenig Nachdruck haben würde, den diese Zweifel plagen. Der erste Einwurf ist daher genommen, weil die Vorsicht Gottes immer eingeschränkter würde. Wir hören nämlich fast an allen Orten über schlechte Zeiten klagen. Man bildet sich ein, daß die Vorderwelt mehrere Proben der Vorsicht Gottes erfahren. Allein, möchten die Menschen doch einsehen lernen, wie ungegründet diese Klagen sind. Wer kann sagen, daß der weise Gott, der die Welt regieret, gegen unsere Väter gnädiger gewesen sey, als gegen uns? Wer kann sagen, daß die Vorsicht Gottes jetzo nachläßiger geworden, und in den verflossenen Zeiten wachsamer gewesen sey? Seine Liebe gegen die Menschen bleibt unveränderlich, und seine Regierung ist in unsern Tagen eben so herrlich, als in vorigen Jahren. Gott aber mag es mit uns machen, wie er will: so sind wir doch niemals mit seiner Regierung zufrieden. Die Erde ist eben so schön gezieret; die Felder bringen eben die Gewächse, die Wiesen eben die Blumen, die Bäume eben die Früchte hervor. Die Luft wimmelt von Vögeln, der Wald von Thieren, und das Meer von Fischen. Die Schafe tragen eben die Wolle, die Würmer spinnen eben dieselbe Seide zur Bedeckung unseres Leibes, als vorher. Der Gold- und Silber-Adern werden immer mehr und mehr entdeckt, und das Geld wird immer häufiger in der Welt. In so vielen Ländern werden Münzen geschlagen, und es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn der Werth der Sache steigt, weil das Geld sich beständig vermehret. Wie lange läuft nicht ein Dukaten in der Welt herum, ehe er geschmolzen und zu etwas anderm bestimmet wird? Allein die Begierde der Menschen nach Reichthum und Schätzen ist unersättlich. Will man die Güter nach der Menge des Geldes abmessen: so folget ganz natürlich, daß unsere Väter ärmer gewesen. Will man sie aber nach dem Ueberfluße der Sachen schätzen: so sind wir eben so reich, wie sie, und sie sind so reich, als wir gewesen. Denn was an einem abgehen sollte, das wird am andern wieder zwiefach ersetzet. Gott ist also nicht Schuld an unsrer Bekümmerniß, sondern wir und unsere Thorheit beunruhigen uns selbst. Die Pracht, der Staat, die Hoffart, die Wollust, die Verschwendung haben in der Welt zugenommen, daher brauchen wir immer mehr, als unsere Vorfahren. Unsere Väter haben Heerlinge gegessen, und den Kindern sind die Zähne davon stumpf worden. Man schätzet sich heut zu Tage arm, wenn man seine Kleider nicht mit Flittergold behänget oder sich doch oft ein neues schaffen kann. Man schätzet sich arm, man klaget und murret über sein Verhängniß, wenn uns Gott die

Mittel entzieht, unsern Leib mit der Völlerey zu beschweren und unsere Kehle mit dem stärksten Getränke zu kitzeln, das unsern Verstand dumm und die Glieder des Körpers zum Dienst Gottes ungeschickt machet. Man klaget und murret, wenn unser Haus nicht von Bedienten wimmelt, die das Brod umsonst essen, und durch den Müßiggang der vernünftigen Welt zur Last werden. Nicht allein wir, sondern auch unsere Knechte, Diener, Pferde müssen von aussen schimmern, und Zeugen unserer Hoffart und Verschwendung werden. Hievon hat die Vorderwelt wenig gewußt, und man hat also gar nicht Ursache, über schlechtere Zeiten zu klagen. Ich wollte lieber sagen, daß Gott gegen uns weit gütiger sey, als er gegen unsere Väter gewesen ist. Denn, wenn wir es recht untersuchen: so haben wir vielleicht weit mehr leibliche und irdische Güter von Gott empfangen, als jene. Verwegene! höret demnach auf, die weise Regierung Gottes zu tadeln, und lernet die Gnade des Himmels hochschätzen.

§ 28.

Der Mensch ist ein kleines Geschöpf, wenn man ihn gegen die ganze Oberfläche der Erde hält. Wie geringe ist nicht das Stück Land, das er einnimmt, wenn er stehet, wenn er sitzt, wenn er todt ist und begraben liegt? Sobald er in den Staub versinkt, woraus er gebildet worden, so ist die ganze Last, die er um sich trägt, eine Hand voll Asche. Er braucht gewiß sehr wenig zum Unterhalte seines Lebens. Es giebt unter den Thieren auf dem Felde Creaturen, die weit größer sind, als er. Ein Rhinozeros und ein Elephant brauchen zu ihrem Unterhalte weit mehr, als ein Mensch. Dennoch stirbt nicht so leicht eins von diesen unvernünftigen Thieren vor Hunger. Aber die Menschen klagen beständig über Hunger, Durst, Blöße, und dergleichen. Woher kömmt doch dieses? Ist denn Gott gegen die unvernünftigen Geschöpfe gütiger, als gegen die vernünftigen? O nein, Gott ist nicht Schuld hieran, sondern die Wollust, Ueppigkeit und Schwelgerey der Menschen. Manche prassen so lange, bis sie ihre Güter verzehren und an den Bettelstab gerathen. Unsere Natur ist mit sehr wenigem zufrieden. Allein, ein Unmäßiger frißt oft so viel auf einmal, daß er davon drey Tage hätte leben können. Dieses finden wir bey den Thieren nicht. Wenn ein Thier einmal gesättiget worden: so läuft es davon, und wird nichts mehr anrühren. Der menschliche Witz aber sinnt auf allerhand Arten, unsere Begierden zu reizen, und unsere Zunge von neuem zu kitzeln. Man ist mit einer Gattung Speisen nicht zufrieden, wie unsere Vorfahren, sondern die

Verschwendung muß das Auge lüstern machen. Wie bunt sieht nicht die Tafel der Reichen und Großen aus? Viele hundert Thaler werden über eine Mahlzeit verschwendet, wovon die Hälfte verfaulet, oder von den Hunden verzehret wird. Man schätzet sich arm, wenn man nicht täglich seinen Tisch mit vielen Schüsseln zieren kann. Der Mensch durchgräbt, wie ein Maulwurf, alle Klüfte der Erden. Keine Pflanze, keine Wurzel, keine Frucht, nicht einmal Beere, oder eine Murchel, kann ihm entwischen. Er schwimmt auf den Seen und Flüssen; er durchforschet alle Höhlen der Wälder; er ersteigt die höchsten Spitzen der Berge, um nur Geschöpfe aufzusuchen, die er seiner Wollust und Verschwendung aufopfern kann. Wenn einer den andern zum Gastmahle ladet: so ist man stets darauf bedacht, ihm etliche Tage von seinem Leben abzukürzen. So viele Gattungen von Speisen schlucket man in sich; bald kömmt ein saurer, bald ein süßer, bald ein bitterer Leckerbissen. Man machet im Magen einen Mischmasch, wodurch allerhand unordentliche Gährungen entstehen, welche das Geblüte verderben. Eine einzige Pastete besteht oft aus unzähligen Sorten von Speisen, und ist von Zucker, Mandeln, Rosinen, Citronenschalen, Gewürzen, Fleisch von Vögeln, zahmen und wilden Thieren, Butter, Wein und Mehl zusammengesetzet. Man nöthiget und zwingt uns zum Essen und Trinken, so daß man des andern Tages Kopfweh, Leibschmerzen, Mattigkeit des Körpers, blähende Dünste, und was dergleichen mehr ist, ertragen muß. Mancher ist bey dem Triumphliede: Er habe diesen oder jenen unter den Tisch gesoffen, weit lustiger, als ein Held, der viele Schlachten gewonnen hat. Hieraus entstehen unzählige Gattungen von Krankheiten, wovon die Thiere nichts wissen, weil sie sich mehrentheils zu einer Gattung von Speisen gewöhnen. Wie viele Arten von Fieber giebt es nicht? Ja das Auge, ein kleines Glied am Menschen, ist fast unzähligen Uebeln und Zufällen unterworfen. Man darf also über die Regierung Gottes gar nicht klagen, weil der Mensch selbst an seinem Unglücke Schuld ist, und keiner Hungers stürbe, wenn die Schwelgerey und Ueppigkeit aus der Welt verbannet würde. Wir versündigen uns beständig an dem gütigen Schöpfer, wenn wir ihn um das tägliche Brod bitten, weil wir darunter nicht so viel, als zur Leibes Nothdurft und Nahrung gehöret, welches die Natur keinem Geschöpfe auf der Welt versaget, wenn es sich nur Mühe darum giebt, sondern dasjenige, was unsere Wollust und Schwelgerey befördert, verstehen. Es ist also gar kein Wunder, daß die ersten Väter der Welt so lange gelebet

haben, weil sie sich mit schlechten und einfältigen Speisen vergnügten. Je mehr man aber Mittel zur Schwelgerey erfand, desto merklicher wurde das Leben der Menschen verkürzet.

§ 29.

Der andere Einwurf, den man wider die Regierung Gottes macht, und wodurch man seine Weisheit in Zweifel zieht, ist die ungleiche Austheilung der Glücksgüter. Hieraus entspringen die meisten glücklichen und unglücklichen Schicksale der Menschen. Wir finden nämlich, daß Gott nicht einem jeden ein gleiches Glück auf der Welt bestimmet. Der Reichthum, die Ehre, das Ansehen, sind verschieden ausgetheilet. Jener geht in Purpur, dieser trägt Lumpen. Jener wohnet in einem prächtigen Pallaste, dieser nur in einer schlechten Hütte. Jener hat unzählige Schätze, dieser keinen Heller. Jener pfleget und mästet seinen Körper, dieser spaltet Holz und schwitzet. Jener sitzt in hohen Ehren, dieser bleibt im Staube der Verachtung. Wäre es nicht besser, denkt mancher, wenn Gott einem jeden ein gleiches Theil gegeben hätte? Wir sind von Natur alle Menschen. Ein jeder ist ein Bürger und Einwohner dieser Welt. Wir haben, wenn wir unser Wesen betrachten, gleiche Vorrechte. Warum muß also der eine einen Ueberfluß an allem haben, und der andere darben? Allein, dieser Zweifel ist ungegründet, denn ich finde hierin die größten Spuren der Weisheit. Man bilde sich einmal in Gedanken eine Welt ab, wo Gott die Güter des Glücks auf eine gleiche Weise ausgetheilet hat. Hier sind lauter Herren, hier sind lauter Prinzen, hier sind lauter Fürsten. Keiner ist dem andern unterworfen. Man findet in allen Gegenden einer solchen Welt keinen Diener, und niemand will dem andern Hülfe leisten, weil sie alle gleiche Vorzüge haben. Was würde hieraus folgen? Nichts, als dieses, wir wären alle die ärgsten Sklaven. Die ganze Wohlfahrt unseres Lebens müßte zu Grunde gehen, und wie wenige Ruhe, Vergnügen und Bequemlichkeit würden die Menschen genießen. Ein jeder müßte selbst sein Feld düngen, seinen Acker pflügen, sein Vieh füttern, und als ein schlechter Bauer die gröbsten Arbeiten übernehmen. Derjenige, der einen schwachen und siechen Körper hätte, müßte im Elend verderben. Arbeiten kann er nicht, und niemand würde ihm abwarten wollen. Aber wie weislich hat es Gott jetzt in der Welt eingerichtet? Der Tagelöhner schwinget seine Axt mit Freuden, und ein Reicher wendet seine Schätze dazu an, daß er sich Ruhe und Bequemlichkeit verschaffen könne. Ein jeder Mensch hat seine Sphäre, in welcher er mit Vergnü-

gen in Absicht auf die Belohnung seiner Mühe arbeitet. Es erhellet also daraus die größte Weisheit Gottes, daß er Hohe und Niedrige, Reiche und Arme, Fürsten und Unterthanen in die Welt gesetzet hat.

§ 30.

Es sind noch mehrere Gründe vorhanden, diese Wahrheit zu bestätigen. Eben dadurch, daß Arme und Reiche in der Welt sind, werden die Mitglieder des menschlichen Geschlechts desto genauer mit einander verbunden. Eins kann ohne das andere nicht leben. Eins hat das andere vonnöthen. Hierdurch entstehen blühende Republiken und große Reiche, deren Bürger ihre Wohlfahrt in den höchsten Flor bringen. Die ganze Welt wird gleichsam eine Kette. Ein Mitglied hängt von dem andern ab, und wird mit ihm unzertrennlich verbunden. Die Neigung, Schätze zu haben, brachte den Handel in die Welt. Völker in den entlegensten Welttheilen lernten sich kennen. Einer überliefert dem andern die Früchte, so die Natur in seinen Ländern hervorbringt. Die Menschen werden auch dadurch zur Arbeit angetrieben. Ein Müßiggänger ist eine unnütze Last des Erdbodens. Er ist gleichsam eine Hummel, die von dem Schweiße der arbeitsamen Biene lebt. Und endlich ist dieser ganze Einwurf nur ein Spielwerk der Gedanken. Die gleiche Austheilung der Glücksgüter ist in der gegenwärtigen Welt nicht möglich. Denn einige Menschen würden ihre Güter verschwenden, und dadurch nothwendig arm werden. Der eine würde mehr brauchen, als der andere, und diesem also einen Theil von seinen Schätzen aus den Händen spielen. Dadurch aber würde der andere reicher werden.

§ 31.

Der dritte Einwurf wider diesen Trostgrund ist von den Begebenheiten der Welt hergenommen, welche den Eigenschaften Gottes zu widersprechen scheinen. Man wird fragen, wie es möglich sey, daß ein weiser Gott die Welt regiere, da sich doch oftmals solche Fälle zutragen, die offenbar wider die Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Heiligkeit und andere Vollkommenheiten Gottes laufen? Man darf nur auf die Schicksale der Frommen und Gottlosen Achtung geben, so wird dieses ganz deutlich erhellen. Den ärgsten Bösewichtern geht es wohl, den tugendhaftesten Personen geht es übel. Oft geschehen Thaten, die mehr als grausam sind. Die Welt ist nicht ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten. Sie ist vielmehr ein verwirrter Schauplatz von tausend Unordnungen. Es wird alles durch eine nothwendige Folge des Guten und Bösen bestimmt. Wie

wäre es möglich, wenn ein Gott wäre, daß sich solche schreckliche Begebenheiten zutragen können? Die Erfahrung soll hier selbst reden. Dies ist die Sprache derjenigen, die sich starke Geister nennen.

§ 32.

Diesen Einwurf, der fast der gewöhnlichste ist, und der die Vollkommenheiten Gottes am meisten verdunkelt, ja der uns alle Hoffnung zum Trost raubte, wenn er wahr wäre; diesen Einwurf, sage ich, werden folgende Gründe bald widerlegen. Erstlich antworte ich: Es ist, so lange die Welt gestanden hat, eine beständige Gewohnheit unter uns gewesen, daß wir oft die ärgsten Bösewichter für fromm, und hingegen diejenigen, so die Tugend lieben, für gottlos ansehen. Die Beyspiele hievon legt uns die Erfahrung ganz klar vor Augen. Zweytens: Kann kein Mensch auch nicht einmal von einer einzigen Begebenheit rechtschaffen urtheilen, er muß denn zuerst die ganze Welt übersehen. Denn die Welt ist ein Zusammenhang aller veränderlichen Dinge, die mit einander verbunden sind. Sind nun aber alle Dinge mit einander verbunden: so muß auch eine jede Begebenheit und ein jedes Schicksal, das den Menschen begegnet, einen Einfluß in die ganze Welt haben. Von der Unvollkommenheit der Theile läßt sich unmöglich auf die Unvollkommenheit des Ganzen schließen. Es ist nichts ungereimters, als dieser Schlußsatz: Die Erde schließt vieles Uebel in sich; nun ist aber die Erde ein Theil von der Welt: folglich schließt die ganze Welt vieles Uebel in sich. Es wäre eben so, als wenn ein Wandersmann das ganze Reich des großen Moguls verachten wollte, weil er an dessen ersten Gränzen ein Dorf findet, welches schlecht und unansehnlich ist. Wie ungereimt wäre es, wenn dieser Pilgrim so denken wollte: Du siehst hier von dem prächtigen Reiche, das dir so herrlich beschrieben worden, schon ein Stück; allein du kannst den sichern Schluß machen, daß du dich in deiner Einbildung betrogen habest. Wie würde dieser Mensch sich schämen, wenn er in die vielen und großen Städte, in die blühenden und vortrefflichen Landschaften, ja in alle Plätze dieses Reichs kommen sollte? Eben so schließen wir von der Stadt und dem Reiche Gottes. Die Erde ist vielleicht unter allen glänzenden Weltkörpern, die in der Luft strahlen, einer von den schlechtesten und unansehnlichsten. Oder, daß ich ein anderes Gleichniß gebe: Es wäre eben so, als wenn eine Ameise aus ihrer kleinen Welt hervorkröche, sich auf einen Sandhügel stellte und nach dem geringen Platze, den sie übersieht, eingebildeter Weise, den gan-

zen Erdboden beurtheilen wollte. Eben so thöricht, ja noch weit thörichter ist es, wenn der Wurm, den man Mensch nennet, von der Gegend, die er bewohnet und übersieht, auf das unermeßliche Weltgebäude schließt. Drittens: Kann uns oft etwas Gutes als ein Uebel scheinen; ja dasjenige, was mir ein wahres Uebel ist, kann für den andern ein wahres Gut seyn, und das, was dem andern ein Gut ist, kann für mich ein wahres Uebel seyn. Unser Verstand ist ungemein eingeschränkt, und wir können dieses niemals entscheiden. Daher kommen uns viele Begebenheiten als wunderbar vor. Ich werde hievon bald ein mehreres reden. Viertens: Gesetzt, daß auch etwas ein wahres Uebel ist, so wissen wir doch niemals die Absichten Gottes und die Gründe, warum sich eben diese und keine andere Schicksale in der Welt zutragen. Unsere Erkenntniß ist wahrhaftig sehr geringe. Alle Gegenstände, die wir betrachten, übersehen wir mit flüchtigen Augen. Der Lauf der Begebenheiten ist vom Anfange der Welt mit einander verknüpfet. Alles, was wir auf der Erden erkennen, ist sehr wenig, und auch in diesem wenigen ist das tausendste unsern Sinnen verborgen. Wer sieht den Schimmel vom Brod wohl als ein kostbares Blumenfeld an, das ordentlich reifet, blühet, verblühet, und die größte Ordnung in der Zeit beobachtet? Es ist sehr wahrscheinlich, daß hier noch viele tausend Creaturen leben, welche die Menschen nicht erblicken können. Wer sieht den Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge als die saubersten und zierlichsten Federn an? Ein jeder Körper, der sein Bild in unserm Auge abmalen soll, muß eine bestimmte Größe und Weite haben, sonst bleibt er uns unsichtbar. Gott ist aber eben so herrlich im Großen, und fast noch größer im Kleinen. So wie es uns nun in der physikalischen Welt geht, so geht es uns auch in der moralischen. Wir übersehen weiter nichts, als das, was vor uns ist, und den Zeitpunkt, in dem wir leben. Wenn wir das Gegenwärtige mit dem Vorhergehenden und Zukünftigen vergleichen könnten und würden: so müßten wir auch die größesten Merkmale der Weisheit Gottes gewahr werden. Aber hier schließen wir die Augen des Geistes zu. Würde ein Mensch immer die Absichten Gottes und die Gründe wissen, warum diese oder jene Begebenheit zugelassen wird, ich bin versichert, wir würden über die weise Regierung unserer Schicksale erstaunen müssen und Gott niemals einer Ungerechtigkeit beschuldigen. Ich will diese Wahrheit mit einer Erzählung erläutern, die ich in einem alten Buche gelesen zu haben mich

erinnere; und ich will hoffen, daß sie das Gemüth meiner Leser, die ich vielleicht schon ermüdet habe, von neuem erfrischen werde.

§ 33.

Zween reisende Philosophen, die allerhand Betrachtungen über die Welt anstellten, begaben sich einstmals zu Schiffe. Sie hatten aber das Unglück, daß sie durch einen Sturm auf eine Insel der Wilden verschlagen wurden. Weil sie nun um ihr Leben besorgt waren: so nahmen sie die Flucht in einen Wald, und versteckten sich in dunkle Gebüsche. Der eine von diesen Weltweisen erhub seine Augen und ward von weiten gewahr, daß ein munterer Knabe von den Schwarzen, der ziemlich wohl gekleidet war, im Walde unter einem Baume lag und in seiner Unschuld schlief. Gleich darauf kam eine Bande von Jägern vorbey gezogen. Einer von ihnen, der etwas ehrwürdiger als die andern schien, sahe dieses Kind schlafen. Sogleich eilte er herzu, spannte seinen Bogen und schoß einen Pfeil nach dem Herzen dieses elenden Kindes, daß ihm das Blut aus dem Leibe spritzte. Die Philosophen zitterten, indem sie glaubten, daß diese Personen Räuber wären, die nun bald ein gleiches Schicksal über sie beschließen würden. Allein die Schwarzen spornten ihre Rennthiere und zogen jenseit des Waldes. Die Noth trieb die Verunglückten fleißig an das Ufer zu gehen, wo sie auch das Glück hatten, eines Tages ein holländisches Schiff zu entdecken, welches nach China segelte. Dieses errettete sie von der Gefahr, nahm sie auf, und brachte sie, nebst etlichen katholischen Christen, die mit auf dem Schiffe waren, an den bestimmten Ort. Sie kamen nach Peckking, als der Hauptstadt dieses Landes. Hier unterredeten sie sich von den Begebenheiten auf der Insel, und konnten es nicht begreifen, warum Gott es zugelassen, daß jener greuliche Barbar ein armes Kind, das ihm doch nichts gethan, so jämmerlich und unschuldig ermordet hätte. Sie bekamen Zweifel über die Regierung und Gerechtigkeit Gottes. Indessen giengen sie in eine Kirche, um dem Himmel für die Befreyung ihrer Gefahr zu danken. Hier predigte einer von den Mißionarien, welcher ein eifriger Bekenner der Christlichen Religion zu seyn schien. Er warnte die Zuhörer vor dem Götzendienste der Heiden, und bat Gott, er möchte endlich ein schreckliches Zeichen thun, daß diejenigen, so seinen Namen beständig lästern, einmal in sich gehen und von dem Bösen ablassen möchten. Eben da er dieses sagte, fuhr ein Wetterstrahl vom Himmel, und schlug den Prediger auf der

Stelle todt. Jedermann erschrack über diese Begebenheit; die beyden Philosophen aber wurden am meisten bestürzt. Wie stimmt dieses mit der Gerechtigkeit Gottes überein? sprach einer zum andern; wobey sie die Köpfe schüttelten. Kurz hernach begaben sie sich wieder zu Schiffe und segelten nach Europa. Hier landeten sie in Italien, und einer von ihnen gerieth in ein Haus, wo ein alter und redlicher Bürger wohnte. Dieser ehrwürdige Greis, der einem Engel Gottes ähnlich schien, nahm den Weltweisen mit vieler Leutseligkeit auf, und gab ihm des Nachts Herberge. Nicht lange hernach trat die Frau des Alten in die Stube, welche noch eine junge und starke Weibsperson war, die ihm gleichfalls ungemein viele Höflichkeit erzeigte. Als der Abend kam, begab sich der Philosoph zur Ruhe und schlief, weil er müde war, so fest die ganze Nacht hindurch, daß er des andern Tages sehr spät erwachte. Weil er nun einige Geschäfte zu verrichten hatte: so nahm er von diesem ehrlichen Alten den zärtlichsten Abschied. Er erzählte die genossene Liebe seinem Freunde, und bat Gott: er möchte doch diesem Greisen diejenigen Wohlthaten, die er ihm als einem Fremdling erwiesen, so reichlich vergelten, als er nach seinem unendlichen Verstande vorher wüßte, daß es für ihn das beste wäre. Am Abend desselben Tages gieng er mit seinem Freunde wieder hin, um diesem auch den redlichen Italiener zu zeigen. Als sie aber in die Stube traten, war alles entwischt; eine Lampe brannte ganz dunkel auf dem Tische, und der schwache Greis war an einem Nagel an der Wand aufgehenkt, an dessen Mienen die alte Redlichkeit wenig mehr zu lesen war. Sie fielen vor Schrecken auf ihre Knie, und konnten es nicht begreifen, wie solche Begebenheiten die Gerechtigkeit Gottes retten könnten. Diese Zweifel machten indessen die Weltweisen so unruhig, daß sie hierüber öfters allerhand Betrachtungen anstellten. Weil sie aber wohl einsahen, daß es über ihren Verstand gieng, und sie dafür hielten, daß die unsterblichen und verklärten Seelen künftig eine erhabenere Erkenntniß von den Eigenschaften Gottes und seiner Regierung haben werden, so machten sie den Bund, daß derjenige, der von ihnen am ersten sterben würde, dem andern erscheinen und ihm dies schwere Geheimniß von der Regierung Gottes auflösen sollte. Nach einigen Jahren fügten sich die Umstände so, daß der eine von ihnen in jene Welt berufen wurde. Der andere erfuhr bald den Tod seines Freundes, und erinnerte sich des Bundes, den sie mit einander geschlossen, und der Abrede, die sie mit einander genommen hatten. Ich will jetzt nicht

untersuchen, ob unsichtbare Geister in den Körper des Menschen wirken können, oder ob nicht Gott noch heut zu Tage zur Verherrlichung seiner Ehre den Menschen, wie in vorigen Zeiten, seltene Träume geben könne. Ich will nur erzählen, was die Geschichte sagt. Der noch lebende Philosoph saß am Abend eines Tages ganz einsam in seinem Zimmer, und sann sowohl dem Tode seines Freundes, als auch den Schicksalen nach, die ihm durch die Reihe seiner Jahre begegnet waren. Weil er nun von allerhand betrübten Zweifeln sehr beunruhiget wurde: so bat er Gott mit Thränen, er möchte ihn doch von dieser Unruhe erlösen, und ihn lehren, ob er die Welt regiere, oder ob das Böse darin durch eine nothwendige Folge der Dinge bestimmt wäre. Schleunig sank er in einen tiefen Schlummer, der ihn mit einem merkwürdigen Traum vergnügte. Es dünkte ihm, als wenn er in eine ganz ausnehmend schöne Gegend versetzet würde, die noch eine größere Anmuth schmückte, als diejenige ist, so die Heiden ihren Elysäischen Feldern beylegen, oder die Dichter von dem Reich der Todten zu behaupten pflegen. Hier saß er in einem grünen Thale; und als er seine Augen aufhub, sah er seinen erblaßten Freund unter einer schattigten Linde stehen. Er wunderte sich nicht wenig, daß derjenige, der doch wirklich todt war, wiederum eine menschliche Bildung angenommen. Indessen trat der Geist näher und redete ihn mit folgenden Worten an: "Ich bin dir auf den Befehl Gottes erschienen; höre auf, Sterblicher! die Wege des Herrn "zu meistern. Wie sehr irren nicht die Lebendigen, wenn sie "von Dingen urtheilen wollen, welche doch die Kräfte ihres "Verstandes bey weitem übersteigen? Mir selbst, da ich noch "eure irdische Welt bewohnte, und im Lande der Sterblichen "wallte, mir selbst waren die Führungen Gottes ein Räthsel, "worin ich doch lauter Stralen der Weisheit erblickte, seit der "Zeit ich zu jener Stadt Gottes erhoben worden, und mich in "der Gesellschaft höherer und vortreflicher Wesen befinde. "Nicht wahr? du beschuldigest Gott einer Ungerechtigkeit, weil "du die Schicksale nicht begreifen kannst, die dir und mir, da "ich noch als ein Sterblicher an deiner Seite gieng, so wunderbar vorkamen. Ich will dir jetzt das Geheimniß aufschließen, "und du wirst gestehen müssen, daß du thöricht gehandelt, indem du Gott einer Ungerechtigkeit anklagest, blos darum, "weil du etwas nicht weißest, oder nicht einen Blick in das "Heiligthum Gottes wagen kanst. Nun sollst du hören, wie "gerecht Gott ist, wenn ich dir die Begebenheiten erklären werde, welche ich und du im Lande der Lebendigen erfahren.

"Der Jäger auf jener Insel, der so ehrwürdig schien, war der "Regent des Landes; der Knabe aber, den er unschuldig er- "mordet, und den du in der Ferne für ein Kind von den "Schwarzen angesehen, war nur ein verkleideter Affe, welcher "einen Säugling auf der Insel zerrissen hatte und in den Wald "geflohen war. Der Priester, den der Donner erschlagen, war "ein Heuchler; denn er stand eben im Begriffe, von seinem "Glauben abzufallen, und weil er bestochen war, viele andere "Seelen zu verführen. Den Strick, womit der alte und ehr- "liche Greis aufgehenkt war, hatte er für dich bereitet, weil er "dich für einen holländischen Kaufmann ansah, der vieles Geld "bey sich führen würde. Seine Frau, die junge und starke "Weibsperson, die hernach in die Stube trat, war ein verklei- "deter Bandit, den er gedungen, dich in eben derselben Nacht "zu erwürgen. Weil er aber nichts bey dir antraf, so ließ er "dich leben; und wie er hernach dem Banditen das bedungene "Geld nicht bezahlen wolte, so geriethen sie in Streit, so daß "jener den alten Mann mit eben dem Stricke aufknüpfte, den "er dir und schon vielen andern Fremdlingen zugedacht." Kaum hatte der Geist dieses ausgesprochen, so wallete dem Schlummernden das Herz vor Freuden, und er erwachte plötz- lich vom Schlafe. Er fiel auf seine Knie und bat Gott seine Sünden ab; er tadelte auch niemals mehr die Regierung Got- tes, sondern benahm andern vielmehr die Zweifel, welche ihr Herz und ihre Seele zu beunruhigen anfiengen.

Der zweyte Trostgrund.

Alle Schicksale sind sowohl im ganzen Zusammenhange als auch für uns insonderheit die besten.

§ 34.

Gott regieret die Schicksale der Menschen nach den besten Regeln seiner Weisheit. Da nun aber alles, was in einer Welt, welche das allerweiseste Wesen geschaffen hat, anzutreffen ist, sowohl im ganzen Zusammenhange als in Absicht auf jedes Geschöpf in diesem Zusammenhange betrachtet, das beste seyn muß, so werden auch die Schicksale der Menschen sowohl im ganzen Zusammenhange als auch in Ansehung der Geschöpfe, und also auch für uns, die besten seyn.

§ 35.

Ich habe behauptet, daß alle Schicksale der Menschen sowohl im ganzen Zusammenhange als auch für uns die besten sind. Ich kann nicht läugnen, daß dieses manchem wunderbar vorkommen werde. Allein, woher kömmt dieses? Weil wir immer falsch urtheilen, und nicht wissen, was das beste ist. Wir sind gewohnt, daß wir alle Dinge nach dem Schein der Sinnen betrachten. Die geringste Begebenheit, die uns zustößt, machet unsern Geist so kühn, daß wir immer die Regierung Gottes tadeln wollen. Wir unterwinden uns, in die Sphären möglicher Welten zu dringen, und wollen Gott lehren, daß er eine weit bessere Welt hätte erwählen können. Wir wollen so viele Mängel, so viele Fehler in der gegenwärtigen entdecken. Wir schliessen ganz verwegen: Eine Welt, die so vieles Uebel in sich fasset, kann unmöglich die beste seyn. Wir sehen in allen Gegenden Uebel, wo doch kein einziges Uebel anzutreffen ist. Ich wollte lieber sagen, daß gar kein Uebel in der gegenwärtigen Welt vorhanden sey, nämlich so, wie es die Menschen dafür halten. Denn ein kleineres Uebel ist in Ansehung eines weit größeren etwas gutes und eine wahre Vollkommenheit. Wenn Gott also dasjenige, so wir Uebel nennen, nicht hätte erwählen wollen, so hätte er vielleicht ein weit größeres Uebel erwählen müs-

sen; und auf diese Weise ist das Uebel in der gegenwärtigen Welt eine wahre Vollkommenheit, etwas Gutes, und in der That kein Uebel. Ja, Gott, der sich alle mögliche Welten auf das deutlichste vorstellet, sieht das ganz anders an, was wir unter die Zahl der Uebel rechnen. Wir übersehen einen ungemein kleinen Punkt von diesem Weltgebäude, und wollen doch viele Fehler entdecken. Lasset uns auf das Ganze schließen, und nicht bey den Unvollkommenheiten der Theile stehen bleiben. Wäre es möglich, daß wir die ganze Welt übersehen könnten: wie viele Schönheiten, wie viele übereinstimmende Vollkommenheiten würden wir nicht gewahr werden? Wäre es dann wohl möglich, daß wir solche verkehrte Urtheile abfassen könnten? O nein, alle Begebenheiten und Schicksale der Menschen würden wahrhaftige Beweise unserer Vollkommenheit seyn, wenn wir den ganzen Zusammenhang der Dinge übersehen sollten.

§ 36.

Damit ich diese Wahrheit besser zeigen kann, so will ich die Ausführung dieses Trostgrundes in drey Sätze zergliedern, und jeden kürzlich abhandeln. Ich will also 1) die Frage aufwerfen: Ob mehr Böses oder Gutes, und ob mehr glückliche als unglückliche Schicksale in der Welt anzutreffen sind. 2) Will ich zeigen, daß wir uns in unsern Urtheilen mehrentheils betrügen und dasjenige für ein Elend schätzen, was unsere wahre Wohlfahrt befördert, diejenigen Begebenheiten aber, die unser Unglück auswirken, für glücklich halten. 3) Will ich beweisen, daß alle traurige Begebenheiten, die aus der weisen Hand Gottes entspringen, einen guten Endzweck haben. Ich glaube hierdurch den Bedrängten ein weites Feld zu ihrem Troste und zu ihrer Beruhigung zu eröffnen.

§ 37.

Es ist ein allgemeines Vorurtheil, als ob in dieser Welt mehr Böses als Gutes anzutreffen sey. Viele, so sich einer Stärke in der Weltweisheit rühmen, haben diesen Satz so hoch getrieben, daß sie Gott sogar die Fähigkeit abgesprochen haben, eine Welt zu schaffen, worin nicht mehr Böses als Gutes vorhanden seyn sollte. Sie setzen dem obersten Regierer unserer Schicksale ein Wesen zur Seite, von welchem alles Uebel entspringt, und welches das Gute beständig mit dem Bösen vermenget. Die alten Heiden haben schon diese Irrthümer gehabt, welche theils aus der Tradition von dem Falle Adams, theils aus der irrigen Einbildung von der Ewigkeit der Materie herflossen. Die Chaldäer waren diesen Lehrsätzen zugethan, und unter den Per-

sern soll Zoroaster der Urheber dieser Meynung seyn, von dem sie hernach auf die Griechen gekommen. Es verehrten nämlich die Perser zween Götter, den Oromazem, den Ursprung alles Guten, und den Arimanium, den Urheber alles Bösen. Unter den Griechen ist Plato merkwürdig, dessen Gedanken von dieser irrigen Lehre folgende sind; er glaubet: daß die Materie ewig sey; und Gott hätte aus freyem Willen die Welt daraus geschaffen. Diese Materie habe sich auf eine unmäßige Weise beweget, so, daß Gott, als er dieselbe in Ordnung bringen wollen, einen solchen Widerstand darin angetroffen, daß er es nicht ändern können, sondern den Saamen und die Urquellen des Bösen darin lassen müssen. Aristoteles hat eben dieses behauptet, wie sich aus seiner Lehre von der Ewigkeit der Welt urtheilen läßt. Ja, diese irrige Meynung von einem doppelten Principio oder Schöpfer wurde sogar durch die Ketzer in die Christliche Kirche gebracht, wovon die Sekte der Manichäer ihren Ursprung genommen.

§ 38.

Wir wollen versuchen, ob wir diesen philosophischen Helden die Waffen entreißen, und ihre irrigen Vorurtheile entkräften können. Man kan das Wort Welt in einem zweyfachen Verstande nehmen. In der erstern Bedeutung versteht man dadurch den ganzen Zusammenhang aller Dinge; in der zweyten nimmt man es für diese Erde. Nimmt man das Wort Welt in der ersten Bedeutung: so kann nichts thörichters gedacht werden, als wenn wir schließen wollen, daß in der Welt mehr Böses als Gutes anzutreffen sey. Wie unbegreiflich klein ist die Gegend, so wir übersehen, und was ist der Erdboden für ein kleiner Theil von dem ganzen Weltgebäude! Die Sonne, welche unsern Planeten, den wir bewohnen, beleuchtet, ist so entsetzlich weit von uns entfernet, daß eine Kanonenkugel, welche sich im gleichen Schwunge beweget, fünf und zwanzig Jahre fliegen müßte, ehe sie den Stand der Sonnen erreichte. Wie viel größer ist nicht Saturn und Jupiter, wenn man sie mit unserer Erde vergleichet? Die Fixsterne haben eine unbegreifliche Weite von unserer Welt. Sie verlieren in ihrer Entfernung fast alle scheinbare Stralen, womit sie uns in die Augen funkeln. Sie sehen nur als helle Punkte aus, wenn wir sie mit bloßen Augen betrachten. Sie sind so unbegreiflich weit von uns entfernt, daß der sogenannte Hundsstern nach der Ausrechnung Hugenii 27664 mal weiter entfernt ist, als die Sonne. Daher ist ganz natürlich zu schließen, daß sie von der Sonne unmöglich bestraket werden können, weil Saturnus, der in unserm System an

den äußersten Gränzen leuchtet, ein blasses Licht zeiget, und doch lange nicht so weit entfernt ist. Sie müssen also ihrer Natur nach, an und für sich selbst leuchtende und feurige Weltkörper seyn, welche wir Sonnen zu nennen pflegen. Ihre Anzahl aber ist so groß, daß aller Witz verschwindet, wenn man sie berechnen will. Die ganze Milchstraße besteht aus lauter kleinen Sternchen, zu deren Anzahl unzählige tausende erfordert werden. Sind sie aber ihrer Natur nach Sonnen: so müssen sie auch, wie unsre Sonne, dunkle Weltkörper haben, die sie bestralen. Warum sollen sie nicht zu eben den Wirkungen bestimmet seyn, zu welchen unsre Sonne bestimmet worden? Eine gleiche Ursache bringt gleiche Wirkungen hervor. Man kann dieses bey den Kometen deutlich zeigen, welche durch unsere Planetenwelt laufen und wieder nach den Kreisen der Fixsterne zurückkehren. Da nun in unserm System 16 Planeten, die Trabanten mitgerechnet, vorhanden sind: so kann man schon daraus die entsetzliche Menge von Weltkörpern schließen. Weil nun aber diese alle mit unter dem Worte Welt begriffen sind: so werden auch die äußersten Gränzen des ganzen Weltgebäudes unbegreiflich weit fortlaufen; und wenn dieses ist: so würden wir thöricht handlen, wenn wir, die wir weiter nichts als unsre Erde kennen, von derselben auf den ganzen Zusammenhang schließen wollten. So wenig ein Sandkorn einen Berg ausmacht: so wenig kann die kleine Erde die ganze Welt ausmachen.

§ 39.

Wollte man das Wort Welt in der zweyten Bedeutung nehmen und darunter die Erde verstehen, so ist dabey auch noch eine gewisse Einschränkung zu bemerken. Gesetzt, daß unter uns mehr Böses als Gutes anzutreffen sey: Allein, ist denn nicht das kleine Häuflein Menschen gegen die ganze Stadt Gottes, gegen alle Geister und andre Geschöpfe gleichsam für nichts zu achten? Man muß ferner eine Sache auf allen Seiten beurtheilen. Man höret beständig klagen, der Mensch sey eine elende Creatur. Jammer, Noth und Leiden drückte ihn, so lange er lebet. Er ist niemals von den Beschwerden frey, welche mit dem menschlichen Leben verbunden sind. Dieses ist alles wahr, wenn man uns als sündige Geschöpfe betrachtet; und ich werde dieses selbst nachgehends in einem besondern Trostgrunde berühren, wenn ich von den Eitelkeiten dieses Lebens handeln werde. Allein, der Mensch hat auch eine Seite, da er schön ist. Man kann ihn als eine edle und vortrefliche Creatur ansehen. Er hat ausser seinem groben Körper noch eine

unsterbliche Seele, welche Gott mit Verstand und einem freyen Willen gezieret hat. Er kann durch seine Vernunft den Himmel erforschen und die Gränzen der Erde abmessen. Er waget sich in unterirdische Klüfte und bemeistert sich der verborgenen Schätze der Natur. Er holet aus den Eingeweiden der Erde, Gold, Silber, Erz, und funklende Steine. Er ist im Stande, die stärksten und listigsten Thiere zu bändigen, daß sie in allen Stücken seinem Willen nachleben müssen. Der Löwe zittert in dem Garne, und der schlaue Wolf entfliehet, wenn er einen Menschen erblicket. Der Mensch macht sich die ganze Natur unterwürfig, und weiß alles, was er um sich sieht, zu seinen Absichten zu gebrauchen. Er ist ein Herr über die Vögel des Himmels, und über die Fische im Meere. Er kann auf der See schwimmen, und die höchsten Gebirge sind viel zu niedrig, daß er sie nicht ersteigen sollte. Wind und Wasser, Erde und Himmel, Luft und Feuer, Berge und Thäler stehen ihm zu Dienste, wenn er den Gebrauch derselben für nöthig hält. Die Sonne nützet ihm am Tage, der Mond des Nachts, die Sterne auf dem Meer, die Thiere zu Lande. Bäume, Kräuter, Pflanzen, Blumen, Felder, Lustschlösser, Gärten kann er anlegen und zu seinem Vergnügen anbauen. Wie herrlich glänzet also nicht in dem Menschen das Licht der Vernunft, und was für einen großen Vorzug erhält er nicht dadurch unter der Anzahl der übrigen Geschöpfe? Er kömmt dem göttlichen Bilde immer näher, je mehr er die Vollkommenheiten seiner unsterblichen Seele befördert; und dieses einzige überwiegt und bedecket tausend Uebel, die man auf der andern Seite an dem Menschen gewahr wird.

§ 40.

Es ist ein allgemeiner Fehler unter uns, daß wir gewisse Dinge immer vergrößern, und ärger machen, als wie sie wirklich sind. Das Gute ist zwar mit dem Bösen vermischt; und es ist auch manches Uebel auf der Erden anzutreffen; allein das ist eine andre Frage, ob nicht das Gute das Böse überwiege. Es giebt eine Menge von Geschöpfen auf dem Erdboden, welche die Anzahl der Menschen weit übertreffen. Nun wird ja keiner sagen, daß bey diesen lauter Böses vorhanden sey. Wenn man die Sache recht betrachtet: so wird das Uebel ziemlich verringert. Es giebt mehr redliche und ehrliche Leute, als Spitzbuben; es giebt mehr Palläste, als Zuchthäuser; es giebt mehr Ehrensäulen, als Galgen; es giebt mehr Gräber der erblaßten Leichname, als Räder der Enthaupteten; es giebt mehr blühende Königreiche, als eingeäscherte Städte; es giebt mehr Schlös-

ser, als Gefängniße; es leben viele Greisen, viele Tugendhafte, viele Fromme in der Welt. Gesetzt, es gebe mehr Gottlose: so werden viele wackere und rechtschaffene Männer für gottlos angesehen: ja, die wenigsten Menschen beleidigen andre aus Bosheit, sondern, aus einem Triebe, sich glücklich zu machen. Es giebt mehr Menschenfreunde, als Mörder; es giebt mehr gesegnete Erndten als Miswachs; es giebt mehr gesunde Zeiten, als Pest; es bleiben mehr Häuser stehen, als abbrennen; es giebt mehr Sehende, als Blinde; mehr gerade Gehende, als Lahme; mehr wohlgestaltete Menschen, als Misgeburten; mehr Gesunde, als Kranke.

§ 41.

Man wird aus diesem allen sehr leicht den Schluß machen können, daß diejenigen irren, welche behaupten, es gäbe mehr traurige als freudige Schicksale. (Ich rede von Begebenheiten, die den Menschen auf der Erde unglücklich machen, und nicht überhaupt von der Nichtigkeit und Eitelkeit des menschlichen Lebens.) Man nimmt diesen Satz als ungezweifelt an, weil uns dieses Vorurtheil von Jugend auf eingeflößt wird. Es ist wahr, es giebt mehr Arme in der Welt, als Reiche; es giebt mehr schlechte, als schöne Gesichter; es giebt mehr Unterthanen, als Fürsten; mehr Bauern, als Edelleute; mehr Ungelehrte, als Gelehrte; allein es ist eine andere Frage, ob diese Dinge nicht meistentheils Eitelkeiten sind, die in unsrer Einbildung bestehen und unsere wahre Glückseligkeit nicht ausmachen. Der Einwurf hat eine scheinbare Seite, wenn man sich den Tod der Menschen vorstellet. Hier würde man sagen, daß allerdings mehr unglückliche Begebenheiten sind, wodurch die Menschen sterben, und daß es also mehr traurige Schicksale in der Welt gebe. Wie viele Kinder werden nicht umgebracht? Wie viele tausend Menschen werden nicht unschuldig ermordet? Wie viele tausend reibt nicht die Pest auf? Wie viele Millionen sind nicht schon vom Anfange der Welt im Kriege erschlagen? Wie viele tausend sind nicht schon beym Schiffbruch auf dem Meer ersoffen oder sonst im Wasser ertrunken? Wie viele tausend sind von den wilden Thieren zerrissen? Wie viele tausend sind als Märtyrer gestorben? Wie viele tausend haben nicht den Hals gebrochen, oder sind durch ein anderes Unglück umgekommen? Wie viele tausend sind enthauptet, gerädert, gespießet, gehenkt, verbrannt, geschleifet, erschossen, oder durch einen andern gewaltsamen Tod auf dem Gerichtsplatze gestorben? Die Zahl würde nicht auszusprechen seyn, wenn man alle diese, so durch ein Unglück ums Leben gekommen, vom Anfange der Welt

berechnen wollte. Allein ich antworte: Wie viele Länder, wie viele Reiche, wie viele Fürstenthümer sind nicht, wo in undenklichen Jahren weder Krieg, Pestilenz, Hungersnoth, noch andre unglückliche Zufälle des Lebens gewüthet haben? Man führet nicht beständig Krieg, und eine Wahlstatt wird nicht so leicht mit so vielen Köpfen besetzt seyn, als jährlich Menschen im ganzen Lande natürlicher Weise sterben. Ich will aber diesen scheinbaren Zweifel durch folgende vier Gründe auflösen. Zuerst sage ich: Eine Zahl kann an und für sich selbst groß seyn, die doch ungemein klein wird, wenn man ihr eine weit größere zur Seite setzet. Eine Million ist, wenn man sie allein betrachtet, eine große Zahl, wenn man sie aber mit hundert mal tausend Millionen vergleicht, so wird sie sehr klein, denn sie verhält sich wie 1 zu 100,000. Gesetzt, es sind viele Fälle, wodurch der Mensch unglücklich wird: so giebt es auch unzählige, wodurch der Mensch glücklich wird. Gesetzt, es sind viele tausend grausame Todesfälle, wodurch viele um ihr Leben gekommen, so wird diese Zahl doch ungemein klein, wenn wir bedenken, wie viele Millionen schon auf der Welt gebohren sind und noch gebohren werden. Nun wird ja kein Mensch so unbesonnen seyn, und die Geburt, die dem Todesfalle entgegen gesetzet ist, unter die traurigen Schicksale zählen. Das Leben schätzen wir Menschen für das edelste; und es ist eine große Gnade Gottes, wenn man unter so vielen möglichen Geschöpfen die Wirklichkeit erhält. Frankreich ist ein Land, das unter den Europäischen Staaten fast die meisten Menschen im Kriege aufgeopfert. Allein was antwortete jener französische Feldherr, als man ihm die Zeitung brachte, daß 20,000 Mann auf der Wahlstatt geblieben wären? In einer einzigen Nacht, sagte er, werden meinem Könige so viele Menschen blos in Paris gezeuget. Gesetzt, dieser Feldherr hat mit den Nullen gespielet, indem es ganz ungegründet ist, daß 7800000 Kinder in Paris allein jährlich zur Welt kommen sollten: so ist doch Paris noch lange nicht das ganze Frankreich; und das ganze Frankreich bey weitem nicht die ganze Welt. Was für eine erstaunende Summe Menschen würde herauskommen, wenn man alle Kinder berechnen wollte, die in tausend Jahren oder gar vom Anfange der Welt gebohren worden? Die Zahl also von den Verunglückten auf der Erden würde sehr geringe werden, wenn man sie mit der Zahl der gebohrnen Menschen vergleichen wollte. 2.) Unterstehe ich mich zu behaupten, daß unter allen diesen Todesfällen die wenigsten unter die traurigsten Schicksale zu rechnen. Denn ein kleines Uebel ist gegen ein weit größeres allezeit etwas Gu-

tes. Es können gewisse schlimmere Begebenheiten in dem Zusammenhange der Welt unvermeidlich gewesen seyn, denen man durch diesen Zufall entgangen ist. Gesetzt, das Gefängniß, worin ein Missethäter sitzet, der mit glühenden Zangen zerrissen, gerädert oder geviertheilet werden soll, fällt ein, und schlägt ihn den Tag vorher auf der Stelle todt, so sagt ein jeder: dies war ein Glücksfall. Jemand fällt von einem hohen Thurme und zerbricht ein Bein, so sagt ein jeder: dies war ein Glück für ihn, daß er nicht den Hals gebrochen. Ich werde bald hievon weitläuftiger reden. 3) Können aus einem Unglücksfalle hundert Glücksfälle entspringen, oder ein Unglücksfall kann für hundert andere ein Glücksfall seyn. Wenn ein Tyrann umgebracht wird: so werden viele tausend Seelen vom Elende und von der Furcht des Todes befreyet. Wenn ein vornehmer General im Kriege erschlagen oder erschossen wird: so steigen viele hundert durch die ganze Armee eine Stufe höher. Wenn ein reicher Mann unverhofft ums Leben kömmt: so erben oft viele Freunde seine Güter, welche sich dadurch glücklich machen und vieles Gutes in der Welt wiederum stiften. 4) Ist oft ein solcher Tod gar kein Uebel. Denn sterben muß der Mensch, dies weiß er; und ich werde nachgehends zeigen, daß Gott die Sterblichen nicht unglückseliger machen könnte, als wenn er beschliessen möchte, sie ewig in dieser Welt leben zu lassen. Nun aber getraue ich mich, zu behaupten, daß kein sanfterer Tod gedacht werden kann, als wenn ein Frommer vom Donner erschlagen oder plötzlich ermordet wird. Er stirbt bereit und selig; er empfindet keine oder wenige und kurze Schmerzen; er darf sich nicht auf dem Todtenbette bey dem Winseln seiner Kinder und seiner Gattin betrüben. Daher ist ein solcher Tod für einen Frommen eine wahre Wohlthat und keinesweges unter die traurigen Schicksale zu rechnen. Ein frommer Soldat, der im Kriege plötzlich erschossen wird, stirbt auf dem Bett der Ehren und kömmt sanfter von der Welt, als wenn er um diese Zeit auf dem Siechbette seinen Geist mit den größten Schmerzen aufgegeben hätte. Dieser Tod ist in dem gegenwärtigen Zusammenhange für ihn der beste.

§ 42.

Ich will also zu dem andern Satze gehen, der meinen Trostgrund erläutern und in ein näheres Licht setzen wird. Er heißt: "Wir Menschen halten oftmals diejenigen Schicksale für traurig, die unser wahres Wohl befördern; und dasjenige, was unser Unglück beschleuniget, schätzen wir für glückliche Begebenheiten." Wer dieses läugnen wollte, der würde die Welt

gar nicht kennen. Ich will also nur die Erfahrung zum Zeugen dieser Wahrheit auffodern. Reichthum, Ehre, Ansehen, schätzen wir Menschen für eine wahre Vollkommenheit und sagen, daraus entspringt ein Vergnügen und unsere Glückseligkeit. Armuth, ein niedriger Zustand, der Mangel irdischer Lustbarkeiten, ist in unsern Augen eine wahre Unvollkommenheit, weil wir dadurch unglückselig werden. Allein, hier urtheilen wir ganz verkehrt. Denn manchem würde die Ehre, der Reichthum und ein hohes Ansehen mehr schaden als nutzen. Armuth und ein geringes Auskommen ist für manchen Menschen weit besser, als alle Schätze vornehmer Herren, weil man allezeit auf die Verfassung der Umstände sehen muß, in welche Gott diesen oder jenen Menschen gesetzet hat. Die Glückseligkeit ist ein Zustand eines beständigen Vergnügens. Folglich wird man auch denjenigen weit glückseliger nennen können, der in der Welt ein weit größeres und dauerhafteres Vergnügen empfindet. Nun aber getraue ich mich zu behaupten, daß ein mittelmäßiger, ja oft der niedrigste Stand der Menschen in der Welt weit mehr Vergnügen bringe, als die prächtigste Hofstatt gekrönter Monarchen. Man stelle sich einmal die Pallaste der Großen vor, welche armselige Unterthanen als so viele Himmel auf Erden ansehen. Hier wohnen die Regenten, welche nach unserer Meynung die größte Glückseligkeit auf der Welt genießen. Allein, ich werde nicht irren, wenn ich sage: daß hier oft die unglückseligsten Personen anzutreffen sind. Wie viele Beschwerlichkeit wird ein Mensch empfinden, auf dessen Schultern die Last eines ganzen Landes liegt? Wie wenig Vergnügen und Ruhe wird der schmecken, den die Regierungssorgen für so viel tausend Seelen drücken? Wie muß dem zu Muthe seyn, der, wenn er nur um sich sieht, lauter Bürger findet, die ihm auf seine Seele gebunden sind, und für die er vor dem Richterstuhl Gottes dereinst Rechenschaft geben muß? Die irdischen Ergötzlichkeiten, welche die Bürde seines Reiches leichter machen sollen, sieht er als geringschätzig an, weil er derselben von Jugend auf gewohnt gewesen. Er hat bey einer Tafel, die mit hundert Arten angenehmer Speisen gezieret ist, lange nicht so viele süße Empfindungen, als derjenige bey einer Gattung grober Speisen verspüret, der in einer Bauerhütte wohnet, wo der Hunger in sein Essen die besten Gewürze streuet. Jeder Diamant in seiner Krone ist ein Stachel in seinen Augen, weil dieselbe ihm mehr zur Beschwerde, als zur Zierde aufgesetzet wird. Theilet er ein Ehrenamt aus, welches er doch nur einem geben kann, so erlanget er mehr Feinde als Freunde. Einer verehret ihn, und

tausend andere, die es sich auch gewünschet, hegen gegen ihn die feindseligsten Neigungen in ihrem Herzen. Wie viele Nächte muß er schlaflos zubringen, wenn er sieht, daß ihm ein anderer nach Krone und Zepter strebet? Was für freudige Gedanken kann er haben, wenn die Feinde in seine Länder dringen, denen er doch nicht die Spitze bieten kann. Es war daher kein Wunder, daß Seleucus ausrufte: O Krone! wenn jemand wüßte, wie schwer du bist, es würde dich niemand würdigen, von der Erde aufzuheben. Was bekümmert aber diejenigen, so den Acker pflügen, und welche wir unter die Niedrigsten auf Erden setzen? Nichts, als dieses, daß sie nicht äußerlich so schimmern, als Prinzen; und auch dieses oft nicht einmal. Sie essen ihr Brodt im Schweiße ihres Angesichts, und dieses schmecket ihnen weit besser, als die niedlichen Speisen der Großen, so die Jahre des menschlichen Lebens verkürzen. Sie sitzen mit Vergnügen in ihren armseligen Hütten, welche die Zufriedenheit als Palläste ansieht. Sie bestellen ihr Feld, und freuen sich, wenn der Himmel ihre Mühe mit einer reichen Erndte belohnet. Sie sammlen ihre Früchte in die Scheuren, und jauchzen, daß ihre Speisekammern auf so viele Jahre angefüllet sind. Sie leben gesund und lange; sie freuen sich über den gütigen Schöpfer der Natur; sie lieben ihre Kinder und erziehen sie in edler Einfalt und Unschuld; ja ein Greis unter ihnen empfindet oft das größeste Vergnügen, wenn er um seinen Tisch her eine Reihe Enkel sitzen sieht. Er lebet mit Vergnügen, er stirbt mit Vergnügen, weil er seine Nachkommen gesegnet hinterläßt; dahingegen oft die Großen der Erden den prächtigen Schauplatz der Welt mit thränenden Augen verlassen. Ist es also nicht wahr, daß oft das Vergnügen der Niedern dem Glücke der Fürsten weit vorzuziehen sey? Warum soll man also sein Schicksal bedauren, daß man nicht groß, nicht reich, nicht ansehnlich in der Welt geworden? Warum soll man klagen, wenn uns eine Begebenheit arm machet oder uns die Lockspeisen zum ewigen Verderben, ich meyne Schätze, Reichthümer, Ehre, Wollust, Pracht, irdische Lustbarkeiten, und was dergleichen mehr ist, entzieht?

§ 43.

Gott hat einen jeden, er mag hoch oder niedrig, reich oder arm, gelehrt oder ungelehrt seyn, in solche Umstände gesetzet, wo er nach seiner Art ein wirkliches Vergnügen empfinden kann. Ein Mensch, der andern dienet, brauchet nicht unter der Last zu seufzen, die sein Herr trägt. Seine Freude ist oftmals gröser, als die Lust desjenigen, dessen Befehlen er gehorchet. Sein

Tisch wird täglich gedecket, und er brauchet nicht zu sorgen, wo es herkömmt; dahingegen sein Herr mit vielem Schweiße, mit vieler Mühe, Sorge und Verdrießlichkeit für ihn das Brod erwerben muß. Ein Thaler ergötzet eine Magd weit mehr, als wenn der Frau der ganze Gehalt des Mannes überliefert wird. Jene ist eben so lustig bey ihrer Suppe, als die Frau bey ihrer Schale Kaffee. Knecht und Diener pfeifen und tanzen oft im Hause herum, wenn ihr Herr auf der Stube sitzt und Grillen fängt. Doch haben diejenigen, so andern befehlen, auch nicht zu klagen, wenn sie wiederum ihre Vorzüge vor andern Menschen in Erwägung ziehen. Gott hat alles weislich in der Welt ausgetheilt, und einem jeden dasjenige bestimmt, wozu er sich am besten schicket. Und daher sind alle Begebenheiten sowohl im ganzen Zusammenhange als auch für uns die besten. Warum weinet ihr Niedrige der Erden! daß ihr andern dienet und durch eure Arbeit Brod und Nahrung suchen müsset? Warum ringet ihr die Hände, wenn ihr etwa von einem höhern Stande gebohren seyd, und wegen Mangel und Dürftigkeit in Dienste anderer, der Herrschaften, treten müsset? Noth bricht Eisen, saget man im Sprichworte; und wer weiß, ob nicht andere eben dieses Schicksal treffen kann? Warum vergießt ihr Thränen, daß ihr etwa keine Ehrenstufe besteigt, die euch vielleicht lange nicht so viele Ergötzlichkeiten geben würde? Schätzet ihr das für ein Elend, nichts von Sorgen wissen, täglich satt zu werden, ein reinlich Kleid zu haben, gesund und stark zu bleiben, gut und sanft zu schlafen? Die Gewohnheit macht eure Hände tüchtig und eure Füße hurtig. Die Gewohnheit macht alle Dinge erträglich, und unsere Sinnen werden durch die Länge der Zeit verhärtet. Der Gefangene, der zuerst geweinet, spielet zuletzt mit seinen Ketten; und der Soldat, der zuerst vor jedem Schusse gezittert, stellet sich ganz trotzig vor die Spitze der Armee. Lasset die Welt von euch reden, was sie will, sie muß doch einmal stille schweigen. Tausend andern kann eben das begegnen, was euch zugestoßen ist. Das Glück ist kugelrund; heute steht eine Seite unten, morgen steht sie oben. Mancher Sklav ist ein Herr, und mancher Herr ein Knecht geworden. Zeit und Glück verändern alle Dinge. Die Welt ist eine Schaubühne, wo der Prinz bald als ein Diener, bald der Diener als ein Prinz erscheint.

§ 44.

So verkehrt denken wir Menschen, und so sehr betrügen wir uns, wenn wir von glücklichen oder unglücklichen Begebenheiten urtheilen sollen. Wir nennen dieses oder jenes ein Glück,

das Gegentheil ein Unglück, ohne daß wir auf den Grund und auf die Ursachen sehen. Das, was dem einen ein Glück ist, das kann dem andern ein Unglück seyn, weil er in ganz andern Umständen lebet. Ja, was zu einer Zeit mein wahres Wohl wirket, kann zu einer andern Zeit mein Verderben beschleunigen, indem ich nicht mehr in dem vorigen Zustande stehe. Die Neigungen und die Triebe unserer Seele sind ferner ganz unterschieden. Die Erkenntniß, die wir besitzen, ist mannichfaltig, und tausend Menschen denken oft auf eine tausendfache Weise. Daher entsteht die Verschiedenheit derer, die doch unter einerley Umständen äußerlich leben. Der eine erlanget ein hohes Ehrenamt, und er ist dabey demüthig; ein anderer bekömmt es, und wird stolz. Der eine ist bey seinen großen Gütern freygebig, der andere erhält sie und wird geitzig. Der eine ist bey seinem großen Glück tugendhaft; der andere aber wird dadurch nur immer gottloser. Weil wir diese Einschränkung nicht bemerken: so ist es kein Wunder, daß wir so oft irren, wenn wir unsere glücklichen und unglücklichen Schicksale bestimmen sollen.

§ 45.

Das meiste Unglück, das uns hier in dieser Welt begegnet, ist blos eine Züchtigung eines lieben Vaters, welcher nach seiner Allwissenheit vorher weiß, daß, wenn uns etwas anders betroffen hätte, dieses für uns nicht das beste seyn würde. Daher befördern solche Begebenheiten unsere wahre Wohlfahrt. Allein, wir sind wie die Kranken, die eine Arzeney deswegen, weil sie bitter schmecket, verabscheuen und nicht bedenken, daß dadurch ihre Gesundheit hergestellet werde. Gott brauchet auch oft aus zärtlicher Liebe gegen die Menschen nur ein Scheinübel, einen Sünder zu strafen. Und gesetzt, daß die Gerechtigkeit mit ihren Zorngerichten auf einen Gottlosen losschlägt: so ist doch dieses Schicksal im ganzen Zusammenhange das beste. Viele tausend Seelen spiegeln sich an dem Unglück, das der Herr ergehen läßt, und werden dadurch vom Bösen abgezogen. Wir betrügen uns also ungemein, wenn wir das für ein trauriges Schicksal halten, was doch zu unsrer wahren Wohlfahrt gereichet. Ist es aber etwas ungewöhnliches, daß wir das weiße schwarz, und das schwarze weiß nennen? Ist es etwas ungewöhnliches, daß wir die Augen offen haben und doch nicht sehen? Wem sind die Beyspiele von Leuten unbekannt, die sich bey dem Besitze der irdischen Güter ins größte Elend gestürzet haben? Wer ist aber unter uns, den nicht nach Geld, Ehre, Ansehen und dergleichen dürstet? Wer ist unter uns,

der nicht die Armuth und einen niedrigen Stand ein trauriges Schicksal heißt?

§ 46.

Es ist eine allgemeine Sprache unter den Sterblichen, daß sie das das größte Unglück nennen, wenn ein Mensch durch die Hand des Henkers sein Leben einbüßet. Es ist dieses fast zu einem Grundsatze geworden, dem Menschen könne kein erschrecklicheres Schicksal begegnen, als wenn er genöthiget wird, auf eine solche Weise zu sterben. Daher erstaunet man und beschuldiget Gott der höchsten Ungerechtigkeit, wenn er es zuläßt, daß ein Mensch unschuldig zum Tode verdammt wird. Allein, nichts ist ungereimter, als dieses. Mancher Missethäter würde mit Leib und Seele in die Hölle gefahren seyn, wenn er nicht den Geist am Galgen und auf dem Rade aufgegeben hätte. Die Marter, die ihm angethan wird, ist sehr geringe, wenn ich die Vorstellungen der Menschen ausnehme. In wenig Augenblicken ist er todt; ja die meisten werden schon halbtodt zum Gerichtplatz geschleppet. Die Urtheile der Leute dauren auch nur so lange, als der Eindruck von den Vorstellungen seiner Hinrichtung noch lebhaft ist. Sind diese verschwunden, und ist sein Leib verfaulet, so erwähnet seiner kein einziger unter den Lebendigen. Was ist es ferner für ein großer Unterschied, ob sein Körper von den Würmern oder von den Vögeln des Himmels verzehrt wird? Ist er todt, so fühlet er nichts; und sein Geist ist gewiß in einem ganz andern Zustande.

§ 47.

Man muß daher eine jede Begebenheit auf allen Seiten betrachten, wenn man sich nicht übereilen und betrügen will. Man muß das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen vergleichen und erforschen, was es für einen Einfluß in die Welt habe, damit man nicht dasjenige ein Unglück nenne, was doch unsere wahre Wohlfahrt befördert und zu unserm Besten gereichet. Wenn man aber dieses thut, so wird man bald einen Grund finden, der die Ehre Gottes rettet und die Stralen seiner Weisheit zeiget. Mancher Mensch, der vortrefliche Gaben des Gemüths besitzt, wird von armen Eltern gebohren, welches für ihn ein wahres Elend zu seyn scheint. Allein, dieses ist nichts weniger, als ein trauriges Schicksal; denn eben dadurch wird er bewogen, desto fleißiger zu seyn und seine Gaben zum Vortheile der gelehrten Welt anzuwenden. Hätte er viele Mittel, so würde er nicht arbeiten, sondern lustig leben. Tausend Begebenheiten haben den Armen den Weg gewiesen, wie man zu den größten Ehren steigen kann. Ist nun nicht dieses Schick-

sal für sie sowohl als für die ganze Welt das beste? Manchen Eltern wird ein Kind, an das sie ihr Herz gehängt haben, in der besten Blüthe der Jahre entrissen, weil Gott voraus sieht, daß es der Welt mehr schaden als nützen, und sogar an seinem eigenen Unglücke bauen würde. Manchen Kindern werden die Eltern sehr frühzeitig weggenommen, wodurch sie Gelegenheit gewinnen, von andern in der Furcht des Herrn zum Vortheile vieler tausend Seelen erzogen zu werden. Manchem wird eine geliebte Gattin plötzlich von der Seite gerissen; Gott schenket ihm eine neue wieder, die nicht allein sein Vergnügen eben so befördert, sondern auch sogar für die Auferziehung der Kinder noch besser sorget. Ist nun nicht dieses Schicksal sowohl für uns als für die ganze Welt das beste? Manchem wird sein Geld gestohlen, weil er sich damit versündiget und es doch nicht zu gebrauchen weiß. Sein Goldklumpen wird zerstreuet und manchem in die Hände gespielet, der dadurch die größesten Vortheile stiftet. Ist nicht dieses Schicksal für uns und für die ganze Welt das beste? Mancher muß schleunig krank werden, damit das Uebel in seinem Körper gehoben werde, und er zu einer weit dauerhaftern Gesundheit gelangen möge. Mancher Soldat wird im Kriege erschossen, weil er vielleicht, wenn er länger gelebet, andern Leuten geschadet und Galgen und Rad gezieret hätte. Mancher Tugendhafte wird unter einer ganzen Gesellschaft Sünder vom Donner plötzlich erschlagen, damit sich die Gottlosen an seinem Tode spiegeln sollen, und er von der bösen Welt nur bald erlöset werden möchte. Manche Länder werden von Wassersnoth geplaget; die Fluthen überschwemmen Aecker und Wiesen; allein, dies ist eben das Mittel, wodurch in der Folge der Zeit desto fruchtbarere Jahre kommen, welche den Schaden vielfach ersetzen. In manchen Ländern muß die Pest wüthen, wodurch so viele Seelen zu Gott gezogen werden, und hernach desto gesundere und glückseligere Zeiten kommen. In manchen Reichen müssen die Kriegesflammen ausbrechen, wodurch so viele tausend tugendhaft werden, die vorher sicher und gottlos gelebet. Sind nun nicht diese Schicksale sowohl für uns als für die ganze Welt die besten? Ich könnte ein mehreres anführen, wenn ich mir vorgenommen hätte, hiervon weitläuftiger zu reden.

§ 48.

Der dritte Satz, den wir hier noch berühren müssen, war endlich dieser: "Alle Schicksale der Menschen haben einen guten "Endzweck." Ich könnte dieses mit sehr vielen Gründen beweisen, wenn es der enge Raum meiner Blätter verstatten woll-

te. Ich will aber nur drey erörtern, und die deutlichsten und wichtigsten derselben anführen, welche wiederum als neue Quellen des Trostes angesehen werden können.

§ 49.

Der erste Grund, der dieses bestärket, ist folgender: "Trau-"rige Schicksale ziehen uns von den Lastern ab, und führen uns "zu dem höchsten Wesen." Gott trägt eine unendliche Neigung, sich an dem Wohl seiner Geschöpfe zu vergnügen. Sein unerforschlicher Verstand dachte schon von Ewigkeit her auf eine Welt, so die Glückseligkeit seiner Kreaturen am meisten befördern könnte. Unter so vielen möglichen Welten wurde eine geschaffen, worin auf allen Seiten die Strahlen seiner Güte hervorblitzen. Gott ist ein Wesen, das unendliche Eigenschaften besitzt, und unter der Anzahl Geister auf der obersten Staffel steht. Er ist ein Wesen, das sich ungemein belustiget, wenn sich denkende Geschöpfe dem Ziele seiner Vollkommenheiten immer mehr und mehr nähern. Ob es gleich nicht möglich ist, daß ein erschaffener Geist dem unerschaffenen gleich werde: so ist es doch möglich, daß er durch eine stetsdauernde Ewigkeit immer höher hinauf steigen könne, ohne jemals die höchste Stufe der Vollkommenheit eines unendlichen Wesens zu erreichen. Ein Seraphim ist der Gottheit weit näher, als eine Seele der Sterblichen. Und daher muß ein jedes Geschöpf, das diese Fähigkeit hat, in den Augen des Allmächtigen ungemein kostbar seyn. Was ist es demnach zu verwundern, daß alle Schicksale dahinaus laufen, daß wir von den Lastern abgezogen und immer vollkommner werden mögen? Was ist es zu verwundern, daß der Gott, der die Welt regieret, alle Begebenheiten so einrichtet, daß wir uns glückseliger und seinem Bilde ähnlicher machen?

§ 50.

Wenn wir uns auf dem Schauplatze der Welt ein wenig umsehen: so werden wir Menschen gewahr werden, die verschiedene Neigungen und Triebe haben. Die wenigsten sind im Stande sich in die Glücksgüter zu schicken. Die Eitelkeiten der Welt verblenden die meisten, daß sie, wie jener Prinz, mitten auf dem Throne das Schwerdt nicht sehen, das über ihrem Haupte an einem seidenen Faden hängt. Das Geräusch der Leidenschaften übertäubet unsere Sinnen, und diese sind oft die Triebfedern zu allerhand Lastern. Wir betrachten nur die äußern Schalen der Dinge, aber bis an den rechten Kern kommen wir nicht. Das Ohr höret den Tumult der weltlichen Ergötzlichkeiten, die Zunge schmecket so mancherley Arten von Speisen; die

Stralen vom Golde, Silber, und der Pracht der Großen fallen uns ins Auge, und die Menschen sind gewohnt, das Elend zu verbergen, das damit verknüpfet ist. Wir halten diese Dinge für eine wahre Glückseligkeit, darum verlieren wir uns in das Blendwerk der Erde. Wir tappen, wie die Blinden, im Finstern immer herum, weil uns die Augen des Geistes umnebelt sind. Wir werden zuletzt wie die Träumende, denen das Haus über dem Kopfe brennt, und die doch immer in dem Schlummer ihrer süßen Einbildung liegen; ja ihr falsches Vergnügen für ein wahres Vergnügen ansehen. Sobald uns aber eine widrige Begebenheit in diesen schwärmenden Gedanken störet, so erwachen wir plötzlich vom Schlafe. Wir sehen wo wir sind, und werden die Gefahr inne, die über unserm Haupte schwebet. Ach wie unaussprechlich gnädig ist Gott, daß er zuweilen unglückliche Begebenheiten über die Menschen ergehen läßt. Mancher wäre unglücklich geblieben, wenn ihn nicht leibliche Trübsale zu Gott gezogen hätten. Die Erfahrung ist ein unläugbarer Zeuge dieser Wahrheit. Sowohl neue als selbst die Denkmale alter Zeiten lehren uns, daß die Tugend mehrentheils durchs Unglück gebohren worden. Ja, wir finden Beyspiele, daß die Frömmsten in der Welt die meisten traurigen Schicksale erfahren. Es sind auch Zeugnisse vorhanden, daß oft Leute, wenn es ihnen glücklich ergangen, in ihre vorige Laster verfallen sind. Kurz, Jammer und Elend sind für manchen Menschen das beste Mittel, seine Seele dem unendlichen Schöpfer zu widmen. Herrlicher Endzweck Gottes! den er bey dem Laufe der widrigen Begebenheiten zu erhalten suchet.

§ 51.

Carilon ist ein Mann, den die Stadt wenigstens eine Tonne Goldes reich schätzet. Er wohnet in einem Hause, das die Vorbeygehenden bewundern. Sklaven, die von güldnen Kleidern glänzen, stehen zu seiner Seiten. Sechs Bediente verrichten das, was einer verrichten könnte. Er ist gesund und kann gehen, dennoch wird er von Pferden getragen. Zwölf Gattungen der niedlichsten Speisen zieren seine Tafel, von denen er nur zwo genießt. Er wird wollüstig. Er wird lasterhaft. Er liebet Gesellschaften, mit denen er sich täglich berauschet. Er lebet in der besten Blüthe seiner Jahre und kann der Welt nützen. Doch mag er nicht arbeiten, denn er hat es nicht nöthig. Er sieht eine große Anzahl Freunde um sich, die sich mit ihm lustig machen. Sein Haus ist ein Sammelplatz der Schmeichler. Er hat täglich viele Besuche von Leuten, die sein Geld blendet. Er vertreibt sich die Zeit mit Spielen. Er trägt

kostbare Kleider, bey denen er im Winter friert. Kurz, er hat alles, was zu einem vermeynten Glückseligen gehöret. Doch, trauriges Schicksal, das dem Carilon begegnet! Er sieht um Mitternacht eine Donnerwolke aufsteigen. Es fängt in der Luft zu blitzen an. Carilon zittert, und wünschet, daß es ihn nur nicht treffen möge. Allein sein Wunsch ist vergeblich. Sehet! nun schlägt der Donner in seinen Pallast. Sein prächtiges Haus fängt an zu brennen. Nach wenigen Stunden liegt alles in der Asche. Doch getrost, sechs tausend Thaler hat er einem redlichen Manne geliehen. Dieser bringt sie ihm am Morgen des andern Tages wieder. Er bekömmt also die Mittel, wobey er ehrlich leben kann. Er kaufet sich ein Haus wieder, das zwar nicht so prächtig gebauet, darinn aber sehr bequem zu wohnen ist. Er hält sich einen Bedienten, der ihm redlich aufwartet. Statt zwölf Arten von Speisen, genießt er täglich nur drey, die ihm aber gut schmecken. Er geht in solchen Kleidern, darinn er sich gar nicht schämen darf. Er wird fromm und tugendhaft, er betet und arbeitet. Er lebet in Ruhe, indem ihn die Schmeichler verlassen. Nun sage man, ob die traurige Begebenheit den Carilon nicht von seinen Lastern abgezogen und einen guten Endzweck gehabt habe?

§ 52.

Der andere Grund, daß Gott bey den widrigen Schicksalen der Menschen einen guten Endzweck habe, ist dieser: "Weil er "sie sehr oft als Mittel brauchet, die erhabensten Absichten und "erstaunenswürdigsten Dinge in der Welt auszuführen." Das Leben eines jeden Menschen ist ein kleiner Spiegel, worinn uns die lebendige und erhabene Gottheit sichtbar wird. Man empfindet kein größeres Vergnügen, als wenn man auf den Lauf seiner Schicksale ein Augenmerk richtet. Die geringste Begebenheit hänget mit den wichtigsten wie eine Kette zusammen. Wäre diese nicht vorhergegangen, so wären die andern nicht erfolget. Eine jede Begebenheit ist ein Mittel zu der andern. Ein Schicksal läßt sich immer aus dem andern erklären, wenn wir in die verflossenen Zeiten zurück gehen. Sterbliche! ihr beraubet euch des größesten Vergnügens, wenn ihr hierauf nicht Acht habet, sondern so flüchtig und ohne Nachdenken in den Tag hinein lebet. Ein Weiser sitzt oft in seiner Einsamkeit und erwäget, was ihm in der Welt begegnet. Er untersuchet in der Stille des Geistes, warum ihm dieses oder jenes zugestoßen ist. Er versinkt aber in die tiefste Ehrfurcht, wenn er hier die unendliche Gottheit reden höret. Gott antwortet ihm beständig, wenn er das vorhergehende mit dem folgenden vergleicht. Die

künftigen Folgen sind immer Gründe, warum diese oder jene Begebenheit vorangegangen. Der Mensch höret diese göttliche Sprache beständig; und der Herr redet mit uns durch die wunderbare Verknüpfung unserer Schicksale. Tausend Spuren des Daseyns Gottes und aller seiner Eigenschaften werden uns hier mit lebendigen Farben geschildert. Gott hat auch keinen Menschen hiervon ausgeschlossen, obgleich die wunderbaren Begebenheiten des einen uns mehr in die Augen leuchten, als die gewöhnlichen Schicksale des andern. Der ärmste Mann ist vor Gott eben ein so liebenswürdiges Geschöpf, als der Fürst, der auf dem Throne sitzt. Ja, eine Kreatur ist in seinen Augen köstlich, vom höchsten Seraphim an, bis auf den Wurm, der vor uns im Staube kriecht. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß sich die Weisheit Gottes in dem Leben eines jeden Menschen vollkommen abspiegelt. Wäre ein Gotteslängner nicht so blind, es würde ihm die lebendige Gottheit sichtbar werden, wenn er auf die Verbindung seiner Schicksale und noch vielmehr der ganzen Welt Acht hätte. Hier ist Weisheit, Allmacht, Güte, Gerechtigkeit! Hier sind alle Eigenschaften Gottes merklich zu erkennen.

§ 53.

Daß wir aber so furchtsam sind und über eine jede traurige Begebenheit sogleich erschrecken, rühret daher: weil wir nicht den ganzen Zusammenhang unsers Lebens, noch die Folgen von diesen traurigen Schicksalen in Erwägung ziehen. Es ist wahr, wir sind nicht im Stande, alles genau einzusehen: aber wir haben auch keine Ursachen, uns über Dinge, die wir nicht wissen, zu bekümmern; indem wir immer den sichern Schluß machen können: dieses, was uns begegnet, rühret von Gott her, hat einen guten Endzweck, und befördert unser Bestes. Es kommt uns vieles unordentlich vor, worin doch die Regeln der schönsten Ordnung beobachtet werden. Diese allgemeine Verbindung aller Dinge in der Welt können wir nicht einsehen: daher ist es auch kein Wunder, daß uns manches unordentlich vorkömmt. Wir finden dieses schon im Reiche der Natur. Einem, der am Ufer steht, und die Bewegung der Fische ansieht, scheint diese Bewegung wie ein vermischter Klumpen voller Unordnung und Verwirrung, ob hierin gleich die schönste Ordnung vorhanden ist; indem kein Fisch den andern in seinem Laufe hindert, sondern ihm immer aus dem Wege weichet. Wer aber nach dem äußern Schein urtheilen will, der steht beständig in Gefahr, betrogen zu werden. Derjenige also, der alle Absichten Gottes, so auf das schönste mit einander über-

einstimmen, beurtheilen wollte, müßte den Zusammenhang der ganzen Welt einsehen. Oft trägt sich im Laufe der Welt ein Schicksal zu, wovon man erst den Grund nach tausend Jahren bestimmen kann; und oft ereignen sich Begebenheiten, von denen man die Ursache und den Grund in mehr als vor hundert Jahren geschehenen Veränderungen suchen muß. Die Ursachen laufen immer fort, und bringen lauter Wirkungen hervor, bis dasjenige zum Vorschein kommt, was Gott durch so viele tausend Ursachen erhalten wollen. Manches Geschlecht steigt, und manches sinkt zu einer bestimmten Zeit der Welt, und die Ursache davon läßt sich erst nach vielen Jahren entwickeln, wenn eben eine merkwürdige Begebenheit prächtig ins Auge fällt. Wir kommen in die Welt und spielen unsere Rolle zu einer bestimmten Zeit: wir übersehen also in der Kette der Begebenheiten, so vom Anfange der Welt geschehen sind, nur einen Theil, nämlich den Zeitpunkt, in welchem wir leben; und daher ist es gar nicht zu verwundern, wenn wir den ganzen Zusammenhang nicht einsehen. Von einem Theile können wir wohl urtheilen, aber hier gilt nicht der Schluß aufs Ganze. Es geht uns wie denen, die mitten im Schauspiele oder am Ende desselben in die Comödie kommen, und nichts mehr, als etwa einen Auftritt ansehen. So wenig diese von der Schönheit des ganzen Stücks urtheilen können: so wenig können wir von dem Zusammenhange der ganzen Welt richtige Urtheile fällen. Die Geschichte löset uns manchen Zweifel auf, worin man denkwürdige Begebenheiten der Vergessenheit entreißt. Dort entdecket Columbus eine neue Welt. Die Spanier dringen nach den Ufern einer entfernten Gegend, und ermorden viele tausend Amerikaner. Erschreckliches Schicksal, das diesem unglückseligen Lande begegnet! Die todten Leichname schwimmen auf den Wellen und ihr Blut schreyt zu Gott um Rache. Sie rufen das Meer zum Zeugen der Grausamkeit, welche man an ihnen unschuldig ausgeübet. Was war denn für Gutes mit dieser Begebenheit verbunden? Ich kann nicht sagen, warum Gott seine Kirche immer mit Verfolgung und Blutvergießen gepflanzet; aber dieses weiß ich, daß dadurch der Aberglaube und das Reich der Finsterniß vertrieben, ja der Grund zur Ausbreitung des Christlichen Glaubens geleget worden. Die Zahl der Christen, welche damals noch sehr klein war, und lange nicht einmal den vierten Theil der Einwohner der Erde ausmachte, wurde durch die Entdeckung einer neuen Welt vermehret, und ist jetzo bey den vielen Colonien und beständigen Bekehrungen der Heiden fast zur Hälfte unserer Erde ange-

wachsen. Doch, ich will mich jetzt in die Stille begeben und in die künftigen Zeiten schauen, um die Gerechtigkeit Gottes zu retten. Wenn ich die Blätter der Geschichte ansehe, so werde ich gewahr, daß viele Jahre nachher jene mächtige und unüberwindliche Flotte von den Küsten Spaniens abgesegelt. Sie hat die Absicht eine glückselige Insel zu bekriegen, und ihre Einwohner unter das Joch zu bringen. Eine Menge Schiffe und Krieger bedecken die See und ziehen einher, wie ein Schwarm Heuschrecken, der einem Lande schon von ferne ein Unglück drohet. Allein, was für ein erschrecklicher Zufall ereignet sich plötzlich, der meinen Geist aufmerksam machet? Es entsteht ein Sturm auf dem Meere; Wind und Wellen vereinigen sich gegen diese Kriegesmacht; die Schiffe fangen an zu scheitern; viele tausend Menschen kommen jämmerlich um ihr Leben; die Feinde rücken heran, und die Flotte wird auf eine betrübte Weise zerstreuet. Was ist dieses für eine traurige Begebenheit, welche das Elend eines ganzen Landes nach sich gezogen? Gott! ist es mir erlaubt, der ich Staub und Asche bin, einen Blick in deine ewigen Rathschlüsse zu wagen, so wollte ich fast behaupten, daß deine gerechte Rache nach so vielen Zeiten über ein Volk ausgebrochen, über welches die ermordeten Leichname so vieler tausend Menschen in dem Abgrunde des Meeres geseufzet. Wie viel unschuldiges Blut wäre nicht von neuem vergossen worden, wie viele tausend Protestanten hätten nicht ein Opfer der Inquisition und der Grausamkeit werden müssen, wenn diese Flotte gesieget, und ihre Gegner überwunden hätte? Wer sieht hier also nicht, wie Gott die erhabensten Absichten ausführet, wenn er gleich zuweilen ein Unglück zuläßt? Und was heißt dieses anders, als Gott hat oft die edelsten Endzwecke, wenn er gleich ein trauriges Schicksal über die Menschen bestimmet.

§ 54.

Der dritte Grund, der diese Wahrheit bestärket, ist dieser: "Weil Gott die traurigen Begebenheiten der Menschen oft zu "Mitteln brauchet, uns von einem größern Unglücke zu be"freyen." Die Unglücksfälle sind nicht zu zählen, denen der Mensch unterworfen ist. Unser Körper ist nicht von Eisen und Stahl: er ist ein künstliches Gewebe von Haut und Adern; er kann von aussen sehr leicht beschädiget werden; ja man muß sich verwundern, wie ein Sterblicher noch so viele Jahre lebet. Sehen wir die innern Theile unsers Leibes an, so muß man über die kleinen Röhren und Gefäße erstaunen, durch welche sich das Blut dränget, und welche fast alle Augenblicke

zu reißen drohen. Betrachten wir die äußern Glieder unsers Körpers, so sind sie auch unaussprechlicher Gefahr ausgesetzt. Ein kleiner Wind, der uns anwehet, ist vermögend, uns aufs Krankenbette zu werfen, ja ins Grab zu stürzen. Der Tod schwebet uns täglich vor Augen, und wer ist im Stande alle Arten der Krankheiten und Unglücksfälle zu bestimmen, welche den Lebensfaden der Menschen abkürzen? Ja wie viele Fälle lassen sich nicht erdenken, wodurch die Sterblichen auf eine andere Weise unglücklich werden können? Man erwäge nur die verschiedenen Gattungen von Krankheiten, die unzähligen Arten von Trübsalen, die Menge von Umständen, die unsere Seele beunruhigen, die verschiedenen Fälle, welche uns äußerlich unvollkommen machen, und um Ehre, Güter, Freunde und dergleichen bringen: gewiß man wird gestehen müssen, daß der Mensch in dem gegenwärtigen Zustande, in welchem er lebet, vielen Widerwärtigkeiten unterworfen sey. Allein, man wird doch auch zugeben müssen, daß ein Unglück in der Welt immer weit größer, als das andere sey. Wer schätzet nicht den Verlust der irdischen Güter weit geringer, als den Verlust des Lebens? Und wer wollte nicht lieber eine Krankheit ertragen, als die Marter der Missethäter ausstehen? Ist aber dieses wahr, so wird auch derjenige einen guten Endzweck haben, der ein kleineres Uebel, das in dem Laufe der Welt gegründet ist, zuläßt, um dadurch ein größeres zu verhüten. Hiervon finden wir aber die deutlichsten Proben in der Regierung unserer Schicksale. Wir stürzen uns oft selbst in die größte Noth, worin wir hätten umkommen müssen, wenn sich nicht solche wunderbare Begebenheiten zugetragen hätten, die uns unvermuthet von aller Gefahr befreyet. Oft gerathen wir auch ohne Verschulden in solche Umstände, die uns würden unglückselig gemacht haben, wenn der oberste Regierer unserer Schicksale nicht über uns gewachet, und das Unglück abgewendet hätte. Jenen vornehmen Kaufmann überfiel unter Weges, als er nahe an einen Wald kam, eine plötzliche und heftige Krankheit. Er wurde dadurch genöthiget in das Wirthshaus zurück zu kehren und sich daselbst verpflegen zu lassen. Seine Bedienten bedauerten ihn und beklagten sein Unglück; denen er aber zur Antwort gab: daß er mit diesem Schicksale gern zufrieden wäre. Des Abends kam ein alter und frommer Bettler in die Herberge, dem der Kaufmann sogleich ein Pfund Sterling auszahlen ließ, daß er für ihn beten sollte. Danket Gott, rief der Greis, daß ihr auf dem Wege krank geworden seyd, weil eine Bande Räuber den ganzen Tag im Walde aufgelauert hat, um

euch zu erschlagen und auszuplündern. Ich glaube, daß sich viele tausend Zufälle noch täglich zutragen, wodurch ein mancher einem größeren Unglücke entgeht; es ist nur zu bedauren, daß wir sie nicht alle wissen. Würde es uns ein Engel oder Geist offenbaren, wie vielen Gefährlichkeiten wir schon durch die ganze Reihe unserer Jahre entgangen sind, die sich gewiß zugetragen hätten, wenn uns nicht ein kleineres Uebel begegnet wäre: ich glaube, wir würden uns entsetzen und die wachende Gottheit mit Zittern verehren. Man nehme nur einen Menschen, wenn er noch in der zartesten Blüthe seiner Jahre steht, und beurtheile, wie vielen tausend Gefährlichkeiten er ausgesetzt sey. Wahrhaftig, man kann die Vorsicht Gottes nicht besser als aus den Schicksalen kleiner Kinder erkennen lernen. Diese stürzen sich oft aus Unwissenheit und Unvorsichtigkeit in die größeste Noth; und dennoch wird man selten finden, daß sie bey der äußersten Gefahr zu Schaden kommen. Es müssen sich tausend Gelegenheiten finden, wodurch sie immer errettet werden; und anstatt den Hals zu zerbrechen, laufen sie nur mit blutigen Köpfen davon. Ich sahe einmal einen Affen, der einer Schifferfrau ein kleines Kind aus der Wiege nahm und damit oben auf der Spitze des Mastbaums tanzete. Als aber die Mutter ein Zetergeschrey machte, so lief der Affe herunter und legte ihren Säugling ganz sanft in die Wiege.

§ 55.

Dieses waren, geneigter Leser! die Gedanken, welche ich bey diesem Trostgrunde zu berühren für nöthig erachtet. Allein, sie schließen uns auch ein fruchtbares Feld auf, wo wir einen Trost nach dem andern hernehmen können. Würden die Menschen bedenken, daß ihre Schicksale sowohl im ganzen Zusammenhange als auch für sie selbst die besten sind: wo würde man eine solche Menge von Thränen, von unzeitigen Klagen, von unnöthigem Winseln gewahr werden? Wissen wir gleich nicht die Gründe, warum uns diese oder jene traurige Begebenheiten in der Welt zustoßen: o so wissen wir doch dieses, daß wir blinde und elende Menschen sind. Genug, daß uns die Vernunft lehret: es gereiche uns alles in der Welt zum Besten. Aber wie viele werden gefunden, die dieses erwägen? Keiner unterscheidet ein Scheinübel von einem wahren Uebel; keiner nimmt sich die Mühe, eine Sache auf allen Seiten zu betrachten; keiner beurtheilet, was der Herr für Absichten durch diese oder jene Begebenheiten zu erreichen suchet; keiner sieht auf die Folgen, ob diese nicht unsere wahre Vollkommenheiten bewirken. Wir beurtheilen nie die innere Beschaffenheit der

Dinge, sondern wir schließen nur nach den äußeren; wir ziehen unsere Sinnen zu Rathe, und erwählen diese zu Wegweisern. Daher ist es gar nicht zu verwundern, daß wir so vielfältig irren und uns immer betrügen lassen. Ein Reisender fiel unvermuthet und sah eine Schachtel, die jemand verloren, vor sich liegen. Er eröffnete dieselbe, und fand darinnen kleine Steine. Betrogener! sprach er zu sich selbst, und warf das Kästchen wieder zur Erden. Ein anderer kam und nahm es auf. Er legte das Gefundene an den Probierstein; er zog Kenner zu Rathe, und siehe! es waren rohe Diamanten. Wer sich blos von seinen äußeren Sinnen übertäuben läßt, der steht beständig in Gefahr, hinter das Licht geführet zu werden. Man wird ohne alle Ueberlegung das Gute bös und das Böse gut nennen. Allein so verfahren wir Menschen, wenn wir von den Begebenheiten unsers Lebens urtheilen. Ein jeder trauriger Zufall erschrecket uns sogleich bey dem ersten Anschein; die Bilder der Einbildungskraft werden lebhaft; man häufet die Vorstellungen des Unglücks; man siehet nur immer auf das Böse und niemalen auf das Gute; man überläßt sich dem Zuge seiner Leidenschaften; und zuletzt wird man von seinen Empfindungen ein Sklav. Dort klopfet ein Bote an die Thür, und verkündiget der Petronia eine traurige Begebenheit. Noch hat er nicht ausgeredet, so läuft sie schon in der Stube herum, windet die Hände, reißt sich den Schleyer herunter, rauft sich die Haare aus, weinet, winselt, klaget und schreyet: ach ich bin unglückselig! ach ich bin ein Kind des Todes! ach nun schlägt Gott mit seinem Donner auf mich zu! ach nun will mich der Himmel mit einmal aufreiben! ach nun jauchzen meine Feinde! ach nun bin ich das unglückseligste Geschöpf unter der Sonne! Sie ächzet, sie seufzet, sie stöhnet, sie kommt aus dem Athem, und nun sinkt sie in Ohnmacht. Allein, was sollen die Thorheiten bedeuten? Man erlanget nichts dadurch, man erweitert seine Schmerzen, man vergrößert seine Unruhe. Warum will ich mir nicht Zeit nehmen, eine Sache nach allen Umständen zu prüfen? Warum will ich meine Vernunft nicht gebrauchen, da ich sie doch habe? Warum will ich nicht erforschen, ob nicht dieses vielleicht zu meinem besten gereiche, und ob das auch ein Uebel sey, was ich als ein Uebel ansehe? Wie leicht kann man betrogen werden, wenn wir nach dem äußern Schein urtheilen wollen? In der Haut eines grimmigen Löwen liegt oft ein stilles Lamm verborgen. Warum will ich mich denn darüber so heftig betrüben, was doch nicht zu ändern steht? Man muß einen Heldenmuth im Unglück fassen; man

muß nicht sogleich erschrecken, und sich von unruhigen Gedanken niederschlagen lassen, zumal wenn man sieht, daß man mit aller seiner Bekümmerniß nichts ausrichtet. Jenes Musikanten Haus fieng an zu brennen. Er sah kein Hülfsmittel es zu löschen, darum nahm er seine Violine, setzte sich gegen über, spielte und sang dazu: "Wie gewonnen, so zerronnen."

§ 56.

Es ist ein großer Trost für uns, daß wir unser Unglück nicht vorher wissen. Die Empfindung bey einem Uebel wird ungemein geschwächet, wenn es uns plötzlich übereilet. Die Strafe eines Missethäters, dem man unvermuthet den Kopf herunter säbelt, ist weit geringer, als desjenigen, dem man sein Todesurtheil lange vorher verkündiget. Warum gieng der Soldat so muthig zu Felde? weil er nicht wußte, daß er erschlagen werden sollte. Warum begab sich der Kaufmann so freudig auf die See? weil er nicht wußte, daß er Schiffbruch erleiden würde. Es begegnen uns viele Trübsalen, wobey wir weiter keine Traurigkeit empfinden, als in der ersten Hitze. Gottes Fürsorge leuchtet also auch daraus ganz deutlich hervor, daß er unser bevorstehendes Kreuz vor unsern Augen verborgen. Gesetzt aber, man sieht ein Unglück vorher, so erfordert es die Pflicht eines Weisen, daß er nicht darüber erschrecke. Er brauchet folgende Mittel, seinen Kummer zu besiegen: 1) Untersuchet er, ob es möglich sey, dem bevorstehenden Unglücke zu entgehen, oder die Anfälle desselben doch einigermaßen zu entkräften. Wenn ein kluger Feldherr eine Mine entdecket, so zieht er sich zurücke. Gott will nicht haben, daß wir uns muthwillig in die Gefahr stürzen, sondern daß wir vielmehr alle Kräfte anlegen sollen, derselben zu entgehen. Ich sah einen Menschen ins Wasser fallen, darum gieng ich nicht über die Brücke. Ich hörte ein reißendes Thier im Walde brüllen, darum wich ich ihm aus dem Wege. 2) Sieht er, daß kein Mittel, der Gefahr zu entgehen, vorhanden ist: so ergiebt er sich in den Willen Gottes. Er schließt so: Das höchste Wesen hat mir dieses Leiden zugeschickt, doch dieses wählet allezeit das Beste. 3) Erforschet er, was Gott für Absichten habe, indem er dieses oder jenes zuläßt; und hat er diese entdecket, so bemühet er sich dem Willen des höchsten Wesens nachzuleben. Mancher hängt sein Herz an die Eitelkeiten der Erden: Gott suchet ihn davon zu befreyen, indem er ihm dieselben entzieht. 4) Zieht er seine Vernunft zu Rathe und untersuchet, was für Gutes denn auch mit dieser Begebenheit verbunden sey. Vielleicht, denkt er, bin ich einem größeren Unglück entgangen. Un-

ter zwoen Unvollkommenheiten, von denen die eine größer ist, als die andere, ist die geringste für mich etwas Gutes. Man erträgt ja eine gewisse Widerwärtigkeit noch einmal so freudig, wenn man weiß, daß man einer größern Beschwerde dadurch überhoben wird. Ein Kranker, dem der kalte Brand die Hand verletzet, strecket seinen Arm beherzt aus und läßt sich ein Glied von seinem Körper ablösen. Es entspringt in der Seele ein ungemeiner Trost, wenn man bedenkt, daß ein Unglück gegen das andere sehr klein sey und zu einem Mittel diene, dem andern zu entfliehen. Er erwäget daher 5) die Folgen von jeder traurigen Begebenheit, und untersuchet, was sie für einen Einfluß in seine künftigen Umstände haben. Mein Haus brennt ab, getrost! ich bekomme dadurch ein neues. Meine Aeltern sterben, Geduld! Gott schenket mir ihre Güter, die kann ich zu seiner Ehre brauchen. Meine Kinder trägt man zu Grabe, gelassen! ich darf nicht ihre künftige Gefahr besorgen. Man verjagt mich ins Elend, getrost! ich bekomme dadurch Gelegenheit in einem andern Lande mein Glück zu machen. 6) Siehet der Weise auf das Beyspiel der andern, die noch elender sind, als er, und setzet sich, so wie sie, in eine beständige Bereitschaft, alle traurige Schicksale, ja den Tod selbst, herzhaft zu ertragen. Dieser oder jener hat ein größeres Unglück ausgestanden, und er war dabey geduldig; dieser oder jener bereitet sich gegen alle Zufälle, warum soll ich ihm nicht nachfolgen? Wer diese Mittel ergreifet, der wird finden, daß ihm eine jede betrübte Begebenheit zu seinem Besten gereiche, und daß das meiste Uebel, so ihm begegnet, nur ein Scheinübel sey.

§ 57.

Um dieses nun desto besser in die Ausübung zu bringen, muß ein jeder bey sich folgende Fragen machen, wenn er einen Trost bey seinen widrigen Schicksalen haben will. Warum begegnet mir dieses Leiden? Ist es ein Leiden zu nennen oder nicht? Betrügt mich nicht meine Einbildungskraft? Wäre ich glücklicher, wenn es mir nicht begegnete? Wird mein Zustand dadurch vollkommener oder unvollkommener? Kann dieses Schicksal nicht den Grund zu meinem künftigen Glücke legen? Ist es erträglich oder unerträglich? Ist es wirklich so groß, als ich es mir vorstelle? Wie hängt es mit den übrigen Begebenheiten meines Lebens zusammen? Was hat es für einen Einfluß in den Zusammenhang anderer Dinge? Finde ich darin keine Spuren, keine Proben, keine Merkmale der Weisheit und Güte Gottes? Müssen es nicht auch andere Menschen erdulden? Sind andere dabey geduldig und zufrie-

den oder nicht? Warum soll ich eben Thränen vergießen? Würde ich mich nicht versündigen, wenn ich darüber murren wollte? Stimmt es gar nicht mit der Ehre Gottes und mit meiner Glückseligkeit überein? Uebertäubet mich nicht das Geräusch meiner Leidenschaften, daß ich dieses nicht einsehe? Ist es nicht möglich, diese zu unterdrücken? Woher entspringt die Unzufriedenheit meiner Seele? Ist Gott nicht mächtig genug, mich von diesem Elende zu befreyen? Was werden andere Leute denken, wenn ich wie ein Heide trauren wollte? Habe ich es verdienet oder nicht? Verschwindet dadurch meine Hoffnung glückselig zu werden? Was werde ich endlich durch meinen Kummer ausrichten? Werden sich meine Schicksale ändern, wenn ich mir die Augen roth weine? Werde ich dadurch mein Unglück verringern oder vergrößern? Was für betrübte Folgen sind damit verbunden? Ist es nicht besser, daß ich die Züchtigung Gottes ertrage? Bin ich nicht ein Werkzeug, seine Ehre zu befördern? Kann ich nicht schon einige Absichten einsehen, die Gott auszuführen suchet? Ist also dieses Uebel nicht ein Scheinübel, und für mich das beste?

§ 58.

Weg also mit den Gedanken, daß ich über meine Schicksale klagen sollte! Weg mit der Unruhe, die mein Herz bestürmet! Ich weiß anjetzt, daß alle meine Begebenheiten die besten sind. Gott hatte mir Reichthümer und Schätze gegeben: aber er hat sie mir auch wieder genommen. Getrost! Warum soll ich mich weigern, das zu verlieren, was mir nicht gehöret? Habe ich gleich wenig in der Welt: so habe ich doch so viel, als ich brauche. Der Reichthum wird nicht nach der Menge des Geldes abgemessen, sondern nach den Umständen, in welchen man lebet. Ein Prinz ist dürftig, wenn er eine Tonne Goldes besitzt; ein Bauer ist reich, wenn er tausend Thaler aufweisen kann. Habe ich so viel, als mein Stand erfordert, so habe ich alles; habe ich überflüßig: so ist es mir nichts nütze. Derjenige ist reich, der am allerwenigsten verlanget; und der ist wahrhaftig arm, der bey seinen Millionen immer nach mehrerem Gelde geitzet. Der weise Crates von Theben nahm alles Geld und alle köstliche Edelgesteine und warf sie ins Meer, weil er so viele Mühe hatte, sie zu verwahren, und weil er immer in Aengsten stand, sie zu verlieren.

§ 59.

Ich bin nicht gelehrt, aber ich ersetze den Mangel meiner Wissenschaften durch eine gute Aufführung. Ein redlich Herz ist unendlich höher zu schätzen, als ein aufgeblasener Kopf

voller matten Grillen. Ich nütze der Welt nach meinen Kräften, und diene meinem Nächsten in der Stille. Manche, die gelehrt seyn wollen, sind oft wie die verstimmten Orgeln, die widrig klingen und doch ein großes Geschrey machen, wenn der Wind hineinbläst.

§ 60.

Ich fahre in keiner glänzenden Kutsche: aber ich versündige mich auch nicht an meinem gütigen Schöpfer. Man darf mir nicht vorwerfen, daß ich zu meiner Ueppigkeit die dicken Bäuche so vieler Pferde füttere, und dafür unzählige Menschen hungern lasse. Ich bekleide keine hohe Würden: aber ich bin auch kein Sklav. Bücket sich nicht die Welt vor mir; gelassen! ich darf auch nicht befürchten, gestürzet zu werden, noch eine beständige Unruhe über die Neider empfinden. Hohe Bäume und Gebürge sind dem Sturm am meisten unterworfen, dahingegen bey den niedrigen Thälern und Büschen der Wind vorbeystreicht. Je höher man steigt, desto stärker ist der Fall; und je mehrere Aemter man verwaltet, desto schwerer ist die Verantwortung. Tugend ist der größte Adel unserer Seelen, und die beste Ehre ist diese, wenn man von seinen guten Thaten überzeuget ist.

§ 61.

Meine Freunde haben mehr Geld, wie ich. Ach! ich bin damit herzlich gern zufrieden. Alles, was der andere im Ueberflusse hat, das ist nicht sein. Die Vorsicht hat es ihm geliehen, weil er es besser zu gebrauchen weiß, als ich. Warum wollte ich es ihm misgönnen, da er doch damit seinem Nächsten unter die Arme greift? Ein Wohlthäter ist nie reich genug, die Triebe seiner grosmüthigen Seele zu stillen. Wenn ihm täglich Tonnen Goldes einlaufen, so kann er sie alle los werden.

§ 62.

Mein Feind drücket mich, ach! ich küsse ihm dafür die Hände. Er prüfet meine Geduld, er führet mich zu Gott, er machet mich in Ewigkeit glückselig, da mich meine Freunde einschläfern. Gott schenke ihm ein langes Leben, und es müsse ihm wohl gehen, bis auf die spätesten Zeiten! Soll ich darüber klagen, daß ich viele Feinde habe? Wer da glaubet, daß ich wenige Freunde und viele Feinde habe, der ist weise. Ich werde von Leuten belästert, und man suchet mich an meinem guten Namen zu kränken. Ach! ich wäre ein Thor, wenn ich mich hierüber grämen wollte. Dieses Schicksal ist für mich das beste. Ist der Tadel meiner Feinde gegründet: so danke ich ihnen, denn ich will mich bessern; ist er ungegründet: so lasse

ich die Narren laufen. Werde ich dadurch vollkommener, wenn mich ein paar Menschen mehr loben; werde ich unvollkommener, wenn sie mich lästern? Oft kömmt ein gehorsamer Diener, der lobet mich ins Angesicht, er rühmet meine Verdienste, er schneidet Complimente; ich sehe ihn an, und denke: du bist ein Schmeichler. Der ist zu loben, der, wenn er gelobet wird, schamroth wird, und wenn man ihn tadelt, gleichgültig bleibt. Unsere Freunde sagen uns niemals oder selten die Wahrheit; aber unsere Feinde geben auf alle unsere Fehler genau Achtung. Es ist einmal der Lauf der Welt, daß man unsere Tugenden niemals, aber unsere Untugenden beständig in Rechnung bringt. Kein Mensch lebet vom Tadel frey, vom großen Mogul an bis auf den Sklaven, der seine Thüre hütet. Müssen es gekrönte Häupter und gelehrte Männer leiden, daß man über ihre Vorzüge sowohl öffentlich als heimlich ungegründete Urtheile abfasset, warum ich nicht? Aristoteles war weiser, als ich, und er wird getadelt; Sokrates war tugendhafter, als ich, und er wird beschimpfet. Dieser letztere bleibt grosmüthig und gelassen, wenn er gleich sieht, daß seine Tugenden und Verdienste auf der öffentlichen Schaubühne von den Feinden lächerlich gemacht werden; ja er versäumet niemals die Komödie, wenn er weiß, daß man diese Rolle wieder spielen werde. Kann sich ein Heide so gleichgültig bey den Lästerungen der Widersacher bezeigen, warum ich nicht? Unsere Feinde sind Ruthen in der Hand Gottes, saget jener; aber ein Weiser siehet nicht auf die Ruthe, sondern auf die Hand, die sie führet. Wer seinen Feind umbringt, der macht es eben so wie ein einfältiges Kind, das aus Zorn die Ruthe verbrennt, und nicht bedenkt, daß es mehr Ruthen in der Welt gebe.

§ 63.

Meine Gönner sind gestorben und anjetzo habe ich keine Patronen. Sehr gut, ich habe auch keinen, dem ich schmeicheln darf. Ich darf mich vor keinem fürchten noch betrübt seyn, wenn ihre Gunst bey jeden Augenblicken wanket. Ich darf meine Worte nicht auf die Goldwage legen, noch besorgen, daß meine Beugung nicht tief genug gerathen werde. Kann ich mich gleich nicht vergnügen, wenn sich ein vortheilhafter Zug in dem Gesichte des Patrons zeiget, sehr gut! so darf ich auch nicht erschrecken, wenn eine saure Miene denselben schon nach einer Stunde geändert. Ich habe nur einen Gönner, und dieser wohnet im Himmel. Warum soll ich mich auf ein schwaches Rohr lehnen, das zerbrechlich ist, da ich doch eine sichere Stütze habe? Der hat einen edlen Geist, der die Güter dieser

Welt verschmähen und mit einem kleinen Glücke zufrieden leben kann. Diogenes, der Cyniker, war so dumm nicht, als ihn die Welt gemeiniglich ansieht. Als ihn Alexander besuchte und ihm, eine Gnade für sich auszubitten, erlaubte, so sprach er: Mein Herr, ich habe weiter nichts zu bitten, als daß Ihr mir aus der Sonne geht.

§ 64.

Mancher Mensch murret und klaget, daß ihm Gott eine häßliche Gestalt gegeben. Er bedauert sein Schicksal, wenn er etwan natürliche Gebrechen und Mängel an seinem Leibe erblicket. Er ist unlustig darüber, wenn er etwa hinket, wenn ihm ein Auge fehlet, wenn er blind, taub, buckelicht ist, oder sonsten andere Fehler an seinem Körper verspüret. Andere lachen über mich, sagt er, und ich schäme mich in ihre Gesellschaft zu kommen, weil ich nur ein Spott der Leute werde. Allein, mein Freund! was hast du für Ursache, dich über eine Sache zu schämen, woran du gar nicht Schuld bist. Gott hat dich geschaffen, und seine Vorsicht wachet über deinen Odem. Das sind Narren, einfältige und bejammernswürdige Thoren, welche über dein Elend spotten. Würde mancher bedenken, daß ihm eben dieses Unglück begegnen könnte, er würde gewiß nicht so höhnisch lachen. Vernünftige Leute werden über dich ein Mitleiden empfinden und dadurch Gelegenheit nehmen, dir in allen Stücken zu helfen. Was geht es dich an, wenn ein Narr dasjenige ausübet, wozu ihn seine Thorheit treibt? Gott verhängt dieses Elend über dich, daß du den Mangel deiner Schönheit durch die Weisheit ersetzen sollst. O wie gerne will ich einen schlechten Körper haben, wenn nur meine Seele schön ist.

§ 65.

Aber jetzt bin ich unglückselig, denn ich gieng spatzieren und brach ein Bein. Sehr gut! ich danke dem Himmel, daß ich nicht den Hals gebrochen habe. Aber ich muß das Krankenlager hüten und ich krümme mich, als ein Wurm. Ich werde gemartert, gequälet, geschnitten, und kann die Schmerzen nicht ertragen. Es verstreicht eine Woche nach der andern, ehe ich meines Elendes los werde. Wie kann ich mich bereden, daß dieses Schicksal für mich das beste sey? Lieber! sey geduldig in deinem Leiden, denn dieses Unglück ist ein Mittel, wodurch dich Gott zu sich zu ziehen suchet. Viele tausend spiegeln sich an deinem Elende, sie tragen ein herzliches Mitleiden mit dir, und werden dadurch deine besten Freunde. Derjenige, der vorher kaum an dich gedacht, schätzet es jetzt für das innigste Ver-

gnügen, dir Hülfe zu leisten und dir in deiner Noth beyzuspringen. Sind die Schmerzen heftig, so pflegen sie nicht lange zu dauern; sind sie nicht heftig, o! so sind sie auch erträglich. Es giebt weit Elendere als du bist. Wie jämmerlich müssen sich nicht diejenigen quälen, die vom Stein oder Podagra oder fressenden Krebs, oder andern häßlichen und abscheulichen Krankheiten geplaget werden? Wer weiß, was dir für ein größeres Unglück zugestoßen wäre, wenn dir nicht dieses begegnet? Wir wissen und überlegen nur nicht alle Unglücksfälle, welche oft schon in der Nähe auf uns warten. Jener Irrländer hatte eine nothwendige Reise nach England vorzunehmen; er wollte demnach ins Boot steigen; allein die Strickleiter riß, er fiel und zerbrach ein Bein. O! rief er aus, ich danke dir Gott, denn dieses Schicksal ist für mich das beste. Seine Freunde verwunderten sich über diese Rede, und erwiederten, wie das das beste seyn könnte, wenn man eine solche nothwendige Reise versäumen und noch sogar ein Bein zerbrechen müßte? Allein wie erschracken sie, als sie nachgehends hörten, daß das Boot mit allen Menschen, ausser einem einzigen, untergegangen wäre.

§ 66.

Jetzt bin ich noch jung und kann leben, allein Gott wirft mich auf das Krankenbette und ich muß in dem Flore meiner Jugend sterben. Mein Freund! dieses Schicksal ist für dich und die ganze Welt das beste. Gott sieht nach seiner Allwissenheit voraus, daß du in dem Lande der Lebendigen nichts mehr nütze bist. Derjenige, der auf dem Schauplatze der Erden deine Stelle vertritt, kann der Welt weit mehrere Vortheile verschaffen. Danke Gott, daß er dich von allem Uebel erlöset, so du vielleicht auf der Erden noch hättest ertragen müssen. O wie glücklich wäre ich, wenn mich der Tod noch heute abfordern wollte. In dem Grabe läßt es sich sanft ruhen, und hier ist der Ort, wo uns gar kein Elend drücket. Ein Frommer sieht den Tod als jene Taube des Noah an, die den Oelzweig des Friedens im Munde führet.

§ 67.

Meine Eltern, meine Brüder, meine Anverwandten, meine besten Freunde sterben mir ab. Ich sitze bey ihrer Bahre und weine. Ich folge ihrem Sarge nach und kann mich der Klagen nicht enthalten. Ich komme an ihre Gruft und die Thränen fließen mir häufig von den Wangen. Allein, o Mensch! was helfen deine Bekümmernisse? Wirst du die Erblaßten durch

deine Seufzer auferwecken? Nur Geduld! die Zähren werden wohl verschwinden, wenn deine Freunde erst begraben sind. Wir beweinen unsere Todten mehrentheils so lange, bis sie sich aus unsern Augen entfernen. Und überhaupt, warum befremdet dich der Verlust deiner Freunde? Hast du nicht gewußt, daß sie sterblich waren: o so hast du in der Welt wenig gelernet. Warum willst du denn den Tod derjenigen bedauern, die du doch einmal verlieren mußt? Was ist daran gelegen, ob sie dir ein paar Tage früher oder später weggenommen werden? Sie werden dir entrissen, sey zufrieden! daß du ihnen nicht entrissen worden. Du siehst täglich erblaßte Leichname vor deinem Fenster vorbeytragen, und wunderst dich, wenn ein Sterblicher die Schuld der Natur bezahlet. Wir sind Menschen, aber keine Götter. Heute mir, morgen dir! und nach einigen Zeiten liegen wir alle im Staube. Unser Leben ist dem Wechsel unterworfen; der eine stirbt, der andere wird gebohren, und in hundert Jahren ist die Erde eine neue Welt. Es sind mehrere Menschen vorhanden, die deine Freunde werden können, und sich vielleicht deiner besser annehmen, als die nächsten Anverwandten. Stirbt dein Vater, getrost! siehe, dort wohnet dein rechter Vater in der Höhe. Dieses Schicksal ist für dich und für die Welt das beste. Wittwen hat die Vorsicht nie verlassen, und Wayfen sind ein Augapfel in der Hand des Allmächtigen. Hast du jetzo ausgeweinet, o! so darfst du dich über seinen Tod nicht nachgehends kränken. Er hat andern Platz gemachet, und es sind viele Dürftige vorhanden, die auf seinen Posten lange genug gewartet haben. Dir schadet es auch nicht, weil Gott längst viele wackere Leute ausersehen hat, die für dich künftig sorgen werden. Gott entreißt uns oft die Unserigen aus der Welt, weil er andere zu Mittelspersonen brauchen will, seine herrliche Absichten auszuführen. Mancher wäre nicht so groß, nicht so gelehrt, nicht so glücklich in der Welt geworden, wenn ihm Gott die Eltern nicht frühzeitig entrissen hätte. Ja, die zärtliche Liebe, die wir oft auf eine unmäßige Weise gegen die Unserigen tragen, verleitet uns zu vielem Bösen. Warum soll man also murren, daß uns Gott die Gelegenheit zu allerhand betrübten Folgen abschneidet? Jene vornehme christliche Dame, Malania, mußte auf einmal ihren Gemahl und zween Söhne einbüßen. Bedaurungswürdiges Schicksal, das einer schwachen Weibsperson begegnet! Wie, fühlte diese Dame nicht die größeste Gemüthsunruhe, und murrete sie nicht über Gott, der dieses Unglück über sie verhänget? O nein! sie fiel auf

ihre Knie und sprach: Herr! nun will ich dir noch freudiger und williger dienen, nachdem du mein Herz auch von diesen so sehr geliebten Dingen losgemacht hast.

§ 68.

Allein, was höre ich jetzt für Klagen ausbrechen, die meinen Geist aufmerksam machen? Dort ruft ein Gefangener: Ich habe nichts verschuldet, und man wirft mich ins Gefängniß. Ich muß eine Strafe leiden, die ich doch nicht verdienet habe. Ich sitze in einem finstern Kerker und weine. Einen Sklaven, der auf den Galeeren ächzet, bescheinet doch noch die Sonne. Aber ich muß das Licht des Tages scheuen, und man achtet mich nicht würdig, daß mein Haupt die Luft bestrahle. Ich werde von meinen liebsten Freunden getrennet, welche über mein Unglück Thränen vergießen. Es bleibt mir keine Hoffnung übrig, sie jemalen auf dieser Welt wieder zu sprechen. Meine Feinde jauchzen, daß sie mich zum Opfer ihrer Rache gemacht haben. Mich drücken die Ketten, die ich trage; und wenn ich hier gleich in meiner Einsamkeit winsele; so ist doch kein Mensch vorhanden, der meine Seufzer höret. Des Tages weine ich mir die Augen roth, und des Nachts erschrecken mich fürchterliche Träume. Bald sehe ich meine Gattin, bald meine Kinder, bald meinen alten Vater, bald meine graue Mutter vor meinen Augen stehen und die Hände winden. Gott! ach Gott! wie erschrecklich ist mein Schicksal! Ich krümme mich, wie ein armer Wurm, auf diesem harten Boden, und niemand wird zu mir gelassen, vor dem ich mein Herz ausschütten könnte. Die Steine in den Mauern schreyen über mein Unglück, aber die unbarmherzigen Richter haben ein Herz wie Felsen. Ich werde unter dem Gerassel meiner Ketten aus dem Gefängniß geschleppet und muß ein Schauspiel der Kinder abgeben, wenn man mich vor Gericht fordert. Mein Jammer ist nicht auszusprechen, und mein Herz bebet mir im Leibe, wenn ich meine Unschuld bedenke. Brod und Wasser sind meine tägliche Speisen, die meinen Leib schwächen, und meine Glieder kraftlos machen. Es bleibt mir keine Hoffnung zur Erlösung übrig, die mich noch am meisten in diesem meinem Elende aufrichten könnte. Wer weiß, wie viele Stunden, wie viele Tage, wie viele Jahre ich noch in diesem Jammer zubringen muß, der mich auf das grausamste foltert? Wer weiß, wann die Zeit kommen wird, da sich meine Augen schließen, und man diese entkräfteten Gebeine der Verwesung überliefern wird? Ich rufe den Tod mit unzähligen Seufzern, aber je mehr ich ihn

wünsche, desto weiter entfernet er sich aus meinen Augen. Mein Gott! mein Gott! wie kann dieses Schicksal, das mich drücket, für mich das beste seyn?

§ 69.

Es ist wahr, o Elender! dieses Unglück ist eines von den größesten, so das menschliche Leben nur aufweisen kann. Ich will demnach versuchen, dir auch einen Balsam des Trostes in deine Wunden einzuflößen. Du leidest unschuldig, und dieses ist ein herrlicher Trost, der dein Herz aufrichten kann. Gottes Gnade ist ein Licht, das dir auch im finstern Kerker leuchtet. Dein Geist ist nicht gebunden, wenn sein Körper gleich mit Ketten und Banden umschlossen ist. Die Gefangenschaft ist uns natürlich; wir liegen schon in Mutterleibe begraben; wir liegen im Sarge gefangen; und wenn der Mensch lebet, so trägt er den Körper der Sünden beständig um sich, der seine unsterbliche Seele einschließt. Jauchzen die Feinde, so vergießen deine Freunde über dieses Unglück Thränen. Kannst du diese gleich nicht sprechen: getrost! du hast anjetzo Gelegenheit dich desto mehr mit Gott zu unterreden. Deine Fesseln bringen dir Beschwerden: allein Geduld! Zeit und Gewohnheit werden sie dir erträglich machen. Man wird alle Dinge, zuletzt gewohnt, und wenn der Sturm am heftigsten ist, so pflegt er nicht lange mehr zu dauern. Sind deine Richter unbarmherzig: nur gelassen! sie werden ihren Lohn empfangen. Dein Elend macht dir keine Schande, sondern erreget vielmehr bey allen Frommen Mitleiden. Viele tausend redliche und rechtschaffene Leute haben mit dir ein gleiches Schicksal gehabt, die mit großem Ruhm gestorben sind und noch täglich in dem Munde der Nachwelt schweben. Bist du gesund und hungerig, so ist Brod und Wasser für deine Natur die edelste Speise. Was nützen dir die besten Leckerbissen, wenn du auf dem Krankenbette liegen und die größeste Pein ausstehen müßtest? Du kannst auch nicht wissen, wann die Stunde der Erlösung herannahet, weil eine höhere Macht über deine Schicksale gebeut. Vielleicht liegst du morgen schon im Grabe, wo dich der Tod in einen andern Zustand setzen wird, der deinem Leiden ein Ende und deinem Vergnügen den besten Anfang machen wird. Du bist ein Märtyrer Gottes, indem du unschuldig leidest. Du bist ein sicherer Beweis, daß dein Geist nicht nach dem Tode untergeht, sondern daß eine andere Welt vorhanden, wo Gott denen, die hier unschuldig leiden, Kronen der Ehre austheilet. Du zweifelst, ob dieses Schicksal wohl für dich das beste sey.

Allein, untersuche nur die Neigungen und Triebe deines Herzens, ob du dich nicht in deiner Freyheit von Gott abwenden würdest. Sind deine Kräfte so stark, daß sie alle Reizungen und Eitelkeiten glücklich besiegen könnten? Kreuz und Trübsale sind die Liebespfeile, wodurch die Vorsicht unsere Herzen zu sich zieht. Dein Gefängniß ist also ein Mittel, dich von der Welt gänzlich zu trennen, und der Hand Gottes zu übergeben. Ja, wie kannst du alle Absichten des Höchsten wissen, warum er dieses über dich verhängt? Vielleicht ist es noch ein Mittel, dich zum großen Gipfel der Glückseligkeit zu erheben. Hätte jener Hebräische Knabe nicht die Bande im Gefängniß getragen, so hätten seinen Hals auch nicht die güldenen Ketten des Pharaonis gezieret. Weg demnach mit den Grillen, die dich quälen und deine Seele traurig machen! Wie bald kann sich das Blatt wenden, da deine Feinde fallen werden und du erhoben wirst? Wie bald liegen die ungerechten Richter auf den Rücken, da ein anderer deine Unschuld einsieht und dich nach deinem Leiden desto mehr vergnüget? Und alsdann wirst du selber sagen, daß dieses Schicksal sowohl im Zusammenhange als für dich das beste gewesen.

§ 70.

Beyspiele und Schilderungen haben eine ganz besondere Stärke, uns gewisse Wahrheiten ins Gemüth zu prägen. Der wenigste Theil der Menschen bildet sich nach Regeln, sondern betritt vielmehr die Fußstapfen derer, die vor ihm hergegangen. Exempel sind auch gleichsam der Ruheplatz, wo die Leser neue Kräfte schöpfen. Ich will also diesen Trostgrund wieder mit einer Geschichte erläutern, darin man alles abgeschildert finden wird, was ich hier in dieser Ausführung vorgetragen. Und muß ich dieselbe gleich wieder aus meinem alten Buche herholen, so schmeichle ich mich dennoch mit der Hoffnung, daß sie meinem geneigten Leser nicht unangenehm seyn werde.

§ 71.

Timonides und Filon waren junge Zwillinge, die sich ungemein zärtlich liebten, weil sie zu gleicher Zeit unter einem Herzen gelegen hatten. Sie waren Kinder eines frommen Vaters, und machten sowohl ihren Eltern, als der ganzen Stadt eine große Freude. Die Mutter hatte dieses liebenswürdige Paar Brüder schon in der zartesten Jugend der Tugend und der Gottesfurcht gewidmet und sie in den Grundsätzen der Christlichen Religion treulich unterrichten lassen. Allein sie hatten das Unglück, daß ihnen dieselbe frühzeitig entrissen wurde. Ihr Vater, Lucius, wohnte an den Türkischen Gränzen in einer

Stadt, wo Juden und Muhammedaner wegen des Handels zusammen kamen. Dieser gerieth, weil er ein Kaufmann war, mit einem Juden, der ihn betrogen, in Uneinigkeit, so daß er bey der Obrigkeit anhielt, ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Der Beschnittene wurde auch wirklich eingesetzt; kaum war er aber wieder losgekommen, so schmerzte ihn dieses Verfahren des Kaufmanns so sehr, daß er auf Mittel sann, sich an seinem Feind zu rächen. Würdest du ihn entleiben, dachte er bey sich selbst, so möchtest du vielleicht dem Schwerdte der Obrigkeit nicht entrinnen. Sein Haus und Hof anzuzünden, ist auch gefährlich, und könnte dir, als einem Mordbrenner, das Leben wieder kosten. Doch ich besinne mich, ich weiß schon was ich thun werde. Der Hebräer geht die Straße auf und nieder, und bemerket die Stunde, in welcher der Vater auf die Börse geht. Er sieht, daß diese Kinder sich vor der Thür des Hauses herzen und küssen, und in zärtlicher Eintracht mit einander spielen. Der Jude, der in dem Hause des Kaufmanns schon bekannt war, geht zu ihnen, er streichelt seinen Bart, er spricht anfangs ganz freundlich mit den Knaben, er zieht allerhand Spielwerke aus der Tasche und locket sie mit schmeichelnden Mienen bis ausser die Thore der Stadt. Hier wirft er sich mit diesen Kindern aufs Pferd, das er schon in Bereitschaft hatte, und jagte zu den türkischen Gränzen über, um dieses Paar Zwillinge an einen Sklavenhändler zu verkaufen. Er vollführet seinen Vorsatz glücklich und reiset darauf in alle Welt. Der Vater kömmt nach Hause, er fragt nach seinen Kindern, er schickt zu allen Nachbarn: doch niemand war im Stande ihm Nachricht zu ertheilen. Der Abend brach heran: die Knaben kommen nicht wieder. Der Vater will sich nicht trösten lassen, sondern seufzet in seiner Einsamkeit wie ein Täuber, dem ein Raubvogel seine Jungen entrissen. Er streckt seine Hände gen Himmel und klaget dem Höchsten sein trauriges Schicksal. Gott du weißt es, wo sie sind! Mehr saget er nicht, und hier flossen ihm die Thränen stromweise vom Gesichte. Indessen wachte die Vorsicht über diese Zwillinge, welche wie ein Augapfel in der Hand des Herrn bewahret wurden. Der Sklavenhändler hatte sie bereits zwey Jahre in seinem Hause gehabt, als er mit ihnen in einen Flecken auf den Markt kam, der einem reichen Bassa zugehörte, welcher sich in Friedenszeit hier aufzuhalten pflegte.* Seine Gemahlin, welche keine Kinder

*Die Türken halten viel auf Christliche Kinder, indem die sogenannten Ichoglans, welche mit besonderer Sorgfalt im Serail erzogen und nachgehends zu den vornehmsten Bedienungen des Reichs

hatte, sahe dieses liebenswürdige Paar Knaben, die sich an die Hand faßten, und hinter dem Sklavenhändler hergiengen. Sie waren sich einander ungemein ähnlich, sie hatten eine Größe, auf ihren Wangen blühte die Jugendröthe, in ihren Mienen sahe man lauter Unschuld, und lichtgelbe Haarlocken schwebeten ungezwungen um ihre Schultern. Sobald der grausame Menschenhändler zornig hinter sich sah, zitterten schon alle ihre Glieder; sie drückten sich einander die Hände, sie umhalseten und trösteten sich heimlich, so daß eine zärtliche Thräne nach der andern aus ihren Augen lief. Kaum war dieses die Dame gewahr, die verborgen am Fenster stand, so schlug ihr vor Wehmuth das Herz im Leibe. Es jammerte sie dieser armen Kinder, und sie kaufte dieses Paar edle Zwillinge von dem Sklavenhändler für das Geld, das er fordern ließ.† Ihr Gemahl war nicht zu Hause, sondern besonderer Geschäfte wegen nach Constantinopel gereiset. Sie kleidete die Kinder sogleich auf türkisch, sie herzte und küßte sie öfters, und übergab dieselben einer verständigen und bejahrten Musselmännin zur Aufsicht. Man mußte sie in der türkischen Sprache, die sie schon ziemlich inne hatten, noch vollkommener unterrichten; sie mußten schön schreiben, malen, und die Musik lernen, als wovon die Musselmänner viel halten, weil sie nach dem Gesetze des Muhammeds sich nicht auf Wissenschaften legen dürfen. Indessen fürchteten diese Kinder Gott in ihrer Einfalt, und erinnerten sich der Lehren, welche ihnen ihre Mutter und ihr frommer Vater von Jugend auf eingeflößet hätten. Die Dame besuchte sie alle Tage, und erfreuete ihr Herz mit Geschenken, welche die Türken ihren Kindern zu ertheilen pflegen. Aber, wie erschrack sie nicht, als sie einmal unvermuthet diese zarten Kinder auf ihren Knien zu Gott betend fand. Sie horchte heimlich hinter der Thür, und hörte sie in ihrer Einfalt Worte aussprechen, die ihr wie ein schneidendes Schwerdt durch Mark und Adern giengen. Sie sahe sie die Hände gen Himmel aufheben, sie hörte sie die andächtigsten Gebete aussprechen, die sie von ihren Eltern in der Jugend erlernet hatten, und wurde auf das äußerste

gebrauchet werden, von Christlichen Eltern gebohren, im Kriege gefangen oder sonsten aus der Ferne hergebracht seyn müssen. Ja sogar die Algierer sollen unter ihren Präsenten, die sie dem türkischen Kaiser bringen, auch sogar einige Christliche Kinder haben. Die Musselmänner lieben schöne Kinder, weil sie glauben, daß es ganz unmöglich sey, daß in einem schönen Körper eine wüste Seele wohnen sollte.

†Obgleich den Türken erlaubet ist, viele Weiber zu nehmen, so sollen dennoch viele, wegen der Zanksucht und Unordnung in ihrem Hauswesen, lieber nur eine nehmen und mit dieser vergnügt leben.

gerühret, als diese Knaben ihren Namen nannten, für sie beteten, und dabey die bittersten Thränen weinten. Die Türkin blieb vor Erstaunen stehen, und dachte bey sich selbst, was das für eine herrliche Religion seyn müßte, wovon schon solche zarte und unschuldige Kinder die erhabensten Begriffe hätten. Ihr Geist wurde dermaßen gerühret, daß sie sogleich den Entschluß faßte, heimlich eine Christin zu werden. Um dieses desto besser ins Werk zu richten, gab sie dem Sklavenhändler Befehl, einen Geistlichen von den Christen aufzutreiben und ihn alsbald zu ihr zu bringen. Dieses gieng auch sehr wohl von statten, indem er in kurzer Zeit einen Schiffsprediger zu ihr brachte, den ein Raubschiff von den Algierern gefangen genommen und als einen Sklaven verkauft hatte. Von diesem ließ sie sich heimlich unterrichten, und übergab seiner Aufsicht dieses Paar Zwillinge, welcher sich auch ihrer zarten Seelen treulich annahm. Die Knaben geriethen in eine ungemeine Freude, als er ihnen eine Bibel wies. Sie küßten dieses Buch und benetzten es mit ihren Thränen, weil sie es seit so langer Zeit nicht gesehen hatten, und doch bey ihren Eltern täglich zu lesen gewohnt gewesen waren. Damit wir aber wieder auf den Vater dieser Kinder kommen: so muß ich meinen Lesern berichten, daß dieser fromme Mann von Gott noch härter versuchet wurde. Es entstand nämlich eine plötzliche Bewegung an den Gränzen zwischen den Christen und Muhammedanern. Das Gerücht hatte sich ausgebreitet, daß sich die Christen zum Kriege wider die Türken rüsteten. Dieses brachte die Saracenen in Wuth, daß sie allerhand Streifereyen anfiengen, die Städte an den Gränzen plünderten und ihre Einwohner zu Sklaven machten. Ihr Feldherr war so erbittert, daß er viele Christen niedersäbeln ließ. Andere aber wurden in Ketten und Banden geworfen und auf seine Güter geschickt. Unter dieser Anzahl der Gefangenen war auch Lucius, welcher aber in seinem Kreuz immer geduldig blieb und sich mit der Hülfe Gottes tröstete. Man führte die Gefangenen weg, und nach einigen Tagereisen gelangten sie an den bestimmten Ort. Es ward aber ein Aufstand in dem Dorfe, als so viele Sklaven ankamen. Die Leute liefen aus den Häusern, und besahen die Christen, welche hier vorbeygebracht wurden. Alles eilte herzu, um dieses Schauspiel zu betrachten. Dem Lucius gieng dieses Unglück so zu Herzen, daß er schleunig seine Augen gen Himmel hub. Allein, unvermuthet sieht er ein Paar türkische Kinder im Fenster liegen, welche ihn starr ansehen. Er bleibt stehen und schreyt: ach Gott! meine verlorne Kinder. Die Knaben kannten noch die

Stimme ihres Vaters, sie laufen mit voller Gewalt unter den Haufen, sie drängen sich zu ihrem Vater, sie machen ein Freudengeschrey, fallen ihm um den Hals, küssen seine Hände, fangen vor Freuden an zu weinen, und wollen sich von ihm nicht losreissen lassen. Die Dame erfuhr dieses, und spielte die Sache so, daß der gefangene Lucius ausgeliefert werden mußte. Kaum wurde er vor sie gebracht, so fiengen schon die Knaben zu winseln und zu bitten an, daß man ihm die Fesseln abnehmen sollte. Dieses wurde auch sogleich erfüllet, allein die übrigen wurden in harte Ketten geschlossen und ins Gefängniß geworfen. Unterdessen legten sich die Kriegsunruhen, und die Sache wurde auf beyden Seiten geschlichtet. Der Bassa, als der Gemahl der Dame, reisete demnach auf seine Güter zurück. Allein, in was für eine Raserey wurde er nicht gesetzet, als er die Veränderung wahrnahm, die in seinem Hause, seit seiner Abwesenheit, vorgegangen war? Er erfuhr auch bald durch seine Bedienten, daß seine Gemahlin eine Christin geworden. Er wurde darüber ungemein erbittert, und schwur bey dem Grabe des Muhammeds, sie sogleich zu ermorden, wofern sie nicht diesen Glauben fahren lassen würde. Nichts war im Stande, das Herz dieses Tyrannen zu erweichen. Die Dame, welche eine ganz ausnehmende Schönheit zierte, fiel ihm um den Hals und bat mit Thränen um Vergebung. Sie warf sich zu seinen Füßen, umarmte seine Knie und wollte sie küssen; allein der Wütherich stieß sie von sich, zuckte seinen Säbel, und hätte sie auf der Stelle getödtet, wofern nicht noch einer von den alten Bedienten den Streich verhindert hätte. So wie ein grimmiger Tyger wenn er aufgebracht wird, raset, schnaubet, mit den Füßen stampfet, und alles, was er nur erblicket, anfällt: so tobete dieser grausame Türke in seinem Hause. Seine Gemahlin wurde ihm sogleich aus seinen Augen gebracht. Er ließ den Prediger und den Vater der Zwillinge, einen jeden in ein besonderes Gefängniß werfen. Weil er aber doch seine Gemahlin zärtlich liebte, so glaubte er, sie desto eher zum Abfall zu bewegen, wenn er die Urheber ihrer Veränderung vor ihren Augen auf das grausamste hinrichten ließe. Der Bassa vermittelte die Sache auch bey dem Großsultan so, daß ihm die völlige Macht über seine Sklaven gelassen wurde. Deswegen faßte er den Rathschluß, alle gefangenen Christen an einem Tage dem erschrecklichsten Tode aufzuopfern. Indessen wurde dem Lucius doch die Freyheit gelassen, daß ihn seine Kinder im Gefängniß besuchen konnten. Und dies war eben die Gelegenheit, daß er mit ihnen glücklich entwischte. Sie stiegen und kletterten in

der finstern Nacht über ein paar Gebürge und reiseten so weit sie kommen konnten. Weil aber der Tag anbrach, so wurde Lucius genöthiget, um nicht verrathen zu werden, sich mit seinen Kindern in einer Höhle unten am Berge zu verstecken, welche mit Gebüschen und Gesträuch umgeben war, bis die folgende Nacht anbrach, da sie weiter reisen wollten. Er stieg demnach in die Höhle und betete zu Gott um Hülfe und Errettung. Allein, Gott wollte ihn nicht erretten, sondern es traf ihn ein neues Unglück, das fast noch größer als das erste war. Seine Kinder fielen kraftlos zur Erden. Es quälte sie der Hunger. Sie schreyen zum Vater um Brod, welcher aber selbst nichts hatte. Er sah wohl ein, daß die Knaben jämmerlich ums Leben kommen würden, wenn er nicht bey Zeiten Rath schaffte. Er entschloß sich demnach in das nächste Dorf zu gehen und Brod zu betteln. Allein, da er eben aus der Höhle treten wollte, so hörte er, daß jemand oben auf dem Gebürge jagte. Die Türken halten viel auf Hunde, sie gehen sehr freundlich mit ihnen um; daher sind diese auch mit den Menschen sehr dreiste.* Es geschah demnach, daß sie vor die Höhle liefen, weil sie die Spuren von Menschen rochen. Kaum wurden diese Thiere die Kinder gewahr, so fiengen sie an zu bellen, und wedelten mit dem Schwanze, als wenn sie mit den Knaben spielen wollten. Die jagenden Ritter wußten nicht was dieses zu bedeuten hatte, als schleunig einer von ihnen seinen Bogen spannte, und sich unten nach der Höhle begab, in Meynung, als wenn die Hunde ein Wild ausgeforschet hätten. Als er aber eben den Pfeil abdrücken wollte, so wird er Menschen gewahr, die zu zittern anfiengen, weil sie den Bassa vor der Höhle stehen sahen. Dieser hatte sich, um die Grillen zu vertreiben, auf die Jagd begeben, und ward von neuem rasend, als er hier seine entlaufene Sklaven erblickte. Mein GOTT! wird mancher denken, was verhängst du über Menschen für ein Unglück? Wäre es nicht besser, daß dieser arme Mann entwischet, als wieder in die Hände dieses grausamen Tyrannen gerathen wäre? Allein er sollte nicht entwischen, dieses wollte Gott nicht haben. Lucius wird demnach in das abscheulichste Gefängniß geworfen und soll morgen bey dem Blutbad der übrigen Christen den Geist aufgeben. Weil die Kinder aber unschuldig

*Die Türken glauben, es sey eine größere Sünde, wenn man einen kranken Hund auf der Gasse nicht speiset, als wenn man einen armen Christen vor Hunger verschmachten läßt. Etliche verbinden sich gewisses Brod für die Hunde auf den Gassen zu geben; andere vermachen es in ihrem Testament.

waren und vor Hunger fast ganz entkräftet zur Erden lagen, so ließ sie der Bassa nach seinem Hause bringen. Des andern Tages wurde das Schauspiel angestellet, und alle christliche Sklaven wurden vor seine Wohnung gebracht, um vor den Augen seiner Gemahlin hingerichtet zu werden. Alles gieng ganz freudig und vergnügt zu seinem Tode. Jeder wollte der erste seyn und sein Blut zur Ehre Gottes aufopfern. Die ganze Schaar eilte zur Schaubühne, wie eine Heerde Lämmer, welche man zur Schlachtbank führet, die aber zuletzt ganz muthig werden, wenn man gleich eins nach dem andern von ihnen erwürget. Lucius stand gleichfalls ganz unerschrocken. Er rief seine Kinder zu sich, nahm sie in seine Arme, drückte sie an sein Herz, schlug die Augen gen Himmel, befahl sie Gott, und gab ihnen mitten auf dem Gerichtsplatze den letzten Abschiedskuß. Diese aber fiengen an zu weinen, und winselten in den Armen ihres Vaters. Lucius ermahnete sie und sagte, daß sie sich vielmehr freuen sollten, weil er nun bald in wenig Augenblicken bey Gott im Himmel seyn würde. Als dieses die Knaben hörten, so liefen sie zu dem vornehmen und reichen Bassa, fielen ihm zu den Füßen, und baten herzlich, er möchte ihnen doch auch den Kopf abschlagen lassen, weil sie heute gern mit ihrem Vater im Himmel seyn wollten. Kaum hatten die Kinder diese Worte ausgesprochen, so ward der Türke blaß und bleich. Er erschrack über diese Rede, welche ihm durch Mark und Bein drang. Eben jetzo sollte das Blutbad angehen, und der Henker zuckte schon das Schwerdt, um an dem Vater dieser Zwillinge die erste Probe zu machen. Der Bassa schrie sogleich mit lauter Stimme: man sollte inne halten und die Sklaven wieder nach dem Gefängniße bringen. Er überlegte bey sich selbst, warum doch alles so unerschrocken zu seinem Tode gienge; ja er wurde noch mehr gerühret, daß sogar kleine Kinder der Christen mit so vielem Vergnügen ihr Leben zur Ehre Gottes aufopfern wollten. Indessen schickte er zu seiner Gemahlin und ließ sie fragen, ob sie noch nicht von ihrem Glauben abfallen wollte? Diese aber ließ ihm antworten, daß sie niemalen wieder eine Türkin werden würde, wenn er sie gleich mit glühenden Zangen reissen ließe. Kaum hatte der Bassa dieses gehöret, so liefen ihm die Thränen aus den Augen, und er gab sogleich Befehl, daß man alle Christen loslassen und sie mit ansehnlichen Geschenken beehren sollte. Ja es waren kaum wenige Tage verflossen, so verkaufte er heimlich seine Güter, nahm seine Gemahlin und den Vater mit diesen liebenswürdigen Kindern auf ewig zu sich, zog schleu-

nig nach Europa, ließ sich daselbst von dem Schiffsprediger unterrichten, und ward mit vielen Seelen, die er in seinem Hause hatte, ein Christ. Die Geschichte saget am Ende, daß dieser grausame und unmenschliche Wütherich nachgehends der frömmste und leutseligste Mann geworden, und mit seinen Leuten viele Jahre in erwünschter Ruhe und wahrem Vergnügen gelebet habe.

Der dritte Trostgrund.

Die Tugend und das gute Gewissen ist ein kräftiger Trost bey allen unsern traurigen Schicksalen.

§ 72.

Die Tugend und das gute Gewissen bringen dem Menschen ein heftiges Vergnügen und eine wahre Freude. Da nun aber das Vergnügen dem Misvergnügen, und die Freude der Traurigkeit entgegengesetzet ist: so wird auch die Traurigkeit bey unsern widrigen Schicksalen durch die Vorstellungen oder durch das Bewußtseyn der Tugend und durch das ruhige Gewissen ungemein gestillet werden. Wenn dieses ist: so empfinden wir einen kräftigen Trost. Folglich ist die Tugend und das ruhige Gewissen ein kräftiger Trost bey allen unsern widrigen Schicksalen.

§ 73.

Die wahre Ursache, warum die meisten bey ihren traurigen Schicksalen so wenig Trost empfinden, ist die Ueberzeugung, daß sie ihr Elend verdienet haben. Alle Handlungen haben schon, vermöge ihrer Natur, gewisse Folgen, welche damit unzertrennlich verbunden sind. Sind sie gut: so machen sie unsern Zustand vollkommener; sind sie böse: so machen sie ihn unvollkommener. Daher bleibt auf dem Schauplatze der ganzen Welt keine Handlung, die böse ist, unbestraft; und keine, die gut ist, unbelohnt. Man frage mich nicht, wer der Unglückseligste zu nennen sey? Ich werde bald antworten: derjenige, der sich den Lastern aufopfert und dabey ganz sicher ist. Einem Gottlosen ist seine Strafe immer in der Nähe, wenn sie gleich noch viele Jahre weit entfernet ist. Wer erst nach der Tugend fragt, wenn ihn schon das größeste Unglück übereilet, der gleicht einem Menschen, der alsdann erst Wasser zu holen bemühet ist, wenn sein Haus bereits in vollen Flammen steht. Der Stich eines Scorpions ist peinlich; der Biß einer Schlange ist gefährlich; aber ein Gewissensbiß übertrifft alle beyden an Schmerzen und Gefahr. Es ist nichts so schwer, als einem Lasterhaf-

ten die Unruhe zu stillen, die er bey einem verdienten Unglücke empfindet. Die Vernunft weiß hier keinen Trost, weil man Gott beleidiget hat, und geschehene Dinge nicht zu ändern sind. Die Religion ist daher unschätzbar, weil sie auch diesen Kranken eine Arzney darreichet, nämlich das Blut, das auf Golgatha fließt.

§ 74.

Es ist wahr, der Gottlose sucht zuweilen Mittel, die Unruhe des Gewissens auf eine Zeitlang zu unterdrücken. Allein, er suchet seine Zufriedenheit auf der Welt; der Tugendhafte aber im Himmel. Wenn einem Menschen, der den Lastern ergeben ist, traurige Gedanken aufsteigen, wodurch ihn Gott von den Eitelkeiten abzuziehen suchet: so bemühet er sich, dieselben durch irdische Ergötzlichkeiten zu vertreiben. Bald muß ein Haus voll Schmeichler, bald die Anmuth klingender Saiten, bald eine köstlich gedeckte Tafel, bald ein Zimmer voller falschen Freunde, bald ein Schwarm lustiger Tänzer, bald eine üppige und wollüstige Sirene, bald ein nächtliches Lomberspiel seine Grillen verjagen, und die Unruhe der Seelen übertäuben. Hierdurch geräth er aus einem Elende ins andere, und wird von Gott immer mehr und mehr abgezogen. Seine Laster bereiten ihm immer neue Netze, worinnen er sich zuletzt ganz verwickelt. Satan bemächtiget sich alsdenn seiner Seele, wie ein schlauer Wolf, der ein junges Lamm verirrt auf dem Felde antrifft, es erhaschet, auf seinen Rücken wirft, und mit einem triumphirenden Geheule in den Wald schleppet. Ein solcher Mensch will der Gefahr entlaufen, und bauet sich immer neue Gruben. Endlich erwachet das Gewissen wieder, und nun sieht er die Noth, in welcher er schwebet. Hilf ewiger Gott! was erwählet er jetzo für erschreckliche Mittel, seine Quaal und Unruhe zu verkürzen. Strang, Feuer, Wasser, Gift, Dolch, und andere mörderische Waffen sind lange nicht so fürchterlich und so quälend, als ein Augenblick, in welchem ihn die Gewissensbisse foltern. Er rennt spornstreichs in sein Verderben, weil er den grausamsten Tod unendlich höher schätzt, als ein Leben, das mit so vielen Schmerzen vergesellschaftet ist. Und dann gelanget seine Seele an die Pforten der Ewigkeit, wo ihm noch ein weit traurigeres Schicksal begegnet.

§ 75.

Die Wollust ist oft wie ein giftiger Nebel, der sich in das Herz der besten Blumen senket, daß sie das Haupt neigen und verwelken. Auch die zartesten Herzen werden von ihr angesteckt und vergiftet. Sie ist eine Quelle vieler Laster, und das Un-

glück, ihr Gefährte, geht ihr beständig zur Seite. So lange unsere Jahre blühen, so lange wachsen auch die Triebe und Neigungen zu lauter Sünden. Eher werden wir nicht weise, als bis uns die Kräfte fehlen, unsere Lüsten zu büßen. Der Jüngling hat seine Untugenden, die er nicht läßt, und der Greis hat auch seine Laster, die ihm beständig ankleben. Jener opfert sein Herz der Wollust auf, und dieser dienet dem Geiz, als der Wurzel alles Uebels. Man kann nicht genug auf seiner Hut stehen, um den Verführungen vorzubauen, wodurch uns die Welt beständig zu stürzen suchet. Läßt man sich bestricken: so lauert der Tod und Unglück auf uns, wie ein Jäger auf einen schönen Vogel. Die Lüste der Jugend sind die Lockspeisen, welche uns von dem Wege der Tugend abziehen. Erst machen wir eine kleine Sünde mit, und denken, der Himmel werde sie uns schon verzeihen. Darauf wiederholen wir dieselbe und schreiben sie in ein Register. Zuletzt werden wir Helden in dem Bösen und freuen uns sogar über unsere Untugenden. Jener Trunkenbold gieng des ersten Tages ein Haus vorbey, und sahe eine Gesellschaft zechen. Er hub seine Hände gen Himmel, und dachte bey sich selbst: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute. Des andern Tages kam er wieder, er gieng einen Schritt näher, und blieb endlich vor dem Hause stehen. Er verwunderte sich über den Spieler; er erstaunte über den Flucher; er entsetzte sich vor dem Säufer. Des dritten Tages sprach er bey sich selbst: ich muß die Thorheit recht betrachten, um in mir einen wahren Abscheu dagegen zu erwecken; darum trat er in die Gesellschaft. Er entschloß sich, bald weg zu gehen, er entschloß sich wieder, er entschloß sich von neuem, er entschloß sich beständig, und blieb bey dieser Entschließung bis an den Abend. Den vierten Tag sah er den Wein im Glase, und dachte, du böses Getränke! wie sehr kannst du dem Menschen schaden. Indessen hörte er den Klang der Gläser, er betrachtete die Mienen bey der Gesundheit der Schönen, er schmeckte das verführerische Getränke, er schmeckte es wieder, er schmeckte es von neuem, er leerete ein Glas nach dem andern aus, und taumelte vor Vergnügen. Den fünften Abend fehlte der dritte Mann beym Lomberspiele; man nöthigte ihn, er schlug es ab; man nöthigte ihn noch einmal, er bedachte sich; man bat ihn, er lachte; man bat ihn sehr, und siehe! er spielte. Nur eine Stunde will er spielen; die Stunde verfließt. Noch eine Stunde! sie ist verflossen. Noch eine Stunde! sie verstreicht. Noch eine Stunde! und so die ganze Nacht hindurch. Den sechsten Tag will er nur das Geld wieder gewinnen, was er

gestern verloren, und dann alles Spielen verfluchen. Er tritt in die Gesellschaft. Er fordert Karten. Er mischet solche, er spielet, und verliert von neuem, in Hoffnung, morgen wieder zu gewinnen. Er verläugnet die Farben, man saget es ihm; er verneinet es, man bejahet es, er verflucht sich; man beweist es ihm, er schwöret bey seiner Seele. Kurz, kaum sind acht Tage verlaufen, so ist er schon der ärgste Spieler und Säufer. Gerechter Himmel! wie bald läßt sich der Mensch von der Tugend abziehen, und wie ungemein veränderlich sind wir in unsern Entschließungen! Wir häufen Sünden mit Sünden; wir steigen von einer Stufe der Bosheit zur andern; wir stürzen uns immer in ein größeres Unglück, und zuletzt spielet der Blitz über unsere Scheitel. Denn wenn das Gewissen aufwachet und unser Henker wird: so ist der Strang unsere Zuflucht und der Mordstahl unser Erlöser.

§ 76.

Ich will dieses, was ich kurz vorher gesagt habe, durch ein Beyspiel erläutern, welches ich in den sogenannten moralischen Schilderungen des geschickten und gelehrten Herrn M. Millers, p. 428. gelesen habe. Ein Student auf einer berühmten hohen Schule in Deutschland hatte sich in den ersten zwey Jahren so wohl aufgeführet, daß ihn nicht allein seine Lehrer wegen seiner schönen Wissenschaften hochschätzten, sondern auch alle übrige angesehene Leute liebeten. Allein, zum Unglück geräth er in eine Gesellschaft liederlicher Leute. Er verfällt aufs Spiel und verliert so viel, daß er vor seinen Schuldnern nirgends mehr sicher ist. Er hält sich demnach die meiste Zeit in Dorfschenken auf. Ein Reisender bleibt in einem von diesen Wirthshäusern die Nacht über, und erwählt sich eine Schlafkammer nahe an dem Zimmer des Studenten. Ehe der Reisende sich aber schlafen legte, so überzählte er noch vorher das Geld, was er bey sich führte. Der Jüngling höret dieses und spitzt die Ohren. Dein Vater, denkt er, wird dir kein Geld mehr schicken, indem er dir erst neulich einen ansehnlichen Wechsel übermacht hat. In * * darfst du dich nicht mehr sehen lassen. Spielen kannst du auch nicht mehr. Wie? wenn du das Geld dieses Fremdlings hättest: wäre dir nicht auf einmal geholfen? Allein du mußt ein Dieb werden. Doch du wirst weder der erste, noch der letzte seyn, der gestohlen hat. Unter diesen unruhigen Gedanken verstreicht endlich die Nacht, in welcher er das allergrößeste Bubenstück ausgedacht hatte. Der Reisende begiebt sich bey Aufgang der Sonne wieder auf den Weg, um seine Ankunft nach dem bestimmten Ort zu beschleunigen. Der Student zieht ihm

heimlich nach und ersticht diesen Unschuldigen plötzlich, nachdem er vorher alle Einwendungen seines Gewissens bey sich unterdrückt hatte. Er eröffnet das Felleisen des Entleibten, der in seinem Blute lag und mit dem Tode rang. Allein, er findet darin zu seiner größten Bestürzung einen Brief von seinem Vater mit 200 Reichsthalern, in welchem folgende Worte standen: "Ungerathener! Ich schicke dir hiemit 200 Reichsthaler, und "ich hoffe, daß du dich durch meine Gütigkeit endlich einmal "gewinnen lassen werdest. Deine Mutter vergießt deinetwe"gen täglich viele tausend Thränen. Ihr Bruder, der dich, da "du noch ein Kind warest, so oft auf den Armen getragen, hat "uns besuchet. Weil er dich aber von deinem sechsten Jahre "an nicht mehr gesehen: so hat er mich gebeten, ihm das Geld "mitzugeben, damit er dich doch einmal wieder sehen könnte. "Er ist Willens, dir und deinen Geschwistern sein ganzes Ver"mögen zu vermachen. Ehre ihn als deinen Vater, und er"zeige ihm alle nur mögliche Gefälligkeiten. Erquicke ihn nach "einer, für sein Alter so beschwerlichen Reise, die er blos dei"netwegen über sich genommen hat. Lebe nun besser, und ma"che mir doch einmal wieder Freude. Trockene auch deiner "frommen Mutter die Thränen ab, die ihr deine schlechte Auf"führung bisher ausgepresset hat." Kaum hatte er diese Worte gelesen, so gerieth der Unglückselige in Verzweifelung, und befleckte sogleich die mörderischen Hände mit seinem eigenen Blut, nachdem er sie kurz vorher in dem Blute seines alten Vetters besudelt hatte.

§ 77.

O erbärmlicher Schauplatz zweyer Entleibten! O erschrecklicher Mörder! was für Blut hast du vergossen? O verdammter Mordstahl! der das Herz seines besten Freundes durchbohret. Was hat das Laster für betrübte Folgen, und in was für Elend kann uns die Unruhe des Gewissens stürzen? Aber wie unempfindlich ist das Herz des Menschen bey allen Zorngerichten, so Gott über die Bösen ergehen läßt? Man höret täglich von betrübten Beyspielen; man liest in den öffentlichen Zeitungen die erschrecklichsten Begebenheiten, so Gott über die Länder der Ruchlosen verhängt; wir erzählen sie unsern Freunden, und schicken auch ein paar Seufzer gen Himmel. Das Herz klopfet uns wenige Augenblicke vor Schrecken; wir entschließen uns auch wohl, den Weg der Sünden zu verlassen und fromm zu werden; allein, so denken wir heute, so denken wir morgen, so denken wir nach einem Jahre, so denken wir in unserm Alter, und sterben, ehe wir solchen Entschluß ins Werk stellen.

§ 78.

Lernet, ihr Menschen, aus diesem allen die Tugend hoch schätzen, und die Fallstricke der Laster fliehen. Lernet eure Thorheiten einsehen und die Gefahr meiden, welcher ihr sonst nicht entgehen werdet. Die Wollust gleicht jener bunten Schlange, die den Wandersmann in der arabischen Wüste schrecket, weil sie den Tod im Munde führet. Einem Kranken ist noch zu helfen, wenn er seine Noth einsieht und die Gegenmittel brauchet. Habe ich aber Recht oder Unrecht, wenn ich sage, daß uns nichts die Tugend so schön und so liebenswürdig abmalet, als wenn man auf die Folgen eines bösen Lebens sieht? Habe ich Recht oder Unrecht, wenn ich behaupte, daß dies der größte Trost in unserm Elende sey, wenn man einsieht, daß wir unser Elend nicht verdienet haben? Ein Tugendhafter jauchzet mitten unter den Drangsalen, und bey der Marter seiner Henker ruft er mit fröhlicher Stimme: Ich bin unschuldig. Sokrates nahm den Gifttrank ganz getrost aus den Händen des Gerichtsdieners, er trank ihn mit Vergnügen aus, und rief dabey: er habe niemals einen solchen schönen Trank getrunken. Wir nennen uns vernünftige Geschöpfe; aber wenn wir die Tugend hassen: so sind wir nicht besser wie die Thiere. Diese haben kein Gewissen, das sie foltern kann; diese machen also ihr Leben nicht selbst unruhig. Wir suchen mehrentheils unser Vergnügen in eitlen Dingen; wer aber einem Schatten nachjaget, vor dem fliehet er am meisten. Wir spielen mit den irdischen Gütern, als die kleinen Kinder mit ihren glänzenden Wasserblasen, worüber sie zu weinen anfangen, wenn solche in der leichten Luft zerplatzen. Das Edelste, was uns in der Welt des Lebens würdig machet; was unsere unsterbliche Seele zieret; was unserm Geiste die wahre Ruhe verschaffet, das lassen wir fahren; und warum? weil wir gewohnt sind, uns von Jugend auf mit Kleinigkeiten zu beschäftigen. Gerechter Gott! warum sind wir doch so blind, und warum eilen wir mit so schnellen Schritten ins Verderben? Warum machet sich die Kreatur, die ganze Wälder umreißt, die große Felsen niederstürzet, die wilde Thiere zähmet, die ganze Meere umschiffet, die das Eingeweide der Erde durchgräbt, die den Himmel erforschet, die Königreiche und Städte pflanzet; warum machet sich diese Kreatur so unglücklich? Warum entfernen wir uns von demjenigen, das uns doch dem Bilde Gottes ähnlich macht, und uns die wahre Zufriedenheit auf der Erde schenket? Hat Diogenes Recht oder Unrecht, wenn er am hellen Mittage Menschen mit Laternen suchet?

§ 79.

Wäre kein anderer Grund vorhanden, die Vorzüge der Tugend abzubilden: so ist dieser schon zureichend, weil sie uns zu einem vesten Anker in allen unsern Leiden dienet. Es ist wahr und bleibet wahr, daß die Welt ein Sammelplatz von Plagen sey. Von der Wiege an bis zu dem Sarge ist uns von Gott eine gewisse Zeit bestimmet, die da groß ist, wenn man sie nach Augenblicken, aber ungemein klein wird, wenn man sie nach Jahren rechnet. Die Zahl unserer Monden ist eine Nulle, wenn man sie nach der Dauer der Ewigkeit abmißt. Aber, gerechter Gott! wie viele Trübsalen muß nicht ein Mensch ertragen, ehe diese kurze Zeit verfließt. Es ist alles dem Wechsel unterworfen, und auch der Glückseligste auf dieser Welt empfindet eine gewisse Art von Leiden. Die Stunden unserer Traurigkeit stellen sich ein, und es ist kein Vergnügen auf der Erde, das beständig wäre. Wir werden gebohren, um zu leben; wir leben aber, um zu leiden. Wir werden krank, um wieder gesund zu werden; und wir werden gesund, um wieder krank zu werden. Die Hand voll Staub, woraus unser Körper zusammengesetzt worden, gleichet einem baufälligen Hause, das uns täglich den Umsturz drohet. Der Bettler und der Prinz haben einen Leib, den sie nähren, und beyden dienet er zum Mittel, dadurch widrige Empfindungen von der kümmerlichen Welt zu haben. Jener reiche König in Lydien lachet in seinen guten Tagen über die Rede Solons, der da saget: daß niemand vor seinem Tode glückselig sey; aber er zittert hernach über diesen Ausspruch des Weltweisen, und wo? auf dem Scheiterhaufen. Darius vergießt Thränen über den Verlust seiner Gemahlin, aber wie bald fasset er sich, als ihm ein Philosoph saget, er wolte die Königin von den Todten auferwecken, wenn er nur auf ihr Grab dreyer Menschen Namen schreiben könnte, die auf der Welt gar kein Leiden empfunden. Ist es aber wahr, daß die Zahl unserer Tage mit so vielen Widerwärtigkeiten verknüpft ist: so hat man wahrhaftig die wichtigsten Ursachen, sich nach einem Gute umzusehen, das ein Gegenmittel für alles Leiden ist. Die Tugend ist niemals schöner, als wenn sie leidet, und sie ist niemals stärker, als wenn sie von der Welt bestürmet wird. Sie gleicht den Palmenbäumen, von denen man sagt, daß sie unter der Last wachsen. Ich will es wagen, die großen Vortheile zu erzählen, die wir von der Tugend zu erwarten haben, um dadurch meinen Kranken eine neue Arzeney zu ihrem Trost zu verschreiben.

§ 80.

"Ein Tugendhafter empfindet erstlich bey allen seinen traurigen Schicksalen ein Vergnügen in Gott." Wenig Worte, aber sie schließen vieles in sich. Wer diese Freude mit der Glückseligkeit der Erde vertauschen wolte, der würde es machen, wie die Indianer, welche um ein Stück geschliffenes Glas den besten Diamant weggeben. Gott ist ein unvergängliches Wesen; wie unendlich klein ist gegen ihn eine ganze Welt voller Schätze? Er ist ein Licht, das uns auf dem finstern Wege der Trübsalen leuchtet. Wer brauchet eine Fackel bey einer hellen Sonne? Ein Mensch wird immer glückseliger, je mehr er sich Gott nähert; aber immer elender, je weiter er sich von diesem höchsten Gute entfernet. Ein Thor kann es nicht begreifen, wie ein Bettler in seiner schlechten Hütte so vergnügt leben kann, als der Reiche in seinem Pallast. Er beredet sich beständig, daß die irdischen Güter die wahren Quellen der Zufriedenheit sind. Ein Gottloser, dem täglich Millionen einlaufen, ist arm; ein Frommer, der nichts hat, ist reich, weil jener das höchste Gut verliert und dieser es gewinnt. Er ist ein Kind Gottes. darum braucht er keinen Heller zu haben, und kann doch die ganze Welt besitzen. Gesetzt, daß ihm allerhand Drangsalen zustoßen, so empfindet er doch in seinem Herzen die kräftigsten Trostgründe. Er braucht sich nur das unendliche Wesen vorzustellen, so verspüret seine Seele schon das größeste Vergnügen. Der Himmel übet ihn in seinem Leiden, und prüfet seine Geduld, darum nennet er die Welt eine Schule.

§ 81.

Man fraget billig, woher entspringt dieses Vergnügen? Ich antworte: aus den Vollkommenheiten Gottes. Woher erkenne ich aber diese? Gott ist ein unsichtbares Wesen, man kann ihn weder sehen, noch hören, noch empfinden. Mein Freund! ich will dir diese Sache bald aufklären. Nicht wahr? Du kannst das Bildniß desjenigen, der dir zur Seite stehet, in einem Spiegel betrachten, ohne daß du die Person selbst siehst? Die Welt ist ein Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten. Einem Tugendhaften wallet das Herz vor Freuden, wenn er sich in den Schönheiten der Natur verliert. Einem Weisen ist der Geruch einer Rose schon ein Beweiß, daß ein Gott sey. Er lernet aus einem jeden Geschöpfe die Allmacht, Güte, Weisheit und alle übrige Eigenschaften Gottes erkennen. Hätte der Schöpfer dem Menschen die Erde zu einer beständigen Hölle machen wollen: so müßte er sie ganz anderst gebauet haben.

Wo blühende Thäler liegen, da müßten lauter Feuerspritzende Berge seyn; und wo grüne Wiesen prangen, da müßten wüste und einöde Gegenden angetroffen werden. Es ist also ein Kennzeichen eines edeln Geistes, wenn er bey den Schönheiten der Natur nicht unempfindlich bleibt. Man kann aus der Betrachtung der Welt die Bewegungsgründe hernehmen, sich bey allen Unglücksfällen mit den Vollkommenheiten Gottes zu trösten. Es begegnet mir ein Unglück; ich sehe die Welt an, und denke: Gott ist allmächtig, er kann mein Elend abwenden. Ich habe einen kränklichen Körper, darum gehe ich ins Feld, und sehe die Kräuter blühen. Ich denke: Gott ist gütig, denn hier sind die Mittel für meine Genesung. Mich hungert; getrost! ich sehe dort einen Vogel fliegen, den die Vorsicht Gottes ernähret. Ich sorge, wo ich ein Kleid hernehmen werde; wohlan! ich sehe um mich und betrachte die Blumen auf dem Felde. Ich bin durstig; gelassen! dort springt eine frische Wasserquelle, daraus will ich trinken. Ich bin misvergnügt: aber ich besinne mich, dort hüpfet ein Vogel auf den Zweigen der Bäume. Darum hat die Welt zwo Seiten der Schönheit, auf welcher man sie betrachten kann. Ein Lasterhafter nennet sie schön, aber in einem ganz andern Verstande, als ein Frommer. Jener setzet sein ganzes Vergnügen in eitelen Dingen; er hält die Wollust für seinen Abgott; er genießt die Kreaturen und denket nicht an den Schöpfer. Dem Tugendhaften aber kann nichts in der Welt begegnen, worüber er nicht den Höchsten zu verherrlichen suchet. Auf dem Krankenbette lobet er den Himmel; und in dem finstern Kerker singet er Loblieder. Ist er auf der Reise: so sieht er Gott; ist er zu Hause: so empfindet er die Gegenwart des Höchsten. Wenn der Reiche bey einer Tafel voller Schmeichler zechet: so gehet der Arme ins Feld und betrachtet die Geschöpfe Gottes. Jener ergötzet die Zunge, dieser vergnüget das Auge. Wenn der Gottlose bey dem Klange der Saiten schwärmet, so gehet der Fromme in den Wald und höret die Vögel singen. Welches Vergnügen ist nun schöner, reizender, unschuldiger? Lieber! wirst du sagen, ist denn dies ein Räthsel.

§ 82.

Sophron war ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, weil er die Weisheit liebte. Ihm begegneten viele traurige Schicksale, welche ihn aber nicht niederschlagen konnten, weil er stets die Unruhe seiner Seele durch die Stärke der Religion und durch die Gründe der Weltweisheit zu unterdrücken suchte. Allein, diejenigen Helden, welche am meisten

siegen, werden mehrentheils zuletzt geschlagen. Wenn wir am stärksten zu seyn glauben: so sind wir oft am schwächsten; und wenn wir über eine Sache am meisten künsteln: so begehen wir Fehler. Sophron fieng demnach an, aus seinem Gleichgewichte zu sinken, denn er gehörte unter die Zahl der Menschen. Der Abend war kaum angebrochen, als die Traurigkeit schon über ihn völlig Meister spielte. Ein großes Leiden drückte ihn, wobey er sich nicht mehr fassen konnte. Die Thränen flossen ihm von den Wangen, und sein Geist sehnte sich mit Verlangen nach derjenigen Stunde, die ihn von den Banden des Leibes erlösen und an die Gränzen einer andern Welt setzen würde. Er gieng demnach ins Feld, um seinen traurigen Gedanken in der Einsamkeit desto besser nachzuhängen. Kaum hob er seine Augen empor, so ward er eine blumenreiche Wiese gewahr. Hier, sprach er, will ich mein Haupt hinlegen, und mich zu dem Grabe anschicken. Vielleicht macht die große Betrübniß noch diese Nacht meinem Leben ein Ende. Ich darf die Ewigkeit nicht scheuen, indem ich auf der Erde nicht das geringste Vergnügen empfinde. Jetzt sollte ich fast glauben, daß Gott die Welt zum Aufenthalt meiner Quaal erschaffen habe. Bey dieser Unruhe setzte er sich nieder und weinte. Neben ihm lag ein kleiner Wald voll Nachtigallen, die bey den Strahlen der Abendröthe um die Wette zu schlagen anfiengen. Sie saßen in ihren Nestern, die Laub und Blätter umkleideten, und eine jede rufte ihre Gespielin, welche bey dem angenehmen Abend ausgeflogen war. Sie ließen die zärtlichsten Töne hören, um nun ihre Geliebte wieder in das Nest zu locken. Die ganze Luft war mit Lerchen angefüllet, die man bey dem klaren und hellen Himmel bald steigen, bald aber fallen sahe. Alle diese Geschöpfe fühlten ein reitzendes Vergnügen über die Schönheiten der Natur; ja das Herz sprang einem vor Freuden, wenn diese Sänger ihren Schöpfer zu loben anfiengen. Die muntern Störche giengen auf der grünen Wiese auf und ab, und auch aus den langsamen Schritten, mit welchen sie hochtrabend einhertraten, konnte man schon sattsam abmerken, was für ein freudiges Blut in ihren Adern wallte. Auf jener Seite war ein ziemlich erhabener Hügel, auf dem die jungen Lämmer hüpften, sobald der Schäfer sein Abendlied auf der Flöte blies. Unten an diesem kleinen Berge lag ein schattichtes Thal, wo die lieblichsten Kräuter bey dem kühlenden Thau ausdufteten und den Geruch durch die angenehmsten Empfindungen stärkten. Alte und bejahrte Linden hatte hier die Natur in einer zierlichen Unordnung gepflanzet, die ihre blätterreiche Kronen

fast bis an die Wolken erhoben und das ganze Thal mit ihren Zweigen überschatteten. Aus den dicken Gebüschen sprang manches junge Reh hervor, das die Augen hin und her fliegen ließ, und sobald es Menschen erblickte, mit einer angenehmen Schüchternheit wieder in den dunkeln Wald eilte. Dort flossen so viele frische Wasserquellen, zu welchen sich die Hirsche näherten, wenn die glänzende Sonne die müde Welt vom Schlummer aufweckte. Von weitem in einer entfernten Gegend rauschte ein wilder Strohm, welcher sich durch die grünen Wiesen krümmte, wo die Hirten, die des Nachts bey ihrem Feuer saßen, sehr oft ein weißes Segel, als ein Gespenst erschreckte. Wenn der heiße Mittag den Glanz über die Erde ausbreitete, so stiegen die Fische aus dem Wasser, und sonnten und wälzten sich in dem Grase der grünen Ufer. So oft der kühle Abendwind wehete, so konnte man das Rauschen dieses Flusses auf der Wiese hören, wo sich Sophron vor Ungeduld hingestrecket hatte. Es schien, als wenn die Natur hier alle Schönheiten verschwendet hätte, um aus dieser Gegend ein kleines Paradies zu machen. Sophron selbst erblickte zu seinen Füßen kleine Gesträuche, wo wilde Rosen und allerhand Beeren wuchsen, die ohne die geringste Mühe der Menschen zu unserm Vergnügen entstehen. Ueber seinem Haupte fieng die Abendröthe schon zu schimmern an, weil die Sonne allmählig untergieng und die Nacht herannahete. Die Schatten ließen sich auch nach einer kurzen Zeit sehen, die er sich, als etwas Angenehmes, vorstellte. Die traurigen Gedanken verschwanden plötzlich, als er diese Schönheiten der Natur betrachtete. Wie! sprach er, bin ich nicht ein Bürger dieser schönen Welt? Habe ich nicht an diesem Lande, das ich betrete, eben so viel Antheil als derjenige, der es beherrschet? Was sind das für Schätze, für Kostbarkeiten, so die Natur hier für mich ausgestreuet? Ist die Welt nicht eben so zu meinem Vergnügen erschaffen, als für andere Menschen? Was habe ich für Ursache zu weinen, da sich der Schöpfer der Natur auch gegen mich so gnädig bezeiget? Weg mit den falschen Gedanken, als ob die Vorsicht Gottes nicht über mich wachte. Hier sehe ich einen Schauplatz der Natur, welcher mich von den unendlichen Eigenschaften Gottes deutlich überführet. Ich habe keine Hand angeleget; keine Lilie ist von mir gesäet; kein Blatt ist von mir erschaffen, und alles bildet sich doch so schön in meinen Augen ab, daß mein Geist ganz ausser sich gesetzet wird. Jeden Stern, der am Himmel strahlet, muß ich bewundern, und mit mir viele tausend Kreaturen. Jede Blume, die in diesem stillen Thale wächst, ist ein

Zeuge von der Vorsicht des Höchsten. Hier kriecht kein Wurm im Grase, der mir nicht heimlich zuruft, daß ein Gott lebe. Bin ich nicht besser, als alle diese Geschöpfe, die ich hier zu meiner Seite erblicke? Warum soll ich mich betrüben, da doch alles um und neben mir jauchzet? Ist Gott so gütig gegen mich, so kann ich sicher glauben, daß mich der Himmel bey allen Widerwärtigkeiten beschirmen werde. Hier gerieth Sophrons Geist ganz in Entzückung; seine Seele fühlte ein Vergnügen in Gott, und beschäftigte sich mit dessen Vollkommenheiten; ja sein Herz verspürte eine solche Freude, die er gewiß mit allen Lustbarkeiten der Erde nicht vertauschet hätte.

§ 83.

Die zweyte Frucht der Tugend, die uns zu einem Gegenmittel bey allen Widerwärtigkeiten des Lebens dienet, ist das Vergnügen, so man über seine guten Thaten empfindet. Diese Freude ist nicht auszusprechen, und eine solche Glückseligkeit überwiegt alle Ergötzlichkeit der irdischen Welt. Die Lüste der Erde vergnügen uns nicht lange, sondern wir werden derselben entweder zuletzt gewohnt, oder wir empfinden daran einen Eckel. Wer aber das Vergnügen einmal genossen, das aus der Einsicht der Tugend entsteht, der verschmäht alle Eitelkeiten der Reichen. Es ist daher gar nicht zu verwundern, wenn man Leute antrifft, die auch bey den größesten Drangsalen ganz ruhig und gelassen sind. Sie sind überzeuget, daß ihre Handlungen mit den Gesetzen Gottes übereinstimmen; darum freuen sie sich, wenn ihnen ein Leid begegnet, das sie nicht verdienet haben.

§ 84.

Glückselige Seele! die diese Lust genießt; herrlicher Vortheil! den wir uns von der Tugend versprechen können. Aus diesem Vergnügen über sich selbst entspringt nun die Zufriedenheit, welche als die dritte Frucht der Tugend und des ruhigen Gewissens anzusehen ist. Diese waffnet den Menschen ebenfalls bey allen seinen Unglücksfällen. Eine zufriedene Seele kann nichts niederschlagen, sondern sie empfindet den größesten Trost bey ihren Widerwärtigkeiten. Weder Armuth, weder Feinde, weder Verachtung, weder Krankheit, weder Verlust der Freunde, und dergl. sind vermögend, sie aus ihrem Gleichgewichte zu setzen. Sie erhebt sich über diese Schwierigkeiten, indem sie sicher glaubet, daß ihr alles in der Welt zum besten dienet. Geduld ist der Anker, auf den sie sich stützet, und die beständige Ruhe ist die Sphäre, in welcher sie wohnet. Sie schätzet diejenigen glückselig, die auf der Welt ihre Rolle im

Kleinen spielen; diese aber unglückselig, die auf einer großen Schaubühne auftreten müssen. Sie suchet einsame Oerter; sie liebet die Stille; sie entfernet sich von dem Getümmel, so die Welt mit ihren Eitelkeiten machet. Sie preiset den Himmel, daß er ihr die Hinderniße entzogen, wodurch ihre Tugend vielleicht wankend gemacht werden könnte. Sie sieht die Drangsalen, so sie drücken, als Züchtigungen eines guten Gottes an, der ihre Gelassenheit prüfet und ihre Hoffnung stärket. Der Mund seufzet, aber das Herz fühlet Ruhe: das Auge weinet, aber Freudenthränen. Was ist es demnach zu verwundern, wenn die Tugend so schön ist, weil ihr die Zufriedenheit zur Seite geht. Diese machet unsern Geist beständig ruhig, es mag uns gehen, wie es will. Sie liefert uns die kräftigsten Trostgründe, die Eitelkeiten zu verachten, und alle Pracht, Ehre, zeitliche Glückseligkeit, und was dergleichen mehr ist, grosmüthig zu verschmähen.

§ 85.

Dort sehe ich einen Reichen mit vielen Trabanten in einer Kutsche fahren. Ach! ich bin glückselig, daß ich dieses nicht nöthig habe. Ich habe gesunde Füße, und darf mich nicht von Pferden tragen lassen. Ich bin vom Hofe weit entfernet, und sitze in meinem Zimmer allein. Ich bin aber auch frey in allen meinen Handlungen, ich gehe zu Bette, wenn ich will; und esse, was ich habe. Es schmecket mir so gut, als den Großen die köstlichsten Speisen. Meine Wohnung ist kein Pallast, aber ich lebe in meinem Hause zufrieden. Wie mancher Vornehmer wohnet stolz in seinem Lustschloß, das doch oft nur von dem Schweiße der Armen und Dürftigen erbauet ist. Jeder Stein in den Mauern schreyt zu Gott um Rache, weil er den Arbeitern unter dem Scheine des Rechts ihren gebührenden Lohn entzogen. Manchen Reichen drücken die Thränen der Wittwen und Wayfen, welche heimlich zu weinen anfangen, so oft sie ihn erblicken. Ich bin von allen diesen Sünden befreyet, und kann einem jeden mit gutem Gewissen unter die Augen treten. Habe ich gleich kein Ansehen in der Welt, so werde ich auch nicht beneidet noch sklavisch gefürchtet. Ich habe keine Reichthümer und Schätze, darum darf ich sie auch nicht ängstlich bewachen. Mir fehlen große Renten, aber ich verlange auch nicht eine Menge von Schätzen. Ich bin niemals hungerig zu Bette gegangen, denn die Vorsicht Gottes ernähret mich täglich. Ich zähle keine Ahnen und bin aus keinem vornehmen Geschlechte entsprossen: aber deswegen brauche ich auch keinen Staat und Pracht zu machen. Mein Kleid ist ganz,

reinlich, und schützet meinen Körper vor Regen, Luft und Sonne. Ich habe kein großes Glück in der Welt, aber darum machet mich dieses nicht stolz und gottlos. Mir begegnet manches traurige Schicksal: aber das zwinget mich zum Beten. Das Unglück führet mich zu Gott, und dieser hat mir das Vermögen gegeben, daß ich mich in meine Umstände schicken kann.

§ 86.

Dem Himmel hat es gefallen, mich nicht zu einem großen Gelehrten zu machen: aber ich habe doch auch keine schlechte Seele. Ich befleißige mich der Tugend, und mache meinen Willen vollkommener. Meinem Verstande fehlet es zwar an weitläuftigen Wissenschaften, aber nicht an der Erkenntniß des Schöpfers. Ich messe gar nicht die Gegenden des Himmels; ich entdecke nicht neue Welten; ich bekümmere mich nicht, ob Bürger in dem Monde leben; aber ich höre alle Nacht, daß die Sterne ihren Schöpfer loben. Dort stehet eine Pflanze, und hier blühet eine Blume in meinem Garten. Ich weiß nicht, wie sie heißt; ich kenne auch nicht ihre Eigenschaften und Wirkungen; aber ich breche sie ab; ich empfinde ihren Geruch, und danke dem Urheber ihres Wesens, daß sie gewachsen ist. Dort fliegt ein Sonnenstäubchen in der Luft; ich untersuche nicht, ob es eine kleine Welt seyn kann, aus wie vielen Monaden es besteht; nein! ich verwundere mich nur, daß es so schön glänzet. Jetzt kriecht ein kleiner Wurm auf dem Papiere, worauf ich schreibe. Er läuft in einem Augenblick die ganze Seite herunter. Ich erforsche nicht, in wie viele tausend Theile sich die Zeit eintheilen läßt; wie unbegreiflich geschwind und wie unzähligemal dieses Thier in einer Secunde seine Füße beweget; was für Speisen es genießt; wie klein seine Jungen, wie zart seine Adern, seine Augen, seine Lungen, seine Eingeweide sind; nein! ich vergleiche nur meine Größe gegen dieses kleine Geschöpf, und bewundere die Allmacht. Ich sehe das Gras auf der grünen Wiese; ich untersuche nicht, wie unzähligemal sich dieses verändert; daß Schafe und Rinder es genießen, daß es zu Milch wird, daß sich die Milch in Butter, die Butter in Speise der Menschen, die Speise in Blut, das Blut in Theile meines Körpers verwandelt; nein! ich sehe es wachsen; ich sehe es blühen, ich sehe es verwelken, ich sehe es zu Staube werden, und erinnere mich, daß ich ein gleiches Schicksal erfahren werde. Dort fliegt eine Biene aus ihrer Zelle. Sie senket sich in das Herz einer Lilie, und durchgräbt die süßen Schätze der Natur. Sie arbeitet, sie sammelt ein; sie sauget den besten Saft aus den Blumen, und zieht mit dem Reich-

thum der Natur beladen zurück. Jetzt kommt sie wieder, sie setzt sich auf den Purpur einer Rose, und sitzt hier so vergnügt, als eine Prinzeßin auf einem mit Sammet überzogenen Thron. Sie versteckt sich unter die Blätter der Blume, und genießt in diesem kleinen Paradiese alles mögliche Vergnügen. Sie ergötzet sich an den Schönheiten der Natur; sie ist nicht misgünstig, sondern trägt den Honig nach ihrem Korbe, wo sie ihre Gehülfen zu gleicher Lust auffordert. Ich folge ihr nach, und erstaune, wenn ich hier fast eine ordentliche Republik gewahr werde. In der Mitte dieser kleinen Welt sitzt ihr Weiser, ihr König, den sie ernähren und auf ihren Posten bewachen. Ich bekümmere mich hier gar nicht um die Natur dieser Insekten, sondern ich betrachte nur dasjenige, was mein Auge sieht. Ich finde hier schon tausend Gründe zum Preise des Schöpfers und zur Ausübung der Tugend. Warum soll ich also klagen, daß ich nicht Erkenntniß genug besitze; da ich doch alles weiß, was zum Vergnügen meiner Seele und zur Verherrlichung meines Gottes gereichet.

§ 87.

Wer so denkt, der wird sich beständig trösten können, wenn ihm Gott in der Welt manche Glücksgüter versaget. Seine Armuth, eine niedrige Abkunft, den Mangel der Wollüste, den Mangel der Wissenschaften sieht er nicht als traurige Schicksale an, welche die Vorsicht Gottes über ihn bestimmet. Er hat ein zufriedenes Gemüthe, was kann ihm also weiter fehlen? Die irdischen Güter glänzen mehrentheils von außen, aber inwendig ist das schönste Gift verborgen. Sie sind wie die Pillen, welche die Arzeneyverständigen so künstlich mit Gold und Silber zu überziehen pflegen. Gottlob! daß ich nicht reich, nicht ansehnlich, nicht groß, nicht geehrt bin. Es drücken mich auch nicht die Beschwerden und die Gefährlichkeiten, so damit verbunden sind. Was ist Geld, was ist Reichthum, was ist Ehre, was ist Lob, was ist Pracht: Eine leere Einbildung, eine Hand voll Stoppeln, ein flüchtiges Gut, ein saußender Wind, ein überzuckertes Gift, ein Meer voller Klippen, woran ich scheitern könnte. Ich bin nicht arm, denn ich besitze die Tugend. Ich bin nicht verachtet, denn ich höre keinen von mir sprechen. Man lobet mich nicht, aber es tadelt mich auch keiner. Ich bin nicht von niedrigem Stande, denn ich bin ein Geschöpf des Himmels. Ich habe keine Feinde, denn ich habe keinen beleidiget. Wenn sie mich verfolgen und lästern: so bin ich unschuldig. Man findet an mir gar nicht die Untugenden, welche sie mir Schuld geben. Sie stellen sich unter meinem

Namen eine ganz andere Person vor. Warum soll ich mich an denjenigen rächen, die nicht mich, sondern einen andern in meiner Person verfolgen? Wenn sie mich kennen würden: so würden sie mich lieben.

§ 88.

Mir sterben Anverwandte, Vater, Mutter, Kinder, Schwester, Brüder, Freunde. Gottlob! daß sie von dieser Welt abgeschieden sind. Sie sind erlöset von allem Uebel und von aller Gefahr, die sie künftig noch hätten ausstehen müssen. Sie sind glückseliger, wie ich; und warum sollte ich ihnen dieses misgönnen? Ich will nicht weinen, denn sonst könnte man daraus schließen, daß ich mich, als ein Thörichter, über ihr Glück betrübte. Der Tod meiner Blutsfreunde ist also auch kein trauriges Schicksal für meinen Geist. Ich habe keine große Aemter, aber ich habe auch keine Sorgen und Beschwerden. Wie kann ich das für ein trauriges Schicksal halten, daß mir meine Gönner absterben, die mein Glück befördern könnten? Ich irre mich sehr, wenn ich so denke. Den Posten, den ich in der Welt bekleiden werde, hat Gott schon lange für mich ausersehen. Es ist noch nicht Zeit, daß ich einen andern ablöse. Warum soll ich dem den Tod wünschen, der doch sein Amt gut verwaltet? Gott gebe ihm ein langes Leben. Er ist zur Bekleidung einer solchen Stelle weit geschickter, als ich. Genug, ich bin bereit, der Welt zu nützen. Was kann ich aber dafür, daß mich Gott noch nicht dazu berufen? Indessen bin ich zufrieden, daß ich keine großen Aemter habe. Wer viel hat, von dem wird auch vieles gefordert.

§ 89.

Die Leidenschaften hat uns Gott in die Seele geleget, daß sie die Triebfedern zu guten Handlungen seyn sollen. Allein, wir brauchen sie zu allerhand Sünden und Lastern. Sie versetzen uns in die größeste Unruhe, und sind die wahren Quellen unserer Betrübniß. Daher entspringt ferner aus der Zufriedenheit die Kunst, seine Begierden im Zaum zu halten und seine Leidenschaften zu überwinden. Dieses ist der vierte Vortheil, den wir von der Tugend zu erwarten haben. Wir machen uns alles, was wir auf Erden antreffen, unterthan: aber die wenigsten haben die Geschicklichkeit, sich selbst zu regieren. Ich will hiermit so viel sagen, der Mensch ist ein Herr über die Erde, aber ein Sklave seiner Leidenschaften. Wer diese besiegen kann, der verdienet die Palmen weit eher, als der größeste Held. Es ist manchem weit leichter, viele Schlachten zu gewinnen, und bevestigte Städte zu erobern, als eine einzige Leidenschaft

zu unterdrücken. Wo Alexander seinen Fuß hinsetzet, da sieht man ihn siegen. Aber jenes Land, das er bezwungen, ist ein Zeuge seiner Laster. Ehrgeiz, Wollust, Zorn, Neid, und andere Untugenden waren seine Feinde, die ihn täglich bekämpften, und von denen er auch täglich überwunden ward. Er weinet, wie ein kleines Kind, wenn ihm ein Weltweiser saget: daß es mehrere Welten gebe, die er doch nicht alle erobern könne. Wenn ihn Clytus nicht übernatürlich verehret, so sticht er ihm den Degen ins Eingeweide, und vergießet nachgehends Thränen, daß er einen von seinen besten Vertrauten ermordet. Er wollte GOTT gleich werden, und war nicht einmal ein Mensch, sondern ärger, als die Thiere.

§ 90.

So geht es: die Begierden nach Ehre, Ansehen, Wollust, Geld und Schätzen martern und quälen uns beständig und stürzen uns in das größeste Leiden. Sie sind wie die giftigen Pflanzen, die immer hervorsprießen, wenn man ihre Wurzel nicht tief genug ausrottet. Den Eigensinnigen erzürnet eine Fliege; und der Furchtsame zittert vor seinem eigenen Schatten. Dem Wollüstigen eckeln zuletzt seine Lüste, und der Geizige bebet bey seinem Goldklumpen. Der Verschwender geräth an den Bettelstab; und der Ehrsüchtige stürzt in die Grube. Der Trunkenbold wird eine Fabel der Kinder, und der Hochmüthige ein alberner Götze der Thoren. Wir fühlen die Knechtschaft der Begierden: aber wir entschließen uns niemals, dieselben zu verlassen. Keine Kreatur lässet sich von ihren Leidenschaften so sehr hinreißen, als der Mensch. Daher ist er auch am meisten der Wankelmuth unterworfen. Ein wolkichter Tag und ein paar scheinende Strahlen der Sonne haben in unsern Körper einen solchen Einfluß, daß man gleichsam ein anderes Geschöpf zu seyn scheint. Eine jede glückliche oder unglückliche Begebenheit macht aus uns ganz andere Geburten. Ein größerer Titel, ein höheres Ehrenamt, etliche hundert Thaler mehr Einkünfte verändern unsere Mienen, unsern Gang, unsere Geberden. Unsere ganze Wohlfahrt hängt oft von einer guten Stunde ab, da man einen Großen der Erde besuchet. Trifft man diese: so hat man gewonnen; wo nicht: so bleibt man gewiß im Elende sitzen. Wir sind ein Meisterstück eines erhabenen Wesens; wir sollten uns bemühen, diesem vollkommensten Geist, so viel möglich ist, ähnlich zu werden, der keiner Veränderung noch Wechsel des Lichts unterworfen ist; allein wir lassen uns von unserer Höhe herunter, und verlieren sogar das Ebenbild eines Menschen.

§ 91.

O wie glückselig ist demnach derjenige, den die Tugend zieret, und der die Kunst versteht, sich selbst zu beherrschen. Ein Lasterhafter ist niemals ruhig, wenn er seine Begierden nicht stillen und seine Lüste nicht ausüben kann. Ein Frommer hingegen verachtet die Herrlichkeit der irdischen Welt, und denkt bey sich selbst: es sind Kleinigkeiten. Wenn demnach die Stunden der Anfechtung kommen: so ist jener so schwach, als ein Kind; dieser hingegen so stark, als ein Riese. Ein Weiser betrachtet die Reichen, die Großen, die Mächtigen in ihrem Aufzuge, und saget zu seinem Freunde: Siehe da! ein schimmerndes Elend. Er besitzt die Tugend und diese schätzet er über alles. Er hat ein ruhiges Gewissen, darum mag die Welt immerhin auf ihn losstürmen. Ein kleiner Wald, wo ein Vogel singt, ist ihm schon ein Paradies; und sein Zimmer, worin er einsam sitzt, ein ganzes Königreich. Seine Begierden erstrecken sich nicht weiter, als auf Gott. Er demüthiget sich vor dem Höchsten Wesen, und dadurch wird er immer größer. Er verliert die Welt, aber sein Herz gewinnt den Himmel. Kurz, er ist glückselig, weil er seine Begierden zähmet und die Tugend zum Leitsterne seiner Handlungen machet.

§ 92.

Wohlan! so will ich mich gewöhnen, mein Herz zu überwinden, und meine Leidenschaften im Zaum zu halten. Mich sollen nicht die Begierden nach Reichthum, Ehre, Ansehen und dergleichen quälen. Ich bin vergnügt, daß ich keine Schätze habe, weil ich sie nicht brauche. Gott sey Dank, daß ich arm gebohren bin! denn nun weiß ich, daß auf den Gütern meiner Vorfahren kein Fluch ruhet. Ich darf bey dem Anblicke der Armen nicht schamroth werden, denn weder ich, noch meine Vorväter, haben Wittwen noch Waysen gepresset. Ich habe ein ruhiges Herz, darum wird keiner über mich in verschlossenen Kammern weinen. Ich begehre keine große Erbschaft, denn meine Eltern haben mir die Tugend hinterlassen. Jemehr sich die Sterblichen wünschen, desto mehr wird immer ihnen mangeln. Was ist daran gelegen, ob ich meinen Leib mit Seide oder Wolle bedecke? Was nützet es mir, ob meine Speisen in silbernen oder ehernen Schalen aufgetragen werden? Es ist lauter Thorheit und Einbildung, wenn man sich über diese Kleinigkeiten betrübet. Wir würden alle reich seyn, wenn wir nur die Kunst verstünden, nichts in der Welt zu begehren, als das, was wir haben. Ich strebe nicht nach Ehrenämtern, sondern bin mit diesem meinem Stande zufrieden. Je größer die Würde

ist, welche man bekleidet, je weiter die Gränzen sind, die ein Fürst beherrschet, ja, je häufiger die Unterthanen sind, denen wir befehlen, je mehr Geld und Gut man besitzt; desto schwerer ist die Verantwortung und desto größer die Gelegenheit, ein unruhiges Gewissen zu erlangen. Ich bin verachtet, und ein anderer, der weniger, als ich versteht, wird geehret. O wie thöricht wäre es, sich darüber zu grämen! Ein anderer freuet sich, wenn er einen Vorzug vor mir hat, und warum soll ich ihm diese kleine Freude nicht gönnen? Er geht voran und ich folge; er geht mir zur Rechten, ich gehe ihm zur Linken. Die Erde ist überall des Herrn. Was ist daran gelegen, ob man einen Augenblick eher sein Wohlseyn trinkt, als meines? Werde ich dadurch vollkommener, daß man seinen Namen eher nennet, als meinen? Ich werde doch leben bleiben, wenn man mich gleich nicht hoch leben läßt.

§ 93.

Der Himmel hat mir keinen großen Verstand gegeben, und ich habe nicht viele Einsichten. Ich bin auch damit herzlich gern zufrieden. Gott sey Dank, daß ich nicht sehr gelehrt bin. Wer vieles weiß, von dem wird auch vieles gefordert. Derjenige, der in seiner Einfalt wandelt und Gott fürchtet, ist unendlich höher zu schätzen, als ein Kluger, den sein Witz an die Pforten der Höllen führet. Mein Feind suchet mir zu schaden. Sehr gut, ich habe gelernet, meinen Zorn zu bändigen. Wäre ich wohl weise, wenn ich mich an ihm rächen wollte? Ist er mir gewachsen: so werde ich ihn nicht stürzen; bin ich größer, als er: so ist es edelmüthig, von ihm eine Schmach zu ertragen. Ich würde durch meinen Zorn ihm sein Müthgen kühlen, und er würde das erreichen, was er suchet. Ja, er würde ihn vielleicht noch mehr erhitzen, und also die Sache nicht besser, sondern schlimmer machen. Laß ihn wüthen, denn ich weiß ein Mittel, mich an ihm auf das edelste zu rächen. Er schimpfet mich, ich lobe ihn; er ist aufgebracht, ich bin stille. Er verfolget mich, ich erweise ihm Gutes; er raset, ich bin sanftmüthig. Er ist ein Sklav seines Zorns, ich bin grosmüthig; er ist mein Teufel, ich bin sein Engel. Er hasset mich, ich liebe ihn; er verfluchet mich, ich will für ihn beten. Es ist besser Freunde als Feinde zu haben, denn auch ein kleiner Feind kann uns öfters schaden. Dort stach in jener Fabel eine Hummel dem stolzen Pferde ins Maul, dieses erschrack und zerbrach ein Bein.

§ 94.

Die meiste Unruhe der Menschen entspringt aus den unordentlichen Begierden, und wenn man diesen den Zügel schie-

ßen läßt, so stürzet man sich in die größesten Laster. Man verletzet daher sein Gewissen, und macht sein Leben zu einer beständigen Folter. Wie glückselig ist demnach ein Tugendhafter, der seine Leidenschaften und Begierden überwältigen kann. Hieraus entspringt die Gleichgültigkeit gegen die irdischen Güter, und dieses ist der fünfte Vortheil, den wir von der Tugend zu erwarten haben. Man muß sich wundern, wie der Mensch, der doch eine ungemein kurze Zeit auf der Erde wohnet, sich so sehr in die Güter dieser Welt verlieben kann. Wir wissen, daß unser Leben eine Wallfahrt sey; wir wissen, daß unsere Jahre kurz sind, und daß wir alle Augenblicke befürchten müssen, von dem Posten, welchen wir bekleiden, abgelöset zu werden: wir wissen, daß die Eitelkeiten, an welche wir unser Herz hängen, die unsterbliche Seele in das ewige Verderben stürzen; indessen sehnen wir uns doch beständig nach diesen Dingen, welche wir Thorheiten und Eitelkeiten nennen. Mancher schlägt um ein kleines Gut seine ewige Wohlfahrt in die Schanze. Man darf nur ein wenig auf der Welt stille stehen, und die Bemühungen der Menschen mit aufmerksamen Augen betrachten; so wird man bald hiervon überzeuget werden. Kein Stand ist ausgenommen, sondern ein jeder unter den Sterblichen verräth seine Schwäche. Ein Regent opfert viele Menschen im Kriege auf, und seine Bedienten sinnen auf lauter Entwürfe, die Einkünfte des Landes zu vermehren. Der Gelehrte ist ein Licht, das andern leuchtet und sich selbst verzehret. Ein Kaufmann überliefert sein Leben Wind und Wellen. Ein Soldat steht mitten unter dem Blute seiner Brüder ganz herzhaft. Ein Bürger schwitzet schon bey früher Morgenröthe bey seiner sauern Arbeit. Allein was ist die Triebfeder von diesen ängstlichen Bemühungen? Nichts anders, als die unersättliche Liebe zur Ehre, zum Ruhm, zum Geld, zum Reichthum. Ich rede hier keineswegs von der vernünftigen, sondern von der sündlichen Begierde nach den Gütern dieser Welt. Wir martern und quälen uns beständig mit den Sorgen der Nahrung, und zweifeln an der Vorsicht Gottes, ob sie uns auch künftig erhalten werde. Diejenigen, die einen Vorrath auf viele Jahre haben, hören wir oft am meisten klagen, und sehen sie mit tausend Aengsten ihr Brod erwerben. Die wenigsten sinnen darauf, wie sie das höchste Gut erlangen, ohne welches ihr ganzes Leben nichts ist. Hierum bekümmern wir uns wenig, wenn wir nur die Güter dieser Erden besitzen. Ein Tugendhafter aber denkt ganz anders, und darum ist er bey dem Verluste derselben ganz gelassen. Er weiß, daß das wahre Vergnügen nicht in dem Genusse der zeitlichen Dinge zu suchen

sey. Er ist gegen die irdische Lust ganz gleichgültig, wenn er nur der himmlischen theilhaftig wird. Er nennet die Wollust ein Gift und die Erde einen Schatten. Er überläßt die Eitelkeiten dieser Welt denen, die daran einen Geschmack finden, und sieht diese als Schlummernde an, die da essen und nicht satt werden, die da trinken und den Durst nicht löschen. Sein Geist besitzt ein edles und unvergängliches Gut, das ihm weder Zeit, noch Tod, noch andere Unglücksfälle zu rauben im Stande sind. Er ist kein Prinz: aber ein Kind Gottes; er ist kein König: aber er hat Kronen in jener Welt zu erwarten. Wenn sein Auge thränet: so erhebt sich sein Herz, und wenn sein Herz bekümmert ist: so sieht sein Auge getrost gen Himmel. Muß er viele Drangsale ertragen: so danket er Gott, daß er seine Tugend wie Gold im Feuer läutert. Verfolget ihn die Welt: so hat er ein ruhiges Gewissen. Er sitzt unter dem Schutze des Höchsten bey allen seinen Widerwärtigkeiten ganz sicher, wie Noah in der Arche, und wird immer höher gen Himmel erhoben, je mehr die Fluthen auf Erden zunehmen. Je ärger es ihm in der Welt geht, desto muthiger wird er; und je mehr Feinde er hat, desto besser lernet er siegen. Darum empfindet auch sein Herz unter allen Drangsalen die größeste Ruhe. Er geht zu seinen Leiden so unempfindlich, als ein tapferer Held, dem man saget, daß er in den Krieg ziehen soll. Wie glückselig ist demnach ein Frommer, der auf der Erde leidet, weil er Gott lieben und die Welt verachten lernet?

§ 95.

Ich will dieses, was ich jetzo ausgeführet habe, wiederum mit einem Beyspiel erläutern, woraus man deutlich sehen wird, wie schön und tröstlich uns die Tugend bey allen widrigen Schicksalen sey. Es ist aus dem Englischen Zuschauer genommen, und wird die ganze Abhandlung dieses Trostgrundes in ein helles Licht setzen. Hier werden uns zwo edle Seelen abgebildet, welche die Tugend lieben, und durch ein Unglück auf der empfindlichsten Seite angegriffen werden. Allein, wie zufrieden ist ihr Herz, wie standhaft ihre Geduld, wie erhaben ihre Tugend, wie ruhig ihre Seele, ob sie gleich ihren Wunsch nicht eher als im Grabe erreichen? Sie verachten die Welt, sie verschmähen alle Ergötzlichkeit der Erden, und erwählen sich ein Leben, wo sie weiter nichts, als eine Freude über ihre Tugend empfinden können. Solche Beyspiele werden uns lehren, daß man auch im größesten Unglück ruhig und zufrieden mit sich selbst leben könne.

§ 96.

Constantia war ein sehr schönes und kluges Frauenzimmer; ihr Unglück aber war ein Vater, der, indem er durch seinen Fleiß zu großem Reichthum gelanget war, sich auch an nichts anderm, als an seinem Geld, ergötzte. Theodosius war der jüngste Sohn eines verarmten Geschlechts, er besaß viele Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit, die durch eine tugendhafte Erziehung gebessert waren. In dem zwanzigsten Jahre seines Alters ward er mit der Constantia bekannt, die damalen noch nicht volle fünfzehn Jahre alt war. Weil er nun wenige Meilen von dem Hause ihres Vaters wohnte: so hatte er vielfältige Gelegenheit, sie zu sehen, und durch die Vorzüge einer wohlgestalten Person und eines angenehmen Umganges in ihrem Herzen solche Eindrücke zu machen, die durch die Zeit unmöglich ausgetilget werden konnten. Er selbst war nicht minder in die Constantia heftig verliebet. Eine lange Bekanntschaft entdeckte einem jeden neue Vollkommenheiten an dem andern, und erregte nach und nach in ihnen die gegenseitige Leidenschaft, die nachmals in ihr künftiges Leben großen Einfluß hatte. Zum Unglück traf es sich, daß mitten in diesem fortwährenden Laufe der Liebe und Freundschaft des Theodosius und der Constantia, unter ihren Eltern ein unversöhnlicher Unwillen entstand, da ein Theil mit seiner Geburt, und der andere mit dem Besitze seiner Güter gar zu groß that. Der Vater der Constantia war auf den Vater des Theodosius so erbittert, daß er auch auf den Sohn einen unvernünftigen Haß warf, sogar, daß er ihm sein Haus verbot, und seiner Tochter bey ihrer kindlichen Pflicht auferlegte, ihn niemals mehr zu sehen. Damit er auch vollends alle Gemeinschaft unter diesen zweyen Verliebten abschneiden möchte, die sie zusammen bringen könnte: so suchte er sich einen jungen von Adel aus, der reich und angenehm von Person war; und diesen erwählte er zum Gemahl seiner Tochter. Er fädelte diese Sache so wohl ein, daß er seiner Tochter sagte, wie es sein Wille wäre, daß sie diesen Edelmann nehmen sollte; und den und den Tag sollte die Hochzeit seyn. Constantia, die durch das väterliche Ansehen in Furcht gesetzt, und der es nicht möglich war, wider eine so vortheilhafte Parthey etwas einzuwenden, hörte den geschehenen Vorschlag mit dem vollkommensten Stillschweigen an: welches ihr Vater als die anständigste Art auslegte, womit ein junges Frauenzimmer dergleichen Vorschläge annehmen soll. Der Ruf von dieser beschlossenen Heyrath kam bald vor den Theodosius, welcher nach einem heftigen

Kampfe der Leidenschaften, die bey solcher Gelegenheit nothwendiger Weise in dem Herzen eines Liebhabers entstehen müssen, folgenden Brief an die Constantia schrieb: "Das Andenken meiner Constantia, welches seit einigen Jahren meine einzige Glückseligkeit gewesen ist, wird mir jetzo zu einer Marter, die ich nicht ertragen kann. Ach! muß ich denn leben, euch in den Armen eines andern zu sehen? Die Flüsse, die Felder und Wiesen, allwo ich so oft mit euch gesprochen, sind mir verdrießlich: das Leben selbst ist mir eine Last. O möchtet ihr doch lange Zeit in der Welt glücklich seyn; aber auf ewig vergessen, daß jemals ein solcher Mensch darinnen gewesen ist, als Theodosius." Dieser Brief wurde der Constantia noch denselben Abend übergeben, die bey dessen Durchlesung in Ohnmacht fiel; den folgenden Morgen aber noch weit unruhiger ward, als zween bis drey Bothen, einer nach dem andern, in ihres Vaters Haus gelaufen kamen und sich erkundigten, ob sie nichts von dem Theodosius wüßten, der, wie es schien, um Mitternacht sein Zimmer verlassen hätte, und den man nirgends finden könnte. Die tiefe Schwermuth, darinnen er zuvor gewesen, ließ sie seinetwegen das allerärgste befürchten. Constantia, die wohl wußte, daß nichts als das Gerücht von ihrer Hochzeit ihn zu solchen Unternehmungen hätte verleiten können, war nicht zu trösten. Jetzund bestrafte sie sich selbst, daß sie dem Vorschlage ihres Vaters so bald Gehör gegeben, und sah den neuen Liebhaber als den Mörder des Theodosius an. Kurz, sie entschloß sich, viel lieber die ärgsten Wirkungen von ihres Vaters Zorne zu ertragen, als ein Bündniß einzugehen, daß ihr so strafbar und abscheulich vorkam. Der Vater, welcher sich von dem Theodosius nunmehro ganz befreyet und in dem Stande sahe, dennoch ein großes Vermögen in seiner Familie zu behalten, war über die halsstarrige Widerspenstigkeit seiner Tochter nicht sehr bekümmert; er hielt es nicht für sehr schwer, sich wegen dieser Nachricht bey seinem bestimmten Schwiegersohne zu entschuldigen, der dieses Bündniß ohnedies mehr aus Privatabsichten, als aus Liebe, eingegangen war. Constantia fand weiter in nichts einen Trost, als in ihrer Andacht und in den Religionsübungen, wozu ihre Betrübniß ihr Gemüth dergestalt gewöhnet hatte, daß sie, nachdem einige Jahre die stärkste Gewalt ihres Schmerzens gemindert, und ihre Gedanken einigermaßen in Ruhe gebracht hatten, sich entschloß, den Rest ihrer Tage in einem Kloster zuzubringen. Ihrem Vater misfiel auch ein Entschluß eben nicht, dadurch er mehr Geld in der Familie behalten konnte; er willigte alsobald in den Vor-

satz seiner Tochter. Demzufolge führte er sie in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre, da ihre Schönheit in voller Blüthe stand, in eine nahgelegene Stadt, damit er einige Orden der Nonnen sehen möchte, darunter er seine Tochter geben könnte. An diesem Orte lebte ein gewisser Pater, der wegen seiner Gottesfurcht und wegen seines unsträflichen Wandels sehr berühmt war. Und weil es in der Römischen Kirche gebräuchlich ist, daß diejenigen, die in großer Traurigkeit stehen oder ein betrübtes Gemüth haben, sich zu dem ehrwürdigsten Beichtvater wenden, von ihm Vergebung und Trost zu erhalten: so erwählte auch unsere schöne Constantia diesen berühmten Pater und beichtete ihm. Nunmehro müssen wir zurück auf den Theodosius kehren, welcher noch denselben Morgen, als die Nachfrage nach ihm war, in das Kloster dieser Stadt gegangen, wo sich jetzo Constantia aufhielt: und nachdem er sich von den Ordensleuten die Verschweigung seines Aufenthalts ausbedungen, welches bey außerordentlichen Fällen sehr gebräuchlich ist: so ließ er sich einkleiden, nahm den Orden an, und that ein heimliches Gelübde, sich niemals nach den Umständen der Constantia zu erkundigen: von der er auch nicht anders dachte, als daß sie an dem Tage, da, der Rede nach, der Hochzeitstag seyn sollte, seinem Nebenbuhler übergeben wäre. Weil er in seiner Jugend es in der Gelehrsamkeit weit gebracht hatte: so begab er sich, damit er sich desto vollkommener der Religion widmen möchte, in ein heiliges Leben, und ward in wenigen Jahren, wegen seines unsträflichen Wandels und der gottseligen Empfindungen, die er allen denen, die mit ihm umgiengen, beybrachte, sehr berühmt. Dieser heilige Mann war es nun, den sich Constantia zum Beichtvater erwählt hatte: ungeachtet weder sie, noch irgend jemand im ganzen Kloster, ausgenommen der Prior, von seinem Geschlechte und Namen Kundschaft hatte. Der muntere, der angenehme Theodosius hatte jetzund den Namen des Pater Franciscus angenommen, und war durch seinen langen Bart, sein beschornes Haupt und die geistliche Ordenstracht so verstellt, daß es unmöglich war, in dem ehrwürdigen Mönche den vorigen Weltmann zu erkennen. Als er sich nun einstmals des Morgens in den Beichtstuhl begab, so eröffnete ihm die, neben ihm kniende, Constantia den Zustand ihrer Seele; da sie denn, nachdem sie ihm eine Erzählung von einem sehr unschuldigen Leben gemacht, in Thränen ausbrach, und denjenigen ganzen Theil ihrer Geschichte erzählte, daran er selbst einen so großen Antheil hatte. Meine Aufführung, sagte sie, hat, wie ich fürchte, einem Menschen das Leben gekostet, der keinen an-

dern Fehler hatte, als daß er mich zu sehr liebte. Der Himmel allein weiß es, wie theuer er mir gewesen ist, so lange er lebte, und wie bitter mir sein Angedenken nach seinem Tode ist. Hier hielt sie ein, und schlug ihre Augen, die von Thränen überflossen, gegen den Pater auf, den die Erblickung ihres Schmerzens dergestalt rührte, daß er kaum so viel Macht hatte, ihr mit einer durch Seufzen und Schluchzen unterbrochenen Stimme anzudeuten, daß sie fortfahren möchte. Sie that es und schüttete unter tausend Thränen ihr Herz vor ihm aus. Franciscus konnte sich selbst nicht enthalten, überlaut zu weinen; so daß in der Heftigkeit des Schmerzens der Sitz unter ihm erschütterte. Constantia, welche glaubte, daß das Mitleiden und die Abscheulichkeit ihrer Schuld den Pater so sehr bewegte, fuhr mit gleicher Zerknirschung fort, ihm zu berichten, daß das Klostergelübde, wozu sie sich entschlossen, die Aussöhnung für ihre Sünden und das einzige Opfer seyn sollte, welches sie dem Andenken des Theodosius weihen könnte. Der Pater, welcher sich in dieser Zeit wieder erholet hatte, brach sogleich in Thränen aus, da er diesen Namen hörete, dessen er sich so lange nicht bedienet hatte, und die Nachricht bekam, daß diejenige Person, von der er glaubte, daß sie schon viele Jahre im Besitze eines andern gewesen wäre, eine so ungemeine Treue gegen ihn bewiesen hätte. Bey seiner unterbrochenen Betrübniß, da er sah, daß sein Beichtkind von Gram überwältiget wurde, war er nur noch fähig, ihr von Zeit zu Zeit zu sagen, sie sollte nur getrost seyn—Ihre Sünden wären so groß nicht, als sie wohl dächte—Sie sollte nicht in ihrer Betrübniß zu weit gehen. Nach diesem erholte er sich mehr und mehr, daß er ihr die Absolution geben konnte: indem er ihr andeutete, den folgenden Tag wiederum zu ihm zu kommen, damit er sie in den seligen Entschlüssen, die sie gefaßt hätte, stärken, und ihr zu ihrer Aufführung die nöthigen Unterweisungen geben könnte. Constantia begab sich weg und kam den folgenden Morgen wieder in den Beichtstuhl. Theodosius, der sein Gemüth durch Nachsinnen und Betrachtungen gewaffnet hatte, gab sich bey dieser Gelegenheit alle mögliche Mühe, die Constantia zu der Lebensart, die sie antreten wollte, aufzumuntern, und aus ihrem Gemüthe alle die ungegründete Furcht und Schüchternheit auszurotten, davon es eingenommen war; er schloß auch endlich mit dem Versprechen, daß, sobald sie eingekleidet seyn würde, er von Zeit zu Zeit seinen Unterricht und seine Ermahnungen an sie fortsetzen wollte. Die Regeln unsers Ordens, sagte er, erlauben mir nicht, euch zu besuchen; aber ihr könnt nicht nur versichert seyn, daß ich euch in mein Gebät

einschließen werde; sondern, daß ihr auch durch Briefe so viel Unterricht von mir erhalten werdet, als ich euch nur werde geben können. Fahret freudig fort in dem Laufe, den ihr angetreten habet; ihr werdet eine solche Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths dabey verspüren, welche die Welt zu geben nicht vermögend ist. Diese Rede des Franciscus richtete das Gemüth der Constantia dermaßen auf, daß sie sogleich den folgenden Tag das Klostergelübde that. Sobald die Ceremonien der Einkleidung vorbey waren, gieng sie, wie es gewöhnlich ist, mit der Aebtißinn in ihr eigenes Zimmer. Diese Aebtißinn war den Abend zuvor durch den Pater Franciscus von allem unterrichtet worden, was zwischen ihm und dieser neuen Klosterjungfrau vorgegangen war. Sie gab ihr also von demselben folgendes Schreiben: "Die erste Frucht derjenigen Freude und Befriedigung, die ihr von dem Leben erwarten könnt, darein ihr euch jetzo begeben habt, soll die Nachricht seyn, daß Theodosius, dessen Tod euch so sehr zu Herzen geht, noch am Leben ist; und daß der Pater, dem ihr gebeichtet habt, ehemals eben der Theodosius gewesen ist, den ihr so sehr beweinet. Die Liebe, die wir zu einander getragen, wird uns durch ihren unglücklichen Fortgang glücklicher machen, als sie uns hätte machen können, wenn sie von statten gegangen wäre. Die Vorsicht hat zu unserm Besten über uns gewaltet, wenn es gleich nicht nach unserm Wunsche gewesen ist. Haltet nunmehro euren Theodosius nur immer für todt, seyd aber versichert, daß ein anderer niemals aufhören wird, für euch zu bäten in der Person des Franciscus." Constantia sah, daß die Schrift mit dem Inhalt des Schreibens überein kam: Und da sie der Stimme, der Person, und der Aufführung, ja noch über dieses der ungemeinen Betrübniß des Paters nachsann, die er bey ihrer Beichte hatte blicken lassen, so erkannte sie in allen diesen Stücken den Theodosius. Nachdem sie nun vor Freuden Thränen vergossen, sprach sie: Es ist genug, daß Theodosius noch lebet; nun will ich befriediget leben und in Ruhe sterben. Die Briefe, die ihr Franciscus nach diesem zugeschickt, sind noch in dem Kloster vorhanden, allwo sie gelebet hat, und werden den jüngern Ordensschwestern oftmals vorgelesen, um in ihnen einen Muth und tugendhafte Empfindungen zu erwecken. Endlich geschah es, daß, nachdem Constantia über zehn Jahre in dem Kloster gelebet hatte, der Ort durch ein heftiges Fieber angesteckt wurde, welches viele Personen dahin riß, und unter andern auch den Theodosius. Auf seinem Todtbette schickte er auf eine sehr bewegliche Art der Constantia noch seinen Segen, die

eben an dieser Krankheit auch schon so gefährlich darnieder lag, daß sie ohne alle Sinnen war. Bey der Abwechselung, die bey solchen Krankheiten insgemein vor dem Tode hergeht, sagte ihr die Aebtißinn, welche schon von den Aerzten gehöret hatte, daß sie sie aufgäben: daß ihr Theodosius vorangegangen wäre, und ihr in seinem Letzten den Segen zugeschickt hätte. Constantia hörte dieses mit Vergnügen, und sagte: Wenn sie nunmehro nichts unanständiges bäte, so möchte man sie bey dem Theodosius begraben. Mein Gelübde, sprach sie, erstreckt sich nicht weiter, als bis ins Grab. Was ich bitte, ist, wie ich hoffe, keine Uebertretung desselben. Sie starb bald darauf, und wurde begraben, wie sie gewünscht hatte. Ihre Gräber sind noch zu sehen, sie führen eine kurze lateinische Ueberschrift, die ohngefähr folgendes enthält: "Hier liegen die Leiber des Paters Francis-"cus und der Schwester Constantia. Sie haben sich im Le-"ben geliebet, und sind im Tode nicht getrennet worden."

Der vierte Trostgrund.

In diesem Zustande, in welchem wir auf Erden leben, oder in der gegenwärtigen Welt, ist keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit zu hoffen, sondern das meiste Vergnügen der Menschen ist nur ein Scheinvergnügen.

§ 97.

Der Mensch ist in diesem Zustande, in welchem er auf Erden lebet, vielen Unvollkommenheiten unterworfen. Weil nun aber aus der Einsicht der Unvollkommenheiten ein Misvergnügen entsteht: so wird auch seine Glückseligkeit durch vieles Misvergnügen unterbrochen werden. Dahero ist in diesem Zustande, in welchem wir auf Erden leben, keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit zu erwarten. Ferner schätzen die mehrsten Menschen dasjenige, was ihren Zustand wirklich unvollkommener machet, für wahre Vollkommenheiten. Daher ist das meiste Vergnügen der Menschen nur ein Scheinvergnügen.

§ 98.

Daß der Mensch keiner vollkommenen und ungehinderten Glückseligkeit auf dieser Erden fähig sey, ist ein Satz, den schon viele von den Heiden eingesehen haben. Die Stoiker glaubten: daß kein einziger, als bloß ein Weiser, in der Welt glückselig wäre. Allein, sie maleten das Bild ihrer Weisen mit solchen Farben, daß es gar zu gekünstelt aussahe. Sie forderten von ihm solche Gaben, die man niemals bey einem Menschen angetroffen. Ein Weiser, sagten sie, müsse gar keine Leidenschaften haben, oder sich doch wenigstens niemals von ihnen besiegen lassen. Er müßte niemals traurig seyn, er müßte niemals sündigen, er müßte niemals beleidigt werden können. Er müßte beständig in Freude und Wonne leben, er müßte die Zufriedenheit im höchsten Grade genießen, er müßte endlich Gott gleich werden. Dieser Mann besitzt alles; er ist schön, er ist edel, er

ist reich, er ist ein Bürger, er ist ein König. Er müßte seine Begierden in seiner Macht haben, daß er, nach dem Ausspruche des Epikurus, auch in einem glühenden Ofen lustig triumphiren könne. Allein, wer sieht nicht aus dieser Abschilderung, daß der Entwurf dieses Weisen nur ein Spielwerk der Gedanken sey? Deswegen sagte Seneka, der eben dieser Sekte zugethan war, doch aber eine solche ungegründete Meynung wohl einsahe, man hätte seit vielen Jahrhunderten einen solchen Mann gesuchet, aber noch zur Zeit nicht finden können. Die Epikurer beraubten ihn aller Sinne; sie machten ihn aller Empfindungen unfähig, so daß zwischen ihm und einer geschnitzten Bildsäule gar kein Unterschied übrig bliebe. Wir lernen daraus, daß die Stoiker selbst geglaubet, daß keine vollkommene Glückseligkeit hier in dieser Welt anzutreffen sey, indem sie wohl einsehen konnten, daß das Bild ihres Weisen blos in der Einbildung bestehe. Andere von diesen Weltweisen sind unserer Meynung völlig beygetreten, welches der bekannte Spruch des Solons bestärket: daß niemand vor seinem Tode glückselig sey. Die alten Heiden behaupteten demnach, daß niemand, als ihre Götter, wahrhaftig glückselig wäre, und daß kein Mensch jemals zum Besitze eines vollkommenen Vergnügens gelangen würde. Andere aber von ihnen konnten es nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß Menschen gar nicht glückselig werden; da sie doch dieses für das höchste Gut schätzten. Sie wußten von der Hoffnung der andern Welt nichts, weil ihnen die Offenbarung mangelte. Nach dem Lichte der Vernunft konnten sie es auch nicht einsehen, warum Menschen leben, wenn sie ihren Zweck, nach dem sie sich so brünstig sehneten, nie erreichen sollten. Sie machten sich daher irrige Begriffe von der Glückseligkeit, und geriethen auf verschiedene Meynungen davon. Einige setzten sie in der Tugend, einige in der Wollust, oder in dem Vergnügen, wie die Epikuräer. Pythagoras setzte sie in der Vereinigung des Guten. Aristoteles bemühete sich zwar, alle diese Meynungen zusammen zu bringen und zu vergleichen; allein man wird finden, daß er selbst in Verwirrung gerathen. Der Lehrmeister Ciceronis, Antiochus, urtheilet am gelindesten und behauptet: daß der Mensch ein zwar ziemlich aber gewiß nicht gänzlich glückseliges Leben führen könne.

§ 99.

Wir wollen uns von den Lehrstühlen der heidnischen Weltweisen entfernen und die Sache durch eigene Untersuchungen betrachten. Der Mensch ist einer vollkommenen und beständigen Glückseligkeit in dieser Welt nicht fähig. Denn die Glück-

seligkeit nannten wir oben den Zustand eines beständigen Vergnügens. Soll also die Glückseligkeit vollkommen und ungehindert seyn: so muß auch das Vergnügen vollkommen und ungehindert fortdauern. Allein, dieses ist in dem gegenwärtigen Zustande, in welchem wir leben, unmöglich. Der Mensch ist ein Wesen, das aus einem Körper und einer vernünftigen Seele besteht. Beyde Theile aber stehen in einer genauen Verbindung, und dieses giebt uns den Begriff von einem Menschen. Wer aber nur einen Menschen gesehen hat, der wird mir gleich zugeben, daß ein beständiges Vergnügen auf der Erde gar nicht statt findet, weder nach seinem Körper, noch nach seiner Seele, noch vielweniger nach seinen äußern Umständen. Der Körper ist mit sinnlichen Gliedmaßen begabet, deren Veränderungen dem Menschen bald Vergnügen, bald Missvergnügen mittheilen. Tausend angenehme aber auch widrige Empfindungen kann der Mensch durch seinen Körper haben. Diese wechseln durch die ganze Reihe von Jahren ab, und es ist unmöglich, daß ein Mensch bey diesen widrigen Empfindungen so ganz gleichgültig seyn kann. Schmerzen, Krankheiten, Hunger, Durst, Blöße, und dergleichen, sind Unvollkommenheiten, die den Körper des Menschen begleiten. Wenn die Seele diese Unvollkommenheiten gewahr wird, so empfindet sie Verdruß, Widerwillen, Unruhe, und dadurch wird der Fortgang eines beständigen Vergnügens gehindert. Die Seele ist ferner in Absicht ihrer Erkenntnißkräfte ungemein eingeschränkt. Ihr Verstand urtheilet verkehrt und ihr Wille ist verderbt. Daher kann der Mensch dasjenige, was seine wahre Glückseligkeit aufhebt, erwählen, und sich in der That unglückselig machen. Die Anzahl der Vollkommenheiten, so die menschliche Seele besitzt, ist auch viel zu unvermögend, ihm ein dauerndes und beständiges Vergnügen zu verschaffen. Ja wir finden durch die tägliche Erfahrung, daß der Mensch aus Unwissenheit oft solche Mittel zum Vergnügen seiner Seele erwählet, die in ihm hernach das größeste Missvergnügen wirken. Ein Mensch, er mag auch die höchste Stufe der menschlichen Erkenntniß bestiegen haben, welches an und für sich doch unmöglich ist, so wird er dennoch, als ein endliches Wesen, irren können, und auch oftmals wirklich irren, welches eine große Unvollkommenheit ist, die den Zustand des Menschen hier in diesem Leben des wahren und dauerhaften Vergnügens verlustig machet. Ja, eine jede Lust ist hier beständig mit Unlust verknüpfet, und die Begierden nebst den sinnlichen Empfindungen bestürmen uns stets, daß man niemals die Früchte einer wahren und ungehinderten Glückseligkeit schmecken kann.

Folglich ist auch in Ansehung der Seele keine vollkommene Glückseligkeit hier in dieser Welt zu erwarten. Die Vollkommenheiten unserer äußern Umstände sind am allerwenigsten fähig, einen Menschen in diesem Leben recht glückselig zu machen. Denn alle Mittel, die dazu gehören, sind keine wahre Mittel. Sie bestehen mehrentheils in der Einbildung des Menschen, der nach den äußern Sinnen urtheilet. Ja, sie sind so beschaffen, daß man bey ihrem Besitze doch kein beständiges Vergnügen hoffen kann. Die Erfahrung lehret dieses zur Genüge. Denn diejenigen, die wir nach den äußern Umständen am glückseligsten schätzen, genießen am allerwenigsten dasjenige, was wir Vergnügen nennen. Hieraus sieht man: wie wenig der Mensch hier auf der Welt einer vollkommenen und ungehinderten Glückseligkeit fähig sey. Ja, wollen wir uns einen solchen Menschen vorstellen, so würde dieser Begriff eben so abgeschmackt seyn, als das Bild jenes Stoischen Weisen, das wir kurz vorher geschildert haben. Daher setzen die vernünftigen und neueren Weltweisen die ganze Glückseligkeit des Menschen nur darin, wenn in seinem Leben mehr Vergnügen als Misvergnügen, mehr Lust als Unlust anzutreffen ist. Allein, diese Gedanken sind so beschaffen, daß sie ganz klar die Unmöglichkeit einer vollkommenen Glückseligkeit entwerfen.

§ 100.

Wir wollen dieses, was ich jetzt gesaget habe, etwas umständlicher erwägen. Ich habe nämlich behauptet, daß das meiste Vergnügen der Menschen nur ein Scheingut sey, und mehrentheils in der Einbildung bestehe. Man gehe alles durch, was wir auf der Erde antreffen, man betrachte es in seiner wahren Sphäre: wir werden finden, die Sterblichen werden alle Augenblicke betrogen. Die irdischen Güter des Leibes, der Seele, und der äußern Umstände, sind lange nicht so groß, als wir uns solche vorstellen. Wer kennet nicht die Vergrößerungsbilder der Einbildungskraft? Lasset uns einmal auf den Grund der Sachen gehen und die wahre Beschaffenheit dieser Dinge erwägen. Was ist Gold und Silber? Ein Stück gelbe und weiße Erde. Was ist ein Pallast? Eine Verbindung von Holz und Steinen. Was ist Wollust? Eine betrügliche Lockspeise, die uns eine kurze Zeit ergötzet, aber einen bittern Stachel in der Seele zurück läßt. Was ist Sammet und Seiden? Ein Gespinnst verächtlicher Würmer. Was ist der liebliche Geschmack? Ein kurzes Kitzeln der Zunge. Was ist der Ueberfluß der Schätze? Es sind Güter, die wir uns zwar wünschen, aber nicht gebrauchen; es sind Münzen, die wir für andere mühsam sam-

meln, welche sie nach unserm Tode verprassen und in die weite Welt schicken. Was ist der Ruhm? Ein Schall, der in die Luft fliegt. Was sind Kleider? Der unvernünftigen Thiere Fell und Wolle. Es scheint der Mühe werth zu seyn, diese Gedanken weiter fortzusetzen, weil sie nicht allein meinen Satz beweisen, sondern uns auch bey dem Mangel gedachter Güter die kräftigsten Trostgründe darreichen.

§. 101.

Ich will demnach alles durchgehen, damit man deutlich einsehen lerne, wie die Einbildung mit den Menschenkindern spiele. Man nehme die Güter des Leibes zuerst vor, und mache den Anfang von dem sinnlichen Vergnügen. Es ist bekannt, daß der Geschmack die Quelle sey, woraus die meisten sinnlichen Ergötzlichkeiten ihren Ursprung haben. So verschieden die Arten von Speisen sind; so verschieden sind auch die Meynungen, die wir vom Genusse derselben haben. Der eine ißt und trinkt gern etwas Süßes, der andere liebet das Saure. Der eine speiset diese Kost lieber, der andere wählet sich wieder eine andere; und beyde sagen, ihr Geschmack sey der beste. Alles aber beruhet hier auf der Einbildung. Man sage einem, der keinen Wein kennet: das Getränke, das er jetzt genieße, sey von den besten Reben aus Frankreich. Gesetzt, er glaubt es, so wird er darüber ein solches Vergnügen empfinden, als wenn er den edelsten Wein tränke. Wir verlangen immer dasjenige, was wir nicht haben. Die Früchte, die in unsern Ländern wachsen, verschmähen wir, und begehren nur diejenigen, so die Natur in entfernten Gegenden hervorbringt. Allein, ist dieses nicht eine leere Einbildung? Warum schätzen die Einwohner in fremden Ländern unsere Getränke, unsere Gewächse, unsere Früchte eben so hoch, als wir ihre schätzen? Die Begierde, den Geschmack der Menschen zu vergnügen, hat uns auf dem Meere schwimmen gelehret. Viele tausend werden von den Wellen verschlungen; viele tausend lassen sich von den Seeräubern zu Sklaven machen, um nur ein wenig Gewürze aus fremden Ländern zu holen, welche unsere Speise nicht angenehmer machen, als in vorigen Zeiten, da man hievon nichts gewußt hat. Der wahre Grund ist dieser: Wir schätzen dasjenige geringe, was die Natur auf demjenigen Theile des Erdbodens hervorkommen läßt, den wir bewohnen, weil es häufig angetroffen wird; was aber nicht so häufig ist, oder das, was wir seltener haben, hält die Einbildung hoch. Wäre das Wild so zahlreich, als Rinder und Schafe, so würden wir es niemals begehren. Würde das Wasser ein Saft der Reben seyn, und der Wein in Flüssen und

Seen laufen, so würde keiner Wein, sondern lauter Wasser trinken. Ja, wie groß ist nicht die Thorheit von unserm Geschmacke? Jener aß einen Fuchsbraten, und er schmeckte ihm unvergleichlich; als aber die Jäger ins Horn bliesen, so fuhr er nach Colchis. Hätte man den guten Mann bey seiner Meynung gelassen: so wäre ihm seine Speise wohl bekommen. Es kömmt alles auf die Gewohnheit und auf die Auferziehung, und dann auf die Vorstellungen an. Speisen doch reiche Leute heut zu Tage Indianische Vogelnester; und der Mist der Schnepfen wird mit großer Anmuth verzehret. Die Begüterten dieser Erde prahlen und erheben sich, daß sie junge und noch unreife Erdgewächse im Sommer frühzeitig essen können. Ein armer Mann wartet, bis sie die Natur zu rechter Zeit hervorbringt, und ißt seine Rüben und Erbsen mit eben dem Vergnügen, als der Reiche, der sich doch weiter nichts rühmen kann, als daß er sie theurer bezahlet, und ohngefähr ein paar Tage eher gegessen hat. Eine Rose, eine Traube, eine Pflaume, eine Kirsche ist im Winter angenehmer, als im Sommer, blos darum, weil man sie alsdann häufiger findet. Die Natur muß gezwungen werden: viele Treibhäuser werden erbauet, um die Einbildung der Großen zu vergnügen. Ist es aber nicht einerley, ob ich im Sommer oder im Winter diese Früchte esse? Oder besteht darin der Vorzug, daß der Arme diese Gattungen von Speisen im Winter nicht bezahlen kann, der sie doch zu rechter Zeit genießt und gesund bleibt? Warum soll ich also klagen, daß ich nicht täglich meine Tafel mit vielen Schüsseln zieren kann, da ich doch Brod und Wasser habe? Warum will ich mich betrüben, daß ich nicht des Mittages meine Zunge eine halbe Stunde kitzeln kann, da ich doch täglich satt werde? Meine Kost schmecket mir unsäglich besser, als dem Reichen seine Leckerbissen, den doch niemals recht hungert. Ich kann es mir leicht einbilden, daß mein Brod Kuchen und mein Wasser Wein sey. Was geht es mich an, was andere Leute auf ihre Tafeln tragen, da ich doch diese Dinge nicht brauche?

§ 102.

Das Leben und die Gesundheit des Menschen ist zwar ein wahres Gut; allein, wir werden dennoch finden, daß das Vergnügen, so daraus entspringt, auch oft mit vielen Einbildungen begleitet werde. Mancher schätzet sich krank, dem noch nie ein Finger weh gethan; mancher bildet sich ein, er sey gesund, der doch schon an den Schwellen des Grabes steht. Mancher glaubet, er habe die Schwindsucht, wenn er einmal hustet, oder das Zipperlein und das Fieber, wenn ihn etwa ein Schauder über-

fällt. Er glaubet, er müsse in wenig Tagen sterben, und lebet noch sehr lange. Ein anderer meynet, er werde noch viele Jahre leben, der in wenig Augenblicken seinen Geist mit den größesten Schmerzen aufgiebt. Wir sind nie sicher; derjenige, dem nichts fehlet, kann dahin sinken, ehe man es sich versieht. Wir Sterblichen sind hier in dieser Welt wie die verlornen Schildwachten, die auf ihren Posten alle Augenblicke den Tod erwarten. Was ist daher das Vergnügen, so man über diese Dinge empfindet? Eben so ist es auch mit den andern Gütern des Leibes beschaffen, welche ebenfalls die Einbildung zur Mutter haben. Was ist die Stärke des Leibes? Ein Vorzug; ja freylich, denn sonst müßte ein Elephant und ein Bär einen großen Vorzug vor uns Menschen haben. Mit der Schönheit ist es Thorheit, Wahn, und eine betrügliche Einbildung, denn wir wissen nicht einmal, was eigentlich ein schönes Gesicht heißt. Es sind lauter dunkele Vorstellungen damit verknüpft, und man wird finden, daß wir manchen Menschen bey dem ersten Anblicke hassen, den andern aber sogleich lieben, ohne daß wir die Ursachen davon angeben können. Ich habe diesen Dingen sehr oft nachgedacht, und endlich das Räthsel aufgelöset. Ich habe nämlich gefunden: daß mir manche Person zuwider gewesen, die doch von andern schön genannt wurde, weil ich mich in der Jugend mit einigen erzürnet, die eben die Züge des Gesichts, oder doch wenigstens eine große Aehnlichkeit damit hatten. Einen andern habe ich ohne mein Wissen geliebet, der doch hernach mein ärgster Feind geworden, weil ich nach langer Untersuchung gefunden, daß Leute mit mir, da ich ein Knabe war, liebreich und zärtlich umgegangen, die eine gewisse Gleichheit in Absicht der Gesichtsbildung hatten. Daher ist das Sprüchwort entstanden: ich liebe dich, aber ich weiß nicht, warum; ich hasse dich, aber ich weiß die Ursache davon nicht zu entdecken. Warum will ich mich also darüber grämen, daß Gott mein Gesicht eben so und nicht anders gebildet hat? Die Gesichter der Menschen sind verschieden, und es leuchtet daraus die größte Weisheit Gottes hervor, daß nicht alle Menschen einerley Lineamenten haben. Man würde keinen von den andern unterscheiden können; man würde den Unschuldigen so gut, als den Dieb, hängen; man würde den Bauer für einen Kaiser ansehen; man würde mit seiner Schwester oder Mutter so umgehen, als mit seiner Frau; man würde weder Bürger noch Obrigkeit, weder Feind noch Freund, weder Fromme noch Gottlose von einander unterscheiden; und was für Verwirrung würde dieses nicht in der Welt anrichten? Bey

manchem Menschen ist daher seine Stirne eine deutliche Tafel, worauf man alle Neigungen seiner Seele gleichsam lesen kann. Die Schönheit der Menschen besteht also nur in einer zufälligen Einbildung; denn wer kann sagen, daß eben diese Lineamenten die besten sind, und die andern nicht? Weil sie nun in den Urtheilen der Leute bestehen: so ist es auch gar kein Wunder, daß die Schönheit so vielen Urtheilen unterworfen ist. Oft ist eine schlechte Gesichtsbildung in den Augen eines Mannes so reizend, so entzückend, so angenehm, daß er das schönste Frauenzimmer gewählet zu haben glaubet. Keine Blume blühet auf dem Felde, welche eine Biene vorbey fliegt; und keine Person ist in der Welt so häßlich, daß sie nicht einen Liebhaber finden sollte. Ist also das Urtheil von der Schönheit nicht Einbildung? Laßt uns nur einmal ihre Natur untersuchen. Sie besteht blos in einer glänzenden Haut. Wenn man diese vom Gesichte abzieht, so sieht der schönste Mensch häßlich, abscheulich und erbärmlich aus. Wer wollte sich also darüber betrüben, daß seine Haut nicht glatt genug oder mit einigen Narben besetzt ist. Ein schöner Jüngling hatte sein Bildniß in Metall prägen lassen. Ein alter Weltweise ward gewahr, daß er es beständig ansah und bewunderte. Der Weise frug ihn, was wohl das Bild sagen würde, wenn es die Fähigkeit zu sprechen hätte? Gleich war der Jüngling mit einer Antwort fertig. Das Bild, sprach er, würde sagen: daß es sehr schön sey. O! rief der Weltweise, und ihr schämet euch nicht, euch einzig wegen einer Sache hochzuschätzen, wozu auch ein Stück Kupfer fähig ist. Himmel! wie groß ist diese Thorheit der Menschen? Die Schönheit ist hinfällig, eitel, vergänglich. Eine einzige Krankheit hat aus dem angenehmsten Gesichte das häßlichste Frauenzimmer gemachet. Wenige Jahre blühet die Röthe der Wangen; und wenn das Alter herannahet, so wird das angenehmste Gesicht mit Runzeln überzogen.

§ 103.

Manches Frauenzimmer murret und klaget wider Gott, daß er sie nicht schön genug geschaffen, oder bedauert ihr Schicksal, wenn eine plötzliche Krankheit die angenehmen Gesichtszüge in eine häßliche Gestalt verwandelt. Sie schätzet sich deswegen auf der Welt unglückselig. Allein wie thöricht sind diese Gedanken? Wie vieler Gefahr ist nicht die Schönheit unterworfen, und wer ist im Stande alle Nachstellungen zu entkräften? Die meisten Huren haben schöne Gesichter. Man danke Gott, daß er uns dieses Scheingut entzogen, weil es doch nur mit der Einbildung und mit vielen Gefährlichkeiten des Lebens verbun-

den ist. Wir bedenken niemalen den Schaden, sondern wir sehen nur immer auf die Vortheile. Die Schönheit verleitet uns von der Furcht Gottes. Sie stürzet uns in Hochmuth, weil schöne Leute immer gelobet werden. Dazu ist oft in dem schönsten Körper eine schlechte Seele, und in dem häßlichsten Leibe der schönste Geist verborgen. Aesop war ein gebrechlicher und abscheulicher Mann, aber seine Seele hatte ausnehmende Schönheiten. Wie vieles Unglück, wie viele Aergernisse, wie viele Unruhe hat nicht manches schöne Frauenzimmer in der Welt angerichtet? Manchen hat die Spitze des Degens ermordet, blos darum, weil er von einer Schönen einen freundlichern Blick erhalten, als der andere. Was für Gewissensbisse können also in der Seele aufsteigen, wenn man an dem Elende des andern Schuld ist? Ja, so viele Anbeter ein wohlgebildetes Frauenzimmer unter den Mannspersonen hat: so viele Feinde und Neider hat sie unter ihrem Geschlechte. Von Männern wird sie gelobet, von ihres gleichen aber in allen Gesellschaften auf das ärgste gelästert. Ist die Schönheit die Triebfeder der Liebe gewesen: so wird die Liebe auch aufhören, so bald diese verschwindet. Daher viele Männer, wenn die Schönheit ihrer Frauen durch allerhand Zufälle verschwunden, ihre Geliebte nicht vor Augen leiden können. Ist die Tugend aber die Ursache der Liebe: so wird diese auch bis ans Grab beständig dauern. Viele Beyspiele wird die Welt aufweisen können, daß Leute, die so häßlich gewesen, sich verehlicht, und sich doch bis in den Tod geliebet haben. Gesetzt aber, daß sich niemand zu einem Frauenzimmer findet; wollte man wohl so thöricht seyn und darüber klagen? O wie glücklich wäre mancher, wenn ihn kein Frauenzimmer heyrathen wollte! Man wird von den Trübsalen des Ehestandes befreyet; weder die Hausfrau noch die Kinder erregen uns Verdruß und Widerwillen. Man darf nicht befürchten, daß die Töchter übel gerathen und die Söhne die grauen Haare des Vaters mit Unglück in die Grube bringen. Man darf sich nicht mit den Sorgen der Nahrung quälen, oder darüber unruhig werden, daß die Kinder und der Gatte hungern müssen. Ein häßliches Frauenzimmer, das niemals heyrathet, kann also weit glückseliger leben, wenn sie die Tugend und die Einsamkeit liebet. Zudem bleibt manches schöne Gesicht sitzen, es verblühet wie eine Blume und wird endlich eine alte, abgelebte und verdrießliche Matrone.

§ 104.

Die wohlgebildete Gestalt verleitet uns auch oft zu solchen Thorheiten, die endlich allen und jeden in die Augen leuchten.

Ein Frauenzimmer, wenn sie weiß, daß sie schön ist, nimmt sich oft solche Freyheiten heraus, die wider alle Gesetze der Ehrbarkeit streiten. Sie mag reden, was sie will, so klingt es in den Ohren des Liebhabers angenehm; da man hingegen auf alle Mienen und Geberden einer Häßlichen Acht giebt und ihre Worte gleichsam auf die Goldwage leget. Daher kömmt es, daß jene beständig ausschweift, diese aber alles mit Vernunft überdenkt. Ja, weil die Schönheit viele Anbeter findet: so gerathen ihre Besitzer zuletzt auf eine närrische Liebe und werden vor der ganzen vernünftigen Welt lächerlich. Ich sah einmal in einer Gesellschaft eine Jungfer, die auf einen jungen Herrn ein Auge geworfen hatte. Weil sie ihm nun gern gefallen wollte: so machte sie allerhand Bewegungen des Leibes, wodurch sie vielleicht die Blicke ihres Geliebten auf sich ziehen möchte. Sie fieng sich demnach zierlich zu geberden an, und man konnte alle Schläge des Herzens an ihrer Schnürbrust sattsam abmerken. Ich habe den Fehler an mir, daß ich in einer großen Gesellschaft wenig rede, sondern desto mehr denke und höre. Meine vornehmste Absicht, wenn ich unter Menschen bin, ist beständig diese, daß ich ihre Sitten und Neigungen mir erst bekannt mache. Erwähnte Jungfer warf die Augen zwar tapfer herum, ob etwan jemand auf sie Achtung gäbe: allein ich schlug meine Blicke hurtig zur Erde, so bald ich merkte, daß sie sich umsah. Indessen schielte ich dann und wann zur Seite und beurtheilete alle ihre Handlungen in der Stille. Sie wollte gern ihre zarten und runden Arme weisen, darum drückte sie oft den Finger auf das Grübchen an dem Kinne, das mit einem Schönpflästerchen überkleistert war. Sie liebängelte beständig, sie schüttelte den Fächer gegen ihre Nachbarin, gab ihr damit einen Schlag auf die Schultern, und lispelte ihr ein paar französische Worte zu, damit der junge Herr nur hören möchte, daß sie eine fremde Sprache verstünde. Wenn sie still schwieg, so machte sie einen kleinen Mund; und wenn sie sprach, so eröffnete sie ihn weit, um nur ihre weißen Zähne zu zeigen. Bald wackelte sie mit dem Stuhle; bald waren die Aermel nicht nach der Mode; bald bückte sie sich, um eine verlorne Stecknadel aufzuheben: bald legte sie den Rock besser in die Falten; bald hob sie die Schürze in die Höhe, um ihre bunten Schuhe mit rothen Absätzen zu weisen. Bald ordnete sie den Palatin anders; bald spielte sie mit ihren Haarlocken und legte sie in eine bessere Form, um ihren weißen Hals zum Gegenstand der Bewunderung zu machen. Kurz, sie arbeitete so lange mit den Augen, mit den Händen, mit den Füßen, mit dem Fächer, bis sie endlich die

Blicke des Liebhabers vest hielt. Jetzt fesselte sie sein Herz, wie eine kluge Spinne, die lange auf eine Fliege gelauert, endlich aber dieselbe erhaschet, sie vest hält und mit ihren Fäden sanft bestricket. Ich konnte die plötzliche Veränderung des Geliebten auch deutlich an seiner Stirne lesen, indem er bald blaß, bald roth wurde. Nach einer halben Stunde wurde die Tafel gedeckt, und man setzte sich zu Tische. Ich kann nicht sagen, ob diese Thorheiten auch andere von den gegenwärtigen jungen Leuten entzücket: aber so viel weiß ich, die Jungfer fand mehrere Anbeter. Damit sie nun keinen vor den Kopf stoßen möchte, so machte sie dem einen eine freundliche Miene, und trank des andern Gesundheit, dem dritten drückte sie heimlich die Hände, und dem vierten trat sie leise auf den Fuß. Ich kann sonst ziemlich ernsthaft seyn, aber jetzt hätte ich bald laut gelachet. Kaum wurde die Tafel aufgehoben, so war das Mägdchen von neuem beschäftiget, ihren Schmeichlern ein Merkmal ihrer Gewogenheit zu ertheilen. Dem einen wünschte sie eine gesegnete Mahlzeit; von dem andern forderte sie eine Prise Toback; bey dem dritten erkundigte sie sich nach dem Wohlseyn seiner Frau Mutter; und alsbald ließ sie ihr seidenes Schnupftuch fallen, damit der vierte Gelegenheit haben möchte, es aufzuheben. Ich müßte hier eine große Ausschweifung machen, wenn ich alle Handlungen erzählen wollte, die ich damals an einer Person, die man für die schönste in der Stadt hielt, wahrgenommen. Ich will hiemit nur so viel sagen, daß ich einen solchen widrigen Begriff von der Schönheit erlangte, daß ich ein Frauenzimmer glücklich pries, dem Gott und die Natur eine reitzende Bildung entzogen, weil es alsdann keine Gelegenheit hat, sich vor der vernünftigen Welt lächerlich zu machen und seiner eingebildeten Schönheit die häßlichste Gestalt zu geben.

§ 105.

Dieses waren die Güter des Leibes. Jetzo wollen wir die Güter der Seele beurtheilen, und untersuchen, ob hier nicht auch die Einbildung ihr Spiel treibe. Wir haben darunter Witz, guten natürlichen Verstand, Geschicklichkeit in Wissenschaften und Künsten und dergleichen gerechnet. Allein, wenn wir alles genau erwägen, so ist auch vieles von demjenigen Einbildung, das uns Menschen in der Welt in Absicht unserer Wissenschaften und Künste vergnüget. Ich rede nicht von allen, sondern nur von vielen. Unser Wissen ist Stückwerk; und das ist der größte Gelehrte, der sicher glaubet, daß er nichts weiß. Wie eingeschränkt ist nicht unsere Erkenntniß, und wie ungeschmackt oft unser Wille? Je mehr wir lernen, je mehr finden wir, daß

wir nichts verstehen, und daß wir immer mehr zu lernen haben. Wir wenden unsere natürlichen Gaben oft zu nichtswürdigen Dingen an, und setzen uns doch unter die Zahl der Weisen. Mancher Gelehrte, der zu seiner Zeit als ein Stern der ersten Größe funkelte, schwitzte viele Jahre, ehe er ein Buch zu Stande brachte. Er sammelte seine ganze Stärke, und das Vergnügen, so er über sein geschriebenes Buch empfand, war ausnehmend. Allein, sollte er jetzo aufstehen, so würde er seine ganze Weisheit in den Kramläden bey Pfeffer und Puder antreffen. Was wird die Nachwelt von unsern Künsten urtheilen? Haben wir denn große Hoffnung, ein anderes Schicksal zu erfahren? Wird es uns nicht eben so gehen als unsern Vorfahren, die vor hundert oder tausend Jahren gelebet haben? Was behaupten wir von den sieben Weisen in Griechenland, die zu ihrer Zeit so hoch gehalten wurden? Wir sagen: sie haben weiter nichts, als nur etliche Sprüche herzubeten gewußt, und wir setzen sie mit unsern Schülern in eine Rolle. Wie sehr hat sich nicht der Geschmack von dem Witze, von der Weltweisheit, von den schönen Wissenschaften und Künsten, von der Dichtkunst und dergleichen geändert? Vor hundert Jahren hielt man den Einfall desjenigen hoch, der, wenn er Cicero schreiben sollte, eine Nase mit einer Erbse oder Wicke malete. Derjenige war ein Muster der Poeten, der Gott die Zeit wegstahl und sich ein halbes Jahr verschlossen hielt, um ein Gedicht zu machen, worin er durchgängig einen gewissen Buchstaben aus dem Alphabete auslassen, oder ein Wortspiel ausgrübeln, oder durch ein Echo beständig antworten konnte. Diese besondere Schönheiten der Alten nennen wir jetzo Narrenpossen. Wie viele waren vorhanden, die sich, wie die Motten, im Bücherstaube vergruben, und weiter nichts als leere Grillen ausheckten? Ueber eine einzige Sylbe wurden hitzige Federkriege geführet und große Folianten geschrieben. Was nützet es mir aber, ob ich weiß, was Aristoteles für einen Bart gehabt, oder wer des Plinius Nachtmütze gestrickt habe? Ich habe gar zu viel Hochachtung für die bescheidene Welt, ich will also keinen beleidigen: aber ich führe dieses nur darum an, daß ich die Eitelkeit vieler Menschen in Absicht ihrer Gelehrsamkeit zeige, und sie zu wahrer Demuth führe. Wie viele bilden sich ein, daß sie alle Quellen der Weisheit erschöpfet haben? Wie viele legen sich nicht auf Kleinigkeiten und glauben in ihrem Sinn, sie wären die größesten Gelehrten? Aristomachus Solensis soll über die Ausrechnung der Flöhspringe seine halbe Lebenszeit verschwendet haben. Wir schätzen gewisse Dinge für Zierrathen, die uns nach unserm Tode gar

nichts nützen. Wer wird im Reiche der Todten französisch, oder italiänisch, oder lateinisch sprechen? Wer wird im Grabe eine Flöte blasen oder ein gutes Bild malen? Wer wird in der andern Welt Glas schleifen oder eine gute Purganz zubereiten? Wer wird dorten Wörter nach den Sylben abmessen, oder einen schönen Brief schreiben? Ich könnte viele Dinge anführen, die uns nicht weiter, als in diesem Leben nützen. Ich könnte durch alle Theile der Gelehrsamkeit gehen und zeigen, daß uns das meiste ein eingebildetes Vergnügen zuwege bringe. Allein, ich will dieses dem geneigten Leser zum eigenen Nachdenken überlassen. So viel ist gewiß, sollte mancher von uns nach hundert Jahren aus seinem Grabe aufsteigen, er würde sich entweder ganz vergessen sehen, oder die Kinder der Nachwelt über seine Gelehrsamkeit spotten hören.

§ 106.

Gesetzt, ich gebe zu, daß wir es in den Wissenschaften hoch gebracht haben: so wird doch niemand läugnen können, daß die Menschen beständig unsere Vollkommenheiten nach ihrer Einbildung und nach ihren Vorurtheilen schätzen. Wie mancher, der sich es in der Welt sehr sauer werden läßt, sitzt zwischen vier Mauern, der, wenn es auf die Probe ankommen sollte, vor vielen andern die Lorbeeren verdienet? Man müßte die Welt gar nicht kennen, wenn man sagen sollte, daß die Ehrenämter allezeit nach Verdiensten ausgetheilet werden. Wie mancher Windmacher erreichet den höchsten Gipfel des Glücks? Ein anderer überredet sich, daß er der Gelehrteste wäre; er suchet andere wackere Männer in Gesellschaften zu verkleinern, zu tadeln, und ihre Verdienste zu schmälern. Allein, man lasse solche kleine Geister bey ihrer Einbildung. Es wäre eine große Schande, wenn man mit diesen Fledermäusen kämpfen wollte. Es wird sich dadurch doch nicht der Lauf der Welt ändern. Die Mode bleibt, daß man mehr auf einen großen, ausgeputzten und ansehnlichen Körper, als auf die Beschaffenheit und Schönheit der Seele sieht. Darum ist es wahr, was jener vortrefliche Dichter in seiner Fabel von einem Kinde erzählet, das einem Zeisig wegen seiner bunten Federn den Vorzug vor der Nachtigall gab:

Sagt, ob man im gemeinen Leben,
Nicht oft, wie dieser Knabe, schließt?
Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen:
So hält ihn jedermann für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!

Ein andrer hat zwar viel Geschicke,
Doch weil die Miene nichts verspricht:
So schließt man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Witz gebricht.

Gellert.

§ 107.

Ferner sind auch unsere Gaben sehr unterschieden. Gott hat dem einen eine Erkenntniß in diesem, dem andern wieder in andern Stücken gegeben. Der eine ist ein Dichter, der andere ein Redner, der dritte ein Weltweiser. Warum soll ich aber denjenigen verachten, der das weiß, was ich nicht verstehe? Es ist richtig, daß die Titel Zeichen unserer Ehre sind, und daß sie unsere Verdienste ausdrücken sollen. Werde ich aber heute klüger, wenn ich ein ansehnliches Amt erhalte, als ich gestern war? Indessen werde ich doch in den Augen der Welt mit einemmal erhoben. Ja, wenn man die wahren Vollkommenheiten der Seele untersuchet: so wird man finden, daß auch oft der geringste und ärmste Mann vor dem größten Gelehrten einen Vorzug habe. Denn gesetzt, er besitzt ein redliches und aufrichtiges Herz, das einem andern fehlet: so schätze ich dieses für ein größeres Gut, als alle Wissenschaften und Künste.

§ 108.

Es sind noch die Güter unserer äußern Umstände übrig, und von diesem bleibt es eine ewige Wahrheit, daß das meiste in der Einbildung bestehe. Ich will von der Ehre den Anfang machen. Sie besteht bloß in den Urtheilen der andern von unsern Vollkommenheiten. Ein Mensch besitzt gewisse Vorzüge und Vortheile vor andern, und deswegen hält man ihn höher, als die andern. Der eine suchet sich durch seine tapfern Thaten, der andere durch seine Wissenschaften und Künste, der dritte durch äußere Scheintugenden, der vierte durch die Vorzüge der Schönheit, der Stärke, des Reichthums und dergleichen, ein Lob zu erjagen. Diese Urtheile sind nun entweder gegründet oder nicht. Daher entsteht eine wahre oder eine falsche Ehre. Allein, ich werde nicht irren, wenn ich sage: daß sehr wenig wahre Ehre in der Welt anzutreffen sey, sondern daß uns die Einbildung zu allerhand ungegründeten Urtheilen von den Vollkommenheiten der Menschen verleite. Es ist einmal das Unglück, daß in der Welt mehr Narren, als weise Leute, angetroffen werden. Der Pöbel macht den größten Haufen von den Bewohnern des Erdbodens aus, und dieser urtheilet allezeit nach den Sinnen. Selbst die meisten von denen, die klug seyn wollen, folgen den Fußtapfen des Pöbels, und loben das, was von den meisten gelo-

bet; und tadeln das, was von den meisten getadelt wird. Habe ich also unrecht, wenn ich sage: daß die meiste Ehre ein Spiel der Einbildungskraft sey? Sie begleitet ein falscher Glanz, und der gemeine Mann erstaunet, wenn ihm derselbe ins Auge fällt. Wie lächerlich ist es nicht, wenn man ein schönes Kleid grüßet, und einem ausgeputzten Stümper die oberste Stelle in allen Gesellschaften einräumet, bloß darum, weil er vieles Geld besitzt? Wie lächerlich ist es nicht, wenn man sich tiefer vor demjenigen bücket, der drey Buchstaben mehr vor seinem Namen führet, als ein anderer? Was kann ich dafür, daß ich einen großen oder ansehnlichen Vater habe? Zu beyden habe ich ja nicht das geringste beygetragen. Philemon, ein junger Herr von Adel, glaubet, er sey ein Ritter. Sein Großvater ist geadelt worden, weil er eine Tonne Goldes besessen, und sein Herr Vater war ein Baron, weil er im Kriege ein paar Menschen mehr erschlagen. Wichtiger Grund! der dem Philemon mit Recht den Rang ertheilet, und von Leuten Hochachtung gegen ihn fordert! In allen Gesellschaften will er demnach die oberste Stelle bekleiden und das Wort allein führen. So oft er aber redet, so oft verräth er seine Dummheit. Er versteht weiter nichts, als einen Hasen zu schießen; darum ist er nicht viel klüger, als sein Jagdhund. Jedermann sieht, was für ein elender Geist in diesem glänzenden Kleide steckt. Indessen wird er doch von vielen geehret, und wenn er gleich im groben Kittel durchs Dorf geht: so zieht doch der Bauer mit zitternden Händen den Hut vor ihm herunter. So oft seine Gemahlin in die Wochen kömmt, werden seine Verdienste besungen, weil er die Geschicklichkeit hat, seinen Namen auf die Nachwelt fortzupflanzen.

§ 109.

Wer sieht also nicht, wie thöricht es sey, einen deswegen zu verehren, weil er entweder vieles Geld hat, oder von einem ansehnlichen Geschlechte entsprossen ist. Ein vornehmer Stand ohne Verdienste ist wie ein Gebäude ohne Grundsäulen. Es ist Thorheit, es ist Eitelkeit, es ist Wind, es ist Einbildung mit solchen Lobeserhebungen. Man muß demnach erstaunen, wie sehr sich die Menschen bemühen Ehre zu erjagen und sich mit einem Schatten zu belustigen. Mancher pfleget um ein Wort, um einen kleinen Schimpf, um einen unnützen Zank sein Leben in die Schanze zu schlagen. Ein anderer stürzet sich frühzeitig in das Grab und opfert seine besten Jahre auf, um nur unsterblich zu werden. Ein Prinz, ein Held, ein Gelehrter will seinen Namen der Nachwelt hinterlassen. Allein, was ist der

Ruhm, wenn unsere Gebeine in der finstern Gruft zu Staub und Moder werden? Die Nachwelt ehret keinen nach dem Tode, sondern nur etliche Sylben in unserm Namen werden gepriesen. Wer kennt den Aristoteles, wer kennt den Alexander anders, als dem Namen nach? Was nützet es mir aber, ob die Nachkommen von den Buchstaben meines Namens gut oder übel urtheilen? Ich werde dadurch weder vollkommener noch glückseliger werden. Mein Wahn betrügt mich, wenn ich glaube, daß ich dadurch unsterblich bleibe. Der ist weit glückseliger, dessen Name sogleich nach dem Tode vergessen wird, weil man weder ihn loben noch tadeln darf. Eben so ist es mit der Ehre der Lebendigen beschaffen. Viele kennen einen Gelehrten weiter nicht, als dem Namen nach; in dem engen Bezirke aber, wo er wohnet, wird er gewiß die wenigste Ehre hoffen können, weil das Sprüchwort wahr bleibt: ein Prophet wird nirgends weniger geehret, als in seinem Vaterlande. Diejenigen, so unsere Vollkommenheiten beurtheilen können, beneiden und verlästern uns, und der Pöbel ehret einen Mann bloß nach seiner Einbildung.

§ 110.

Ich sah einmal einen vornehmen Prinzen in eine fremde Stadt kommen. Die Kanonen auf den Wällen fiengen an zu donnern, und der Mund der Geschütze mußte im Namen der Bürger den freudigen Gruß abstatten. Der Knall verbreitete sich durch die Luft, um den herumliegenden Dörfern zu verkündigen, was ihnen heute für eine Ehre wiederfahren. Der Prinz war ungemein prächtig gekleidet; die Kutschen waren mit vielen Dienern bepflanzet; die muntern Roße sprangen so hochmüthig, als wenn sie es wüßten, wen sie heute zu führen das Glück hätten. Die Dächer wimmelten von Menschen; die Fenster wurden ausgehoben, und alle Straßen waren gleichsam mit lauter Köpfen besetzt. Jedermann bückte sich, jedermann zog den Hut herunter. Der Reuter schwung seinen Säbel; der Soldat rührete seine Flinte; der Dichter stimmte seine Harfe; die Musen versammleten sich in Haufen; sie schloßen sich in Glieder; der Redner gieng mit hochtrabenden Schritten; die Luft zitterte von dem Klange der Pauken, und endlich gelangeten sie an den Pallast, dessen Anblick einem jeden eine Ehrfurchtsvolle Miene gab. Ich lag oben im Fenster und hatte über alle diese Bewegungen ganz besondere Gedanken. Des andern Tages gieng ich auf der Straße und begegnete diesem Prinzen, der, ich weiß nicht, aus was für Ursachen, in verstellter Kleidung, ohne Gefolge, Pracht und Ansehn gieng. Weil

ich ihn gar zu wohl kannte, so zog ich meinen Hut sogleich mit eben der Ehrerbietung ab, die ich einem großen Haupt der Welt schuldig bin. Allein, ich gab auf die Uebrigen Achtung und bemerkte, daß viele tausend vorüber giengen, ohne ihn einmal des Anblicks zu würdigen. Niemand bückte sich mehr vor ihm: niemand machte ihm Platz, sondern er wurde sogar, wie andere, im Gedränge gestoßen. Ich konnte aus der lächelnden Miene dieses Prinzen seine Großmuth und die Hoheit seiner Gedanken gar zu merklich lesen. Dieses gab mir Gelegenheit noch mehr moralische Betrachtungen über diese Begebenheit anzustellen. Wie! sprach ich bey mir selbst, besteht nicht alle Pracht, alle Ehre, alles Ansehen der Sterblichen bloß in der Einbildung? Den Pöbel rühret nicht die wahre Ehre, die Verdienste, die vortreflichen Eigenschaften, sondern nur das Aeußere, was in die Sinne fällt Man grüßet nicht uns, sondern unsere Diener, unsere Kutsche, unsere Pferde, unsere Kleider. Fallen diese weg, so geht auch ein großer Theil unserer Hochachtung, unserer Ehre, unseres Ansehens verloren.

§ 111.

Eben dieses kann man auch von dem Reichthum und von der Menge unserer Schätze behaupten. Die Einbildung und die Gewohnheit haben dem Golde und Silber einen Werth gegeben. Die ersten Väter der Welt wußten nichts von Münzen, sondern ihr ganzer Reichthum bestand mehrentheils darin, daß sie diejenigen Güter besaßen, die zur Unterhaltung ihres Leibes und zur Verpflegung ihrer Hausgenossen nöthig waren. Hatten sie so viel, als sie gebrauchten: so waren sie reich. Die alten Deutschen, unsere Vorfahren, haben lange den Handel durch das Vertauschen getrieben, wie uns Tacitus berichtet. Es ist wahr, daß gangbare Münzen zum Handel und Wandel weit besser sind, als der Tausch, den unsere Väter mit einander getroffen. Aber man wird mir auch zugeben müssen, daß man erst damals dem Golde und Silber einen solchen Werth bestimmet, als die Ueppigkeit, die Pracht und die Einbildung der Menschen zu wachsen anfieng. Dieses ist weit bequemer, die unersättlichen Begierden und Lüste der Menschen nach allerhand Dingen zu stillen. Aber laßt uns einmal untersuchen, was Gold und Silber für einen wahren und innern Werth haben. Ein Stück gelbe oder weiße Erde, welches das Bild eines Prinzen trägt und von der Einbildung hochgehalten wird, ist der ganze Gegenstand unserer Glückseligkeit. Wäre das andere Metall eben so rar: so würden wir das Bley so hoch schätzen, als Silber. Eine Nadel, die aus einer Welt in die andere gebracht worden, hat man

ungemein bewundert; und ein Stück Glas, das man in weit entlegene Länder geführet, wurde so hoch gehalten, als der Glanz der Edelgesteine. Es bekömmt das Gold ordentlich seinen Werth von dem Regenten, der in einer Republik herrschet; und in einigen Ländern haben papierne und lederne Münzen eben das gegolten, was ein silbernes Gepräge zu gelten pfleget. Wären die Kieselsteine eben so rar, als die Rubinen: so würden wir diese verachten und jene erwählen. Mancher prahlet mit unächten und geschliffenen Steinen eben so, als ein anderer mit seinen schimmernden Diamanten. Wer sieht also nicht, daß uns auch hier die Einbildung betrüge? Ich könnte dieses viel weitläuftiger zeigen, allein ich will es hierbey bewenden lassen, da ich ohnedies vieles von dieser Materie hin und wieder in diesem Buche eingestreuet habe.

§ 112.

Es ist thöricht, wenn sich ein Mensch wegen seiner schönen Kleidung erhebt, und noch thörichter, wenn man sich betrübet, daß man seinen Leib nicht mit glänzenden Zierrathen ausschmücken kann. Man lasse dieses den Großen dieser Welt über, welche sich dadurch von den Niedern der Erde unterscheiden müssen. Wenn aber Leute vom mittelmäßigen oder gar niedrigen Stande sich damit groß machen wollen: so läßt es einfältig. Kein Vernünftiger wird einen Mann nach dem Werthe des Kleides schätzen; Narren aber pflegen den Hut tiefer abzuziehen, wenn sie einen Rock mit silbernen oder güldenen Tressen vorbey gehen sehen. Man kann auch einem Affen ein verbrämtes Kleid anlegen. Dieser weiß sich oftmals eben so zu zieren, mit eben den langsamen und hochtrabenden Schritten einherzugehen, und die Brust eben so stolz aufzuwerfen, als ein junger Herr, der deswegen Ehrfurcht verlanget, weil er prächtig gekleidet ist. Die reichsten Nazionen in Europa verschmähen verbrämte Kleider. Nur der Franzose hat die Deutschen gelehret ihren Leib mit schimmernden Decken zu behängen. Alle unsere Pracht ist Eitelkeit und Kleinigkeiten, die mit vieler Gefahr angeschafft werden. Viele tausend Menschen schlagen ihr Leben in die Schanze, um ein paar Perlen aus der neuen Welt zu holen. Die Hoffart und die Wollust haben uns die Kunst gelehret schwimmende Häuser auf dem Meere zu bauen, die Klüfte der Erde zu durchgraben, ihre Eingeweide zu plündern, Menschen und Thiere aufzuopfern. Die meisten Zierrathen, womit wir prahlen, sind Güter aus fremden Ländern, welche ihre Einwohner wegwerfen. Der Hochmuth gebiert die Pracht, und diese ist oftmals mit Sünden verbunden. Man-

cher macht sich kein Gewissen, seinen Leib übermäßig zu schmücken, und dadurch viele andere Menschen zu kränken. Dort sitzt Philanderinn geputzt in einem Zimmer, so buntscheckicht gekleidet als ein Regenbogen. Alles, was man an ihr bemerket, ist ein Zeuge ihrer Eitelkeit und Hoffarth. Sie ist wie ein schöner Vogel, der sich beständig beschauet und in seinen schimmernden Federn bespiegelt. Jetzt begiebt sie sich an einen Theetisch und trinkt den Saft einer Chinesischen Pflanze, welchen sie durch das Mark eines Indianischen Rohrs versüßet. Die zerbrechlichen Gefäße, welche sie herbeyholet, haben einen Künstler aus Japan zum Töpfer. Die blitzenden Steine, welche an ihrer Brust und Stirne spielen, sind in den Bergen von Indostan gewachsen. Die güldenen Zierrathen, welche ihre Hände und Finger schmücken, sind in den Minen von Peru geschaffen. Den Stoff von ihrem Kopfzeug hat eine arme Holländerin gesponnen und ihre Haarlocken ein vertriebener Franzose nach der Mode an einander geordnet. Ihre Haare werden täglich mit dem feinsten Mehl überstäubet, wovon das meiste in die Luft fliegt und in einem Jahre so viel beträgt, daß mancher Arme davon seinen Hunger hätte stillen können. Die Fäden von ihren bunten Bändern sind in den Nestern der Würme gezeuget, welche die Persianer nach Europa geschicket. Der Zobel und der kostbare Pelz, der um ihre Schulter schwebet, ist ein Kleid, welches die Natur einem Thier geschenket, so in den dunkeln Wäldern der Nordländer herumläuft, und sich vor der Ueppigkeit der Menschen in schattichten Gebüschen versteckt. Ihren Fächer hat ein Indianer gemalet, welcher, weil er die Neigungen der Europäer kennt, entweder allerhand Liebesgötter zeichnet, oder das Frauenzimmer bey der Liebeshitze mit Sonnenschirm decket. Aus entfernten Inseln kömmt das Schminkwasser oder der köstliche Balsam her, womit sie sich täglich salbet und ihre Haut schöner zu machen suchet. Eine verarmte Person von ihrem Stande hat bey tausend Thränen ihre Spitzen gewebet, welche sie auf das genaueste bedungen, und sich in allen Gesellschaften rühmet, wie wohlfeil sie dieselben erhandelt. Ihr Kleid hat ein dürftiger Mann zugeschnitten, dem sie seine saure Arbeit noch nicht bezahlet, sondern täglich mit einer gebieterischen Miene von ihren Schwellen zurück weiset. Er bettelt um sein Eigenthum und muß mit einem Dutzend Kindern deswegen hungern, weil die gnädige Frau sich nicht sprechen läßt, oder stündlich neue Besuche abstattet. Ihr sanftes Ruhebette schüttert sich von den weichen Federn, so die weißen Schwäne an der Brust tragen, die, wenn sie zum Vergnügen der Wollust

getödtet werden, durch den lezten Gesang, wie man saget, ihren Tod und die Ueppigkeit der Menschen beseufzen. Wer ist im Stande alle die Thorheiten und Eitelkeiten zu schildern, welche die Pracht und Hoffarth begleiten? O wie vernünftig ist demnach derjenige, der diese Kleinigkeiten verlachet und sein Kleid als ein Zeichen der Sünde ansieht!

§ 113.

Jetzt komme ich auf die Freunde, mit denen sich mancher erhebt, wenn er dieselben in großer Anzahl aufzuweisen hat. Diese können uns entweder durch die Blutslinie zuwachsen oder wir erlangen sie durch den Umgang und die kluge Wahl, so wir anstellen. Bey denen ersten ist mehrentheils nicht viel zu hoffen. Man müßte wenig unter Menschen gewesen seyn, wenn man sich überreden wollte, daß uns die Anzahl der Blutsfreunde glücklich machen werde. So lange wir steigen, so lange schmeicheln sie uns; wofern wir fallen, so kennet uns keiner. Sind wir in der Welt unglücklich: so schämen sie sich unsers Bandes. Dort geht ein Jüngling in einem zerrissenen Kleide. Frau Gevatterin! sagt Matilde, sehen sie doch jenen Menschen so lumpicht einhergehen. Der Kerl ist so kühn und nennet meinen Mann seinen Vetter. Ich habe mich um die Anverwandtschaft erkundiget und befunden, daß sie noch aus dem Kasten Noah herrühre. Nach etlichen Jahren gelingt es diesem jungen Menschen und er bekömmt eine ansehnliche Bedienung. Siehe da! Matilde ist die erste, die sich bey ihm melden läßt. Ihr erstes Wort ist, Herr Vetter! ich freue mich ihres Wohlseyns. Diese Glückseligkeit besteht also mehr in der Einbildung, und man würde sich sehr betrügen, wenn man sich darauf verlassen wollte. Was ist das für eine schlechte Ehre, wenn ich sagen kann, dieser oder jener große Mann ist mein naher Anverwandter? Wie viele sind unter deinen Blutsfreunden, die dir in der Noth beyspringen und in einem Unglücke unter die Arme greifen? Diese Gattung Menschen ist weit seltener, als die weißen Raben. Es wäre also thöricht, sich darüber zu betrüben, daß uns der Himmel große und ansehnliche Freunde entzogen. Man hat wahrgenommen, daß fast kein Geschlecht in der Welt geblühet, worin nicht Arme und Reiche, Große und Niedrige, Gelehrte und Ungelehrte anzutreffen gewesen. Aber dieses wird man auch beständig wahrgenommen haben, daß sich immer die Glückseligen von den Unglückseligen getrennet, und ganz besondere Familien errichtet haben. Mit den Freunden, die man sich durch den Umgang erworben, ist es oft eben so beschaffen. Jetzo bin ich glückselig, denn ich habe fünfzig Freunde.

Komme ich zu dem einen, so küsset er mich freundlich und preiset die Stunde köstlich, da ich ihn besuchet. Der andere läuft mit seinem Hute in der Hand mir entgegen und drücket mich in seine Arme, sobald er meine Person erblicket. Sie sind in meinen Augen so liebreich, freundlich, artig, gesellig, höflich, gesprächig und leutselig, wie die Engel Gottes. Ich verlache nur die Rede, daß dieses Glück in der Einbildung bestehe. Wie vergnügt kann ich in der Welt meine Zeit unter der Gesellschaft dieser Geliebten zubringen? Habe ich heute nicht Lust zu arbeiten, oder thut mir der Kopf von vielem Denken wehe: wohlan! ich lasse mich bey einem meiner Freunde melden, sogleich bekomme ich die Antwort, es soll ihm die größte Freude seyn, mir aufzuwarten. Was will ich mehr haben und was kann ich mir besseres wünschen? Guter Freund! du betrügst dich; in deinen Augen sind sie höflich, aber hinter deinem Rücken sind sie desto ärger. Sobald du weggehst, so geht es ans Fluchen, Brummen, Klagen: so viel und so viel hat mir der Kerl ausgesoffen. Er liegt mir beständig auf dem Halse und ich kann seiner nicht los werden. Ich habe, die Mode der Welt mitzumachen, heute vieles von meinen Geschäften versäumet. Doch still! ich will den Bärenhäuter wieder beschmausen. Morgen soll er zehenmal so viel Wein aufgehen lassen, als er schon bey mir gesoffen hat. Ich will mich mit ihm ins Kartenspiel einlassen, und ihm schon die Zinsen für meine Ausgaben ablocken. Ist dies nicht die Sprache der meisten, die wir für die besten Freunde schätzen? Und habe ich unrecht, wenn ich sage, daß sich viele hierin von der Einbildung betrügen lassen? Das Sprüchwort der Alten: Freunde in der Noth gehen fünf und zwanzig auf ein Loth, sollte man sich billig mit goldenen Buchstaben an die Thür schreiben lassen, so oft man ausgeht, einen Besuch abzustatten. Lieber Mensch! gehe zu allen deinen fünfzig Freunden, wenn dir hundert Thaler mangeln, die du nicht bezahlen kannst; bitte sie herzlich, du wirst erfahren, wie sie sich anstellen werden.

§ 114.

Die Heucheley hat die Oberhand gewonnen; und dieses ist die Ursache, warum man heut zu Tage so wenig Freunde zählet. Die Sterblichen brauchen jetzt eine Sprache, die ungemein schwer zu verstehen ist. Keiner redet so, wie er denkt, sondern alle unsere Worte sind lauter Räthsel. Wir sinnen auf lauter Complimenten, Verstellung, und Scheinheiligkeit. Den, so der Hunger bey der Mahlzeit an der Stirne zu lesen ist, höret man beständig sagen, er habe zur Genüge. Er hält es für eine aus-

nehmende Höflichkeit, nicht eher etwas anzunehmen, als bis er zehnmal genöthigt worden. Man ist nicht im Stande, Freund und Feind von einander zu unterscheiden, sondern ich habe Leute gesehen, die sich in Abwesenheit bis in den Tod gekränket, wenn sie aber in einer Gesellschaft zusammen kamen, fiengen sie sich an zu küssen; sie machten unzählige Beugungen; die Tobacksdose wurde wohl hundertmal herausgezogen; sie begegneten sich so liebreich; sie sprachen so zärtlich, daß ich in Erstaunen und Verwirrung gerieth. Sobald sie sich aber den Rücken gekehret, so verfolgten sie sich wieder bis aufs Blut. Tausend Versprechungen und Betheurungen höret man von vielen Leuten, daß sie uns auf alle Art helfen und dienen wollen; und wenn man sie darum anspricht, so heißt es: man verstehe nicht die Mode der Welt, diese Worte müssen höfliche Scherzreden genennet werden. Ehrlichkeit, Liebe, und die edle Einfalt unserer Väter ist so gar aus der Gewohnheit gekommen, daß die Menschen stets auf Redensarten sinnen, sich zweydeutig auszudrücken. Man fängt sogar schon an, die Jugend von ihrer unschuldigen und natürlichen Denkungsart abzuziehen, und sie Complimente, das ist auf gut Deutsch, unerlaubte Lügen zu lehren. Einen Windmacher und Beutelschneider nennet man den artigsten Kerl; und einen aufrichtigen Mann, der so redet, als seine grosmüthige Seele denkt, nennet man einen Einfaltspinsel. Sollte ein Mensch aus der alten Welt aus seinem Grabe aufstehen, und uns reden hören, er würde gar nicht wissen, was wir haben wollen. Geht man von einem weg, mit dem man sich eine halbe Stunde gezanket hat, so heißt es: man wäre unendlich verbunden für die Ehre seiner Gesellschaft und für das innige Vergnügen, so er ihm durch sein Gespräch erwiesen. Nimmt man von einem andern Abschied, der uns zu sich gebeten, um uns zu einem armen Manne zu machen, und im Spiele Haus und Hof abzugewinnen: so bedankt man sich unterthänigst für die erwiesene Höflichkeit, für die genossenen Wohlthaten und für den angenehmen Zeitvertreib. Diese Thorheiten haben die Welt überschwemmet, daher ist es kein Wunder, daß die Wahl wahrer Freunde schwer und der Umgang derselben betrügerisch ist.

§ 115.

Ein rechter Freund hat gar zu viele gute Eigenschaften, und deswegen sind sehr wenige in der Welt anzutreffen. Ein wahrer Freund hat keine andere Absichten, warum er Gesellschaft suchet, als entweder einem andern Hülfe zu leisten, oder aus seinen Vollkommenheiten ein Vergnügen zu schöpfen. Er zählet die Besuche nicht, und wäget nie den Genuß der Wohlthaten

auf einer Wage ab. Er fällt keinem zur Last: er suchet nicht Freunde sie zu beschweren, sondern ihnen nur Proben seiner Tugend zu zeigen. Er weinet, wenn sein Freund weinet; er ist vergnügt, wenn dieser lustig ist; er ist betrübt, wenn dieser Schmerzen duldet; er küsset ihn, wenn er zürnet; er ist aufrichtig, wenn er wanket; er ist grosmüthig, wenn er Schwachheiten an ihm bemerket. Auf diese Art müssen wir den Charakter eines wahren Freundes bilden. Aber wie viele sind von diesem Schlage? Gesetzt, man hat einen gefunden, der Anfangs gut scheint, so wird es doch nicht lange dauern, sondern die meisten sind wie die Fahnen auf den Dächern, die von jedem Winde herumgedrehet werden. Ist es also nicht wahr, daß uns das Vergnügen der Freundschaft betrüge? Eben so ist es mit den Gönnern beschaffen. Mancher prahlet in allen Gesellschaften mit seinen Patronen, die künftig sein Glück in der Welt machen werden. Allein, deine Freude, o Mensch! besteht in der Einbildung. Deine Gönner sind in deiner Gegenwart höflich; sie versprechen dir güldene Berge; sie begleiten dich bis an die Schwellen ihres Hauses; sie bücken sich mit der größten Leutseligkeit vor dir; sie schreiben Briefe, die du zehnmal küssest; allein, erwarte die Zeit, du wirst sehen, du bist betrogen. Mancher hat viele Gönner in der Welt gehabt, aber noch keinen gefunden, der sein Glück gemacht hätte. Und gesetzt, es geschieht von ohngefähr, so ist die wahre Ursache doch mehrentheils diese: sie wollen gern deiner los werden und sich das Haus nicht länger überlaufen lassen.

§ 116.

So herrlich sind die Glücksgüter, und dieses ist die wahre Gestalt, die sie haben, wenn man sie auf ihrer rechten Seite betrachtet. Wer wollte also läugnen, daß das meiste Vergnügen der Menschen nur ein Scheinvergnügen sey? Hierzu kömmt noch dieses: daß die mehresten ihre Freude in solchen Dingen suchen, die sie selbst belachen würden, wenn sie nur ihre Handlungen mit Aufmerksamkeit betrachten wollten. Ein Spieler bringt die Hälfte seiner Jahre mit Spielen, den dritten Theil mit Schlafen, und den Rest mit Fressen und Saufen zu. Er gründet sein Vergnügen auf die Zahlen der Würfel und auf den Wurf der Karten. Worin besteht nun seine ganze Glückseligkeit? In dem Triumphe über seine Thorheit, und in dem Anblicke einiger bunten Blätter, die Zank, Streit, Unglück, Thränen, Armuth, schlaflose Nächte, und dergleichen verursachen. Das Leben eines Trunkenbolds ist ein beständiger Traum. Er irret in der Welt, wie ein Mondsüchtiger, herum, der von einer

Seite zur andern taumelt und sich von einem Ort zum andern beweget, aber niemals weiß wo er sich befindet. Des Nachts schläft er in einer Pfütze auf der Gassen, und glaubet doch, er ruhe in einem sanften Bette. Den Tag über benebelt er sich den Kopf mit Dünsten, und vergräbt seinen ganzen Witz in einem Weinglase. Er hat eine Menge Feinde, die ihn doch niemals beleidiget haben; er zählet viele Freunde, die er entweder gar nicht kennet, oder welche ihn, wie eine todte Leiche, von einem Ort zum andern schleppen. Wenn ich sein ganzes Leben betrachte: so bleibt eine kurze Zeit übrig, da er sich seiner bewußt gewesen. Indessen ist er niemals ruhiger, als wenn er sich in dieser Art zu leben befindet. Ein Verliebter ist gar der größeste Narr, den man sich auf der Welt gedenken kann. Ein unangenehmer Zug in dem Antlitze seiner Schöne verursachet ihm viele tausend Sorgen, und ein freundlicher Gruß von einer Person setzet sein Herz in Entzückung, die doch oben im Fenster sich über den Pflastertreter beständig lustig machet. Ein buntes Band, das besser als gewöhnlich angebracht worden, und ein glänzendes Steinchen, das an der Stirne seiner Geliebten schimmert, haben die Kraft, seine ganze Seele zu bezaubern. Er machet sich zu allen Geschäften unfähig, indem seine Schöne des Tages vor seinen Büchern tanzet, und ihn des Nachts mit unruhigen Träumen abmattet. Er verschwendet sein halbes Vermögen, um einen Kuß zu erlangen, wobey er sich doch weiter nichts rühmen kann, als daß er einen Augenblick eine glatte Haut berühret. Indessen schätzen viele ein solches Leben für glückselig, und verschwenden ihre besten Jahre mit solchen thörichten Unternehmungen. Ich müßte viele Bogen schreiben, wenn ich alle Thorheiten der Menschen erzählen wollte. Ich habe diese Beyspiele nur darum angeführet, daß ich die verschiedenen Arten von dem eingebildeten Vergnügen der Sterblichen zeigen, und dadurch die Wahrheit meines Trostgrundes bestärken möchte.

§ 117.

O wie wenige sind also nach diesem Entwurfe, den wir von den Gütern der Welt kurz vorher geschildert haben, wahrhaftig glückselig? O wie wenige genießen ein Vergnügen, das den Namen eines wahren und dauerhaften Vergnügens verdienet? So geht es mit uns Menschen: wir bewundern ein Ding immer in der Ferne und nicht in der Nähe. Wir haben einmal zu glauben beschlossen, daß alle Ehre, Reichthümer, Pracht, Ansehen, und dergleichen, wahre Glückseligkeiten seyen, und daher kömmt es, daß wir uns betrüben, wenn wir derselben entbeh-

ren müssen. Eher sehen wir die wahre Beschaffenheit nicht ein, bis wir alle Eitelkeiten mitgemacht. Dann lernen wir aus den Folgen, daß wir uns betrogen, und werden endlich gewahr, daß wir daraus kein vollkommenes Vergnügen zu schöpfen im Stande sind. Nichts destoweniger verschwinden in uns doch nicht die Begierden sich von den Eitelkeiten los zu machen; sondern die Einbildungskraft machet, daß wir bald so, bald anders denken. Wir sind von unserer Jugend auf gewohnt, den Reichthum ein Glück, und die Stillung der Lüste ein Vergnügen zu nennen. Wir fangen schon in der ersten Blüthe unserer Jahre an, falsche Urtheile von diesen Dingen abzufassen und uns in die Scheingüter der Erde zu verlieben. Diese Thorheiten verlassen uns nicht eher, als bis wir sie verlassen. Sie kleben uns so lange an, bis wir in die Grube sinken. Dann, wenn wir alt und grau geworden sind; dann, wenn uns die Kräfte, die Lüste zu genießen, fehlen; dann, wenn die Stunde herannahet, da wir den Schauplatz der Eitelkeit segnen müssen; dann heißt es: ich sahe unter der Sonnen, und siehe! es ist alles eitel.

§ 118.

Ich habe mir immer die Welt unter dem Bilde spielender Kinder vorgestellet. Wir belachen Knaben, wenn sie sich in ihrer Einbildung vergnügen; und wir Erwachsene machen es in der Welt eben so, wie diese kleine Thoren; der Unterschied ist nur dieser: daß wir mehr Verstand und Vernunft besitzen wollen. Spielende Kinder gehen oft alle Stände der Menschen durch, und schildern den Lauf der Welt so natürlich, daß wir die größte Aehnlichkeit wahrnehmen. Sie stellen Gastereyen an; sie essen, sie trinken, sie belustigen sich mit Tänzen, sie werden krank und wieder gesund, sie sind jung und werden Greise. Der erste stellt einen Vater, der andere einen Sohn vor. Sie gehen weg, andere kommen wieder. Einige sind reich, die andern betteln. Einige sind hoch, die andern niedrig. Sie ringen erst mit blutigen Köpfen, ehe sie die obersten Stellen ausmachen. Derjenige, so die andern übermannet, ist der vornehmste. Kurz, sie schildern vollkommen die Rolle, so die Sterblichen auf dem Schauplatze der Welt zu spielen pflegen. Der Unterschied ist sehr geringe, wenn wir die Sachen mit Ernst überlegen. Cyrus spielte als ein Kind, und ward ein König; er spielte seine Rolle als ein Mann, und bekam die Krone.

§ 119.

Das sind, Bewohner der Welt! eure Güter, die euch so sehr vergnügen; und das ist das Bild von eurem Glücke, welches ihr so hoch schätzet. Einbildung, Jammer, Elend, Eitelkeit,

Wind, Schatten, Thorheit belustigen euch, und ihr könnt euch nicht zufrieden geben, wenn diese eingebildeten Dinge nicht euer Herz sättigen. Wäre keine andere Welt übrig, und hätten die Menschen keine Seele, die unsterblich bliebe: ich würde bedauern, jemals in dem Lande der Lebendigen gewohnet zu haben. Was soll ich mich über Eitelkeiten freuen, die in meinem Wahne bestehen, und wenn sie genossen sind, nur dem Geist einen Ekel verursachen? Wir tragen, so lange wir hier wallen, einen groben Körper um uns, der uns beständig beunruhiget, der der Seelen widrige Empfindungen, und dem Herzen die Gewalt der Leidenschaften einflößt. Unsere meisten Ergötzlichkeiten sind sinnlich, und was haben wir dadurch für einen Vorzug vor unvernünftigen Geschöpfen? Unsere Gedanken schwingen sich dann und wann zum Himmel; sie erheben sich über irdische Dinge; sie reißen uns von den Banden los, die uns fesseln; wir genießen einen Vorschmack von jener zukünftigen Welt; wir empfinden dabey ein edles und wahres Vergnügen; aber, ehe man sich versieht, so sinken wir wieder zu der Erde, und verirren uns auf dem Sammelplatze der Eitelkeiten. Wir sehen bisweilen ein, wie nichtig und vergänglich die Lustbarkeiten des Lebens sind; wir sagen zu uns selber: Siehe, o Mensch! es sind Kleinigkeiten, die du dir wünschest; wir gehen zu andern und unterreden uns über den Verlust der flüchtigen Güter; wir erschöpfen einen Trost nach dem andern, und treten beruhigt von den Schwellen ihres Hauses; wir sitzen in unserer Einsamkeit und bilden uns im Geiste ein anderes Leben ab; wir entwerfen uns in Gedanken jene andere Welt, wo wir weit glückseliger seyn werden, und wo unser Vergnügen nicht von der Einbildung genähret wird, sondern eine wahre Gestalt gewinnt; wir empfinden eine Art der Freude, die rein, lauter und entzückt ist; allein, wie lange dauert dieser Zustand? Wenige Stunden, wenige Minuten, wenige Augenblicke. Dem Magen fängt an zu hungern; der Mund will Speise haben; die Kehle dürstet; die Zunge will gekitzelt werden; das Ohr höret das Geräusch der Weltbürger; die Augen erblicken den eingebildeten Glanz der Güter; die Sinnen bestürmen unsere Seele und bringen die Gedanken in Unordnung; sogleich sinkt der Mensch in den Abgrund seiner Lüste, die Eitelkeiten verblenden ihn, und siehe! nun wird er wieder ein Sklav. Gesetzt, ich nehme auch das Vergnügen, so die Einbildung erzeuget, und das der Mensch durch die Reihe seiner Jahre genießt, für ein wirkliches Vergnügen an: so werden doch wenige angetroffen werden, die sich unter die Glückseligen im Lande setzen können.

Sterbliche! wollet ihr mir nicht glauben: so machet ein Register eures Lebens; theilet alle eure Schicksale und Begebenheiten in drey Klassen: in die erste setzet diejenigen Stunden, da ihr eine gewisse Art des Vergnügens geschmecket; in die andere diejenigen, da ihr Sorgen, Beschwerden, oder sonsten eine Traurigkeit verspüret; in die dritte diejenigen Stunden, da ihr gleichgültig oder wie Schlafende euch eurer selbst gar nicht bewußt seyd; fahret nur ein Jahr mit dieser Rechnung fort, und dann überschlaget nach dem Abfluß desselben die Zahl der vergnügten und misvergnügten Stunden; wahrhaftig ihr werdet finden, daß diese mit jenen in keinen Vergleich zu ziehen.

§ 120.

Die Grundrisse sind gar zu traurig, die wir uns von dem Leben des Menschen entwerfen müssen. Man gehe nur von den ersten Stufen unserer Jahre bis an das letzte Ziel des menschlichen Lebens, man wird sehr viele Spuren der Eitelkeit und des Elendes gewahr werden. Was ist der Mensch, wenn er im Mutterleibe verschlossen ist, wo ihn weder die Luft berühret noch die Sonne bescheinet? Ein bejammerungswürdiger Wurm, der sich in seinem Schlamme wälzet und sich seines Zustandes gar nicht bewußt ist. Wie vielen Gefährlichkeiten ist nicht ein Kind unterworfen, ehe es die Strahlen dieser kümmerlichen Welt erblicket? Kaum wird der Mensch gebohren, und sein zartes Auge, das seine Mitbürger zum erstenmal beschauet, schwimmet schon in Thränen. Es wird gleichsam ein Prophet von allen den traurigen Schicksalen, welche ihm durch die ganze Reihe seiner flüchtigen Jahre begegnen sollen. Er hat nicht die geringsten Kräfte, sich selbst zu helfen, sondern er wird von andern getragen, genähret und erhalten. Wie viele Gefahr muß er nicht ausstehen, ehe er zu dem Vermögen gelanget, seinen Leib zu führen und die Gedanken der Seele zu äußern? Man leitet ihn in einem Gängelwagen; man lehret ihn zuerst einige Worte nachlallen, und so nach und nach sein Innerstes an den Tag legen. Er fängt an zu wollen, er fängt an zu reden, er fängt an zu sündigen. Die Bosheit und der Jammer, der in des Knaben Herze steckt, läßt sich bald blicken, ja, wenn er nicht mit vieler Sorgfalt bewachet wird, so geräth er sogleich in allerhand Thorheiten und Ausschweifungen. So wächst ein Mensch auf; dann steigt er zu der andern Stufe des Alters und wird ein Jüngling. Aber, gerechter Gott! wie vielen Eitelkeiten überliefert er sich alsdenn, und wie wenige sind, so die Blüthe ihrer Jahre dem Schöpfer aufopfern. Der Leib ist jung, stark, lebhaft, darum wird er auch von seinen Begierden angegriffen.

Es besiegen ihn die Leidenschaften, und die sündlichen Triebe wachsen immer mehr und mehr in seinem Herzen. Er wird ein Sklav seiner Neigungen, denen er zu widerstehen nicht im Stande ist. Die Feinde Gottes suchen ihn zu verführen; er geräth in Gesellschaften, wo sein Herz endlich vereitelt, und von dem höchsten Wesen immer mehr und mehr abgezogen wird. Seine Lüste kündigen ihm beständig den Krieg an, und er hat doch nicht die Waffen in Händen, wodurch er sie entkräften kann. Ja er sieht die Lustbarkeiten der Welt als wahre Güter an, die sein Herz sättigen und befriedigen können. Bald reitzet ihn der Zorn, bald eine unzüchtige Liebe, bald der Müßiggang, bald die Trunkenheit, bald die Völlerey, und diese sind seine Götzen, denen er sich beständig widmet. Hiedurch entsteht so vieles Elend, so vieles Uebel, so vieles Unglück. Er bekömmt einen siechen und kranken Körper, eine unruhige Seele, ein böses Gewissen, einen ungnädigen Gott, eine Hölle auf der Welt, welche ihn öfters bis an sein Grab foltert. Seine Jahre nehmen indessen zu: er bekömmt eine neue Seite, auf welcher man ihn betrachten kann. Er wird ein Mann, er wird ein Vater, er wird ein Herr. Allein, auch dieser Stand ist mit vieler Sorge, Unruhe, Quaal, Bitterkeit und Betrübniß verbunden. Sein Hausgesinde verursacht ihm Verdruß, seine Kinder Sorgen, seine Gattin Thränen. Bald bestürmet ihn Furcht und Hoffnung, bald Zank und Zwietracht, bald Armuth und Dürftigkeit, bald Haß und Neid, bald Krankheit und Schmerzen. Alle Augenblicke seines Lebens sind Beweise, wie wenig er hier eine wahre Glückseligkeit zu hoffen habe. Endlich steigt er zu der höchsten Stufe der Jahre und wird ein Greis. Allein, dieser Stand ist fast der elendeste und dem Kummer am meisten unterworfen. Das Auge wird stumpf, das Ohr schwach, das Antlitz voller Runzeln, der Scheitel grau, der Kopf matt, die Hand zitternd, der Fuß steif, und der ganze Körper kraftlos. Die Seelenkräfte werden auch geschwächt, das Gedächtniß verliert sich, der Witz verschwindet, der Verstand wird blöde, die Einbildungskraft schwach, der Wille verderbt. Der Geitz überwältiget das Herz des Greises, er sammelt Schätze, die seine Sprößlinge durchbringen und dadurch an seinem Grabe bauen. Er erfährt ein Unglück nach dem andern an seinen Kindern. Schlaflose Nächte, Sorgen der Nahrung, traurige Gedanken, Schmerzen des Körpers und andere Uebel sind die beständigen Gefährten, die den Rest seines Lebens begleiten. Endlich sinkt der elende Alte auf die Bahre, man wirft die abgelebten Ge-

beine in einen Sarg und verscharret sie an der traurigen Stätte, wo seine Väter zu Staub und Asche geworden sind.

§ 121.

Ist also in der Welt keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit zu hoffen; ist das meiste Vergnügen der Großen, der Reichen, der Gelehrten, der Schönen, der Wollüstigen, der Freunde, und dergleichen, Einbildung; spielet die Eitelkeit mit den Menschen als mit Kindern: warum wollte ich meinen traurigen Gedanken den Lauf lassen? Warum wollte ich mich über Kleinigkeiten, die ich entbehren kann, betrüben? Warum sollte ich mich dadurch in das größte Elend stürzen und mich an meinem gütigen Schöpfer versündigen? Soll meinetwegen die Sonne nicht mehr scheinen? Soll es nicht mehr regnen oder blitzen? Sollen meinetwegen die Elemente sich verwandeln und die Kräfte der Natur aufhören? Was sind das für Dinge, die ich begehre? Die Glückseligkeit dieser Welt ist ein Sodomsapfel, von dem die Geschichtschreiber sagen, daß er äußerlich kostbar aussehe, aber inwendig mit Staub und Asche erfüllet sey. Ich habe doch auch schon manche Jahre gelebet; ich habe auch schon manches Vergnügen genossen; ich habe viele Tage zugebracht, dasjenige zu prüfen, was Menschen Glückseligkeit nennen: allein ich habe befunden, daß das meiste blos in den Vorstellungen bestehe. Zwey Dinge sind, so die Sterblichen bey den irdischen Gütern betrügen, erstens die Freude, so vorhergeht, und dann das Andenken von dem Genusse des Guten. Ich will hiemit so viel sagen: das Vergnügen, das man empfindet, wenn man ein Gut wirklich genießt, ist lange nicht so groß, als wie die Vorstellungen waren, die wir vor dem Genusse desselben hatten. Und eben so ist es mit dem Andenken von dem Genusse eines irdischen Vergnügens beschaffen. Bestehen diese Dinge nicht blos in meiner Einbildung? Ich mag die Welt auf allen Seiten betrachten, ich mag alle Herrlichkeiten und alles irdische Vergnügen beurtheilen: ich finde nichts, als Wechsel und Unbeständigkeit. Warum sollte ich mich also darüber kränken, daß ich nicht ein Besitzer von Eitelkeiten werde, die meine Einbildung hochschätzet? Ist kein Mensch in dieser Welt glückselig: warum soll ich denn klagen, wenn mir ein trauriges Schicksal begegnet, da ich doch unter die Rolle der Menschen gehöre?

§ 122.

Gehe hin, Bedrängter und Elender! setze dich in einen Winkel und weine. Oder eile in die einsamen Wälder, so die Son-

nenstrahlen niemals beleuchten, und klage dein Unglück den stillen Bäumen. Sitze hier im dunkeln Schatten, wie ein Eremit, und fange lauter Grillen. Sey so schüchtern und verwirrt, wie eine Taube, die von einem Raubvogel verfolget wird, die nach Einöden und finstern Gegenden fliegt, hier aber keinen Schutz und keine Ruhe findet, sondern in der Luft flattert, zittert, girret, sich bald hie bald dorthin drehet, endlich aber ergriffen wird und in den Klauen des Geyers blutet. Oder gehe hin und verschließe dich in deine Kammer, ringe deine Hände und beweine deine Bekümmernisse, sitze hier in Einsamkeit, winsele, flehe und bitte, daß der Tod erscheine; allein, sage mir, was wirst du mit allen diesen Dingen ausrichten? Wird sich dadurch deine Quaal vermehren oder vermindern? Wirst du deine Betrübniß größer machen oder stillen? Werden deine traurigen Schicksale ihren Lauf fortsetzen oder gehemmet werden? Weg mit solchen Thorheiten, die dein Elend wahrhaftig verstärken. Die Folgen solcher Handlungen sind traurige Gedanken, nasse und bleiche Wangen, schaflose Nächte, ein Auge voller Thränen, ein Herz voller Unruhe, ein Haus voller Sorge, Ungeschicklichkeit zu Geschäften und zum Dienste Gottes, ein schwermüthiges Geblüte, ein frühes Grab, die Versündigung an Gott, und welches das ärgste ist, ein erschreckliches Schicksal, das dich in Ewigkeit begleitet.

§ 123.

Dieses ist ein schlechtes Mittel, seinen Kummer zu besiegen und bey seinen widrigen Begebenheiten einen Trost zu erlangen. Es ist wahr, es wird nicht so leicht einer gefunden werden, dem nicht bey einem Unglücke ein trauriger Gedanke in der Seele und eine Thräne in den Augen aufsteigen sollte. Alexander, welcher sich beständig mit Metzeln und Morden beschäftigte, hat dennoch geweinet. Die Thränen sind oft, wie die Kinder, die ein zärtliches und empfindliches Herz zur Mutter haben. Sie werden oft von der Freude, auch oft von der Liebe gebohren. Sie führen etwas süßes und angenehmes bey sich, wenn die Quelle, woraus sie fließen, rein ist. Man kann weinen und dabey das größeste Vergnügen fühlen. Aber, wo sie ein Mistrauen auf Gott und eine schädliche Unruhe der Seele verrathen: so sind sie sündlich. Untersuchet demnach, ihr Elenden! was eure Thränen für einen Ursprung haben. Weg mit solchen fürchterlichen Gedanken, die euch in das größeste Leiden stürzen! Gestern regnete es, und heute strahlet die Sonne. Mancher hatte sich erst satt geweinet, und hernach gab ihm Gott wieder ein Vergnügen. Nach dem Kummer folget endlich die Freude.

Empfinde ich auf der Welt nicht lauter Wonne: sehr gut! sie ist auch nicht der Ort, wo ich eine vollkommene Glückseligkeit zu erwarten habe. Wäre der Wandersmann nicht thöricht, der darüber murren und klagen wollte, daß er auf seiner Reise nicht lauter schöne und prächtige Städte, sondern auch traurige und wüste Gegenden antrifft? Mein Leben ist eine Wallfahrt, warum soll ich mich denn wundern, wenn ich hier nicht lauter angenehme Gegenstände antreffe?

§ 124.

Der Mensch bleibt ein Mensch, so lange er lebet. Wir sind noch keine selige Geister, auch keine Engel, keine Götter. Die Reihe von unsern irdischen Ergötzlichkeiten muß unterbrochen werden, weil wir in dieser Welt leben. Wir müssen Unvollkommenheiten haben, weil wir endliche Geschöpfe sind. Schon ein Heide lehret uns, daß die Welt ein Inbegriff von Dingen sey, wo das Böse mit dem Guten stets vermenget ist. Soll ich von Gott fordern, daß er meinetwegen alle Dinge ändern soll? Soll ich dasjenige tadeln, was ich nicht verstehe; oder soll ich die Tiefen der Gottheit erforschen wollen? Gott kann das Böse nicht von der Erde tilgen, dies verstattet seine unendliche Weisheit nicht. Soll mir also kein widriges Schicksal widerfahren; soll ich hier eine vollkommene Glückseligkeit genießen: so müßte ich in einer ganz andern Welt wohnen.

§ 125.

Ich sehe mich genöthiget, noch einem Einwurfe zu begegnen, welcher mir im Wege steht. Man wird sagen, daß wir zwar behauptet: in der Welt wäre keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit anzutreffen. Indessen lehret uns doch die Erfahrung, daß viele Leute hier auf Erden im beständigen Flore und Vergnügen leben. Ehe ich diesen Einwurf hebe, will ich nur die allgemeine Anmerkung machen, daß ich hier mit Frommen und Tugendhaften rede, welche aber in der Welt den Drangsalen am meisten unterworfen sind. Für Gottlose schreibe ich keine Trostgründe; denn behüte mich Gott! daß ich sie in ihrer Bosheit stärken sollte. Was aber die Antwort selbst betrifft, so muß man merken, daß das Wort beständig, nach dem gemeinen Gebrauche zu reden, einen dreyfachen Verstand habe. Erstlich nimmt man es für dasjenige, was unverändert und ohne alles Aufhören fortdauert. So saget man: Gott ist beständig gütig, beständig weise, beständig heilig. Das Wesen der Dinge währet beständig. Die Verdammten werden beständig gequälet, ꝛc. 2) Nimmt man es für eine unterbrochene Folge von Veränderungen, die sich aber bis auf eine gewisse

bestimmte Zeit erstrecket. So saget man: Der Baum wächst beständig, die Uhr beweget sich beständig, ꝛc. 3) Wird auch darunter eine unterbrochene Folge von Dingen verstanden, z. E. Cajus fluchet beständig, Sempronia bätet beständig, die Sonne scheint beständig. Diese beyden letzten Bedeutungen nehmen die Weltweisen an, wenn sie von der irdischen Glückseligkeit reden. Daher nennet man einen Menschen schon glückselig, wenn in seinem Leben mehr Lust als Unlust, mehr Vergnügen als Misvergnügen anzutreffen ist; wenn er einen Tag misvergnügt und hundert vergnügt zubringt. Ich läugne dieses also keinesweges, sondern ich habe es selbst oben als einen Erfahrungssatz angenommen. Allein, dieses ist keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit, oder ein unverrückter Fortgang von lauter Vergnügen, wovon wir in diesem Trostgrunde gehandelt haben.

§ 126.

Ferner wird man nicht so leicht erweisen können, daß sehr viele in der Welt im beständigen Vergnügen sich befinden. Mein Gott! wie viele tausend Zufälle ereignen sich nicht in dem Leben eines Menschen, welche die Reihe von seinen angenehmen Empfindungen unterbrechen? Wir sind im Besitze der irdischen Güter niemals sicher. Ein kleiner Schimpf störet das Vergnügen über unsere Ehre. Eine geringe Verleumdung bey großen Herren treibt uns aus dem Lande. Ein Prozeß über wenige Gelder raubet uns viele hundert Thaler. Ein Wort, das wir aus Uebereilung sprechen, machet uns viele Jahre Sorgen. Ein Zahn, der uns wehe thut, erweckt uns vor den köstlichsten Speisen einen Eckel. Ein hitziges Fieber machet den gelehrtesten Mann närrisch. Ein Ansatz der Schwindsucht machet aus dem schönsten Gesicht eine Leiche. Ein Funke hat mehr als einmal ganze Schlösser eingeäschert. Wer ist im Stande, alle Begebenheiten zu erzählen, die den Lauf der irdischen Ergötzlichkeiten hindern? Unser Leiden ist nur unterschieden, und wir schätzen oft diejenigen glückselig, die es in der That nicht sind. Den einen drückt das Elend auf dieser, den andern auf jener Seite. Wir haben auch nicht allemal die Fähigkeit noch die Gelegenheit, die traurigen Schicksale der Menschen zu prüfen. Das Kreuz unserer Mitbürger wird uns nicht allezeit sichtbar. Die Welt hat eine Art zu denken angenommen, die uns sehr leicht betrügt. Wir schließen aus dem Aeußern, aus dem Glanze der Kleider, aus dem Mangel der Schulden, aus dem aufgeräumten Gemüthe, daß es diesem oder jenem an keinem Stücke fehle. Allein, wir betrügen uns

gewaltig. Diejenigen, so es sich am wenigsten merken lassen, empfinden in ihren verschlossenen Kammern oftmals die größesten Sorgen der Nahrung. Die oft am freudigsten scheinen, haben die meisten unruhigen Stunden. Viele schämen sich, das Elend zu verrathen, das sie heimlich drücket. Ich kenne einen Großen, den ich oft zum Gegenstand meiner Betrachtung mache. Jeder Mensch saget, er habe alles, was sein Herz nur wünschet. Er hat Ehre, Reichthum, Geld, Gesundheit, viele Titel, und die Gnade seines Fürsten. Jeder, der ihn nur erblicket, wird durch sein Ansehen gerühret, und steht wie ein zitternder Sklav vor seinen Augen. Sein Zustand ist blühend, und scheint gewissen Ländern in der neuen Welt ähnlich zu seyn, die immer Blumen und Früchte tragen. Betrogener! er hat eine Hand voll Erde, eine Menge Sorgen, unzählige Arbeit, einen wankelmüthigen König, ein bebendes Herz, ein unruhiges Gewissen, einen ungnädigen Gott. Es ist nicht alles schön, was äußerlich so aussieht. Der Regenbogen, der sich so prächtig an unserm Auge abmalet, besteht aus Dünsten, die Wasser und Donner erzeugen. Wir beurtheilen ein Ding immer auf derjenigen Seite, wo es unsere Sinnen rühret, aber die innere Gestalt übersehen wir mit flüchtigen Blicken. Folge nur diesem glückseligen Reichen, jetzt ist er in seinem Zimmer allein. Er zittert jeden Augenblick, da ein Trabante erscheint, der ihn nach Hofe rufe. Er sitzt betrübt in seiner Einsamkeit, und überdenkt die Schicksale seines Lebens. Er springt des Nachts von seinem Bette auf, und sorget, wo er den großen Aufwand künftig hernehmen werde. Er sinnt auf Mittel, sein Geld unterzubringen. Er trauert, daß er um so vieles betrogen worden. Er überleget seine Prozesse, und befürchtet, daß sie unglücklich ausschlagen werden. Er erwäget, was der saure Blick seines Fürsten heute bedeutet habe. Er grämet sich über die Menge seiner Verleumder. Er läuft wie ein Rasender in der Stube herum, und raufet sich vor Ungeduld die Haare aus. Er ringt die Hände, und wirft sich von einem Polster aufs andere. Bald greift er nach dem Degen, bald wieder nach der Pistole. Er murret wider Gott, er fluchet, er tobet, er poltert, er machet ein Geräusch, so daß die Diener erwachen. Jedermann läuft hinzu, um zu sehen, was ihrem Herrn fehle. Sogleich ist er freundlich, lustig, vergnügt, und schämet sich sein Elend zu entdecken. Er wundert sich, daß man einen Aufstand machet, da doch die Sache nichts zu bedeuten habe. Ein Stuhl vor seinem Bette sey umgefallen, und dieser hat ein solches Geräusch verursachet. Sehet die Glückseligkeit und das Vergnügen dieses Reichen!

Könnte man in alle Kabinetter der Großen dieser Welt sehen, und alle Sorgen und Beschwerden der Regierung auf eine Wagschale legen: man würde finden, daß oft tausend Menschen nicht die Last ertragen, welche die Schultern eines einzigen Prinzen drücket. Gekrönte Häupter erscheinen selten vor unsern Augen; und wenn sie ja erscheinen: so muß der äußere Glanz unsere Sinnen verblenden, daß wir ihre Beschwerden nicht gewahr werden. Daher die Vorsicht Gottes auch nur große Seelen zu diesen wichtigen Aemtern bestimmet. Ich glaube also nicht geirret zu haben, wenn ich behaupte, daß auf dieser Erden keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit anzutreffen sey.

§ 127.

Weil ich jeden Trostgrund mit einem Beyspiele beschlossen, um denselben noch am Ende rührender, angenehmer und nachdrücklicher zu machen: so will ich wiederum aus meinem alten Buche eine Geschichte erzählen, welche das erläutern wird, was ich jetzo vorgetragen habe. Wir finden darin das Bild von zween Menschen, welche die Güter der Welt grosmüthig verachten, und lieber einen Stand erwählen, worin sie von den Eitelkeiten der Erde ganz entfernet sind, und welchen sie weit höher, als alle irdische Lustbarkeiten, schätzen, die kein wahres, sondern ein falsches Vergnügen begleitet. Ich will wünschen, daß dieses Beyspiel meinen geneigten Lesern eben denjenigen Eindruck mache, den es mir verursachet hat; so kann ich hoffen, daß ihnen diese meine Lehrart nicht misfallen werde.

§ 128.

Florus, ein sehr reicher Edelmann, lebte auf seinem adelichen Gute in stillem Vergnügen. Er war auf dem Lande gebohren, und zur Einsamkeit schon von Natur geneigt, so daß ihm das Geräusch und der Tumult in großen Städten viel zu verdrießlich schien. So oft er auf einer grünen Wiese gieng, oder unter einem schattichten Baume saß, empfand seine Seele eine weit größere Freude, als tausend andere Junker, die in glänzenden Zimmern beym Lomberspiele zittern, und so ihre Güter nebst der kostbaren Zeit verschwenden. Nichtsdestoweniger blieb die Tugend des Florus nicht vom Unglücke befreyet. Es wurde ihm von seinem ärgsten Feinde ein Prozeß angekündiget, der einen Anspruch auf alle seine Güter machte. Wenn die Unschuld erst verfolget wird: so müssen auch alle Stürme der Trübsalen mit einemmale losbrechen. Ein redlicher Mann hat viele Feinde, und wer nicht die Kunst zu schmeicheln versteht, den suchet alle Welt zu stürzen. Die ungerechten Richter denken auf Mittel,

des Florus Güter seinem Feinde zuzuspielen, weil er ihre Hände tapfer vergüldet. Der Edelmann sitzt eben mit einem seiner Freunde, der ihn aus der Ferne besuchet, zu Tische. Indem läuft ein Brief ein, den er mit vieler Geschwindigkeit eröffnet. Seine Gemahlin, eine ungemein schöne und junge Dame, die er auf das zärtlichste liebete, wird blaß und bleich, als sie die Zeitung höret: daß der Prozeß verloren wäre, und daß sie in einer Zeit von wenigen Wochen Haus und Hof räumen sollten. Sie ringt ihre Hände; sie sinkt vor Schrecken in Ohnmacht; sie fällt vom Stuhle und bricht den Hals. Ihr einziges liebes Kind, ein Knabe von sieben Jahren, sieht die Leiche seiner Mutter, er läuft hinzu, und will sie durch tausend Klagen, Winseln und Seufzern von dem Tode auferwecken. Eine unschuldige Thräne floß nach der andern auf die Wangen der Erblaßten; er umhalsete sie; er küßte ihre Hände, und schrie weinend zum Vater, er sollte ihm doch die Mutter wieder schaffen. Florus sah dieses Unglück, er richtete seine Augen gen Himmel und sank seinem Freunde entkräftet in die Arme. Dieser stand gleichfalls von Wehmuth gerühret; indessen faßte er sich und tröstete den Bedrängten mit dem Versprechen, ihm in diesen kümmerlichen Umständen auf das kräftigste beyzuspringen. Kaum hatte man den Todten begraben: so bekam der Gast von seinem Fürsten Befehl, mit der größten Eilfertigkeit nach Hause zu kommen. Er bittet Florum auf das inständigste, mit ihm zu gehen, weil er sein Brod mit ihm theilen wollte, so lange er lebete. Allein, er war nicht im Stande seinen Freund zu bewegen, sondern dieser redete ihn mit folgenden Worten an: "Es ist wahr, daß "mir jetzt ein solches Schicksal begegnet, das mir die Welt auf "allen Seiten bitter machet. Warum soll ich aber wider Gott "murren, da ich doch von ihm schon so vieles Gute genossen "habe? Wer weiß, wie wenige Tage noch verstreichen müs"sen, da ich auch im Grabe liege? Ich habe bereits den größe"sten Theil des menschlichen Lebens zurück geleget, und ich be"sinne mich auf ein Mittel, wie ich die Zeit meiner übrigen "Wallfarth zubringen werde. Ich zweifle keinesweges, daß "ich nicht noch den Rest glücklich überwinden sollte. Allein, "hier steht mein einziges Kind, das in seiner blühenden Jugend "lebet, vor deinen Augen. Hast du ein Herz, das mich liebet: "so erbarme dich nur über diesen mutterlosen Waisen. Ich "überliefere dir diese zarte und unschuldige Seele; bilde sie zu "Gottes Ehren. Reise mit ihm in die Ferne, Gott wird euch "begleiten. Ich werde dich und ihn in dieser Welt wohl nicht "mehr sprechen. Dieses Schicksal, das mir zugestoßen ist,

" bauet schon an meinem Grabe, und ich werde nun bald das " Haupt zu meinen Vätern legen." Hier flossen ihm die Zähren vom Gesichte, er nahm den zärtlichsten Abschied von seinem Freunde, sie umarmeten und küsseten sich wie Brüder, die sich in vielen Jahren nicht gesehen, und unvermuthet zusammen kommen. Zuletzt wandte sich Florus zu dem Knaben, gab ihm seinen väterlichen Segen, und drückte sein Kind an sein Herz, welches ihm am Halse hieng und weinte.

Rimond, so hieß der Knabe, begab sich mit seinem jetzigen Pflegevater auf die Reise. Sie mußten erst eine Fahrt zu Lande machen, darauf setzten sie sich beyde auf ein Schiff, um nach jener entfernten Küste zu segeln. Kaum aber, da sie die offene See erreichet haben, steigt ein schwarzes Gewölke von Mitternacht auf, welches den ganzen Himmel finster und erschrecklich machet. Die Wellen in dem Meer fangen sich an zu thürmen, und ein brausender Wind bläst mit voller Macht in die ausgespannten Segel. Die Nacht eilt heran, und die ganze Luft ist mit düstern Wolken umzogen. Endlich brechen die feurigen Blitze aus, deren fürchterliche Strahlen sich mit entsetzlichem Knallen zertheilen. Mast und Ruder fangen an zu brechen, und der Steuermann schreyet: Freunde! bereitet euch zum Tode. Es entsteht ein betrübtes Winseln von so vielen Leuten, die auf dem Schiffe waren, und hier ihren Tod vor Augen sahen. Der eine schrie mit kläglicher Stimme und beklagte sein Schicksal; der andere zitterte, bebete und rief: O Himmel! meine elende Kinder. Das Schiff irret indessen die ganze Nacht herum, bis die Luft bey anbrechendem Tage helle wird. Die Leute steigen an Bord, und mit einemmale erhebt sich ein Freudengeschrey: welches Land! Land! ruft. Der Steuermann löset sogleich die Kanonen, und die Einwohner an der Küste erwachen durch den Knall der Nothschüsse. Sie laufen mit Haufen an das Ufer, und sehen das halbzerbrochene Schiff nicht weit auf dem Meer schwimmen. Kaum machet man Anstalten, es zu retten, so stößt es mit Gewalt auf einen nahe gelegenen Felsen, so daß es sogleich in tausend Stücken zertrümmert und alle Menschen in den Abgrund sinken. Rimond nur einzig und allein hält sich an einem Brette vest, und schwimmet glücklich an die Insel. Das Volk, das vor Wehmuth gerühret ist, umringet das gerettete Kind, in dessen Mienen sich Furcht, Angst, Leutseligkeit und Unschuld vermischen. Jeder läuft zu dem Knaben, jeder umarmet ihn, jeder küßt ihn, jeder will Vater seyn, jeder glaubet, den Himmel zu verdienen, wenn er sich dieses armen Waisen annehmen würde. Das Kind aber sah sich schüch-

tern um, und fragte nach seinem Vetter, der aber allbereits in dem Meer ertrunken war.

Unterdessen schwimmen einige kostbare Waaren an das Ufer, und die Leute retten, was möglich ist. Die fromme Obrigkeit auf dieser Insel läßt alles zu Gelde schlagen und bestimmet dieses große Capital zur Auferziehung des kleinen Rimonds, weil sie dafür hielt, daß man es nicht besser anwenden könnte. Die meisten Güter gehörten den Kaufleuten, die auf dem Schiff gewesen, und nun in die Ewigkeit gegangen waren. Rimond wird hier in aller Gottesfurcht auferzogen, er wird in den Wissenschaften und guten Sitten unterrichtet, und jedermann liebet ihn, weil er schon die herrlichen Gaben seiner Seele in der Blüthe der Jahre blicken ließ. Er gelangte zu einem größeren Wachsthum, da denn sein Verstand zur Weisheit und sein Herz zur Tugend gebildet wurde. Indessen erlosch in ihm nicht das Andenken seines Vaters, noch des Unglücks das er erlebet; und obgleich seine Einsichten damals noch nicht groß waren: so wurden die Vorstellungen hievon dennoch immer lebhafter. Er erreichte endlich sein männliches Alter, und man beschloß, das für ihn aufgehobene Capital ihm nun selbst anzuvertrauen. Er ward einer von den reichsten auf dieser Insel, und jedermann machte sich ein Vergnügen, ihm in allen Stücken zu dienen. Er lebte hier einige Jahre von seinen Einkünften, bis ihm der Gedanke einfiel, sich von diesem Orte wegzubegeben. Wie? dachte er bey sich selbst, du bist ein Fremdling auf dieser Insel, und warum besitzest du alle diese Reichthümer? Hat sie dir nicht Gott aus einer andern Ursache gegeben? Vielleicht lebet dein Vater noch, dessen du dich erinnern kannst, als du mit tausend Thränen von ihm Abschied genommen? Mit was für Freude würdest du sterben, wenn du noch einmal die Hände desjenigen küssen könntest, der dir damals den väterlichen Segen ertheilet? Nein, ich will keine Gefahr, und keine Noth scheuen, dieses Vergnügen ist werth, daß man einige Beschwerlichkeiten wage. Rimond entschließt sich demnach und reiset nach seinem Vaterlande. Er gelangt glücklich über die See und steigt ans Ufer. Er gab sich alle Mühe seinen Geburtsort zu erforschen, der ihm noch einigermaßen im Andenken schwebte. Er erreichte auch seinen Endzweck und kam, nachdem er einige Meilen gereiset, auf das Landgut, wo sein Vater gewohnet. Allein, alles war verändert; das Landgut besaß ein Fremder; viele waren weggestorben, und die Länge der Zeit hatte das vorige Andenken völlig ausgelöschet. Nur noch ein alter Mann war vorhanden, der sich seines Vaters zu erinnern wußte, welcher ihm

aber diese Nachricht ertheilte, daß niemand erfahren können, wo sein Vater geblieben wäre, als er das Landgut räumen müssen. So viel wäre wahrscheinlich, daß er sich zu einem seiner Freunde sehr weit wegbegeben habe, wo er einige Jahre darauf vor Gram gestorben sey; denn er wüßte sich zu erinnern, daß man ihn hier schon vor mehr als 18 Jahren todt gesagt hätte. Deine Mühe, o Rimond! war also vergebens. Wer weiß, in was für Weltgegenden der Staub von deines Vaters Körper ist zerstreuet worden? Du hättest sicher schließen können, daß er schon lange in die Verwesung eingegangen sey, und durch den Tod von dieser kümmerlichen Welt erlöset worden. Das war eine unnütze Mühe, nach Verlauf so vieler Jahre deinen verlornen Vater zu suchen. Rimond empfindet die größeste Betrübniß seiner Seelen, und setzt sich mit thränenden Augen wieder zu Pferde. Sein Diener begleitet ihn, und sie begeben sich beyde auf die Rückreise. Sie reiten viele Meilen und kommen durch einen großen Wald, wo sie ein heftiger Platzregen übereilet. Sie reiten irre, und verlieren den rechten Weg. Die Nacht bricht herein, und Rimonds Herz fängt an zu zittern. Wo wollen wir hin, rief er aus, wenn wir hier die Nacht über im Walde reisen sollen? Mitlerweile erhebt sein Diener die Augen, und wird in der Abenddämmerung eine unansehnliche Hütte gewahr, die lauter schattichte und dunkle Bäume umschlossen, wo das Licht von einer Nachtlampe hervorschimmerte. Sie spornten die Pferde an und ritten darauf zu, weil sie sicher glaubten, daß es eine Herberge seyn werde. Als sie endlich die Wohnung erreichten, stiegen sie vom Pferde ab und klopften an die Thür des Hauses. Kaum eröffnete sich dieselbe, so kömmt ihnen ein grauer und ehrwürdiger Greis entgegen, dessen Angesicht so freundlich aussah, wie ein Engel Gottes. Um seine Schultern hiengen schneeweiße Locken; sein Kleid war mit einem Gürtel umgeben; in seiner zitternden Hand trug er einen langen Stab; sein grauer Bart reichte bis an die Brust; seine Augen funkelten noch mit vieler Munterkeit; zwischen den Runzeln seiner Wangen spielte eine vermischte Röthe hervor, und an seiner Stirne konnte man die Tugend und Redlichkeit seines Herzens lesen. Rimond bückte sich mit vieler Ehrerbietigkeit vor diesem Greise und erzählte ihm die Ursache, die sie um eine Herberge zu bitten genöthiget. Er führte sie sogleich in ein Gemach, in dem sie einen Nachttisch sahen, auf welchem eine Lampe brannte, und eine aufgeschlagene Bibel lag. Neben her sahe man viele Bücher, in deren Mitte ein Todtenkopf stund, der ihn beständig der Sterblichkeit erinnern sollte. Der Alte brach-

te ihnen sogleich einen hölzernen Schemel, auf welchen sie sich setzen sollten, weil sie von der Reise müde waren. Rimond ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und redete ihn mit folgenden Worten an: "Erlaube, ehrwürdiger Greis! daß ich "dich mit derjenigen Hochachtung, die ich einem solchen grau- "en Haupte schuldig bin, frage, wer du seyst?" "Ich bin ein "Einsiedler, sprach der Alte, und habe mich, um Gott recht- "schaffen zu dienen, in diese Einsamkeit und Wildniß begeben." Als er diese Worte ausgesprochen, gieng er heraus, seinen Gästen einen frischen Trank aus derjenigen Quelle zu schöpfen, die neben seinem Hause an einem grünen Gebüsch hervorsprang. Rimond durchblättert indessen die Bücher und findet den ganzen Lebenslauf des Einsiedlers in der Bibel vorn aufgezeichnet. Kaum tritt der Alte wieder in die Stube: so fällt ihm Rimond zu den Füßen und schreyet: Mein Vater! Mein Vater! Der Einsiedler erschrack über diese Bewegung des Fremdlings, und fragt ihn, wer er denn wäre? Ich bin Rimond, dein Sohn, der Knabe, den du vor mehr als 20 Jahren deinem Freunde zur Auferziehung anvertrauet hast. Der Alte blieb ganz unbeweglich stehen; sein Herz fieng immer mehr und mehr zu wallen an; er betrachtete den Fremdling mit starren Augen, der hier zu seinen Füßen lag, bald unter tausend Thränen seine Knie umarmte und küßte, bald wieder mit aufgehabenen Händen um seinen väterlichen Segen bat, vor unaussprechlicher Freude weinte und mit bebender Stimme ausrief: Mein Vater! Mein Vater! Endlich wird der Greis eines Maales an seiner Stirne gewahr, welches ihm die Mutter, als Rimond noch ein Kind war, so oft gezeiget. Mit einemmal stiegen ihm die Thränen in die Augen, er hob seinen Sohn mit zitternden Händen von der Erde, umfaßte ihn und sprach: Nun will ich mein graues Haupt mit Vergnügen in die Grube legen, denn ich habe denjenigen gesehen, den meine Seele am meisten liebet. Die Freude bin ich nicht im Stande zu schildern, die Florus fühlte, als ihm sein Sohn sein ganzes Schicksal erzählete. Sie brachten die ganze Nacht mit Gesprächen zu, bis die Luft helle ward und der Tag zu schimmern anfieng. Rimond bat endlich seinen Vater, er möchte doch mit ihm nach jener Insel reisen und dasjenige Vermögen mit genießen, wozu ihm Gott so wunderbarlich verholfen hatte. "Mein Sohn! rief der Alte, wie sollte ich "so thöricht seyn, und meine jetzige Ruhe mit einer Eitelkeit "vertauschen? Ich habe seit so vielen Jahren meines Lebens "die Welt kennen lernen, aber keine dauerhafte Glückseligkeit "darin angetroffen. Ich habe schon so manche traurige Schick-

"sale erfahren, ich habe so manches Vergnügen geprüfet, aber "mehrentheils befunden, daß es in der Einbildung der Men"schen bestehe. Nie bin ich ruhiger und zufriedener gewesen, "als seitdem ich hier in der Einsamkeit gewohnet. Mein Was"ser schmecket mir besser, als der edelste Wein, von dem jeder "Tropfen mit den Thränen der Armen und Bedrängten ver"mischet ist. Ich esse Wurzeln, Kräuter, Beeren, und Früchte, "die ich mir hier pflanze, und die mir keiner beneidet noch "misgönnet. Ich backe mein Brod nach dem Beyspiele der "Alten von Eicheln. Nimm hin ein Stück! schmecke, wie an"genehm es ist, da dich jetzo auf deiner Reise der Hunger "quälet." Nachdem der Alte dieses zu ihm gesprochen, nahm er ihn bey der Hand und führete ihn heraus, als eben die angenehme Morgenröthe ihre Strahlen auf die Einsiedlerhütte warf. Die Natur hatte die ganze Gegend so prächtig angeleget, daß man die Anmuth, welche Rimond daraus schöpfte, schon aus seinen Mienen abmerken konnte. Rund herum waren Bäume mit schattichten Kronen gepflanzet, so die angenehmsten Früchte trugen. Zur Rechten stand ein grüner Platz voller Blumen, welcher mit einigen Feldlilien ausgezieret war. Neben an rauschte eine frische Wasserquelle, woraus dann und wann einige kühlende Tropfen in die Höhe spritzten, so daß dem Rimond vor Vergnügen darüber das Herz im Leibe schlug. Diese bezaubernde Gegend war mehrentheils natürlich, außer, daß Florus an einigen Orten seit der Zeit seiner Einsamkeit die Kunst mit der Natur vereiniget hatte. Viele Gartenfrüchte waren hier gepflanzet, welche seit der langen Zeit zu ihrem völligen Wachsthum gediehen waren. Florus führte seinen Sohn auch sehr weit in die Wildniß, wo er schattichte Gänge, allerhand kleine Springbrunnen, Stauden mit süßen Beeren, niedrige Hügel voller Blumen, dunkele Gebüsche voller singenden Nachtigallen, und was dergleichen Schönheiten der Natur mehr waren, antraf. Nun, sprach der Einsiedler: "Alles, was du "um dich siehst, ist mein, und niemand störet mich in dem "ruhigen Besitze dieser Güter. Sage an, wer ist reicher: dein "Vater oder du? Willst du haben, daß ich diesen Himmel "mit der nichtigen Welt verwechseln soll? Hier in meiner "Einsamkeit weiß ich nichts von solchen Thorheiten, so die "Einbildung der Menschen vergnügen. Ich habe keine Ehre, "kein Ansehen, keine Herrlichkeit, keinen Reichthum: aber doch "alles, was mein Herz wünschet. Wie sollte ich mich also "entschließen können, die wenigen Tage meiner Wallfahrt "unter dem Getümmel der Welt zuzubringen? Gesetzt, ich

"erfahre hier auch einige Beschwerden und Mühseligkeiten, "ganz gut! ich weiß auch, daß ich in einer Welt wohne, wo "meine Glückseligkeit nicht vollkommen ist." Kaum hatte er dieses gesaget: so ward Rimond durch diese Rede so beweget, daß er seinem Vater um den Hals fiel, und ausrief: Willst du denn denjenigen deines Vergnügens nicht theilhaftig machen, der dir sein ganzes Vermögen zugedacht hatte? Ich bin durch diese Vorstellungen so eingenommen, daß ich nichts mehr wünsche, als mich von der Eitelkeit der Menschen mehr und mehr zu entfernen, und hier auf diesem entzückenden Schauplatze der Natur an der Seite meines Vaters zu leben. Der Alte freuete sich ungemein über diesen Entschluß seines Sohnes, und suchte ihn in diesen Gedanken immer mehr und mehr zu stärken. Rimond schickte auch bald darauf seinen Diener nach der Insel zurück, und ließ alle seine Güter an die Armen vermachen. Er lebte hier noch einige Jahre sehr vergnügt und hatte das Glück, daß er mit seinem Vater an einem Tage erblaßte. Diese zwo Seelen, welche hier so manche traurige Schicksale erfahren, reiseten also auch zugleich nach den Gegenden einer bessern Welt. Ein Reisender, der nach vielen Jahren unvermuthet in diese Gegend gerathen ist, und die ganze Geschichte aus den gefundenen Schriften hergeholet hat, soll noch ihre beyde Leiber gesehen haben. Der Greis hätte auf einem Stuhl gesessen, und Rimond hätte sich neben ihm mit einem Arm auf den Tisch gestützet. Aus den Gesichtszügen des Florus wäre die alte Redlichkeit, und aus den Mienen des Sohnes lauter Leutseligkeit und Unschuld deutlich zu lesen gewesen. Als aber der Fremdling sich nicht in Acht genommen, sondern gar zu nahe treten wollen, so hätten sich, schreibt er, die Theile von ihren Körpern erschüttert, und sie wären beyde in einen Haufen Asche zerfallen.

Der fünfte Trostgrund.

Es ist ein zukünftiges Leben zu erwarten, in welchem GOTT die Seelen der Frommen, die auf der gegenwärtigen Welt viele traurige Schicksale ertragen, wahrhaftig glückselig machen wird.

§ 129.

Die Seelen der Frommen sind unsterblich, und haben ein zukünftiges Leben zu erwarten. Gott macht sie ferner nach ihrem Tode wahrhaftig glückselig. Da nun aber die meisten von ihnen in der gegenwärtigen Welt vieles Misvergnügen und also auch viele traurige Schicksale erfahren müssen: so folget, daß ein zukünftiges Leben vorhanden sey, in welchem Gott die Seelen der Frommen, die auf der gegenwärtigen Welt viele traurige Schicksale ertragen, wahrhaftig glückselig machen werde.

§ 130.

Der Tod ist an und für sich selbst eine sehr merkwürdige Begebenheit in unserm Leben. Wäre er nicht so gewöhnlich, wir würden erstaunen, wenn wir einen Menschen sterben sehen sollten. Er machet auf der Welt, die wir bewohnen, Raum für neue Geschöpfe, und giebt diesem dunkeln Planeten in einem gewissen Ablaufe der Zeit lauter fremde Einwohner. Den sichtbaren Körper, durch den wir leben, empfinden, handeln, wirken, uns von einem Orte zum andern bewegen, löset er in seine Theile auf, und also zerstöret er diese künstliche Maschine, die ein Meisterstück der Natur gewesen. Sogleich verschwindet eine Kreatur aus unsern Augen, an welche wir uns gewöhnet hatten, so daß ihre Wiederkunft nicht mehr zu hoffen ist. Es scheint uns unerträglich zu seyn, diejenigen zu verlieren, mit denen wir auf das zärtlichste umgegangen, so oft gesprochen, und so lange umgeben gewesen. Dieses Schicksal ist dennoch so allgemein, daß uns die Offenbarung nur von zween Menschen, die Erfahrung aber von keinem lehret, der diesem Schick-

sale der Natur entgangen wäre. Allein, der Tod zerstöret nicht mein ganzes Daseyn, sondern er verwandelt nur meinen Zustand, in welchem ich mich jetzt befinde. Ich weiß, ich denke, ich bin mir meiner selbst bewußt, ich stelle mir die Welt vor, und daraus schließe ich: daß ein ganz anderes Wesen in mir wohne. Der Leib ist nur das Werkzeug, die Gedanken und Vorstellungen zu äußern. Er ist ein treuer Gefährte meines Geistes, und begleitet ihn allenthalben, wo er will, daß er sich hin bewege. Er ist mit demselben auf das genaueste verbunden, und beyder Wirkungen stimmen mit einander vollkommen überein. Es ist aber möglich, daß dieses Band aufgehoben und diese beyden Theile von einander getrennet werden können. Die Zeit ist mir unbewußt, wann dieses geschehen werde, indessen nenne ich diese Begebenheit den Tod. Es ist ganz natürlich, daß uns eine solche Trennung zuwider seyn müsse, indem wir alsdann einen Zustand verlassen, dessen wir von Jugend auf gewöhnt gewesen. Will ich der Einbildungskraft Gehör geben: so scheint mir das Bild des Todes so fürchterlich zu seyn, daß ich ihn für das größte Uebel halten muß. So bald ich aber die Vernunft zum Richter aufwerfe und ihre Ansprüche anhöre: so sehe ich meinem Sterbenstage mit Frohlocken entgegen. Diese Begebenheit zeiget mir die göttliche Güte, Gerechtigkeit, Liebe und Weisheit in ihrem völligen Glanze. Sie tröstet mich bey allen Widerwärtigkeiten auf das kräftigste. Sie lehret mich, daß der Tod die größeste Wohlthat der Natur, und daß keine Ursache vorhanden sey, ihn zu verabscheuen. Ich will es versuchen, diese Wahrheiten durch Gründe und Beweisthümer zu bestärken.

§ 131.

Wir haben uns allbereit in der Welt umgesehen, wir haben die irdischen Güter betrachtet, und nichts als Spuren der Eitelkeit und des Elendes wahrgenommen. Wir haben kein Vergnügen gefunden, das beständig wäre, und keine Lust angetroffen, die unserm Herzen eine wahre Fröhlichkeit schenket. Angst, Kummer, Sorgen, Unruhe, Verfolgungen unserer Feinde stürmen auf uns los, und vermischen sich mit den Ergötzlichkeiten welche wir genießen. Wir empfinden keine dauerhafte Freude, so lange wir diese sterbliche Hütte um uns tragen. Der Körper beschweret unsere Seele, und dienet ihr zum Mittel, tausend unangenehme Empfindungen und Bekümmernisse dieses Lebens zu ertragen. Mit Thränen werden wir gebohren, mit Thränen vollenden wir unsere Jahre, und mit Thränen fahren wir in die Grube. Die Tugendhaftesten müssen oft die meisten

Drangsalen ertragen, und denen, die fromm leben, geht es oft am schlimmsten. Der Mensch ist zum Leiden gebohren, wie der Fisch zum schwimmen und der Vogel zum fliegen. Wenn die Sonne lange scheint: so ist das Ungewitter, das darauf erfolget, desto stärker; und wenn wir viele Tage vergnügt zugebracht haben: so ist das Unglück gewiß in der Nähe. Was ist nun der Tod, wenn ich ihn in dieser Gestalt betrachte? Eine Begebenheit, die mich von demjenigen Elende erlöset, das mir so natürlich ist, als mein Leben. Wie kann ein großer Geist das Grab scheuen, wenn er diesen Gedanken in der Stille nachhänget. Wahrhaftig, es ist lauter Thorheit mit dem menschlichen Leben, wenn ich die Religion ausnehme. In der Wiege thun wir nichts, als daß wir weinen; in der Jugend thun wir nichts, als daß wir lachen. Als Männer tändeln wir mit unsern Weibern und Kindern, und als Greise gerathen wir selbst in die Kindheit. Mein Gott! ist das kleine Vergnügen wohl werth, daß man dafür so viele Unruhe und Bekümmerniß ausstehe? Ich werde der Welt satt und müde, wenn ich ihre Lust nur eine kurze Zeit beurtheile. Warum muß ich doch so viele Jahre von meiner Jugend auf so sauer arbeiten? Warum muß mancher einen kranken und siechen Leib umher schleppen, der die Belohnung für seinen bittern Schweiß und für seine saure Mühe ist? Warum muß man einen Körper beständig ernähren, der täglich seine Gebühr fodert, und unsere Seele aus ihrer Ruhe setzet? Warum muß mancher Frost und Hitze, Hunger und Durst, Schmerzen und Krankheit, Traurigkeit und andere Bedürfnisse des menschlichen Lebens ausstehen? Was ist die Belohnung für dieses Leiden? Ein eingebildetes Vergnügen; Wein mit Wermuth vermischet; eine Lust, die mit Eckel verbunden ist; eine Ruhe der abgematteten Glieder; eine Stille nach dem Ungewitter; Handlungen, die andere belachen; Thorheiten, die wir auf dem Schauplatze der Welt mitmachen. Wäre der Trieb zum natürlichen Leben nicht so stark in unsere Seele gepflanzet, ich glaube gewiß, die meisten Menschen würden ihrem Tode spornstreichs mit Freuden entgegen laufen. Wie viele Mühe und Arbeit kostet es nicht, ehe wir ein kleines Glück erreichen können? Dann wenn wir es besitzen, und uns am meisten darüber freuen: so entwischet es, wie ein schneller Vogel, aus unsern Händen. In der Jugend beweinen wir den Zwang der Schulen, und wünschen nur bald die Kinderschuhe abgeleget zu haben. Die Zeit verfließt, wie ein schneller Strom, und wir gelangen zu dem Ziele unserer Wünsche. Hier freuen wir uns einige Tage; allein, wir werden alle Dinge gewohnt,

wir stehen ein wenig still, wir besinnen uns, wo wir sind, und sehen die Sklaverey ein, die uns drücket. Viele Jahre verstreichen mit Kummer und Mühe, ehe wir uns in den Stand setzen, daß wir unser eigenes Brod erwerben können. Wir seufzen unter dieser Last und sehnen uns mit vieler Unruhe nach einem Amte, wobey wir unsere wahre Glückseligkeit zu finden glauben. Die Zeit verfließt, wie ein schneller Strom, und wir gelangen zum Ziele unserer Wünsche. Ein neuer Stand vergnüget uns einige Tage; allein, wir werden aller Dinge gewohnt, wir stehen still, wir besinnen uns, wo wir sind, und fühlen ein unerträgliches Joch, an welchem wir beständig ziehen müssen. Da häufen sich Arbeiten, Sorgen, Neider, Feinde, Kummer, und dergleichen, darum suchen wir eine Gehülfin, welche uns die Last versüßen soll, die uns quälet. Die Zeit verfließt, wie ein schneller Strom, und wir gelangen zum Ziele unserer Wünsche. Ein junges Weib vergnüget uns einige Tage; allein, wir werden aller Dinge gewohnt, wir stehen still, wir besinnen uns, wo wir sind, und finden jetzo ein weit größeres Elend. Die Trübsalen der Ehe stellen sich ein, die Sorgen der Nahrung mehren sich, und wir sollen jetzo Brod schaffen, Weib und Kinder zu ernähren. Die Söhne und Töchter machen uns manche unruhige Stunde, wir seufzen unter dieser Bekümmerniß, und wünschen, daß doch nur die Tage erscheinen möchten, da wir sie einmal versorget haben. Die Zeit verfließt wie ein schneller Strom, und wir gelangen zu dem Ziel unserer Wünsche. Die Kinder sind zu Brode gekommen; allein, wir werden aller Dinge gewohnt, wir gehen zum Spiegel, wir stehen still, wir besinnen uns, wo wir sind, wir beschauen unsere Scheitel und bemerken graue Haare. Jetzt haben wir die Unruhe dieses Lebens glücklich überstanden, und nun kömmt der Tod und wirft uns in die Grube. Dies ist der Lebenslauf von einem Greise, der am glücklichsten in der Welt gewesen. Man würde sich sehr betrügen, wenn man glauben wollte, daß wir durch die Reihe unserer Tage immer glückseliger werden. In der zartesten Kindheit leben wir am vergnügtesten, je höher man aber an Jahren hinaufsteigt, desto mehr häufen sich die Sorgen und Mühseligkeiten. Wer auf dieser Welt eine wahre Ruhe suchet, der wird einem Helden gleichen, der auf demjenigen Posten den Schlaf begehret, wo der Feind den schärfsten Angriff waget. Nun machet man hieraus den Schluß: ob uns nicht diese Gedanken einen starken Bewegungsgrund geben können, den Tod auf keine Weise zu scheuen, sondern das Ende eines kümmerlichen Lebens mit Freuden abzuwarten.

§ 132.

Dieses alles überwiegt noch die Vorstellung von dem sittlichen Bösen, das uns nicht eher verläßt, als bis wir den letzten Othem aushauchen. Wir sündigen alle Augenblick und sind auch auf allen Seiten mit sündigen Geschöpfen umgeben. Die meisten überliefern ihr Herz den Lastern, und die wenigsten erlangen die wahre Weisheit und Klugheit dieses Lebens. Als Kinder begehen wir Thorheiten, und uns entschuldiget die Jugend. Als Jünglinge wachsen wir auf, wie die wilden Sprößlinge, und machen die Eitelkeiten mit, weil die Jahre blühen. Als Männer bekommen wir Einsichten und können es doch nicht lassen, sondern hoffen auf die Verbesserung. Als Väter verbieten wir es unsern Söhnen und treiben die Lüste der Jugend in der Stille. Als Greise wollen wir klug seyn; wir schelten und werden verspottet; wir weinen und andere lachen; wir bedrohen andere und thun es selber; wir bedauern die Fehler der Jugend und haben die Laster der Alten. Wie traurig ist demnach der Abriß menschlicher Jahre, wenn wir uns als Geschöpfe betrachten, die unter dem Joche der Sünden seufzen, und von diesem Uebel hier niemals befreyet werden? Wir müssen dazu unser Leben mit Furcht und Zittern zubringen, wenn wir bedenken, daß von den wenigen Stunden, die uns auf der Welt bestimmet sind, die ganze Ewigkeit abhängt. Jeder Augenblick hat einen Einfluß in die Folge von Begebenheiten, die sich nach der Trennung des Leibes und der Seele zutragen werden. Jede Handlung ist mit den Schicksalen, die wir in jener Welt erwarten, auf das genaueste verbunden. Ich müßte viele Jahre schreiben, wenn ich alle Mühseligkeit dieses Lebens lebendig abschildern wollte. Die Vernünftigen unter den Heiden haben daher ganz recht, wenn sie unser Leben einen Inbegriff von lauter Jammer nennen. Sie haben Recht, wenn sie behaupten, daß man vor dem Tode keine wahre Glückseligkeit zu erwarten habe. Sie haben Recht, wenn sie sagen, daß uns das Grab von allem Elende befreye und den Lauf von unsern traurigen Schicksalen schließe. Ihre Sinnbilder, Aussprüche und Schriften lehren uns vielfältig, wie betrübt sie sich das menschliche Leben vorgestellet, und wie angenehm sie den Tod beständig abgemalet haben.

§ 133.

Die Vorsicht, welche über Leben und Tod gebeut, könnte einen von uns nicht härter strafen, als wenn sie es beschließen möchte, ihn ewig in dem Lande der Lebendigen zu lassen. Die Erde müßte eine ganz andere Gestalt haben, wenn dieses für

uns ein Glück seyn sollte. Man bilde sich im Geiste einen Menschen ab, der zwey oder drey tausend Jahre gelebet hat. Dieser graue Weltbürger würde als ein betrübter Einsiedler unter uns herum wandern, und eine unaussprechliche Last von Sünden auf seinem Rücken haben. Die Mühseligkeiten, die er schon ertragen, könnte keiner aussprechen, und alles Vergnügens würde er längst überdrüßig seyn, weil er es viele tausendmal genossen. Seine Blutsverwandte, seine Eltern, seine Weiber und Kinder würden ihm längst abgestorben seyn; er würde immer mit neuen Menschen umgehen müssen, deren Gemüther er beständig erforschen und prüfen müßte, um sich in ihre Sitten und Neigungen zu schicken. Seine Nachkommen würden ihn auch nicht mehr achten, weil man weiß, daß je tiefer die Linie von den Vorfahren herabgeht, sich auch die Zärtlichkeit und Liebe immer mehr verliert. Eine Zeitlang würde man diesen Greis bewundern, aber zuletzt würde er ein Spott seiner eigenen Enkel werden. Gesetzt er nähme mehrere Weiber: wo würde das Brod herkommen, so viele Kinder zu ernähren? Ja, weil die Erfahrung lehret, daß das Leben eines jeden Menschen der Veränderung unterworfen ist: so würde er bald reich, bald arm, bald gesund, bald krank, bald hoch, bald niedrig, bald vergnügt, bald traurig seyn; und was für schmerzhafte Empfindungen würde dieses nicht in seiner Seele wirken? Die Kette seiner Jahre würde mit unzähligen Mühseligkeiten durchflochten werden, und je länger er leben würde, desto mehr würde er die falschen Ergötzlichkeiten dieser Welt geprüfet haben. Er würde den Tod immer wünschen, und dieser würde sich von ihm immer mehr und mehr entfernen. Könnte man sich wohl eine geplagtere Kreatur gedenken? Gott müßte entweder beständig Wunder thun, und aus ihm ein ganz anderes Geschöpf machen, welches wider seine Weisheit streitet, oder dieser Mensch müßte Millionen Uebel ertragen.

§ 134.

Dieses kann mich nun schon kräftig trösten, wenn ich den Tod als das Ende meines Leidens betrachte, oder ihn als ein Mittel ansehe, von dieser kümmerlichen und sündigen Welt erlöset zu werden. Aber, was für eine Freude belebet mich, wenn ich noch dieses bedenke, daß mein Geist nicht nach dem Tode untergehe, sondern daß er in einen Zustand gerathe, der meine Trübsalen auf das angenehmste versüßen wird? Diese Vorstellungen haben bey mir eine solche Stärke, daß ich mich mit einemmal erhebe, und mit dem innigsten Vergnügen meinem Grabe entgegen sehe. Ich kann ohnmöglich glauben, daß sich

das Ziel meines Daseyns nur bis auf den Ausgang aus dieser Welt erstrecke. Wenn man bloß seine Vernunft zu Rathe zieht: so giebt sie uns schon die wichtigsten Gründe an die Hand, eine andere und bessere Welt zu glauben. Mein Gott! warum muß man sich doch hier beständig quälen? Warum muß man verschiedene Jahre unter lauter Sorgen und Bekümmerniß zubringen? Warum bin ich ein Bürger dieser Welt geworden, worin ich doch kein wahres und dauerhaftes Vergnügen antreffe? Warum hast du mich zu einem Leben bestimmet, das, wenn es köstlich ist, lauter Mühe und Arbeit ist, und lauter Spuren des Elendes zeiget? Warum hast du mich mit einem Geiste beseelet, der unersättliche Triebe zu seiner Glückseligkeit hat und dieselbe doch niemals erlanget? Was hatte ich gethan, als du mich aus dem Reiche der Möglichkeit herausgezogen und mich zur Wirklichkeit gebildet, damit ich ein Gegenstand des Leidens und so vieler Beschwerden würde? Bist du ein Wesen, das eine unendliche Neigung zu der Glückseligkeit seiner Geschöpfe trägt? Ich will annehmen, daß mein Geist nach meinem Tode untergienge, und daß er in sein voriges Nichts versinken müßte. Was wollen diese kurzen Jahre sagen, die ich noch dazu mit beständigen Sorgen, mit lauter Kummer und Unruhe zugebracht habe? Wäre es nicht besser, ich wäre im Reiche der Möglichkeit geblieben: so hätte ich doch als ein Mensch nicht so mancherley Arten von betrübten Schicksalen erfahren dürfen. Gesetzt, ich hätte auch tausend Jahre in der Welt gelebet; gesetzt, ich hätte auch alles mögliche Vergnügen darin genossen; gesetzt, ich wäre der Glückseligste unter der Sonnen gewesen; und gesetzt, ich würde heute vernichtet; wäre meine ganze Glückseligkeit nicht wie ein Schatten, den ich zwar gesehen hätte, der aber wieder aus meinen Augen verschwunden ist? Tausendmal tausend Jahre sind gegen die Ewigkeit nichts, sie verstreichen und rauschen dahin, wie ein Strom, der sich mit Gewalt ins Meer stürzet. Was ist ein Geist? Ein Wesen, das seiner Natur nach nicht vergehen kann, und dem also ein ganzes Weltalter, wenn es verflossen ist, eine kurze Zeit zu seyn dünket. Er kann durch unzählige Jahrhunderte fortdauern; und je länger er lebet, auf desto höhere Stufen steigt er; er kömmt dem Bilde seines Schöpfers immer näher; und desto schöner und vortreflicher wird er in den Augen der allmächtigen Gottheit. Gesetzt, Gott vernichtete beym Tode alle Seelen, die hier auf der Welt durch eine gewisse bestimmte Reihe von Zeiten gelebet, und sich schon eine gute Erkenntniß von den göttlichen Vollkommenheiten erworben hätten; gesetzt, er ließe an ihrer Stelle Seelen

hervortreten, die in dem Zustande dunkler Begriffe liegen und mit einemmal die Körper der Kinder beleben: würde Gott nicht das schlechte anstatt des besten erwählen? Würde er nicht die edelsten Geschöpfe untergehen lassen, und an ihrer Stelle weit geringere setzen? Würde er nicht das Unvollkommene dem Vollkommenen vorziehen? Die Seele eines erfahrnen Greises ist gewiß vollkommener, als die Seele eines Kindes. Wie stimmt aber dieses mit den Regeln seiner unendlichen Weisheit überein? Ja, ich will annehmen, daß ich eben jetzo stürbe, und daß Gott tausend Millionen Jahre meine Seele leben ließe, um mir alle die Beschwerden und Drangsalen zu versüßen, welche ich in dieser Welt ertragen. Hier würde die Gerechtigkeit Gottes völlig gerettet, indem ich für die wenigen Tage, da ich auf der Welt gelitten, tausend Millionen Jahre vergnüget würde. Allein, ich will mir einmal einbilden, daß diese unbeschreiblichen langen Jahre verflossen wären, und ich will mir einbilden, daß ich nun vernichtet werden sollte. Würde ich dieses glauben: so müßte ich aller meiner Vernunft beraubet seyn. Ich will mich einmal in die Ewigkeit schwingen, und mich als einen Geist betrachten, der tausend Millionen Jahre gelebet hat. Wahrhaftig, ich werde ganz stolz, wenn ich mich in dieser Gestalt erblicke. Wie ungemein groß wird nicht meine Erkenntniß seyn, wenn ich seit so vielen undenklichen Jahren in der Erkenntniß meines Schöpfers immer mehr und mehr gewachsen? Was für einen herrlichen Begriff werde ich von dem Wesen Gottes haben, wenn ich so viele Jahre die Welt, als den Spiegel der göttlichen Vollkommenheiten, werde beschauet haben? Was würde meine Seele, die jetzt in mir denkt, für ein schöner und edler Geist seyn? Können die Menschen, die mit einem groben Körper umgeben sind, hier in diesen kurzen Jahren schon so vieles lernen: was würde man in so langen und unbeschreiblichen Zeiten gelernet und begriffen haben? Sollte ich mich bereden, daß das allergütigste Wesen mich alsdenn vernichten wollte: so müßte ich keinen Begriff von seiner höchsten Weisheit haben. Wenn eine Seele der Sterblichen so viele tausendmal tausend Jahre in der Erkenntniß des Schöpfers gewachsen ist: so ist sie in den Augen Gottes eben so edel, als eine Welt voller Menschen, die auf der ersten Stufe stehen bleiben, indem Gott nicht das Gute nach der Zahl der Dinge, sondern nach den Graden schätzet. Wie sehr würde mich also mein Schöpfer lieben, und was für ein Vergnügen würde er über mich empfinden, wenn ich mich vor ihm in einer

solchen Herrlichkeit und in einem solchen schimmernden Glanze zeigen sollte?

§ 135.

Diese Gründe und Vorstellungen sind kräftig genug, mich von der Ewigkeit meines unsterblichen Geistes zu überzeugen, daß mir nicht einmal der geringste Zweifel desfalls aufsteigt. Was habe ich aber für Ursache, über meine Schicksale zu klagen; da ich doch weiß, daß eine andere Welt für mich übrig bleibt? Unser Leben währet siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind es achtzig; was ist aber dieser Zeitlauf gegen eine immer fortdaurende Ewigkeit? Es ist wahr, es hält schwer, die rechte Verhältniß und Beschaffenheit der Zeit zu bestimmen. Wir messen sie mehrentheils nach dem Maaßstabe, welchen die Einbildungskraft entworfen. Die wenigsten haben einen rechten Begriff von derselben. Wir nennen eine Minute ohne Einschränkung kurz, die doch für den kleinsten Wurm in unserm Weltgebäude ein Jahr seyn kann; wir nennen ein Jahr lang, das doch ein Seraphim nur für einen Augenblick schätzet. Die Zeit läßt sich in unbegreiflich kleine Theile eintheilen, indem die Vergrößerungsgläser lehren, daß in einer Secunde viele tausend Veränderungen und Bewegungen vorgehen. Ich sah einmal durch ein Glas, das mir die Gegenstände über hundert tausendmal größer vorstellte, und bemerkte auf einem Blatte weißen Papiers einen kleinen Wurm, der in einer Minute fast die ganze Seite zurück legete. Dieses Thierchen schien mir nicht größer als ein Nadelknopf zu seyn, und folglich mußte es über hundert tausendmal seine Füße bewegen, ehe es einen Raum von einem Nadelknopfe durchlaufen konnte. Wie viele Nadelknöpfe gehen aber nicht auf eine Linie, welche die Seite eines Blatts bezeichnet? Wie viele tausendmal tausend Bewegungen und Veränderungen sind hier also nicht auf einander gefolget, ehe eine einzige Minute verflossen ist? Man sollte fast auf die Gedanken gerathen, daß das Leben eines Menschen eine sehr lange Zeit wäre, wenn man es nach diesem Maaßstabe betrachtet. Allein, dieser Einfall wird bald wegfallen, wenn wir folgendes erwägen: 1) Ein jedes Geschöpf mißt die Zeit mehrentheils nach den Handlungen ab, welche es verrichtet, und bestimmet die Größe derselben nach gewissen Veränderungen, die es in der Folge der Dinge von einander scheiden kann. Weil wir in einer Secunde wenig verrichten können: so scheint uns diese Dauer eine sehr kleine Zeit zu seyn. Wir wollen aber einen Geist setzen, der sich mit einer unermeßlichen Geschwindigkeit von der Erde bis zu der Sonne in wenigen Augenblicken

beweget: so würde dieser solche Veränderungen vornehmen, wozu wir viele tausend Jahre brauchen würden, wenn wir so viele Meilen auf der Erden reisen sollten. Daß aber eine solche Geschwindigkeit möglich sey, das sehen wir an der Bewegung des Lichts bey den Verfinsterungen des Mondes. Ein solcher Geist würde die Zeit in unbegreiflich kleine Theile zergliedern können, wenn er nur immer so viele Punkte derselben annähme, als er Meilen zurück leget, die in diesem unermeßlichen Raume enthalten wären. 2) Wir nehmen beständig ein gewisses Ziel oder eine gewisse Dauer an, nach welcher wir die Größe der Zeit bestimmen. Dieses Ziel ist bey uns die Zeit, in welcher wir auf Erden leben. Dem Methusalem, der beynahe tausend Jahre gelebet hat, muß ein Jahr weit kürzer geschienen haben, als uns, die wir höchstens hundert Jahre auf der Welt zubringen. Daher kann wiederum ein Geist, der da weiß, daß er ewig leben werde, auf der andern Seite tausend Jahre als Augenblicke schätzen, weil sich der Kreislauf seiner Zeiten immerfort beweget, und er die Ewigkeit zum Ziele und zu seinem Maaßstabe annimmt. In einem unendlichen Geiste läßt sich keine Zeit gedenken, weil er keiner Veränderung noch Abwechselung fähig ist. Betrachtet er aber die Zeit als außer sich: so scheint mir der Gedanke von Wichtigkeit zu seyn, da gesaget wird, daß tausend Jahre vor Gott, wie der Tag sind, der gestern vergangen ist, wenn er nämlich diesen Abschnitt der Zeit gegen seine unermeßliche Fortdauer hält. Wenn wir nun diese Wahrheiten erwägen: so kann man allerdings sagen, daß unser Leben kurz sey. Denn weil wir Menschen in einer Secunde fast nichts verrichten können: so ist eine Stunde, ein Tag, ein Jahr für uns eine kurze Zeit. Ja, betrachten wir die höchste Dauer des menschlichen Alters: so sind es hundert Jahre, welche doch nicht der tausendste Theil von den Menschen erreichet. Das Leben des ältesten Greises auf diesem Erdboden ist also gegen die Zeit der Patriarchen für kurz, und dieser Leben wiederum gegen die Ewigkeit für nichts zu achten.

§ 136.

Ich will diese philosophische Gedanken weiter fortsetzen, weil sie von Erheblichkeit sind, und einen großen Einfluß in den Trost der Menschen bey ihren traurigen Schicksalen haben. Wenn ich nun die Ewigkeit zum Maaßstabe annehme und damit die Zeit des menschlichen Lebens vergleiche: so weiß ich nicht, wie ich die Kürze unserer Jahre beschreiben soll. Unser Alter wäre groß, wenn es nur wie ein Tropfen gegen das ungeheure Weltmeer anzusehen wäre. Allein, hier verschwindet

aller Witz, wenn man beyde mit einander vergleicht. Jener Weltweise wollte ein Bild von der Ewigkeit entwerfen und gab folgendes Gleichniß: Man stelle sich einen Sandberg vor, der von der Erde bis an die Sonne reichet. Man setze, daß alle tausend Jahre ein Vogel von diesem Berge ein Sandkörnchen wegnehme, was für eine erstaunende Anzahl Jahre würde nicht verfließen, ehe dieser Berg zu Ende käme? Es ist wahr, daß diese Zeit vor Menschen unbegreiflich groß ist, weil wir nur wenige Jahre denken können. Nach Hugenii Rechnung ist die Sonne von der Erde zehen bis zwölf tausend Durchmesser der Erdkugel, jeden Durchmesser 1720 deutsche Meilen gerechnet, entfernet. Was für ein ungeheurer Berg würde das nicht seyn, und aus wie vielen Millionen Sandkörnchen würde diese ungeheure Last nicht bestehen? Wir wollen mit dem Archimedes annehmen, daß er aus einer Decatillion bestünde: so würden tausend Decatillionen Jahre verlaufen müssen, ehe dieser große Berg abgetragen wäre. Dies ist eine unermeßliche Zahl von Zeiten, wobey aller menschliche Witz verschwindet. Allein, sie ist nimmermehr im Stande, uns eine unendliche Zeit zu schildern. Sie ist nur wie ein Punkt gegen die Ewigkeit zu rechnen. Sie ist wieder wie ein Stäubchen gegen den ungeheuern Berg, der bis an die Sonne reicht. Denn gesetzt, diese tausend Decatillionen Jahre wären zu Ende: so würde sich die Ewigkeit immer wieder von neuem anfangen; und wenn Millionen Decatillionen verflossen wären: so ist diese Zeit doch immer unbegreiflich klein gegen eine ewige Dauer, wovon man niemals das Ende findet. Wenn man nun das Leben eines unsterblichen und ewigen Geistes erwäget, und es mit der kurzen Zeit vergleicht, in welcher der Mensch auf der Erde lebet, so sehe ich gar nicht ein, warum wir nicht unsere Jahre ungemein kurz nennen wollen? Nun sage man mir, was mag unser Lebensalter in den Augen Gottes seyn?

§ 137.

Hierzu kömmt noch dieses, daß wir viele Jahre abziehen müssen, welche so zu reden, fast nicht zu unserm Leben gehören. Denn das Leben eines unsterblichen Geistes besteht eigentlich in den deutlichen Vorstellungen, die er von der gegenwärtigen Welt hat. Fast den dritten Theil bringen wir mit Schlafen zu, wo wir uns nichts bewußt sind, und die Zeit mit Träumen hinschleudern. Ferner gehören so viele Jahre zur Kindheit, wo wir uns entweder mit dunkeln Vorstellungen oder mit Kleinigkeiten und nichtswürdigen Dingen beschäftigen. Wie wenige Jahre bleiben übrig, wenn einer auch gleich ein fünfzig- oder

sechzigjähriges Alter erreichet? Mein Gott! was sollen diese kurze Zeiten? Was soll diese Dauer des Daseyns für ein Wesen, das ewig währen kann? Ja, wie ungemein flüchtig ist die Zeit? Es verstreicht eine Stunde, ein Tag, eine Woche, ein Monat nach dem andern. Tausend Jahre drehen sich um die Runde, und wenn sie verflossen sind, so ist dieses Weltalter ein Traum. Wenn ein Mensch sechzig Jahre zu leben glaubet, und er hat erst zwanzig erreichet: so dünket ihm der Rest seines Lebens noch eine lange Zeit zu seyn. Ist aber auch dieser verstrichen, so erstaunet er über die Kürze seiner Tage, und weiß nicht, wie sein ganzes Leben verschwunden ist. Ein Jüngling fragte einst einen Greis, wie alt er wäre? Achtzig Jahre, antwortete dieser. O welche lange Zeit, rief der Jüngling, haben sie in dieser Welt gelebet! Ja, sagte der Alte, es ist eine lange Zeit im Heraufgehen, aber nicht im Zurückgehen.

§ 138.

Die Nichtigkeit und Kürze des menschlichen Lebens ist daher ein großer Trost bey allen unsern Widerwärtigkeiten. Ich weiß, daß ich hier nicht ewig lebe, denn ich komme täglich einen Schritt näher zum Grabe. Es wird die Zeit auch bald erscheinen, da man meine erblaßte Leiche nach den Plätzen tragen wird, wo die Gebeine der Heiligen ruhen. Die Zahl meiner Monate ist fast nichts, wenn ich sie mit der Dauer der Ewigkeit vergleiche. So oft ich einen Todten vorbeytragen sehe, so oft erinnere ich mich mit Vergnügen der Sterblichkeit. Glückselig ist derjenige, der die Noth überstanden hat, die uns auf der Erden drücket. Unser ganzes Leben ist eine Kette von Mühseligkeiten, und das, was uns noch am meisten tröstet, ist der Tod. Ich sah meinen Vater sterben und weinte als ein Kind bey seinem Siechbette. Es sind nachher, Gottlob! so viele Jahre verstrichen, die übrigen werden ja auch einmal verfließen müssen. Ja wer weiß, ob ich nicht schon jetzt an den Pforten der Ewigkeit stehe, durch welche ich dahin kommen werde, wo meine Vorfahren hingekommen sind? Warum soll ich nicht noch die kurze Zeit abwarten, da man sagen wird: er ist gewesen? Der Mensch verändert sich beständig, denn er ist eine kleine Welt in der großen. Jeder Odem, den er schöpfet, ist ein neuer Theil seines Körpers, und jede Speise, die er genießt, ist ein Bild seiner Sterblichkeit. Jeden Augenblick sterben wir, und jeden Augenblick werden wir gebohren. Der Leib, den ich jetzo um mich trage, ist nicht mehr derselbe, den ich vor zehen Jahren gehabt habe, und nach Verlauf von zehen Jahren wohnet meine Seele wiederum in einem ganz andern Hause. Warum soll ich mich also

grämen, da ich doch künftig eine Erlösung zu hoffen habe? Geht es mir hier gleich nicht immer nach Wunsche: was ist daran gelegen, ob ich mich hier wenige Augenblicke freue oder nicht? Ich bin zu einem weit bessern Leben bestimmt, das mich unendlich vergnügen wird. Die Ergötzlichkeiten, die ich hier genieße, brauche ich nur dazu, daß ich meinen Geist zu dieser traurigen Wallfahrt fähig mache. Ich bin wie ein Pilgrim, der einige Blumen und Früchte, die er auf dem Wege findet, zwar abbricht, um sein Herz zu stärken, sich aber dabey nicht aufhält, sondern beständig an die Reise nach seinem rechten Vaterlande denkt.

§ 139.

Jener Gottesacker, der vor meinem Fenster liegt, ist mir eine Schule der Weisheit. Hier sitze ich oft an einem angenehmen Abend, und beschäftige mich mit Gedanken des Todes. Hier finde ich das beste Mittel zu meiner Beruhigung. Hier bin ich vom Tumult der Welt entfernet und nichts störet mich in meinen stillen Betrachtungen, als daß dann und wann ein einsamer Vogel auf den Gräbern der Todten schreyet. Bald ergreife ich meine Laute und spiele Sterbelieder; bald lese ich in einem Buche, das von den Eitelkeiten des menschlichen Lebens geschrieben ist. Ich fühle alsdann mehr Zufriedenheit und Freude, als wann ich mich unter dem Getümmel der Menschen befinde. Will ich mich trösten; so wandele ich unter den dunkeln Bäumen, wo so viele erblaßte Leichen begraben liegen. Hier setze ich mich auf das Grab meines Freundes und unterrede mich gleichsam mit dem Schatten meines Geliebten. Ich betrachte diese kleinen Thäler der Verwesung, und ergötze mich, wenn ich hier so viele Todten nach der Reihe schlafen sehe. Ich stelle mir alsdann die angenehmen Tage vor, da man mir auch ein Grab bauen und mich zu der letzten Ruhestätte dieser Glückseligen tragen wird. Bald sehe ich über mich, und finde ein Bild des Todes, indem ein müder Vogel unter den Blättern der Zweige schlummert; bald sehe ich unter mich und entdecke neue Gegenstände, welche mich meiner Sterblichkeit erinnern und mich trösten. Bald nehme ich eine Hand voll Erde, und erwäge, wie die Theile des Körpers in alle Welt zerstreuet werden; bald schüttele ich den Staub von meinen Füßen, und betrachte die Grundstücke, woraus der Leib meiner Brüder zusammengesetzt gewesen. Hier steht eine Blume, die aus den Theilen eines schönen Körpers gewachsen ist, und dort entdecket mein Auge einen grünen Hügel, unter welchem ein Elender begraben liegt. Das sind, o Welt! deine Güter; alle deine Herr-

lichkeit verwandelt sich in eine Hand voll Asche. Wir sorgen so ängstlich für unsern Körper, der doch ein Raub der Würmer wird; wir nähren und pflegen ihn, und bedenken nicht, daß wir alle Augenblicke die Verwesung erwarten müssen. Ich habe, als ein Kind, Menschen gekannt; und das Schicksal hatte mich eine Zeitlang von ihnen getrennet. Ich kam wieder und sie waren verschwunden; ich suchte sie lange und fand sie nicht; ich suchte sie und erblickte endlich ihre Namen an den Thüren der Todtengewölber. Andere sahen ihren Sarg vorbeytragen; noch andere folgten ihrer Leiche. Sie schütteten eine Hand voll Erde auf ihr Grab, und begaben sich wieder in das Land der Lebendigen.

§ 140.

O wie glückselig seyd ihr Todten! die ihr allbereit in die Wohnungen der ewigen Ruhe eingegangen seyd; o wie glückselig seyd ihr, da ihr von dem Kampfplatze abgetreten seyd, auf welchem wir noch vielleicht so manche Jahre ringen müssen. Was sollte mich hindern, eine Welt zu verlassen, wo ich weiter nichts als einen Zusammenhang von Mühe und Arbeit gewahr werde. Ueberall höret man Klagen und Winseln, überall sehen wir Thränen der Bedrängten. Die sündlichen Begierden quälen uns, und wir werden von dieser Sklaverey nicht eher erlöset, als bis man uns die Augen im Tode zudrücket. Jeder Tag wälzet eine neue Last von Sorgen auf unsern Rücken, und jeder Augenblick ist ein Zeuge von unserm Jammer. Gerechter Gott! wenn ich mir das Vergnügen, so nur wenige auf Erden genießen, auf der einen Seite, und auf der andern alle Betrübniß, alle Unruhe, alle Beschwerden der Nothleidenden vorstelle: so kann ich nicht begreifen, wie du unendlich gütig wärest, wenn du uns blos zu diesem Leben erschaffen. Wahrhaftig, ich finde hierin einen unläugbaren Beweis, daß eine andere Welt vorhanden seyn müsse. Und diese Vorstellung macht mir den Tod so süße, daß ich ihn unmöglich als ein Uebel, sondern vielmehr als eine große Wohlthat ansehen muß. Ich werde mit lauter Vergnügen umringet; ich werde gleichsam von neuem gebohren, wenn sich vor meinen Augen die Aussicht in jene Stadt der Geister eröffnet. Ich weiß, dieser Körper ist das Wohnhaus, in welchem sich ein denkendes Wesen die Welt vorstellet. Ich weiß, daß ein Tag erscheinen werde, da mir der Tod die Wohnung aufsagen, und mich in einen andern und weit bessern Zustand setzen wird. Laß die zerbrechliche Hütte einfallen, in welcher ich lauter Kummer und Traurigkeit empfinde. Weiter können mich die Trübsalen nicht verfolgen, als bis an die Gruft.

Hier ruft der Allmächtige: Ruhe sanft, o Todter! denn diese Stätte ist das letzte Ziel deines Leidens. Hier wird man alle Sorgen begraben, die ich als ein Mensch im Lande der Sterblichen empfunden. Hier werden sich die abgelebten Glieder mit dem Staube vermengen, aus welchem ich gebildet worden. Stehe still, Wanderer! der du künftig diese einsamen Gegenden betreten wirst; stehe still bey meinem Leichensteine, und lerne daraus die Nichtigkeit dieses Lebens erkennen. Seliger Tag! selige Stunde! seliger Augenblick! der meine Seele an die Gränzen einer andern Welt setzen, und meine abgematteten Gebeine dahin bringen wird, wo sie der Schatten der Verwesung decket. O könnte ich heute sterben: wie freudig wollte ich mich auf mein Todtenlager strecken! Empfange, Natur, die Schuld, die ich dir bezahlen muß! Empfange, o Welt, eine matte Thräne über den Verlust deiner Güter! Empfanget, ihr Freunde, den segnenden Abschied bey meiner Bahre! Dir aber, o Gott! der du meine Schicksale regierest, dir überliefere ich den Geist, welchen du zur Ewigkeit erschaffen hast.

§ 141.

Wenn ich mir also solche Vorstellungen vom Tode mache; wenn ich ihn nicht als das Ende meines Wesens, sondern als das Ende meines Leidens ansehe; wenn ich die Mühe und den Jammer beurtheile, womit unser ganzes Leben begleitet wird; wenn ich den eingebildeten Glanz der irdischen Güter betrachte, die unserm Herzen nicht die wahre Fröhlichkeit geben; wenn ich das Grab als ein Mittel betrachte, allen diesen Kummer zu besiegen; wenn ich mich in die Ewigkeit schwinge, und das Wesen meines unsterblichen Geistes erwäge; wenn ich die Kürze und Flüchtigkeit der menschlichen Jahre in Augenschein nehme, wodurch ich mich immer dem Ziele meiner wahren Glückseligkeit nähere; wenn ich mich auf die stillen Plätze wage, wo die Gebeine der Heiligen ruhen, und mich mit Sterbensgedanken gegen die Schrecken des Todes wappene: so sehe ich gar nicht ein, warum man nicht den Tod als den kräftigsten Trost in unserm Leiden ansehen sollte. Ein Geist, der die Tugend flieht und bey seinem Abschiede den Ausschlag von seinem ewigen Schicksale mit Zittern erwartet, mag den Tod als ein Uebel ansehen: ich will ihn aber als die größeste Wohlthat der Natur schätzen. Es ist wahr: einem Gottlosen kann nichts erschrecklicher als der Sarg erscheinen. Man gehe nur mit mir in das dunkele Sterbezimmer, wo ein Sünder auf seinem Sterbebette mit dem Tode ringet. Mein Gott! was für ein Schauder überfällt mich, wenn ich mir das Bild eines solchen Menschen

in Gedanken vorstelle? Er sieht mit gebrochenen Augen die Güter vor sich liegen, deren Schimmer noch die matten Begierden reitzet. Es scheint ihm, seiner Natur nach, etwas unerträgliches zu seyn, einen Zustand zu verlassen, welchen er von seiner Jugend auf gewohnt gewesen. Er hat so viele angenehme Gegenstände gesehen, so die sündlichen Lüste gestillet haben: und seine Augen sollen sich nun auf ewig schließen. Er hat durch den Geschmack so viele süße Empfindungen genossen: und seine Zunge soll nun auf einmal vermodern. Er hat durch das Gehör so manches Vergnügen empfunden: und seine Ohren sollen nun immer taub bleiben. Er hat seinen Leib so köstlich genähret: und dieser soll nun ein Opfer der Würmer werden. Er hat in seinem Leben so viele Pracht getrieben: und nun wird man ihn in ein dunkeles Sterbekleid einhüllen. Er hat eine Seele, die unsterblich ist: aber diese soll auf ewig gequälet werden. Er steht an den Schwellen des Grabes, aber auch an den Pforten der Ewigkeit. Wie erschrecklich und fürchterlich muß einem solchen Menschen der Tod scheinen! Und was ist es demnach zu verwundern, daß er ihn als ein großes Uebel ansieht.

§ 142.

So traurig der Anblick eines sterbenden Sünders ist: so tröstlich ist das Siechbette eines Tugendhaften. Seine Frömmigkeit ist Bürge für die Wohlfahrt seines Geistes. Er suchet seine Ruhe nicht in dem engen Bezirke der Erde, darum kann er die Welt mit Vergnügen segnen. Er findet keinen Geschmack an den irdischen Eitelkeiten, darum ist er gleichgültig, wenn er dieselben verlassen soll. Seine Freunde überliefert er den Armen Gottes, welcher so viele tausend Geschöpfe ernähret. Er weiß, daß seine Seele nicht wie der Leib untergehe, sondern daß sie in einen Zustand versetzet werde, welcher den Eigenschaften Gottes völlig gemäß ist. Die Vorsicht, so über Leben und Tod gebeut, wachet auch über alle seine Schicksale, und führet diejenigen Absichten beständig aus, die mit ihren weisen Rathschlüssen übereinstimmen. Er übergiebt sich demnach dem Willen des Höchsten, welcher eine unendliche Neigung auch zu seiner Glückseligkeit trägt. Jene Ewigkeit, zu welcher sein unsterblicher Geist bestimmet ist, erhebt ihn zu dem höchsten Gipfel seiner Wohlfahrt. Hier sollen alle Trübsale überschwenglich versüßet werden, die er auf der Erden empfunden hat. Und dieses Vergnügen soll durch keine Unruhe unterbrochen, sondern durch einen beständigen Zuwachs von Vollkommenheiten unterstützet werden. Er stirbt demnach mit Vergnügen, weil er der

Welt längst abgestorben ist. Er freuet sich, daß die Stunde seiner Erlösung herannahet, darum empfängt er den Tod mit offenen Armen. Wie trostreich ist nicht der Anblick dieses Sterbenden, der alles Schrecken vor dem Grabe glücklich überwindet, und mit einer solchen Freudigkeit sich aus der Welt erhebt?

§ 143.

Wir finden schon unter den Heiden viele merkwürdige Beyspiele, welche diesen Satz ausser allen Zweifel setzen. Ich könnte mich hier in die Elysäischen Felder wagen, und manche Seele zum Zeugen dieser Wahrheit auffodern. Es ist nicht zu läugnen, daß die meisten von ihnen das zukünftige Leben ihres Geistes mit Fabeln und erdichteten Meynungen abgebildet haben; und dennoch muß man sich wundern, daß einige nicht die geringste Furcht vor dem Tode blicken lassen. Viele von ihren Weisen waren mehrentheils darin eins, daß eine tugendhafte Seele in jener Welt zu den Stufen einer wahren Glückseligkeit erhoben werde. Und daher weigerten sie sich keinesweges, ein Leben zu verlassen, das so vieler Unruhe und Drangsalen unterworfen ist. Ich will nur ein Exempel anführen, das seiner Merkwürdigkeit wegen nie vergessen zu werden verdienet. Socrates, der preiswürdige Socrates, ist der Gegenstand meiner Bewunderung. Dieser wird wegen der Vorzüge seiner Tugenden unschuldig ins Gefängniß gesetzt. Hier saß der ehrwürdige Weltweise unter der Last seiner Ketten, und beschäftigte sich mit Gedanken von einem zukünftigen Leben. Er stellet sich das Grab und die Verwesung lebhaft vor, und schließt, daß sein unsterblicher Geist nothwendig in einen andern Zustand versetzet werden müsse. Daher ist ihm die Asche, in die sein zerbrechlicher Körper künftig sinken soll, angenehm und ergötzend. Man bereitet für ihn einen Giftbecher, er trinkt denselben freudig aus und geht seinem Tode mit Vergnügen entgegen. Die ungerechten Richter, welche ihm sein Urtheil ankündigen, stehen vor seinen Augen, und Socrates redet sie mit folgenden Worten an: "Ich bin der gewissen Zuversicht, ihr Richter! daß es "mir zu einem unendlichen Vortheile gereiche, wenn ihr mir "jetzo den Tod zuerkennt. Denn es muß nothwendig eins von "diesen beyden Stücken daraus folgen; der Tod wird mich "entweder aller Empfindungen berauben, oder er muß mich in "ein anderes Leben führen. Werden mir alle Empfindungen "geraubet, und ist der Tod ein tiefer Schlaf ohne alle Träume, "darin wir oft begraben gelegen, o Himmel, wie erwünscht ist "es nicht, zu sterben! Wie wenige Tage unsers Lebens können wir wohl einem solchen Zustande vorziehen? Ist es

"oder wahr, daß der Tod nur ein Uebergang zu solchen Oertern "ist, wo diejenigen jetzo wohnen, die vor uns auf der Welt ge- "lebet haben: um wie viel glücklicher bin ich nicht, da ich von "denen, die sich Richter nennen, zu denen gehen soll, die es "wirklich sind, zu dem Minos, Rhadamantus, Aeacus "und Triptolemus, um Männer daselbst anzutreffen, die in "Gerechtigkeit und Wahrheit gelebet haben. Meinet ihr nicht, "daß dieses eine glückliche Reise sey? Glaubet ihr denn, daß "es nichts sey, mit dem Orpheus, Musäus, Homer, und "Hesiodus zu sprechen? In Wahrheit, ich wollte dieser "Dinge wegen wohl mehr als einmal den Tod leiden. Mit was "für einem besondern Vergnügen werde ich nicht mit dem "Palamedes, und Ajax, und vielen andern sprechen, die "eben so wie ich, von unbilligen Richtern vieles haben leiden "müssen? Ich werde die Weisheit desjenigen großen Prinzen "untersuchen, der ein so mächtiges Kriegsheer wider Troja "geführet, und mit dem Ulysses und Sysiphus über schwere "Sachen mich unterreden, wie ich hier im Umgange gethan "habe, ohne in Gefahr zu seyn, darüber verdammt zu werden. "Ihr aber, die ihr mich für unschuldig erkläret und frey gespro- "chen habet, laßt euch doch vor dem Tode nicht bange werden. "Einem rechtschaffenen Manne kann weder im Leben noch im "Tode etwas Uebels widerfahren. Seine Sachen stehen alle- "mal unter der Aufsicht der Götter; und ich glaube es weder, "daß mir das Schicksal, welches mir heute selbst begegnet ist, "von ohngefähr zugestoßen sey; noch habe ich es nöthig, sonst "etwas wider meine Richter und Ankläger zu sagen, als daß "sie gedacht haben, sie thäten mir ein Uebel an. Allein, ich "halte mich zu lange auf: es ist Zeit, daß ich mich zum Tode "hinwende, ihr aber euch zu den Geschäften des Lebens verfü- "get. Wer es dabey von uns beyden besser haben wird, das "ist Gott, aber keinem sterblichen Menschen bekannt." Dar- auf nahm er den Gifttbecher, trank ihn mit Vergnügen aus, und gab den Geist auf, der in diesem Leben die Tugend über alles ge- schätzet hatte.

§ 144.

Lernet demnach, ihr Sterbliche! die Schrecken des Todes besiegen und ihn als einen wahren Trost in eurem Leben anse- hen. Ziehet ihm die fürchterliche Larve ab: denn seine Gestalt ist nicht so abscheulich, als sich die Menschen einbilden. Er schließt uns die Pforten zu einer andern Welt auf, wo die Zeit aufhöret und die Ewigkeit anfängt. Er öffnet uns die Thore zu der Stadt der Geister, die in der Erkenntniß ihres Schöpfers

immer höher steigen, und aus der Betrachtung dieser schönen Welt ein Vergnügen nach dem andern schöpfen. Er befreyet uns von den Banden dieses Leibes, mit welchen unsere unsterbliche Seele umschlossen ist. Er setzet uns in einen Zustand, wo wir die Vollkommenheiten Gottes weit besser einsehen, und daraus einen beständigen Zufluß von Glückseligkeit erlangen können. Ist also der Tod für einen Bedrängten nicht als ein wahres Mittel anzusehen, sein Herz zu trösten und die traurigen Gedanken zu vertreiben? Wie ist es möglich, Thränen zu vergießen, wenn ich weiß, daß ich sterben werde. Unsere Jahre fahren dahin, wie ein Pfeil, ja wer weiß, wie bald wir die Augen im Tode schließen, und den Geist aus dem Kerker erheben werden? Wollen wir darüber klagen, daß wir einige Drangsalen erdulden, um dadurch sichere Zeugen von der Hoffnung jener Welt zu werden? Diese Herrlichkeit, die uns künftig umglänzen wird, ist mit keiner Lust, die wir auf der Erde genießen, in Vergleich zu ziehen. Man sollte der Vorsicht danken, daß sie uns noch würdiget, einige Widerwärtigkeiten dieses Lebens zu ertragen. So wenig derjenige über saure Arbeiten klaget, der da weiß, daß er eine reiche Erndte haben werde, so wenig können wir uns über unsere Drangsalen beschweren, welche uns doch künftig in jenem Leben die edelsten Früchte des Vergnügens bereiten. Je beschwerlicher die Bürde ist, die uns in der Welt drücket, desto erträglicher wird uns die Stunde des Todes; und je bitterer das Andenken unsers Leidens ist, desto süßer wird uns die Hoffnung der Freude, welche wir künftig genießen sollen. Wir kommen ja alle Augenblicke näher zum Grabe, und besteigen immer eine höhere Stufe zu unserer künftigen Glückseligkeit. Unsere Väter haben gelebet, und sind dem Schicksale nicht entgangen, welchem die menschliche Natur unterworfen ist. Sie liegen unter dem Schatten der Verwesung, wo sie keine Unruhe mehr störet: wir aber können uns die sichere Rechnung machen, daß auch bald die Stunden unserer Erlösung kommen werden. Ein weiser Mann muß niemals über das Gegenwärtige erschrecken, wenn er nur weiß, daß das Zukünftige gut sey: und der ist gewiß der größeste Thor, der nicht wenige Augenblicke eine kleine Last ertragen will, da er doch weiß, daß er viele Millionen Jahre dafür erquicket werde. Wischet demnach die Zähren von euren Wangen, ihr Bedrängten dieser Erden! denn ihr könnt sicher glauben, daß nach dem Tode ein anderes Leben übrig bleibe, wo ihr zu einer wahren Glückseligkeit erhoben werden sollet, weil dieses die Eigenschaften jenes unendlichen Wesens erfordern.

§ 145.

Der Einwurf, daß Gott den Ausgang aus dieser Welt gar zu traurig und fürchterlich eingerichtet habe, findet zwar bey manchem Platz; allein, er ist nicht im Stande, einen großen Geist bey dem Sarge seiner Brüder niederzuschlagen. Wir sind gar zu sehr an das Sinnliche gebunden; wir lassen uns durch den äußern Schein blenden, und betrachten den Tod nicht mit den Augen des Geistes. Daher stellet sich derjenige, der die Schreckbilder der Einbildungskraft nicht prüfet, den Tod als die traurigste Begebenheit vor. Wie ist es möglich, wird er sagen, daß mir der letzte Abschied einen Trostgrund geben könne, da ich doch in Furcht und Zittern gerathe, wenn ich mich in das dunkele Sterbezimmer meiner Freunde wage, und sie mit dem Tode ringen sehe. Wäre ein anderes Mittel vorhanden, an die Gränzen jener andern Welt zu gelangen: so wollte ich glauben, daß das Sterben der kräftigste Trost bey allen meinem Kummer sey. Aber nun überfällt mich ein kalter Schauder, wenn ich an die letzte Stunde gedenke, da ich vielleicht unter tausend Schmerzen den Geist aufgeben soll. Ja, wie fürchterlich ist nicht der Anblick eines Menschen, der schon in dem Reiche der Verwesung liegt? Dieser Körper, der ein treuer Gefährte meiner Seelen gewesen, soll alle Gestalt, Leben und Empfindung verlieren. Er wird in seine Theile aufgelöset, und muß ein Opfer der Würmer abgeben. Der Staub meiner zerbrochenen Gebeine wird in alle Welt zerstreuet, und mein Andenken wird man künftig mit dieser meiner Asche begraben. Eine enge Gruft soll mich einschließen, wo mir alle Hoffnung verschwindet, meine Freunde und Geliebten jemals auf der Welt wieder zu sprechen. Wie kann ich bey diesen Gedanken den Tod als einen Trost gegen meine traurigen Schicksale ansehen?

§ 146.

So scheinbar auch dieser Zweifel ist: so bald wird er wegfallen, wenn man die Grundsätze der Vernunft zu Rathe zieht. Ich will nur einige Anmerkungen machen, welche aber diesen Einwurf völlig heben werden. Der Tod besteht eigentlich in dem Aufhören der übereinstimmigen Wirkungen zwischen Leib und Seele. Es ist wahr, er trennet den Geist vom Körper, indem er die Theile des Körpers zerstöret. Allein, wer hat uns denn gesaget, daß diese Trennung jederzeit mit den heftigsten Schmerzen verbunden sey? Es läßt sich sehr wahrscheinlich schließen, daß die meisten von denen, die auf dem Siechbette sterben, sehr wenige Schmerzen fühlen müssen, weil die Säfte alsdenn nicht mehr taugen und die Nerven ihrer Empfindungen

schon beraubet sind. Wir sehen dieses aus den äußern Merkmalen zur Gnüge, indem die Augen gebrochen, die Ohren stumpf, das Gefühl schwach und die Sinnen ganz übertäubet sind. Man kann sicher glauben, daß mancher auf dem Krankenlager weit mehr Schmerzen empfindet, als zu der Zeit, da sich Leib und Seele von einander trennen, und er die letzte Schuld der Natur bezahlen muß. Ja, wie viele tausend sterben nicht in wenigen Augenblicken, weil sie plötzlich aus dem Lande der Lebendigen gerissen werden? Und wie erträglich hat uns Gott nicht den Tod gemacht, indem uns die Zeit unsers Abschiedes unbewußt ist? Wahrhaftig, es leuchten daraus die deutlichsten Strahlen der göttlichen Vorsicht hervor, daß sie uns unsern Sterbetag und die Art unsers Todes verborgen hat. Wie mancher würde sich martern und quälen, wenn er die letzte Stunde seines Lebens herannahen sähe, und wie sehr würde er zittern, wenn er die Beschaffenheit seines Todes wüßte? Aber so scheiden wir von der Welt, ohne daß wir es uns bewußt sind, ja selbst in den letzten Augenblicken wird noch die Bitterkeit des Todes durch die Hoffnung zu einem längern Leben versüßet. Ich sehe auch nicht ein, was denn in der Verwesung schreckbares enthalten sey. Sie ist eine Begebenheit, die dem Laufe der Natur gemäß ist. Sie ist ein allgemeines Schicksal, das diejenigen betrifft, die mit einem thierischen Körper umgeben sind. Unser Leib besteht aus lauter geliehenen Theilen, die aus Früchten und Körpern der Thiere, aus Erdgewächsen, aus Wasser und andern Körpern der Welt hergenommen sind. Die Natur setzt diese Grundstücke so künstlich zusammen, um aus ihnen eine Maschine zu bilden, womit wir uns eine Zeitlang auf dem Schauplatze der Welt darstellen können. Im Grabe nimmt sie dieses Kunststück wieder aus einander, und versetzt einige Theile desselben in eine Pflanze, oder in eine Blume, oder in eine Kirsche, oder in eine Pflaume, oder in den Leib eines Vogels, eines Fisches, eines Wurms, oder eines andern Thieres. Laß die Natur mit ihrem Eigenthum machen, was sie will, darüber haben wir nicht zu gebieten. Genug, daß sie den vornehmsten Theil unsers Wesens nicht zerstöret, der eigentlich unser Daseyn ausmacht. Was geht es mich an, wenn ein fremdes Haus von seinem Eigenthümer umgerissen und zerstöret wird, um dessen Theile zu etwas anderem anzuwenden. Ist nun wohl was schreckbares in der Verwesung eines Menschen enthalten? Ja, werden die Seelen bey dem Tode nicht vernichtet, und können diese ohne Körper leben: so wird uns auch nicht alle Hoffnung zu dem Wiedersehen der Unsrigen abgeschnit-

ten. Sie bleiben ja in der Welt, wenn gleich ihre Seelen vom Körper geschieden sind. Ich rede hier als ein Weltweiser; ein Christ, der die Aussprüche der Religion anhöret, kann sich hievon weit erhabnere Begriffe machen. Dieser weiß gewiß, daß er diejenigen wieder finde, die er auf der Welt geliebet; ja, dieser ist überzeuget, daß ein Tag erscheinen werde, an welchem eine göttliche Stimme durch die Gräber dringen und auch sogar die zerstreuete Asche seines Körpers wieder beleben wird.

§ 147.

So falsch dieser Zweifel ist: so ungegründet und unkräftig sind die übrigen Einwürfe, welche diejenigen zu machen pflegen, so vor dem Tode zittern, und das Ende ihrer Tage als erschrecklich ansehen. Allein, ein Weiser muß dieses merkwürdige Schicksal als eine Begebenheit ansehen, die von den weisesten Rathschlüssen und von der herrlichen Regierung des allerhöchsten Wesens abhänget. Gott muß allezeit die besten Mittel zu seinen Absichten erwählen. Wie unläugbar können wir demnach schliessen, daß auch dieser Zufall zu unserem Besten gereiche. Könnten wir den allgemeinen Zusammenhang aller Dinge vollkommen übersehen: so würden wir erstaunen müssen, wie vortreflich diese Begebenheit mit den Eigenschaften Gottes übereinstimme. Es wird niemand den Satz umstossen können, daß Gott Geister, die seine Ehre befördern, bloß darum erschaffen, daß er sie beständig zu einer höhern Stufe der Erkenntniß seiner göttlichen Vollkommenheiten erhebe. Diese Erkenntniß aber erlangen wir durch die Vorstellungen, welche wir uns von der gegenwärtigen Welt machen, weil sie die höchste Weisheit als ein Mittel erwählet hat, ihre Ehre und die Glückseligkeit der Geschöpfe zu befördern. Wir können sicher glauben, daß in diesem Leben nur die erste Grundlage von dieser Erkenntniß gemacht werde, indem sich hier ein denkendes Wesen die Welt nach dem Stande seines Körpers vorstellet. Wenn wir die unermeßlichen Gränzen des Weltgebäudes mit der geringen und ungemein schlechten Einsicht vergleichen, welche wir theils von den Vollkommenheiten Gottes, theils von den Werken der Schöpfung haben: so sehe ich gar nicht ein, wie sich das Ziel unserer Dauer nur auf so wenige Jahre erstrecken sollte, in welchen wir fast nichts von dem ganzen Umfange der Majestät und der Herrlichkeit Gottes begriffen haben. Würden wir diesen groben Körper, den wir um uns tragen, beständig in eben der Verfassung behalten: so würden wir auch an diesem dunkeln Planeten, den wir bewohnen und bevölkern, stets gebunden seyn. Würden sich unsere Gedanken beständig nach den Veränderungen des Körpers rich-

ten; würde unsere Seele stets nach dessen Bewegungen und nach der Stellung des Leibes eingeschränket werden: so würden wir auch nicht das tausendste von dem ganzen Umfange der Schöpfung lernen können; wir würden unter der großen Anzahl der Geister immer auf den untersten Stufen stehen bleiben: wir würden sehr wenig in der Erkenntniß des Schöpfers und der göttlichen Vollkommenheiten wachsen können; wir würden uns immer eben dieselbe Seite der Welt und zwar so unvollkommen vorstellen, als wir es jetzo thun; kurz, wir würden zwar einen Geist haben, der sich durch alle Ewigkeiten höher schwingen könnte, der aber durch die Materie, die ihn umgiebt, stets eingeschränkt und zurück gehalten wird. Wie herrlich stimmt es demnach mit den göttlichen Eigenschaften und mit der höchsten Weisheit überein, daß sie in dem gegenwärtigen Laufe der Natur ein Mittel verordnet hat, wodurch unsere Seelen von dem Körperlichen, das uns eingeschlossen hält, befreyet werden, damit diejenigen Geister, welche die Ehre der Gottheit zu befördern suchen, zu einer höhern Erkenntniß dringen können. Was ist aber die Trennung des Leibes und der Seele, oder der Tod, anders, als eine Veränderung dieses Zustandes? Und wer wollte diese Begebenheit als so etwas fürchterliches ansehen, da sie doch in weiter nichts als in einer glücklichen Veränderung unseres Zustandes besteht? So oft ich dieses unermeßliche Weltgebäude, diesen prächtigen Schauplatz der göttlichen Vollkommenheiten mit Aufmerksamkeit betrachte: so oft ich den unbegreiflichen Umfang der Geschöpfe erwäge, welche alle die Ehre ihres Gottes predigen, und bloß zu unserm Vergnügen erschaffen sind; so oft ich so viele tausend Seiten der Welt beschaue, wo ich lauter Strahlen der Allmacht, Güte, Weisheit und aller übrigen göttlichen Eigenschaften schimmern sehe, welche ich hier doch nur in einem so dunkeln Lichte erblicke: so oft freue ich mich auf die Zeit meines Abschiedes, da mein Geist die Herrlichkeit Gottes in einem weit größeren Glanze schauen soll. Und diese Vorstellungen haben bey mir einen solchen Eindruck, daß mir sogleich alle traurige Gedanken verschwinden, und mein Herz den kräftigsten Trost bey allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens verspüret. Ich will daher diese Abhandlung mit einer Begebenheit beschließen, welche nicht allein diese Wahrheiten erläutern, sondern uns auch den Tod angenehmer und nicht so traurig darstellen wird.

§ 148.

Ich war zu einer Zeit auf dem Lande, und verfügte mich bey stiller Mitternacht in einen schönen und großen Garten, wo ich

eine Mondfinsterniß abwarten wollte. Ich setzte mich demnach in eine grüne Laube, die mit dicken und schattichten Blättern umkleidet war. Zu meiner Rechten stand ein dunkles Gesträuche, worin eine singende Nachtigall ihr Nest gebauet hatte. Ich freuete mich anfangs, daß ich hier einen solchen angenehmen Zeitvertreib angetroffen: allein, die schöne Sängerin schlug noch einige matte Triller, die sie als das letzte Abendopfer dem gütigen Schöpfer brachte, und darauf sank der müde Vogel in einen tiefen Schlummer. Die halbe Welt lag gleichsam mit ihm in einem sanften Schlafe begraben, nur ich saß noch so munter in meiner finstern Laube, wie ein wachender Einsiedler, der sich um Mitternacht in seiner einsamen Hütte mit Gedanken des Todes beschäftigen will. Die Zeit ward mir lang, darum gieng ich in den Gängen des Gartens auf und ab spazieren. Bald aber blieb ich stille stehen und beschauete die Gegend, in welcher ich mich jetzo befand. Eine plötzliche und heilige Stille übergab die schlafende Welt ihrer gewöhnlichen Ruhe; nichts störte mich weiter in meinen Gedanken, als daß dann und wann eine finstere Waldeule geflogen kam, die sich auf einen Baum setzte, und mich mit ihren funkelnden Augen starr ansah. Gegen Abend lag ein erhabener Felsen, auf welchem am Tage ein altes und wüstes Schloß zu sehen war, das in dem dreyßigjährigen Kriege zerstöret worden. Die sinkenden Thürme, die zerrütteten Mauern, die verwilderten Gebüsche, die verbrannten Steinhaufen schienen schon in der Ferne merkwürdig, und das Herz zerfloß mir vor Freuden, so oft ich diese Schönheiten und prächtigen Denkmale des grauen Alterthums in der Nähe betrachtet habe. Diese sonst angenehme Gegend war jetzo ganz unkenntlich, und raubete mir dasjenige Vergnügen, das ich oft bey ihrem Anblicke empfunden. Gegen Morgen lag eine bergichte Anhöhe, auf welcher die Schäferhunde bellten, weil der Wolf eben jetzo ein junges Lamm aus den Herden entführete. Ein klarer und heller Bach, in dem sich viele tausend Sterne als kleine Sonnen spiegelten, floß hier von der Spitze dieses Berges herunter, und krümmte sich durch eine blühende Wiese bis an die linke Seite des Gartens. Wenn man bey stiller Nacht gegen dies Gebürge rufte: so antwortete eine fürchterliche Stimme durch ein klingendes Echo, und gab den Schall mehr als dreymal zurück. Gegen Mitternacht lag eine Wüste und traurige Einöde, in welcher eine wilde Taube girrete, und der Wind unter den Blättern der Bäume rauschte. Viele andere nächtliche Vögel wechselten sich ab, und schienen sich einander in der Einsamkeit ihr Elend zu klagen. Gegen Mittag lag ein Ge-

filde, wo einige niedrige Landhütten standen, deren Einwohner ein Wächter an die zwölfte Stunde erinnerte. Ich stieg auf einen kleinen Hügel und nahm diese Gegend in Augenschein. Allein, es war alles mit den Schatten der Nacht umzogen, und ich konnte wenig bemerken, außer wenn einige glänzende Irrlichter in den dunkeln Thälern spielend zitterten. Ich selbst befand mich in dem angenehmsten Bezirke von Schönheiten, und war doch nicht im Stande, die Lust aus ihrem Anschauen bey der Finsterniß der Nacht zu genießen. Die kostbaren Rosen und Lilien, womit der Gärtner diesen Schauplatz ausgeschmücket, verloren den Schimmer ihrer Farben. Die zierlichen Bäume, deren Kronen in voller Blüthe standen, gaben weiter nichts als einen blassen Schein von sich. Die springenden Quellen, welche mit grünen Pyramiden umgeben waren, schossen ihre Wasserstrahlen unsichtbar in die Höhe, und erweckten in meinen Ohren weiter nichts, als ein murmelndes Getöse. Die künstlich geschnitzten Bildsäulen, welche in dieser paradiesischen Gegend häufig angebracht waren, verloren ihre Zierde, und standen um mich her, als lauter weiße Gespenster. Die arbeitsamen Bienen, welche in Gärten summend zu schweben pflegen, um dieselben lebendiger zu machen, saßen in ihren Zellen, und schlummerten nach überstandner Last mit vielem Vergnügen. Die säuselnde Luft, welche am Tage von Lerchen und Nachtigallen wimmelt, war von lebendigen Geschöpfen ganz leer geworden. Ein kühler Abendwind stieg nur noch aus Westen herauf, und linderte den Ausfluß der Sonnenhitze, welche am heissen Mittage sich in das Herz der Blumen und Pflanzen senket, um diese Kinder des Frühlings zu beleben.

So traurig und betrübt nun die Unterwelt aussah: so herrlich und reitzend schien der Gesichtspunkt, als ich meine Augen in die Höhe hob. Der ganze Himmel war mit tausend schimmernden Sternen gezieret. Der Mond schien hell, und übertraf den Glanz der übrigen Planeten. Nur der Abendstern wollte ihm den Vorzug streitig machen, denn dieser funkelte ungemein prächtig, und schoß einige lichte Strahlen in ein gegenüberstehendes Gewölke, so daß sich ordentlich ein kleiner Regenbogen in meinem Auge abmahlte. Himmel und Erde hatten ihre Gestalt verändert, und ich hätte bald geglaubt, daß ich mich in einer ganz andern Welt befände. Statt einer Sonne brannten viele tausend Sonnen. Statt des vermischten Blauen hatte sich der Himmel mit einer grauen Decke umzogen, auf welcher so viele glänzende Lichter spielten. Statt hundert bunter Farben, womit der Tag die Erde ausschmücket, kleidete sich die

ganze Natur in eine dunkle Schwärze. Statt des lauten Getümmels, womit die Welt am Tage erfüllet ist, war alles still, angenehm und ruhig. Statt der mannigfaltigen Pracht war alles einförmig, zierlich und doch reizend. Das ganze Heer der Planeten bewegte sich langsam und majestätisch; ihre Trabanten folgten ihnen, und ein jeder Weltkörper war mir ein vortrefflicher Zeuge von dem Daseyn einer Gottheit. Hier leuchtete ein Stern der ersten Größe, und dort funkelte einer von der andern Ordnung Die silberfarbige Milchstraße öffnete mir die Aussicht in jenen unumgränzten Himmelsraum und zeigte mir den Thron der Herrlichkeit Gottes unter so viel tausend Welten. Hier und da stand ein nebelichtes Gestirn, welches in der weiten Entfernung so blaß aussah, als ein von der Sonne bestraltes Wölkchen. Diese beständige Abwechselung machte eine so angenehme Vermischung, daß ich mich auf allen Seiten begierig herumsah; ja, mein Auge wurde so vergnügt, als das Herz eines müden Pilgrims, der auf eine Anhöhe klettert, und oben auf der Spitze derselben bey dem unvermutheten Anblick einer bezaubernden Gegend stille steht, Odem schöpfet, und sich nicht satt sehen kann. Meine Seele fühlte eine ungemeine Freude; ja, ich fand das erfüllet, was jener Sternkundige sagte, daß ihm bey dem Anschauen des Himmels nicht anders zu Muthe sey, als wenn er an der Tafel der Götter säße, und mit Nektar und Ambrosia erquicket würde.

Indem ich aber diesen prächtigen Schauplatz der Natur aufmerksam bewundere, so fängt sich der Mond an zu verfinstern. Ich lief geschwind nach meinem Sehrohre, und betrachtete diesen traurigen Planeten. Er verlor allmählig seinen Glanz, und der ganze Himmel ward bey dieser Veränderung furchtbar. Der Mond ward immer schwärzer, die Luft schien zu zittern, eine schleunige Finsterniß bedeckte den Horizont, ein dicker Nebel stieg aus Mitternacht herauf und senkte sich wieder zur Erden, die Sterne wurden heller: ja es ließ nicht anders, als wenn viele tausend funkelnde Augen am Himmel wären, welche diese merkwürdige Veränderung der Natur ansehen wollten. Ich stand hier ganz einsam und von allen Menschen verlassen, darum war es kein Wunder, daß mich bald ein kleiner Schauder überfallen hätte. Indessen waffnete ich mich mit der Vorstellung, daß diese Begebenheit ganz natürlich zugienge, und beobachtete alles auf das genaueste. Allein, ich gerieth in Erstaunen, als ich auf der völlig verfinsterten Seite des Mondes blitzen sahe. Ich bemerkte dieses zu unterschiedenenmalen, und erwartete die Folgen von dieser Begebenheit mit dem innigsten Vergnügen. Mein

Geist fieng an aufzuleben, und der Schlummer floh gänzlich aus meinen Augen. Endlich wurde der Mond wieder erleuchtet, und ich sahe einige lichte Punkte an dem finstern Planeten zuerst helle werden, woraus ich sattsam schließen konnte, daß diese erleuchteten Theile Spitzen der Berge seyn müßten. Die Strahlen wurden in der Luftsphäre des Mondes gebrochen, und überzeugten mich von der Aehnlichkeit dieses Planeten mit unserer Welt. Einige dunkle Flecken waren hin und wieder ausgestreuet, worin das Licht theils verschlungen, theils überschattet, theils abgeschnitten wurde, so daß ich deutlich bemerken konnte, es müßten dieses Meere, Flüsse, Wälder und Thäler seyn. Kaum war ich mit dem Monde fertig: so machte ich mich an die andern Planeten, und fand hier auch die größeste Aehnlichkeit mit unserer Welt. An den meisten konnte ich große Flecken wahrnehmen, und einige hatten so gut ihre Monden, als unsere Erdkugel.

Ich legte mein Sehrohr in die Laube und begab mich in die Stille. Ich stützte mich auf meinen Ellenbogen, und überdachte das, was ich gesehen hatte. Diese schimmernde Körper, schloß ich, sind so weit von uns entfernt, sie haben eine ungemeine Größe, die meisten übertreffen sogar die Erde; kannst du also wohl zweiflen daß hier nicht vernünftige Geschöpfe leben sollen? Was ist das für ein herrlicher und mächtiger Gott, der diesen schönen und bewunderungswürdigen Himmel erschaffen hat! Bist du nicht ein Mitglied dieser Welt, und hast du nicht auch einen Anspruch auf die Ehre, aus diesen Werken der Natur ein Vergnügen zu schöpfen? Was ist für ein Grund zu glauben vorhanden, daß du nicht aus diesen Geschöpfen die Eigenschaften des Höchsten lernen sollst, da sie doch zu dem Ende hervorgebracht sind, daß sich denkende Wesen daran belustigen sollen? Weg mit den thörichten und ausschweifenden Gedanken, daß deine Seele nicht unsterblich sey, oder daß dich die Allmacht künftig vernichten werde. So viele tausend Weltkörper strahlen in der Luft, die uns hier so unbegreiflich klein erscheinen, woran wir wenig oder nichts bemerken. Hier ist ein unermeßlicher Schauplatz der göttlichen Vollkommenheiten, und eine Schule des Vergnügens, worin kein anderer Geist gehöret, als der zur Ewigkeit erschaffen ist. Millionen Jahre sind nicht zureichend, den geringsten Theil von dem ganzen Umfange der Schöpfung zu betrachten, und ganze Reihen von Ewigkeiten müssen verstreichen, ehe man diesen Sammelplatz von Schönheiten zu Ende bringt. Wenn also eine unsterbliche Seele sich hier unaussprechliche Jahrhunderte mit Gedanken der Gottheit

beschäftiget, so wird sie doch immer neue Gegenstände zu ihrem Vergnügen entdecken. Wie unbegreiflich groß ist nicht das Reich Gottes, und wie prächtig schimmert nicht schon die Stadt der Geister von weitem, worin sich der Schöpfer als einen König zeiget? Was soll diese eingeschränkte und so unvollkommene Einsicht von der Herrlichkeit Gottes, welche wir hier in diesem Leben besitzen? Warum soll das unendliche Wesen mich aus der Zahl der Geister ausschließen, die dieses Vergnügen zu genießen das Glück haben? Es ist ja eben so gut meinetwegen erschaffen, und ich habe ein solches Recht dazu, wie andere Geschöpfe. Ich müßte thöricht seyn, wenn ich hieran zweifeln wollte, da mir doch der ganze Himmel zuruft, daß für mich ein zukünftiges Leben zu erwarten sey, und ein jeder Stern heimlich winket, daß meine Seele unsterblich bleibe.

Durch diese Gedanken gerieth ich auf den Zustand des Geistes nach dem Tode, und sehnte mich mit dem innigsten Verlangen nach meinem Grabe. Ich sahe das Ende unserer Tage als den größesten Trost bey allen Widerwärtigkeiten an, und wäre sogleich mit Vergnügen gestorben, wenn es nur dem Regierer meiner Schicksale gefallen hätte. Vernunft und Religion, dachte ich bey mir selbst, überzeugen dich so stark von einem zukünftigen glückseligen Leben; was haben die Menschen also für Ursachen, sich über die wenigen Drangsalen dieser kümmerlichen Welt zu beklagen? Die Zeit ist flüchtig, das Leben kurz, der Abschied gewiß, und die Ewigkeit unläugbar. Wie vortreflich aber wird dein Geist künftig denken, wenn er sich auf weit höhere Stufen der Erkenntniß Gottes hinauf geschwungen hat? Indem ich nun diesen Vorstellungen weiter nachsinnen wollte, so sank ich in einen tiefen Schlummer, und meine Trostgründe hatten also ein

Ende.

Register

Der vornehmsten Namen und Sachen.

[Die Zahlen bezeichnen die Seiten der Blätter.]

A.

Aesop, ein gebrechlicher Mann 122
Alexander ist den Lastern ergeben, ermordet Clytum, vergießet Thränen 103
Antiochus, Gedanken von der Glückseligkeit 115
Archimedes 165
Arimanius, der Urheber alles Bösen 48
Aristoteles, seine Lehre von der Ewigkeit der Welt 48
Aristomachus Solensis 125
Armuth ist oft besser, als Reichthum 54
Auskommen, ein geringes, ist für manchen besser, als viele Schätze 54
Austheilung, ungleiche, der Glücksgüter 38 zeiget die größte Weisheit Gottes 38. 39 die Mitglieder des menschlichen Geschlechts werden dadurch desto genauer verbunden 39 gleiche ist in der Welt nicht möglich ibid.

B.

Begebenheiten, stehen in der weisen Hand Gottes 21
der Welt scheinen den Eigenschaften Gottes zu widersprechen 39 die unser Unglück befördern, schätzen wir für glücklich 53

Begierden im Zaum halten, ist eine Frucht der Tugend 102
stürzen uns in das größeste Leiden 103
Beständig, das Wort hat einen dreyfachen Verstand 144
Beweis, daß der Mensch nicht vollkommen glückselig werden könne auf der Erde 115
Beyspiele, ihr Nutzen 90
Biene, eine Schilderung davon 100
Böse, das sittliche verläßt uns nicht, als bis wir den letzten Athem schöpfen 159 ist mit dem Guten in der Welt vermenget ibid.
Böswichter werden oft für fromm angesehen 40

C.

Chaldäer, ihre irrige Meynungen 47—48
Carilon, dessen trauriges Schicksal 61
Clarinde, ihre Begebenheit 23
Columbus 64
Constantia, ihre Begebenheit 108
Crates von Theben, wirft seine Schätze ins Meer 71
Crösus 29

D.

Darius, 29 vergießet Thränen über den Verlust seiner Gemahlin 93
David 29
Dichtkunst, ihr Geschmack hat sich sehr geändert 125
Diogenes, ist mit einem kleinen Glücke zufrieden 74

E.

Ehrenämter, werden nicht allezeit nach Verdiensten ausgetheilet 126
Ehre, die göttliche ist die letzte Absicht 17 eine wahre oder falsche 127 besteht in der Einbildung der Menschen 128
die Sterblichen streben darnach 129
Einbildung, in Ansehung des Geschmacks 118 der Gesundheit 119 der Schönheit 120 der Wissenschaften und Künste 124
Endzweck, die Schicksale der Menschen haben einen guten Endzweck 59
Epicurus, seine Meinung von einem Weisen 115

Erde, auf derselben ist keine vollkommene und ungehinderte Glückseligkeit zu erwarten 114
Ewigkeit unsers Geistes wird bewiesen 161—162 ist ein Trost in unserm Leiden 163 derselben Erläuterung 164

F.

Fehler, wollen die Menschen in der Welt decken 47
Filon, dessen Begebenheiten 79
Fixsterne sind weit entfernt 48 werden von der Sonne nicht bestrahlt ibid. sind feurige Weltkörper 49 ihre Anzahl ist groß ibid.
Florus, dessen traurige Schicksale 147 wird ein Einsiedler 151 erblasset mit seinem Sohn 154
Folgen der Betrübniß und Traurigkeit 143
Fragen, bey unsern widrigen Schicksalen 79
Franciscus, Paters, wunderbare Begebenheit 108
Freude, wird oft in solchen Dingen gesuchet, die man selbst belachet 136—137
Freunde, erlangen wir entweder durch die Blutslinie oder durch den Umgang 133 Blutsfreunde schämen sich unserer Armuth ibid. sind in den Augen höflich 133—134 hinter dem Rücken falsch 134—135 der Charakter wahrer Freunde 135 unsere werden wir künftig wieder sehen 136

G.

Gelehrte, kommen nicht allezeit in der Welt fort 125 werden nach der Einbildung des Pöbels geschätzet 126 haben verschiedene Gaben 127 werden mehrentheils weiter nicht als dem Namen nach gekannt 129 können oft die wenigste Ehre hoffen ibid.
Geld, dessen Werth ist Einbildung 130 war nicht im Gebrauch vor alten Zeiten ibid. ist ein Stück Erde 130 bekömmt seinen Werth von dem Regenten in der Republik 131
Gefangener, dessen Klagen 77 sein Trost 78
Geschmack, ist Einbildung 118
Gewissen, das gute ist ein Trost in allen Leiden 87
Glücksfälle 10
Gott, redet mit uns durch die wunderbare Verknüpfung unserer Schicksale 62

Gottlose, suchen Mittel die Unruhe des Gewissens zu stillen 88
Greis, ist dem Kummer am meisten unterworfen 141
überliefert sein Herz dem Geize ibid.
Güter, des Leibes, der Seele, der äußern Umstände 10
Gleichgültigkeit gegen die irdischen Güter ist eine Frucht der Tugend 106

H.

Haman 30
Häupter, gekrönte, haben viele Beschwerden 147 auch keine vollkommene Glückseligkeit ibid.
Heiden, ihre Irrthümer von dem Bösen in der Welt 47
Heucheley, ist die Ursache, warum so wenige wahre Freunde vorhanden 134
Himmel, Beschreibung desselben bey der Nacht 179
Hoffarth, hat in der Welt zugenommen 35
Hugenius, berechnet die Sterne 48 die Weite der Sonne von der Erden 165

J.

Indianer, geben für ein Stück Glas den besten Diamant 94
Jüngling, läßt sich von seinen Leidenschaften besiegen 141
wird bald verführet ibid. sieht die Lustbarkeiten der Welt als wahre Güter an ibid.

K.

Kaufmann, dessen Begebenheit 66
Kinder, ihre Schicksale lehren die Vorsicht Gottes 67 stürzen sich oft in die größeste Noth ibid. verrathen bald die Bosheit ihres Herzens 140
Kleidung, schöne Kleidung giebt uns keinen Vorzug 131
rühret den Pöbel ibid. ist Eitelkeit ibid. gebieret Hochmuth, und ist oft mit vielen Sünden verbunden 132
Kometen, laufen durch unsere Planetenwelt 49
Künste, unsere, bestehen oft in der Einbildung 124

L.

Lasterhafte, nennen die Welt schön 95
Leben, unser Leben ist ein Zusammenhang von thörichten

Bemühungen 26 Grundriß des menschlichen Lebens 140
ein zukünftiges ist zu erwarten 155
Leidenschaften zu überwinden, ist eine Frucht der Tugend 102
bestürmen den Jüngling ibid.
Lucius, dessen Unglück und Glück 82—85

M.

Malania, ihr Trost bey einem Unglück 76
Manichäer, ihr doppeltes Principium 48
Mardochai 30
Matilde 133
Mensch, soll sich in die Führungen Gottes schicken 29
klagt über schlechte Zeiten 34 liebet die Verschwendung
36. 37 läßt sich von seinen Leidenschaften hinreissen 103
ist der Wankelmuth unterworfen ibid. muß auf der Welt
Unvollkommenheiten ertragen 127 ist vieler Gefahr aus-
gesetzt 145
Methusalem 164
Milchstraße, besteht aus lauter kleinen Sternchen 49
Miridas Wünsche 22 werden erfüllet 23 wird ein König ibid.
Mondfinsterniß, Beschreibung derselben 180

N.

Nacht, Beschreibung derselben 178. 179
Neigungen der Seele sind oft ganz verschieden 57. 60
Nichtigkeit des menschlichen Lebens ist ein großer Trost
bey allen Widerwärtigkeiten 166

O.

Ordnung, ist in der Welt anzutreffen 63
Oromazes, Urheber des Guten 48

P.

Patronen, sind höflich und versprechen güldne Berge 136
pflegen selten unser Glück zu machen ibid.
Pecking, was sich hier zugetragen 42
Petronia, ihre Klagen 68
Philemon 128

Philanderinn ist prächtig gekleidet, und versündiget sich durch ihre Hoffahrt 132
Philosophen, zween reisende und ihre Begebenheiten 42
Planeten, ihre Anzahl 49 haben Trabanten ibid.
Plato glaubet, daß die Materie ewig sey 48
Pracht, hat in der Welt zugenommen 35
Pythagoras Meynungen von der Glückseligkeit 115

Q.

Quelle der sinnlichen Ergötzlichkeiten ist mehrentheils der Geschmack 118

R.

Rache, die beste an seinem Feinde 105
Regenten, sind oft die Unglücklichsten 54 müssen viele Beschwerden ertragen ibid. sehen die irdischen Ergötzlichkeiten als geringschätzig an ibid.
Rimond, traurige Schicksale 149 begiebt sich aufs Meer ibid. kömmt an eine fremde Insel ibid. wird hier auferzogen 150 reiset nach seinem Vaterlande ibid. sucht seinen verlornen Vater ibid. findet ihn in der Gestalt eines Einsiedlers 151 bleibt in der Wildniß 154 stirbt mit seinem Vater an einem Tage ibid.
Rhinoceros braucht zu seinem Unterhalt mehr als der Mensch 36

S.

Seleucus, dessen Ausspruch 55
Saturn ist größer als die Erde 48
Säufer, dessen falsches Vergnügen 136. 137
Seele, eine zufriedene kann nichts niederschlagen 98
Seneca, seine Gedanken vom epikurischen Weisen 115
Schicksal, die Menschen wollen es vorher wissen 20 ist im ganzen Zusammenhange das beste 46
Schönheit, ist Einbildung 120 ihre Natur 121 verleitet uns von der Furcht Gottes 122 hat Neider und Feinde ibid. verleitet uns zu allerhand Thorheiten 123
Socrates, dessen Gelassenheit 73 seine letzte Rede an die Richter 171
Sonne, ihre Entfernung von der Erden 48
Sophron, dessen Traurigkeit und Freude 95. 96

Spieler, dessen falsche Glückseligkeit 136
Spielende Kinder schildern den Lauf der Welt 138
Stand, der niedrigste, oder mittelmäßige, bringt oft mehr Vergnügen, als der höchste 54
Sterbliche, sind mit der Regierung ihrer Schicksale nicht zufrieden 12
Stoiker, glaubten, daß keiner als ein Weiser glückselig sey 114
Student, eine Erzählung von seinem Unglück 90

T.

Theodosius, dessen Schicksal 108
Timonides, dessen Geschichte 79
Tod, ist eine merkwürdige Begebenheit in unserm Leben 155 ist die größte Wohlthat der Natur 156 erlöset uns von dem Elende dieses Lebens 157 ist auf keine Weise von Frommen zu verabscheuen 158 der Gottlosen ist erschrecklich 169 der Tugendhaften aber nicht 170 enthält an und für sich nichts schreckbares 171 die Art desselben ist uns verborgen ibid.
Traurige Schicksale ziehen uns von den Lastern ab 60 sind oft ein Mittel, erhabene Absichten in der Welt auszuführen 61 Begebenheiten sind Mittel uns von einem grösseren Unglücke zu befreyen 65
Traurigkeit, hat betrübte Folgen 143 ist nicht ein Mittel bey seinem Unglück einen Trost zu erlangen ibid.
Thränen, wie sie beschaffen seyn müssen 143 müssen einen guten Ursprung haben ibid.
Trost, beym Verlust der Güter 71 beym Mangel großer Seelenkräfte 71. 100. 105 in einem niedrigen Stande 72 bey Verfolgung der Feinde ibid. bey den Lästerungen der Welt 73 beym Tode seiner Gönner ibid. bey Gebrechen des Leibes 74 bey Krankheiten ibid. beym frühzeitigen Verlust seines Lebens 75 beym Absterben der Eltern und Blutsfreunde 75. 102 bey Gefangenschaften 77 bey andern Widerwärtigkeiten 104 bey der Lästerung der Widersacher 105 bey der Eitelkeit des menschlichen Lebens 142
Trostgrund, der erste 7 der andere 46 der dritte 87 der vierte 114 der fünfte 155
Trunkenbold, der Anfang seines Lasters 89
Trübsalen, muß der Mensch ertragen 93

Tugendhafte, werden oft für gottlos angesehen 40 empfinden ein Vergnügen in Gott 94 auch über ihre gute Thaten 98
Tugend, wird durchs Unglück gebohren 61 ist ein kräftiger Trost bey unsern traurigen Schicksalen 87

U.

Uebel, ein kleines in Ansehung eines größern etwas Gutes 46
Unglück, ist oft eine Züchtigung Gottes 57 an dem Unglücke der Gottlosen spiegeln sich viele tausend Seelen ibid. eines ist größer als das andere 66
Unvernünftiges Thier, beschämet die Menschen 31
Ursache, warum die Menschen die Regierung Gottes tadeln 21 warum sie bey ihrem Unglücke so wenig Trost empfinden 87

V.

Väter, unsere sind eben so reich gewesen, wie wir 35 sind mit schlechten Speisen vergnügt gewesen 37. 38 haben lange gelebet ibid.
Vergnügen, kann ein jeder empfinden 55 das meiste auf der Welt ist ein Scheinvergnügen 114
Vernunft, man soll sie bey allen widrigen Schicksalen brauchen 31
Verliebter, ist der größeste Narr auf der Welt 137 machet sich selbst unglückselig ibid.
Verstand, durch ihn kann der Mensch den Himmel erforschen 50
Verwesung, enthält nichts schreckbares 174 ist dem Laufe der Natur gemäß ibid.
Vorsicht Gottes muß man den Willen lassen 25 sie wird nicht eingeschränkter 35
Vorwelt, ob sie mehrere Proben der göttlichen Vorsicht genossen 35 wird beantwortet 35—36

W.

Weiser, der stoische 114 ist auf der Welt allein glückselig ibid.
läßt sich von seinen Leidenschaften nicht besiegen ibid.
triumphiret in einem glühenden Ofen 115

Weisheit Gottes leuchtet aus den traurigen Schicksalen hervor 18
Welt, würde ein Inbegriff von lauter Verwirrungen seyn, wenn Gott unser Verlangen stets erfüllen wollte 21 hat eine zweyfache Bedeutung 49 in der gegenwärtigen leben nicht sehr viele glückselig 145 es ist eine andere und bessere zu erwarten 161
Wünsche, unsere sind uns nichts nütze 18 beschleunigen oft unser Unglück 19

X.

Xerxes 29

Z.

Zeit, unsers Lebens ist kurz 163 die wenigsten haben von ihr einen rechten Begriff ibid. läßt sich in unbegreiflich kleine Theile eintheilen ibid. wird nach den Handlungen abgemessen, welche wir verrichten ibid. sie wird nach einer gewissen Dauer bestimmet 164 des menschlichen Lebens ist gegen die Ewigkeit sehr kurz ibid. ist ungemein flüchtig 165
Zufall, ein blinder 11 ist ungereimt ibid.
Zufriedenheit, ist eine Frucht der Tugend und des ruhigen Gewissens 98 beym Mangel des Reichthums 99 beym Mangel der großen Gelehrsamkeit 100 beym Verluste der Seinigen 102
Zweifel, wider die Vorsicht und Regierung Gottes 34

Johann Friederich Weitenkampfs

Trostgründe

Bey den

Traurigen Schicksalen

der

Menschen;

Aus der

Offenbarung und Christlichen Sittenlehre hergeleitet.

Zweyter Theil.

Lancaster:

Gedruckt von Johann Bär.....1825.

Vorrede.

Des nunmehr sel. Johann Friedrich Weitenkampfs vernünftige oder philosophische Trostgründe bey den widrigen Schicksalen der Menschen sind von den Lesern mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Verschiedene Leser haben sogar daraus einen brennenden Zunder gefangen, wodurch sie ganz angeflammet, und welche nicht minder dessen Christliche Trostgründe, Trostgründe aus der Heilsordnung der Christlichen Religion, zu sehen und zu lesen gewünschet haben.

Der Tod des sel. Verfassers hätte diesem Wunsche und Hoffnung beynahe eine Hinderung eingestreuet: Jedoch da derselbe sich schon einige Jahre zuvor an die Ausarbeitung dieses Werks gemacht, und solches bis auf die Zusammenfügung verfertiget gehabt, so hat man die Achtung derer Leser gegen die Weitenkampfischen Schriften, und das sehnliche Verlangen nach diesem Theile derer Trostgründe, um so ehender befriedigen können.

Ich wurde zur Erreichung des Ziels solcher Begierde um die Zusammenfügung der Weitenkampfischen Gedanken angesprochen und gebeten. Mir fehlte es

nicht an andern gleich wichtigen Arbeiten. Demungeachtet entschloß ich mich, einem Werke die Geburt zu erleichtern, welche der Tod des ersten Verfassers aufgehalten und verhindert hatte.

Ich habe mir ein Gewissen daraus gemacht, dasjenige zu ändern oder ausbessern zu wollen, was ich vielleicht aus einem andern Gesichtspunkte würde beschauet haben. Mit einem Worte, ich lasse dem ersten Verfasser das, was ihm eigen ist und zugehöret. Dazu verbindet mich nicht allein die mit dem sel. Autor gehabte Bekanntschaft, sondern auch die Achtung des Talents, welches der gütige Himmel demselben ertheilet hatte.

Man erwartet von uns hieselbst eine kurze Nachricht von dem Leben und Tode des sel. Autors. Das Vornehmste will ich hieher setzen. Das Vollständige muß man aus seinem Lebenslaufe herholen, welcher zu Ende der auf seinen Tod gehaltenen Leichpredigt ans Licht gesetzet ist.

Johann Friedrich Weitenkampf erblickte zu Königsberg, in Preußen, 1726, den 7. Jul. die Welt, wie man bisher geglaubet. Daselbst genoß er einen Unterricht bis in das 20ste Jahr, welchen er allezeit gerühmet. Sein Vater war mit ihm gleiches Vornamens, Oberprediger der sogenannten Alt-Roßgartischen Kirchgemeine und Consistorialrath daselbst.— Die Mutter nannte sich Anne Catharine Schermacherin, welche schon 1731, den 5. Jun. bald nach der Geburt ihres jüngsten Sohns, Herrn Benjamin Gotthard Weitenkampfs, das Zeitliche gesegnet. Den Vater verlor er im Jahre 1734, und blieb unter der Aufsicht seiner sehr geliebten Stiefmutter, Regine Dorothee Scheibenpoden, zu seinem guten Glücke stehen.

Er genoß im Königsbergischen Waisenhause der beyden Vorgesetzten und Lehrer treue Unterweisung, des M. Dehns und Herrn Hiblets, worunter jener der Lutherischen und dieser der Reformirten Religion zugethan war. Dazu kam die rühmliche Aufsicht des Königl. Preußischen Hofraths und Hofgerichtsadvocati in Königsberg, des Herrn Otte Wilhelm Scheibenpodens, der ein Bruder seiner Stiefmutter war.

Schon im Jahre 1743, d. 4. April wurde er unter die Anzahl der Studenten auf der hohen Schule zu Königsberg durch den berühmten D. Schulzen, damaligen Rectorem magnificum und Lehrer der Theologie, aufgenommen. Er schöpfte seine meisten Wissenschaften daselbst aus den Vorlesungen der Herren Theologen D. Schulzens, D. Arnolds, D. Kypkens und des D. Salthenius, und des berühmten mathematischen Weltweisen Mag. Martin Knutzens, dessen gelehrte Schriften, welche nach der strengen Lehrart eingerichtet sind, jederzeit lesenswürdig bleiben.

Die Universität zu Königsberg feyerte im Jahre 1744, d. 11. Sept. ihr anderes Jubeljahr. Herr Weitenkampf, ein schon damaliges Mitglied der Königsbergischen deutschen Gesellschaft, wurde aus der daselbst studierenden Jugend vor andern dazu gewählet, daß er des Tages vorher dieselbe Feyer durch eine öffentliche deutsche Rede bekannt machte. Darin handelte er den Satz ab, daß wohleingerichtete Akademien die Grundsäulen der Glückseligkeit ganzer Völker und Länder seyen. Diese Rede ist nachher gedruckt.

Nach sechs Jahren besuchte der sel. Weitenkampf die Universität zu Leipzig, um sich in der deutschen Redekunst zu üben. Bald trieb ihn der große Ruhm des nunmehr selig. Siegm. Jak. Baumgartens zur Frie-

drichs Universität in Halle. Hieselbst legte er sich vornehmlich auf das, was zum Wesen der Philosophie und Theologie gerechnet wird. Er gieng nach drey Jahren auf die Julius Carls Universität nach Helmstädt, und hörte die Vorlesung der berühmtesten Professoren hieselbst. Im Jahre 1751 erlangte er die philosophische Doctorwürde unter dem Herrn Professor Keuffel, unter welchem er zugleich de fato turcico eine öffentliche Disputation hielt. Bald hierauf hielt er unter des neuen Magisters Beystande Henrich Gottlieb Grotjan eine öffentliche Vertheidigung der Disputation, Diss. moralis, excutiens quæstionem: An dentur officia erga angelos. Hierauf gab er seinen Zuhörern öffentliche Vorlesungen über alle Theile der Philosophie, die ersten Gründe der Lehre von den Größen, über die Redekunst und die griechische Sprache.

Im gedachten Jahre 1751 errichtete er noch die lateinische Gesellschaft, welche durch den deutschen Wind endlich zerstreuet ward. Er schrieb nicht lange nachher seine drey bekannten Bücher: 1) vernünftige Trostgründe bey den traurigen Schicksalen der Menschen; 2) Gedanken über wichtige Wahrheiten aus der Vernunft und Religion, in zween Theilen, und 3) das Lehrgebäude vom Untergange der Erde, alle in octav.

Er wurde von den Wahlherren der Kirche des H. Magnus, dessen Lebensgeschichte mit vielen Erdichtungen verwirret ist, zum Pfarrer zu Braunschweig bestimmet, vom Hochweisen Rathe aus drey Gewählten zur Herzoglichen Bestätigung unterthänigst übergeben, und im Jahre 1754, den 3. Nov. mit größester Zufriedenheit der Magnus Gemeine in gedachter Kirche eingeführt und angewiesen. Er führte hieselbst sein

Amt mit allem Fleiße und möglichster Treue, und leuchtete der Gemeine mit reiner Lehre und einem gottseligen Wandel vor, als ein angenehmer Lehrer und unermüdeter Nothhelfer der Hülfsbedürftigen. Er verehligte sich im Jahre 1756, d. 11. May, mit Jungfer Clara Elisabeth Wilhelmina Sellen, Hn. Heinrich Ernst Sellen, Herzogl. Wolfenbütt. Amtmanns, itzo gnädigst declarirten Oberamtmanns, einziger Tochter. Sie gebahr ihm 1757, 2. März, eine Tochter, die nach 40 Wochen das zeitliche Leben verließ. Er starb am hitzigen Catarrhalfieber, in der besten Blüthe seiner Jahre, 1758, 9. April, am Sonnt. Misericord. Domini. Am 3ten Ostertage hatte er vorher seine letzte Kanzelrede von den seligen Früchten, welche wir von den Erscheinungen Christi, sonderlich im Tode, sammlen können, gehalten, und er sammlete sie bald nachher selbst mit aller Freudigkeit ein. Nach seinem Tode wurde sein Sohn Heinrich Wilhelm Benjamin, 1758, den 10. Oct. gebohren, welchen der gnädige Gott zum Denkmal des Geschlechts seiner Eltern bewahren und erhalten wolle!

Dies sind die Grundzüge des Lebens des sel. Herrn Past. Weitenkampfs, eines überall beliebten Lehrers und Christlichen Menschenfreundes. Seinen Character wird der Leser am besten aus seinen Schriften erkennen und ohne Mühe bestimmen können.

Christliche Trostgründe

bey den

Widrigen Schicksalen der Menschen.

Erstes Capitel.

Von der Einrichtung der Seele, um des Christlichen Trostes fähig zu seyn.

§ 1.

Dasselbe, was wir mit dem Namen des Trostes belegen, besteht in der Linderung und in der Wegräumung des Uebels, um unser dadurch beunruhigtes Herz vermittelst der Vereinigung mit Gott aufzurichten, und durch dessen Freundschaft zu erfreuen. Läßt sich das Uebel vors erste nicht mehr wegräumen und heben, so kömmt es darauf an, ob wir uns dabey der Vereinigung mit Gott versichern, und es dadurch ertragen können, bis es zu seiner Zeit weggeräumet werde. Wer keiner Beunruhigung der Seele fähig und sich bewußt seyn kann, dem kann man auch mit keinem zugesprochenen Troste zu statten kommen. In diesem Falle ist aller Versuch des Trostes vergeblich. Dieserwegen sind unmündige Kinder und Personen, die ihres Verstandes nicht mächtig sind, der Tröstungen unfähig, und durch unser Gebät der Barmherzigkeit und Güte Gottes zu überlassen.

§ 2.

Wenn das, so zu unserm Besten gereichet und sofern kein Uebel ist, von uns für ein Uebel gehalten wird, so müssen wir uns überzeugen und überzeugen lassen, daß es kein wahres Uebel sey, um uns der beschwerenden Vorstellungen zu entschütten. Wie oft meynen wir nicht, dieses oder jenes sey etwas

Gutes, so uns doch in der That schädlich ist? Wir sehen die Beraubung desselben Scheinguten für schmerzlich an; und werden doch dadurch, wenn wir es verlieren, von einem daraus erwachsenden großen Uebel befreyet. Eine bunte und schönscheinende giftige Eidexe in der Hand eines unverständigen Knabens, kömmt ihm als ein vortreffliches Mittel, die Augen zu belustigen, vor. Wer sie ihm nimmt und wegwirft, der erweiset ihm eine Wohlthat, und bewahret ihn vor Schaden. Hieraus leget sich die Regel zu Tage, daß wir unsern Zustand recht kennen und das Scheinübel nicht für ein wahres Uebel halten müssen. Wir pflegen auch insgemein unsere widrigen Schicksale durch Vergrößerungsgläser zu betrachten, oder sie nicht nach der Absicht Gottes zu beschauen. Daher ängstigen wir uns nicht selten, wenn wir gelassen seyn oder uns billig freuen könnten, so bald wir die gütige Hand und Absicht Gottes erkenneten, der uns dadurch zu seiner Vereinigung und zur ächten Glückseligkeit bereiten, führen und ziehen will. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er aller Welt Güter besäße, wenn er mit Engelzungen redete und die vortreflichsten Gaben hätte, dabey aber sich immer weiter von der Vereinigung mit Gott und der Glückseligkeit entfernte? Was kann es ihm endlich schaden, wenn er nur das Nothdürftigste hat und das übrige verliert, oder nicht überkommt, falls er sich dabey der Freundschaft Gottes versichern und die wahre Glückseligkeit erlangen kann?

§ 3.

Der Grund alles Christlichen Trostes ist die Freundschaft Gottes. Sollte dieser oberste Beherrscher der Welt seinen Freunden auch etwas ertheilen oder widerfahren lassen können, welches ein wahres Uebel ist? Wer sich mit Gott vereiniget, der tritt in seine Gnade und in den Genuß alles dessen, was ihm gut und heilsam ist. Diese Vereinigung besteht darin, daß ich in die väterliche und gütige Absicht Gottes trete. Seine Absicht ist auf meine Wohlfahrt und Glückseligkeit gerichtet. Seine Absicht muß meine Absicht seyn. Warum sollte ich denn nicht ernstlich wollen, daß es mir wohl gehe? Daß ich glückselig werde? Will Gott, daß ich ruhig und glückselig sey, so will er diesen Zweck durch die Mittel, welche dazu führen und von ihm gebilliget sind. Wer den rechten Weg nicht gehet, der verfehlt des Zwecks seiner Reise. Wer diesen Zweck begehrt und sich der Betretung des rechten Weges gänzlich enthält, der wird in diesem Zustande nimmer ruhig und glückselig werden. Er macht sich vielmehr alles zureichenden Trostes in seinen widrigen

Schicksalen unfähig. Trete ich nicht auf den rechten Weg, verharre ich nicht auf demselben, erwähle ich aus Irrthum den Weg nicht, welcher zur Vereinigung mit Gott führet, so setze ich mich in den Zustand, worin ich weder ruhig noch glückselig werden kann, worin ich bey widrigen Schicksalen mich nicht gänzlich trösten kann. Daher stehen dort verschiedene Schaaren im Schlamme, und werden auf ihren Nebenwegen fast von allem Troste entblößet. Auf der andern Seite eilen nicht wenige Wanderer zur Finsterniß, worin sie keinen Weg mehr sehen können. Auf der dritten Seite machen die Goldkäfer einen falschscheinenden Schimmer: Und wie groß ist nicht die Menge derer, welche in diesem matten Lichte herumschweifen und ihre Belustigungen aus diesem Schimmer bernehmen wollen? Auf der vierten Seite liegt eine ausgedehnte Anzahl von Erdbürgern, welche sich die Augen ausgestochen haben, oder dieselben noch erwarten. Jene wollten besser und deutlicher sehen, als ihre Mitbürger. Sie spotteten der Einfalt ihrer Brüder, und, um recht zu sehen, beraubten sie sich der Augen. Bethörte Sterblichen! die sich selbst blenden, um andere sehend zu machen! Die an dem Borde der Vernunft noch ganz blind oder mit schwachen aufgehenden Augen liegen, sind nicht also beschaffen, daß sie den bereiteten Weg recht sehen oder darauf wandeln können. Ihre Blödigkeit hat den höchsten Regierer der Menschen bewegt, daß er mit ihnen nach außerordentlichen Mitteln zu Werke gehet und sie in schwache Schritte zur Glückseligkeit setzet, welche mit dem Fortgange immer stärker und eilender werden. Der Weg zur Glückseligkeit muß allerdings voraus gesetzt, und von denen, welche des Wandels darauf fähig sind, betreten werden, wenn die Erdbürger eine gänzliche Erlösung von allem Uebel erhalten wollen. Und wie können wir Freunde Gottes seyn, wenn wir uns nicht nach seinem heiligen, gerechten, gütigen und weisen Willen richten? Wenn wir nicht die Mittel der Glückseligkeit erwägen und anwenden, welche er aus gnädigem Willen uns kund gemacht hat? Gott saget: "Ihr seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete." Joh. 15, 14. Der gehorsame Knecht Gottes, Abraham, unterzog sich allen Befehlen Gottes auf das willigste, auch denen, welche ihm sehr widrig schienen, und wurde deswegen ein Freund Gottes geheißen. Jac. 2, 23. Wer nicht in die Vereinigung mit Gott tritt noch treten will, der widersetzt sich seiner Wohlfahrt und Glückseligkeit. Kann auch ein größer Uebel genennet werden? Wie groß kann der Trost in diesem Uebel seyn? Dies einzige ist noch der Anker einiges Trostes, daß

Gott langmüthig ist, und nicht so fort in diesem Leben den unnützen und widerspenstigen Knecht in die ewige Marterkammer fortschleppen läßt. Er giebt ihm Raum zur Reue, zur Rückkehrung. Er breitet noch immer seine liebreichen Hände gegen ihn aus, um ihn auf den rechten Weg und unter seine Gnadenflügel zu ziehen. Er will nicht, so viel an ihm ist, daß jemand verloren werde und in den gänzlichen Untergang hinabsinke, sondern daß sich jedermann bekehre und des wahren Trostes fähig sey, wie auch desselben ewiglich genieße, auf daß man von dem wiederkehrenden und zur Freundschaft Gottes gebrachten Erdbürger endlich ohne Aufhören sagen könne: Nun wird er getröstet.

§ 4.

Gott, der liebreiche Schöpfer und regierende Vater, ziehet mich durch einige Grundtriebe zu sich, durch Triebe, welche sehr tief in mein Herz gedrücket sind. Ich finde in mir einen Vollkommenheitstrieb. Ich finde in mir einen Gewissenstrieb. Beyde Triebe gehen nicht selten vor meiner Ueberlegung und vor der Anwendung meiner Vernunft her. Ich bin demnach der Urheber derselben gar nicht. Meine Einbildungskraft will dieselben dämpfen und unterdrücken, wenn sie mir widrige Empfindungen zeugen und verursachen. Je emsiger und mühsamer ich dieselben sperren und aufhalten will, je kräftigere Redner werden sie, und je mehr lassen sie ihre wirksame Stimme durch mein Herz dringen. Sollte ich mir auch wohl einbilden können, daß diese Triebe aus meiner Einbildungskraft geflossen seyen? Nehme ich diese Triebe nicht in den Handlungen anderer Erdbürger wahr? Kann meine Einbildungskraft in den Herzen dieser meiner Brüder solche Triebe hervor gebracht haben? Nein! Sie gehen vielmehr vor allen Bildungen, welche wir mit Vorsatz in unserer Seele machen, schon her. Sie sind schon da, ehe man deutliche Erkenntniß sammlet, und auf den Weg zur Glückseligkeit gedenket. Die Seele muß gewiß in einen großen Sturm gerathen, und ihres Bewußtseyns nicht mehr mächtig seyn, wenn sie das Gefühl dieser Triebe nicht empfindet.

§ 5.

Der Vollkommenheitstrieb lenket sich gegen mein Wohl, und fasset eine unauslöschliche Begierde zur Glückseligkeit in sich. Ich will daher vom Uebel befreyet seyn; ich begehre meine Erhaltung. Es fällt mir widrig, wenn man mir die Erhaltungsmittel einschränket oder wegräumet. Ich trachte darnach, daß ich meinen innern und äußern Zustand erhalte und verbessere.

Es fällt mir unangenehm, wenn man mich tadelt, verachtet, spottet oder lästert. Ich sehe es gern, wenn man mich für etwas hält und für mich Achtung hat. Dies ist die Grundquelle meiner Leidenschaften und Gemüthsbewegungen. Der Genuß des gegenwärtigen Guten machet mir Lust und Freude, erquicket mein Herz, und erwecket mich zur hurtigern Bewirkung meiner Geschäfte. Darf ich die Fortsetzung desselben oder den Genuß eines andern hoffen, so werde ich auch hierdurch in angenehme Vorstellungen gesetzt. Ich schränke meinen Vollkommenheitstrieb nicht durch einen Abschnitt, durch ein Ende alles Wohls ein. Dieser Gedanke würde meinem Herzen ein widriges Schicksal erzeugen. Mein sehnendes Verlangen dringet sich durch die Zeit in die Ewigkeit fort, und will sich nur durch die Erblickung einer unaufhörlichen Glückseligkeit in den Ruhestand setzen lassen. Non est mortale, quod opto. Die Mutter des berühmten Lehrers Augustins wurde durch den sanften Zug dieses Triebes so sehr zum Eingange in die frohe Ewigkeit belebet und geführet, daß sie mitten in ihrer Empfindung die angenehme Stimme hören ließ: Flügel her! Flügel her!

§ 6.

Die zartesten Kinder empfinden schon etwas von diesem Gefühl. Sie beweinen ihren Schmerz und das, was sie für ihr Uebel halten. Sie empfinden eine Lust an der Freyheit. Sie finden eine Unlust, wenn man ihre Handlungen wider ihren Willen hemmen oder einschränken will. Sie begehren zu leben, ihren Leib zu erhalten, den Hunger zu meiden, mit guten Kleidern gezieret zu seyn, sich nicht betrüben oder verachten zu lassen. Der gütige Schöpfer hat diesen Töpfen solchen Henkel ertheilet, auf daß man die Kinder, ehe sie den völligen Gebrauch der Vernunft erwerben können, vermittelst desselben halten oder bewegen könne, und allmählig zur Fähigkeit der wahren Wohlfahrt zu lenken vermöge. Giebt man dabey nicht auf den Zweck des Vollkommenheitstriebes gehörige Achtung, so verdirbt man die Kinder dadurch, daß man in ihnen die falschen Bilder der Ehre, der Vollkommenheit, des Reichthums, des Vergnügens, entweder einflößet, oder in den zarten Gemüthern sich durch Umgang mit unrichtigen Wegweisern befestigen läßt. Es ist auch ein großer Schade für die Erdbürger, daß manches Kind nicht wohlgebohren ist: und der Schade ist noch größer, welcher aus dem Mangel einer richtigen Kinderzucht entsteht. Durch diese beyden Fehler wird der Vollkommenheitstrieb in den Kindern sehr elend und schädlich angewendet, und also eingerichtet, daß die Früchte sich noch lange nachher sehr deutlich erkennen

lassen. Sind auch alle Kinder in den Umständen gezeuget, im Mutterleibe also verwahret und an das Licht gebracht, daß man mit Grunde der Wahrheit sagen kann, sie seyen wohlgebohren? Es kann geschehen und geschieht nicht selten, daß gutgesinnte, friedliche, mäßige, geduldige und fleißige Eltern in rechter Ordnung Kinder zeugen; daß die Mutter eine gottesfürchtige und menschenliebende Seele hat, womit die Theile ihres gesunden Leibes in angenehmer Uebereinstimmung stehen; daß sie in mäßigen Bewegungen bey ihrer Arbeit und bey einfältigen Nahrungsmitteln unter gehöriger Maaße ihre Schwangerschaft fortsetzet; daß sie ohne große Mühe ein gesundes Kind zur Welt bringt, in welchem sich gesunde und dauerhafte Grundstoffe finden. Ich zweifle nicht daran, daß ein solches Kind wohlgebohren sey. Die Mutter heget eine wahre Liebe gegen ihren Landesherrn. So oft sie diesen unter der Säugung des Kindes erblicket, empfindet sie eine sanfte Freude und ein unschätzbares Vergnügen, welches sie mit der gesunden und bewegtern Milch dem Kinde einflößet. Sie drückt das Kind an ihre Brust, wenn sie ihre Ehrerbietigkeit gegen den höchsten Vater durch äußerliche Zeichen ausdrücket. Sie beruhiget sich, in dem billigen und friedliebenden Willen des Mannes. Trotz, Scheltworte, und Zänkereyen, sind ihrer Seele und Wohnung ganz unbekannt. Sind draussen die Tage trübe und unruhig, so strahlet ihr Haus mit der Sonne des Vergnügens, und erquicket sich durch die Ruhe des Herzens. Ihr Kind erwächst innerhalb dieses beglückten Horizonts. Seine Begierden werden in der Ordnung gehalten, und sein Leib reget sich durch einen gemäßigten Umlauf des Blutes, welches nicht durch heiße Kunstgetränke und Indiens Gewürze erhitzet wird. Die schlechtesten und unter gleichem Himmel hervorgebrachte Nahrungsmittel erhalten und vergrößern den zarten Leib des Kindes. Was es nicht leicht verdauen kann, das wird ihm nicht gereichet. Werden seine Bewegungen stärker und zahlreicher, so werden auch stärkere Nahrungsmittel zur Hand genommen. Bey der Darreichung des Brodes und Trankes erinnert die Mutter, daß der höchste Vater solche Gaben dem Fleiße der Menschen durch Sonnenschein, Regen, Wind und Wetter schenke. Sie erinnert, daß die Betten und Kleider aus solchen Grundstoffen bestehen, welche kein König erschaffen oder ursprünglich hervorbringen kann. Denn wenn Regen und das gehörige Wetter ermangeln, so kann kein wolltragendes Thier leben, so fehlet es am Futter, so fehlet es an den Unterhaltungsmitteln, am Wachsthum des Grases, der Kräuter, der Stauden, der Bäume. Woher will man dem

Seidenwurme seine Speise ertheilen, und wovon soll er spinnen, wenn der Maulbeerbaum keine Blätter, kein Laub, hervorgrünen läßt? Dies wird dem Kinde, wie es mit seinen Begriffen folgen kann, gesaget und gelegentlich gezeiget. Wie sich sein zarter Leib stärket, und wie derselbe stufenweise wächst, so stärket sich auch in ihm die Ehrerbietung gegen Gott und die Liebe gegen seine väterliche Fürsorge. O ein wohlgebohrnes und wohlgezogenes Kind! Gott und sein Landesvater sind von der Kindheit an seines Vergnügens helleste Quellen.

§ 7.

Jedennoch müssen wir auch dieses billig erinnern, daß der in unser Herz gedrückte Vollkommenheitstrieb, der Grund der natürlichen Selbstliebe, nicht so rein, so richtig und so thätig sey, daß wir dadurch zur Vereinigung mit Gott gelangen können. Gott ist heilig und gerecht. Wir hergegen sind vom Anfange unsers natürlichen Lebens mit vielen unordentlichen Leidenschaften und mit der Ermangelung der gottgefälligen Tugend besamet und durchströmet. Wir sind, in Ansehung des geistlichen Lebens und der mit dem gnädigen Gott vereinigten Einrichtung unserer Handlungen, todt und unbeweglich. Es findet sich in uns zugleich wegen solches Todes, wodurch wir das natürliche Leben fortsetzen, ein Widerspruch zwischen unsern Handlungen und der Gerechtigkeit Gottes. Was ist dieser Widerspruch anders, als eine beständige Rebellion wider den heiligen Oberherrn? Wir wollen glückselig seyn, und gehen mit Blindheit den Weg, welcher unsern sinnlichen Leidenschaften und zeitlichen Absichten gemäß zu seyn scheint. Wir sind den elenden Missethätern ähnlich, welche man in alten Zeiten an die todten Körper anderer Menschen strickte. Wir leben natürlich, und dies Leben ist mit dem geistlichen Tode verbunden. Der gerechte Regierer der Welt und Herr der Erdbürger hat uns nicht ohne Gesetz unserm eigenen Willen überlassen können. Dieses Gesetz Gottes muß das Ruder unserer freyen Handlungen seyn. Der Vollkommenheitstrieb wird dadurch in seiner Ordnung erhalten. Jedoch gehört zu dieser Achtung und Anwendung solcher Ordnung eine Kraft, welche in uns nicht da ist, und aus der gnädigen Hand Gottes erbeten werden muß. Diese angewendete Kraft ist die wahre und göttliche Tugend, das Band der Freundschaft mit Gott. Darin wohnet das geistliche Leben, als die Quelle alles Seelenfriedens und alles Trostes. So lange wir diese Kraft nicht besitzen, sind wir des beruhigenden Trostes nicht fähig. Aller übrige Trost verhält sich dagegen als ein Tropfen des Staubregens gegen das

große Weltmeer. Wir entledigen uns von einer Unruhe, wie wir immer können, und fallen in die andere. Wir flicken an einem verdorbenen Leibe, und, wenn wir einen Ausbruch der Krankheit etwas meynen ausgebessert zu haben, so zeigen sich andere gefährliche Ausbrüche. Die nicht wohlgebohrnen Menschen und die übel erzogenen Kinder tragen eine noch größere Fertigkeit zur Untugend und zur Widerspenstigkeit gegen das Gesetz Gottes in sich, als die übrigen. Die Mutter, eine Säuferin, drücket die wiederholten Bewegungen ihrer üblen Gewohnheit in die Fäsern des zarten in ihr liegenden Kindes, Bewegungen, welche mit gewissen Eindrücken in die Seele des Kindes in einer Verbindung stehen. Die schwangere Mutter findet ihr Vergnügen in der Dieberey; ihr Kind empfängt dadurch eine große Neigung zu dieser Unart. Jene Mutter knüpfte aus überwiegender Begierde einen schön gearbeiteten Strick, woran man sich im Bette aufhebt, los, und entwandte denselben mit vielem Vergnügen, ob sie wohl eine vornehme und reiche Frau war. Sie brachte ihr tragendes Kind nach sieben Monaten zur Welt. Diese Tochter wurde nicht minder sehr übel nach aller ihrer Lust erzogen. Die Mutter, die Frau Amtmannin, sagte, der Vorzug ihres Standes erfordere eine freye Kinderzucht. Dadurch erhielten die Kinder eine angenehme Dreistigkeit, und etwas, welches sie mit dem Namen der Edelmüthigkeit belegte. Das Kind wurde zum Ehestand reif. Die Romanen, nur nicht die Pamela, verdienten alle die Aufmerksamkeit. Der lustige Zeitvertreiber hatte seine Stelle bey dem Nähepulten. Die Tochter mehrte dadurch die Beyträge ihres Witzes und unartigen Verstandes. Diese Tochter entwendete den Eltern allerley Kleinigkeiten, und verschenkte sie ihren Galanen. Sie wurde frey genug und mehr als frey. Sie bekam einen Mann, aber in Gesellschaft; sie wurde geschieden. Sie nahm ihre Zuflucht zur Großmutter. Die Lüste anzufeuern, nahm sie überflüßigen Branntwein zur Hand. Die Weingläser konnten nicht mehr klingen, weil der Klang des Geldes aufgehöret. Sie verkaufte das Geräthe der Großmutter heimlich. Sie trieb die Mauserey so weit, daß sie ihren Aufenthalt im Werkhause nehmen mußte. Sie entwischte mit dem Zuchtknechte und gieng mit ihm nach Amsterdam, um nach Ostindien zu gehen. Sie setzte ihre Dieberey auf dem Schiffe fort, und wurde den Fischen zur Nahrung über Bord geworfen. War diese Unglückliche auch wohlgebohren? Ein unseliger Strick veranlassete diese verderbte und verderbensvolle Verstrickung. War diese Unselige auch ohne allen Vollkommenheitstrieb, ohne alle Selbstliebe? Wie stund es um ihren Ge-

wissenstrieb? Wie oft hatte sie denselben mit einem Branntweinsgeschirre unter die Füße gebracht und endlich gebranntmarket? So oft sie eine Predigt gehöret, oder eine erbauliche Erinnerung zur Tugend gemerket hatte, waren ihr die Redensarten geläufig gewesen: O Schade um die Heuchler! O welche melancholische Zeiten! Noch mehr. Dort läßt sich ein Redner hören. In der zarten Kindheit regte sich so fort sein Blut sehr munter. Die Rosen blüheten auf seinen Wangen. Seine Bezeigungen waren lebhaft und einnehmend. Der Vater ließ ihm den liebreichen Zügel schießen. Er schickte ihn auf eine Schule und unterhielt ihn, weil die Linie der Kapitale kurz gemessen war, sehr sparsam. Der Herr Sohn verwandelte sich in eine gute Nachtigall. Er reizte die Reichen gegen sich durch seine schmeichelhafte Gefälligkeit zu manchem Zuschusse. Er lernte dabey so viel, daß er damit klappern konnte. Er gieng zur reichen Armuth, wo die geschminkte Heucheley zweymal in der Woche den dürftigen Musensöhnen, welche für das umgekehrte Stundenglas einen Groschen bekommen, ein Fleischgerichte aufschüsselt. Denn um Philadelphia wachsen viele Hülsenfrüchte. Der Herr Sohn lernet vornehmlich das Kunststück, sich denen gefällig zu machen, welche das Hebezeug in Händen haben, wodurch man den Thürnen die Haube aufzusetzen weiß. Man sendet ihn unter die Wenden. Er wendet sich darauf nach Nordthüringen. Man ruft ihn nach Neu-Georgien. Er steigt von einer Stufe zur andern; er wird ein Schaubühnenredner in Boston; er redet von Bestimmungen, wovon er so wenig als seine Zuhörer den größesten Theil versteht. Er zeiget weiße Zähne und wohlgedrehete Hände unter seinem Vortrage. Wenn er gleich nicht allen Zuhörern gefällt, so gefällt er sich doch selbst. Er läßt sich oft vernehmen, er wolle seine Zuhörer in den prächtigen Saal Walhalla führen, welchen die alten Gothen in Irrland setzten; aber er kehret den Rücken allezeit gegen diese Gegend. Den vorgesetzten Oberredner mag er nicht leiden, weil er diese Stelle schon mitten in den Cirkel seiner Absichten zum Mittelpunkte vorgeschrieben hatte. Er muß weiter steigen. Das Walhalla macht ihm keinen Kummer. Lieber wählet er sein Walhalla in den lustigen Gastmahlen. In Halifax will er auch etwas vorstellen. Er dringet sich zur Aufsicht über die abwechselnden Lämmerknechte. Noch nicht genug. Er schmeichelt sich bey dem Schatten des Stückmeisters der rednerischen Rüstkammer ein. Dieser wirft ihn in die Achtung der weisen Calliope. Nun wird er bald steigen; aber wie zieht er indessen seine Kinder? Er überläßt sie dem Ruder ihrer Leidenschaften.

Sein ältester Sohn setzt sich auf den Postwagen, und kömmt wohlbehalten in Philadelphia an. Bald ist er ein Leuchtenträger, und bald wieder ein Linkmacher. Bald ist er zu Philadelphia, bald in Quebeck. Bald steigt ihm das Heimweh auf, und mit entleerter Tasche fasset er den Entschluß: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Und hieselbst ist er in allen Gerichten der Schüsseln ein großer Polyhistor. So siehet die Vollkommenheitsbegierde in ihrer Anwendung durch das unrechtgestellte Rad der Leidenschaften aus. Liebster Gott, wo bleibt der wahre Ernst und die ernsthafte Bemühung um dein Gesetz und den Weg, welcher zur ewigen Glückseligkeit führet! Siehet nicht ein jeder auf seinen eigenen Weg? Tröstet sich nicht die meisten Menschen mit angenehmen Leidenschaften, welche denen Leidenschaften entgegen stehen, wovon sie gedrücket werden? Ach leidige Tröster! Ist dies die Fähigkeit des wahren Trostes?

§ 8.

Der Gewissenstrieb ist eine Ermahnungs- und Warnungs-Stimme Gottes, verschiedene Handlungen auszurichten oder zu unterlassen, und das Begangene zu prüfen. Dieses Gefühl ist dem Vollkommenheitstriebe zum Gefährten an die Seite gesetzt, um ihn einzuschränken und im rechten Gleise zu erhalten. Aber was sehe ich? Wenn das Gewissen selbst nicht gegen den rechten Leitstern gerichtet ist, so trüget es. Wenn es sich nicht reget, wenn es schläft, so gehet die Anwendung des Vollkommenheitstriebes aus der Richtung und Linie, worin sie sich enthalten sollte. Beyde Genossen haben eines Gesetzes vonnöthen, um sich zufolge demselben in freyen Handlungen thätig zu beweisen. Wer kann aber allen Erdbürgern dieses Gesetz vorschreiben, als der allgemeine Herr derselben?

§ 9.

Das Gefühl des Gewissens führet keine deutliche Erkenntniß dieses Gesetzes mit sich. Bald regieret es den Vollkommenheitstrieb, bald ist es demselben unterthan, bald ist es gar stumm und hat sich einwiegen lassen. Hat es das Gesetz des Höchsten zu seiner Richtschnur, so laufen nicht selten unrichtige Erklärungen dazwischen, welche das ganze Orgelwerk verstimmen. Wir erklären die Gesetze sehr gern also, wie es sich mit unsern Neigungen reimet. Wir denken gern über das weg, worin wir weder Hülfe noch Trost finden. Daher ist das Gewissen bald richtig, bald unrichtig: bald gewiß, bald wankend: bald redend, bald schweigend: bald ausführlich, bald zerstücket und unvollständig: bald stark, bald schwach; bald widerstehend, bald nach-

gebend: bald wahr, bald irrig. Was meynet ihr? Können wir auch darin einen Grund des sichern Trostes jederzeit finden? Wider das irrende Gewissen soll ich nicht handeln; aber in seiner Richtschnur verfehle ich doch des rechten Weges. Handele ich dagegen, so ist mein Herz unruhig; folge ich ihm, so ist mein Trost, welchen ich daher nehme, ungegründet. Ich soll mich an die Vorschrift meines Oberherrn halten. Ich gehe sicher und mit richtigen Schritten, wenn ich diese lebhaftig erkenne und verstehe, auch mich in der That darnach zu wandeln bemühe. Diese Bemühung machet mich erst eines gründlichen Trostes fähig. Aber woher nehme ich die Kraft dieser lebhaften Erkenntniß? Dieses folgsamen Wandels?

§ 10.

Ich will gemächlich zu Werke gehen. Ich will mir einen Gewissensrath, einen Führer wählen, der mir anzeigen soll, was ich thun und lassen soll. Jedoch ich zweifele wiederum, daß dieses zu meiner Gemächlichkeit dem höchsten Gesetzgeber gefällig gewesen sey. Es kann ja mein Führer nicht alle Augenblicke mir zugegen seyn. Sollte es dieserwegen wohl nicht vonnöthen seyn, daß ich die allgemeine Regel des Gesetzes selbst erwäge und mich darnach einzurichten trachte? Ich kann freylich die Meynung anderer erforschen und unter befundenen Umständen, wogegen ich nichts bessers finde, meine freyen Handlungen zufolge denselben ins Werk richten. Aber meinen ganzen Umfang der Geschäfte kann ich ihrem Richterstuhle nicht übergeben. Denn alle meine Umstände sind nicht also beschaffen, daß ich sie einem andern eröffnen kann. Hat nicht der andere auch ungesunde Neigungen? Wie leicht kann er mich in das Netz seiner Ehrbegierde, seiner Habesucht, und anderer Leidenschaften ziehen? Der Hirte siehet immer auf seine Schafe, und merket dabey zuweilen nicht, daß ihm sein Andachtsbuch aus der Tasche fällt.

§ 11.

Jedennoch erstirbt der Vollkommenheitstrieb niemals in den Seelen der Erdbürger, ob er gleich nicht selten in die unrechte Richtung gelenket wird. Ist er durch Verdrängung ausser sich gerathen, so erholet er sich bald und tritt so fort wieder in seine vorige Lage, so bald der gewaltsame Gegendruck aus der Anwendung Abschied genommen. Mein Leser denkt hiebey: Haben denn die irrigen Anwendungen und Drückungen dieses Triebes nicht zurück bleiben können? Wie angenehm würde unser Leben seyn, wie ungehindert würde unser Schiff in den reichen und glänzenden Hafen der Wünsche einlaufen können, wenn

Gott selbst einem jeden Erdbürger seinen Theil beschieden und die Gränzen bestimmet hätte, in welchen sie ruhig seyn, und ihrer Begierde zur Glückseligkeit die ungehinderten Mittel vorlegen und dieselbe recht anwenden könnten?

§ 12.

Dieser Einwurf ist sehr scheinbar. Er verliert aber so fort alle seine Stärke, wenn man bedenket, daß die Erdbürger als freye Geschöpfe hervorgebracht seyen, die die Kräfte der Seele und des Leibes üben sollen. Wie würde diese Absicht Gottes erreichet werden können, wenn die Menschen durch unmittelbaren Zwang in einer gewissen unschädlichen Ordnung erhalten würden? Wo bliebe alsdenn der Unterschied zwischen den Wirkungen der Weltkörper und der Geister? Jene wirken ohne einiges Bewußtseyn ihrer Wirkung, ohne alles Andenken der Absicht, welche durch sie erreichet wird. Sie sind nur Mittel, wodurch die Absichten der Geister befördert werden. Sie empfinden nichts, sie denken nichts, sie fühlen keine Begierde zur Glückseligkeit. Meine Feder selbst, womit ich dieses schreibe, meine Dinte, wodurch ich meine Buchstaben färbe, überführen mich von dieser Wahrheit. Man kann sich jedoch den Fall aussinnen, daß Gott durch eine Offenbarung jedem Erdbürger die Gränzen der Mittel zum Gebrauch des itzigen Lebens und zur Ausübung der Begierde, sich glückselig zu sehen, gesetzt hätte oder noch itzt setzte, und dadurch alle Verwirrungen der Erdbürger auf einmal aufhübe. Wir wollen diesen Fall annehmen, um alles zu beschauen, was damit verknüpft ist, und was daraus folget. Zuvörderst muß man den ersonnenen Fall in zwey Glieder zerschneiden. Man kann entweder begehren, Gott solle in jedem Augenblicke allen Erdbürgern befehlen, was sie thun und lassen müßten, auf daß einer den andern auf dem Wege zur Glückseligkeit nicht hindere: oder man kann wünschen, daß dieses einmal schon längst geschehen wäre. Darf ich hierauf antworten, so frage ich voraus: ob die Erdbürger in dem doppelten bestimmten Falle ihre Freyheit behalten oder derselben beraubet seyn sollen? Wählet man das Andere, so muß ich meine vorige Auflösung wiederholen, und hinzusetzen, daß Gott nichts widersprechendes schaffe oder verordne. Sind es aber nicht zween widersprechende Sätze, wenn ich sage, der Erdbürger ist ohne alle Freyheit, und ist nichts, was Geist genennet wird, in ihm: Und wenn ich sage, der Erdbürger hat ein Gefühl der Begierde zur Glückseligkeit und in seinem Wesen einen Geist, welcher Absichten bilden und Entschließungen hervorbringen kann? Wozu würde die Erde nützen, wenn sie gar keine Gei-

ster hätte, welche davon Gebrauch zu machen und ihre Freyheit nach den vorfallenden Umständen auszuüben wüßten? Man wird freylich diesen Gedanken auf die übrigen Weltkörper ausdehnen. Aber deswegen besorge ich doch nicht, daß man mir die Last eines unverantwortlichen Irrthums aufbürden werde. Denn warum soll man sich den König der großen Stadt Gottes sehr gering vorstellen? Soll sein Wille nicht sowohl im Himmel, als auf Erden, geschehen? Wer verbindet mich, wer überzeuget mich zuverläßig, daß im Himmel der Wille Gottes nur von den heiligen Engeln ausgeübet werden könne? In dem großen Hause des unendlichen Vaters sind viele Wohnungen. Wir gehen aus dem Himmel wieder auf die Erde zurück. Wir wählen den Satz, um ihn zu erwägen, welcher also ausgedrücket wird: Warum Gott nicht für einen jeden Erdbürger eine Verordnung kund gemacht, oder machet sie noch itzo kund, woraus man deutlich verstehen könne, wie weit man die äußerlichen und leiblichen Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit wählen und anwenden, und was ein jeder für sich oder in Gemeinschaft haben solle? In dieser Forderung scheint man der Freyheit des Geistes der Menschen nicht zu nahe zu treten. Man bedenke jedoch, wie groß und weitläuftig solche vorgeschlagene Verordnung seyn müsse. Dem Feuer, Wasser, den Stürmen, und dem Raube fremder Hände, müßte durch unabläßige Wunderwerke gewehret werden, daß jeder seine Folianten unverletzt behielte. Jeder könnte zum voraus wissen, was der andere morgen vornehmen würde. Jeder würde seine Todesstunde wissen, weil seine Verordnung damit zu Ende gienge. Wie faul und verdrossen würde dieses Wissen die Menschen machen? Der Erdbürger würde denken, ich werde mich dieser und jener Bemühung nicht unterziehen, ich werde für andere nicht arbeiten, denn in kurzer Zeit bin ich todt. Und wo sollen alle Verordnungen aufbehalten werden? Würden sie auch alle auf dem Erdboden liegen können? Die Arbeit und mäßige Ueberlegungen, die Abwechselungen schicklicher Leidenschaften und Affekten, dienen den Erdbürgern zur Erhaltung der Gesundheit des Leibes. Wo würden diese Mittel der Gesundheit alsdenn anzutreffen seyn? Und wer würde denen die Verordnung erklären, welche sie nicht lesen oder verstehen könnten? Wer würde die vorfallende Verschiedenheit solcher Erklärung entscheiden? Es fällt in dem angenommenen Falle eine so große Menge ungereimter Folgen vor, daß man ohne Mühe erkennet, derselbe sey theils nicht nützlich, theils der Weisheit Gottes nicht anständig. Gott hat die Welt als einen Spiegel seiner Vollkommenheiten hervor-

gebracht, und deswegen eine physikalische Ordnung in der Welt bestimmet, welche er nur in seltenen Fällen und doch nicht im ganzen Weltgebäude zugleich unterbricht. Wie kann man begehren, daß Gott augenblicklich für jeden Menschen Wunderwerke thun solle? Wie würde sich alsdenn die Darlegung der Weisheit Gottes behaupten? Mich dünkt, der ganze Einwurf gehöre unter die Aussinnungen ungeübter Knaben. Ich will mich hierüber erklären. Der Vater zween junger Knaben ist so fern von der Fähigkeit derselben überzeuget, daß er sie auf das Feld, ohne Gefahr zu nehmen, senden kann. Er befiehlt ihnen, dahin zu gehen, und gegen eine gewisse Zeit alles ausgerichtet zu haben. Er erwartet sie zur bestimmten Stunde. Er wartet vergebens. Sie gerathen im Hingehen über den Befehl des Vaters in verschiedene Auslegungen, ob solcher gleich deutlich genug ist. Der ältere Knabe sucht seiner Erklärung, welche unrichtig geräth, daher einen Vorzug und Nachdruck zu geben, weil er ein Jahr eher die Sonne gesehen hat, als sein Bruder. Sie gerathen in Zank und in ein Stockduell. Sie kommen spät genug zu Hause. Das aufgetragene Geschäfte ist nicht ausgerichtet. Der Vater straft die Unart der Knaben. Der älteste Knabe entschuldiget sich damit, daß ihm der Vater keinen geschriebenen Zettel mitgegeben habe, auf welchem alles haarklein geschrieben wäre, was sie während jedes Schrittes hätten thun und lassen müssen. Aber würdet ihr euch, spricht der Vater, nicht auch gleichfalls über die Erklärung des Inhalts der Worte des Zettels gezanket haben? Du Großer, überhebe dich nicht deiner Stärke und deines Vermögens; du Kleiner, sey gelassen, gieb dem Stärkern nach, der freylich seinen Richter hat, denn sonst hast du den Schaden und dein Uebel dahin, und keiner nimmt dir es wieder ab. Wer kann geschehene Dinge ungeschehen machen? Du Großer, erwarte deine Strafe. Ihr habt beyde über eure Uneinigkeit meine Absicht zurück gesetzt, und wider meinen Willen gehandelt. Ihr habt über die Uneinigkeit und über dem Disputiren von dem Verstande meiner Verordnung eure Pflicht vergessen. Dies spricht der Vater, und beyde Knaben haben ihren Weg zum Wohl, durch einen sinnlichen Kützel, dermalen verloren. Man stelle sich Gott als den obersten Befehlshaber, und die überweisen Erdbürger unter dem Bilde der beyden Knaben vor. Gott hat es an der Verordnung, wie die Erdbürger den Weg zu ihrer Glückseligkeit finden und betreten sollen, nicht ermangeln lassen. Aber er hat nach seiner Weisheit den bequemsten und schicklichsten Weg erwählet. Man muß sich nur selbst keinen Weg dichten, der bes-

ser ist, oder auf dem Wege zanken. Joseph sagte zu seinen Brüdern, als sie sich auf den Weg zu ihrem zeitlichen Ruhestande begeben wollten, als sie zu ihrem Vater zurück giengen: "Zanket nicht auf dem Wege." 1 B. Mos. 45, 24.

§ 13.

Das Gefühl der Begierde glücklich zu seyn ist der Seele immer zugegen, wenn sie nicht durch einen sehr dicken Nebel widriger Leidenschaften überzogen ist. So tief jedoch dieses Gefühl nur immer in den Geist der Erdbürger gegraben ist, so unbekannt ist dem Menschen, der aus seinem eigenen Triebe wirket, die wahre Beschaffenheit des Ziels und des Weges, welcher zuverläßig dahin führet. Man kann sich der Oberherrschaft Gottes nicht entschütten. Man muß es willig eingestehen, daß er die Welt aus einer weisen Absicht erschaffen, und die erschaffenen Geister mit der Begierde zu seyn, und glückselig zu seyn, ausgerüstet habe. Er kann durch alles, was Schöpfung heißt, für sich keine Vollkommenheit, keinen Wachsthum des Guten, keine treflichere Stufe der Seligkeit erwerben. Er kann aber auch seine unendliche Vollkommenheiten in seinen Werken und in der Ausführung seiner Absichten niemals leugnen. Würde er die Welt nicht unmittelbar erhalten, so fiele sie in Unordnung und in ihr voriges Nichts. Der folgende Augenblick der Welt erwächst in seiner Erhaltung, nicht aus dem Zustande des vorigen Augenblicks. Gott ist demnach der Erhalter der Welt. Er ist aber auch der Herr der Welt. Er will dadurch seine Absicht erreichen, weil er ein weiser Schöpfer und Erhalter ist. Will er seine weise Absicht durch die Welt erreichen, so hat er sie als einen Zusammenhang der Mittel eingerichtet, und führet die Mittel fort in der Ordnung der Zwecke zur allgemeinen Absicht. Diese Art der Handlungen ist die höchste Art der Herrschaft und der Regierung. Sollte man dieserwegen wohl daran zweifeln können, daß Gott der oberste Regierer, der Oberherr der Welt sey? Ich bin auch ein Theil der Welt, so geringe und klein dieser Theil auch immer ist. Man darf mich nicht als ein davon abgetrennetes Stück, als eine Insel, ansehen. Ich bin auch ein Theil des Zusammenhangs der Mittel, wodurch Gott seine Absicht im Ganzen der Welt erlangen will. Und weil ich einen vernünftigen und seligkeitsbegierigen Geist habe, so bin ich ein Unterthan und ein Bürger der großen Stadt Gottes. Ich habe einen großen, einen unendlichen, einen ewigen und unveränderlichen, heiligen, gerechten und treuen Herrn. Wie hoch hebet mich dieser Gedanke nicht? Ich habe einen gütigen, gnädigen und barmherzigen Herrn. Wenn ich ihm

getreu bin, so habe ich ja eine Trostquelle, welche nimmer versieget: einen Reichthum, welcher beständig dauert und unschätzbar ist: eine Hoheit, welche sich weder überwinden noch übersteigen läßt. Wie selig bin ich nicht, wenn dieser Herr meine Sonne und mein Schild ist! Aber dies macht mir nicht selten einige Bekümmerniß, daß ich diesen Herrn nicht über alles verehre, noch in jedem Tropfen Wassers und Bissen Brodes die tiefste Verehrung gegen meinen Schöpfer mit voller Dankbarkeit empfinde. Also redet der Geist des gutgesinnten Erdbürgers, der Geist, welcher gegen die unendliche Güte und Vollkommenheit seines herrschenden Schöpfers und Erhalters angeflammet ist.

§ 14.

Ist Gott ein Herr der Erdbürger, denen er ein unauslöschliches Gefühl der Begierde zur Glückseligkeit eingepflanzet hat, so hat er auch die Mittel gewußt und dargelegt, welche uns zu diesem erwünschten Ziele leiten. Ist es auch möglich, daß er uns wozu reget und reizet, welches ein leeres Schattenbild, ein bloßes Nichts ist? Er ist ja weise, gütig, treu und wahrhaftig. Fehlet es ihm etwa an Vermögen, daß er uns nicht in den Zustand einer beständigen Freude setzen kann? Er ist ja weise und allmächtig. Hat er etwa solches Gefühl nur zum Gebrauch einer angenehmen Phantasie in diesem Leben und zum betrüglichen Spielwerke den Erdbürgern verliehen? Das sey ferne. Er ist wahrhaftig, weise und heilig. Wer dies zeitliche Leben kennet, der fällt niemals auf den Gedanken, daß wir darin unsere Glückseligkeit erreichen können. Es würden freylich wenige Erdbürger den Genuß der Glückseligkeit nach diesem Leben suchen, und sich zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen bekennen, wenn dieses Leben auf der Erde nicht mit vielen bittern Salsen gewürzt wäre. Also muß auch das, was wir mit den Namen der Trübsalen und des Elendes belegen, so gar eine Leiter und ein entferntes Mittel zu unserer Glückseligkeit werden. Dieser Gedanke muß einem Erdbürger, welcher Gottes Freund und Kind ist, eine reiche Trostquelle in den herbesten Leiden, auch selbst im zeitlichen Tode, seyn. Das Bittere, welches an dem Leben dieser Zeit auf der Erde zu kleben scheint, ist freylich der Weg nicht zur Glückseligkeit, noch ein nahes und eigentliches Mittel derselben. Denn wer wird allein deswegen glückselig, weil er hieselbst viel leidet? Es dienet jedoch solche Bitterkeit darzu, daß wir sinnlich überzeugt werden, man müsse die Glückseligkeit nicht in diesem Leben suchen, sondern vielmehr sich von der Anklebung an den Gebrauch der irdischen Güter und Ergötzlichkei-

ten losmachen, um uns der wahren Glückseligkeit nicht zu berauben. Wenn man die wichtige Wahrheit dieses Satzes einsiehet, so begreift man ohne weitläuftige Bemühung, daß der Höchste deswegen nicht ungütig noch ungerecht genennet werden könne, weil er Krieg, Hungersnoth, Pest und allerley Plagen, als seine Angstboten, über die Erdbürger sendet, und daß er nicht selten die Großen sich unter einander reiben und ermüden läßt. Denn Gott verfährt sehr weise, wenn er die Menschen aus den Fesseln zieht, worinnen sie entweder an die Freundschaft und Vereinigung ihres Geistes mit Gott gar nicht denken können, oder wohl gar eine überfreye Erhabenheit darin suchen, daß sie von dem Aberglauben, wo nicht von aller Herzensreligion, sich sehr weit entfernet haben, und mit Pharao sagen: "Wer ist der Herr, deß Stimme ich hören müsse? Ich weiß nichts von dem Herrn." 2 Mos. 5, 2.

§ 15.

Wenn wir den Umfang und die Beschaffenheit des Standes unserer eigenen Glückseligkeit durch alle Ewigkeiten, in welchen unsere unsterbliche Seelen fortdauern werden, deutlich einsehen könnten, so würden wir vielleicht die Mittel zu solcher Glückseligkeit zu errathen vermögen. Aber die Schärfe unsers Verstandes reichet nicht so weit, und ist nicht selten in denen Dingen, welche uns vor den Füßen liegen, sehr düster und mattsehend. Die Sternröhre der besten Kunst zeigen den Augen nur helle Weltkörper. Aber in der Geisterwelt läßt sich dadurch gar nichts wahrnehmen. Unsere eigene Seele ist uns großen Theils sehr unbekannt. Wir wissen die Art nicht, wie sie in den Leib wirke. Wir wissen nicht, wie die Rührungen, welche in den Sinnengliedmaßen vorgehen, in die Seele wirken. Wir wissen die ersten Gedankenbilder nicht, wenn wir des Morgens erwachen, noch die letzten, wenn wir in den Schlaf gesenket werden. Wir können das ganze Vermögen unserer Seele nicht bestimmen. Wir sehen nicht, wohin sich die Seele nach dem Tode des Leibes begiebt, und in welchen Umständen sie ihre Wirkungen fortsetzet, ob sie nachher zuweilen ruhe und sich wieder erhole, oder ob sie in einem Zuge ihrer Aufmerksamkeit und des beständigen Bewustseyns genieße, oder nicht. Selbst ihre Unsterblichkeit leuchtet nicht einem jeden deutlich ein. Denn in der Philosophie werden viele Artikel vorausgesetzt, ehe man die Unsterblichkeit der Seelen vest setzen und gründen kann. Die Empfindung der Begierde, glückselig zu seyn, die Gerechtigkeit Gottes, welche in diesem Leben an jedem nicht vollstrecket wird, und die Ehre der Freunde Gottes, welche in diesem Leben nur

Ungemach erndten, öffnen uns den Weg zu starken Beweisgründen, daß die Seelen der Menschen unsterblich seyen. So bald wir aber die heilige Schrift der Christen zum Grunde legen, verliert sich aller Zweifel, welchen man dagegen aufwerfen kann. Hieselbst werden wir nicht mit ausgedehnten Vernunftschlüssen in den Schweiß des Angesichts getrieben, um die Unsterblichkeit unserer Seelen heraus zu bringen oder zu billigen. Wenn die Erdbürger auf die Triebe ihrer Seelen, wodurch sie das Gute begehren, und das, so nicht gut ist, nicht wollen: wodurch sie bey dem Bewußtseyn ihrer Fehler sich selbst beschuldigen und einen Richter scheuen, immer genau zurücksehen, und dieses inwendige Gefühl recht wahrnehmen wollten, würden sie ohne Zweifel sich von der Unsterblichkeit der Seelen keine Zweifel aufsteigen lassen. Denn wo ist in unserm zeitlichen Leben das wahre, das beständige, und das sichere Gut, wohin sich unsere Seelen unaufhörlich regen? Wir werden durch dieses angenehme Feld nachher mit allem Vergnügen und sehr langsamen Schritten gehen. Wir müssen uns vorher mit unserm unendlichen Oberherrn bekannter machen, ehe wir unsere Gedanken auf uns selbst richten. Es ist ja nicht unbillig, daß wir unserm Herrn den Vorzug gönnen, dem höchsten Herrn, welchem alle Geschöpfe sehr weit nachgesetzet werden müssen.

§ 16.

Die Menschen fühlen in sich einen Grundtrieb zur Vollkommenheit, zur Erhaltung des Guten und zur Entfernung des Uebels. Die Natur aller Erdbürger stimmet darin überein. Man kann daraus den sichern Schluß ziehen, daß der allgemeine Schöpfer derselben, der Oberherr der Welt, ihnen diesen unwiderstreblichen Trieb anerschaffen und in ihre Seele gesenket, und so tief eingesenket habe, daß sie denselben nicht läugnen noch wegräumen können. Eine allgemeine Wirkung ist allemal ein Zeuge einer allgemeinen Ursache. Und dennoch müssen wir gestehen, daß entweder ein Mangel der Erkenntniß oder ein Nebel der sinnlichen Begierden, welche dem Verstande dermalen die Einsicht in das Unvollkommene benimmt, uns sehr oft die rechte Anwendung unsers Grundtriebes raubet und darüber den Sieg erhält. Allein in Gott finden sich keine sinnliche Begierden, keine Veränderungen, kein Mangel des Verstandes, kein Verlangen gegen dasselbe, so unvollkommen ist. Er ist unendlich vollkommen. Er ist unveränderlich. Er ist der vollkommenste Geist und beständigst in sich wirksam und thätig. Er will das Gute. Es gefällt ihm das Vollkommene. Sein Wille ist eine unerschöpfte und unveränderliche Quelle des Guten und des

Vollkommenen. Diese Quelle versieget niemals, sie gehet immer in voller Thätigkeit, sie kann nimmer aufhören, weil sie ewig, unveränderlich und unendlich ist, und zum ewigen Wesen Gottes gehöret. In diesem Willen ist ein ewiges Verlangen der Vollkommenheit zugegen. Wenn sich dieses Verlangen gegen sich selbst oder gegen die Geschöpfe äussert, so behauptet es die Benennung der Liebe und der Gütigkeit. Ein Geist verlanget allerdings sein eigenes Wohl, und je vollkommener er ist, desto mehr begehret er auch das Wohl desjenigen, der desselben fähig ist. Wir nehmen in der Welt eine Ordnung und unzählbare Spuren der Vollkommenheit wahr, welche doch veränderlich und zufällig sind. Wir erblicken an unsern Leibern, an den Thieren, an dem Weltgebäude, so weit unsere Einsicht reichet, einen Zusammenhang von allerley Zwecken und Mitteln, worauf sich alles unter einander neben sich und in der Folge zur gemeinsamen Absicht beziehet. Wir urtheilen, daß so fern darinnen eine Ordnung vorhanden sey. Sehet ein Gebäude an, worin man wohnen soll, worin man essen und trinken, worin man schlafen, worin man das brauchbare zur gehörigen Anwendung bewahren soll. Ihr begreift den Zweck, welcher durch dies Gebäude erreichet werden soll. Ihr findet die Theile des Ganzen also eingerichtet, daß sie mit dem Zwecke und der ganzen Absicht zusammen hangen. Ihr urtheilet mit Grunde, daß in diesem Gebäude eine Ordnung befindlich sey. Jedoch fallen euch dabey auch die Gedanken ein, daß diese angebrachte und angewendete Ordnung nur zufällig sey. Ihr wisset, daß der Bau hätte aufgeschoben oder gar unterlassen werden können. Ihr wisset, daß die Zimmer und alle Theile des Gebäudes hätten kleiner, höher, in geringer oder mehrerer Anzahl angeleget werden können. Ihr fallet dabey niemals auf den Gedanken, daß sich das Gebäude von selbst gebildet habe, und die Theile desselben durch eigenen Trieb in solche Verbindung zusammengetreten seyen. Und darum gebet ihr ganz willig zu, daß ein Muster und ein Bauherr da gewesen seyn müßten, um eine solche Verbindung der Theile zur Erreichung einer Absicht hervorzubringen. Ihr ziehet daraus den Satz: Wo wirklich eine zufällige Ordnung und Vollkommenheit zugegen ist, da muß ich den Grund ausser derselben in einem wirklichen Wesen bestimmen, welches ein Muster solches Gebäudes machen, und die Theile desselben in eine zweckmäßige Verbindung setzen könne. Und aus gleicher Art zu schließen kann man den gewissen Satz annehmen: Alle Ordnung und Vollkommenheit, welche im Weltgebäude befindlich ist, weil sie an sich veränderlich und zu-

fällig, hat ihren äusserſten Grund in der ſelbſtändigen und unabhängigen Subſtanz. Kurz, ſie rühret von Gott her. Gott iſt es, der ſie hervorgebracht hat. Und daraus werde ich abermals überführet, daß in Gott ein Wille ſey, welcher das Gute, die Vollkommenheit und die Ordnung will. Ich wiederhole meinen erſten Satz: Der Wille Gottes iſt eine unerſchöpfliche Quelle des Guten, der Vollkommenheit, der Ordnung. Davon ſind ſeine Werke die klareſten Zeugen. Ich ziehe den Lauf meiner Gedanken auf dieſer Bahn fort. Ich überzeuge mich wegen der angeführten Sätze, daß Gott auch gegen die Erdbürger ſein Verlangen des Guten, ſeine Liebe und ſeine Gütigkeit nicht läugnen noch hintanſetzen könne. Dieſer Gedanke erquicket mich in allen meinen Umſtänden, ſo bitter und herbe ſich dieſe mir auch immer darſtellen. Jedoch begreife ich auch zugleich ſehr wohl, daß ich nur ein Theil der Welt ſey, daß ich in Anſehung der ganzen Welt mich nicht ſo groß ſchätzen dürfe, als eine Milbe in Anſehung einer großen Stadt iſt. "Sind doch alle Völker vor Gott nur wie ein Tropfen geachtet, welcher im Eimer hängen bleibt." Jeſaiä 40, 15.

§ 17.

Gott hat in den Weltbau unzählbare Spuren der Vollkommenheit und Ordnung geſenket, welche ſich unſerer Wahrnehmung nicht entziehen. Ein Weiſer handelt nicht ohne gute Abſichten. Die ganze Welt iſt Gottes Werk. Man darf demnach auf die Gedanken nicht fallen, daß Gott den Weltbau ohne alle gute Abſichten, oder ohne alle Abſichten, hervorgebracht habe oder erhalte, oder auch regiere. Was zu den Körpern gehört, das überführet die Menſchen jederzeit von der angeführten großen Wahrheit. Was man aus der Betrachtung der Geiſter dabey erinnern kann, das wird ſich nachher zergliedern und in ein gleiches Licht ſetzen laſſen. Hieſelbſt will ich nur ſagen, daß alles, was wirklich Etwas iſt, von Gott erſchaffen ſey, und ohne Gottes Erhaltung nicht beſtehen könne, auch, ohne die Uebereinſtimmung mit der Abſicht deſſelben, ſeiner gütigen Regierung nicht fähig ſey, jedennoch aber wegen anderer Zwecke in Anſehung des Ganzen aufbehalten werde und unter der Herrſchaft Gottes ſtehen bleibe. Der weiſeſte Oberherr hat die Geiſter mit Freyheit begabet. Misbrauchen die Geiſter ihre Freyheit, ſo können ſie ſich dennoch der überall ausgebreiteten Herrſchaft Gottes nicht entziehen. Dieſe Lehren ſind ſehr fruchtbar. Zum erſten erhellet daraus, daß ſich die Theile der Welt keine größere weſentliche Kräfte und Zubehörungen geben können, als ihnen Gott ertheilen und verleihen wollen. Zum andern läßt

es sich daraus begreifen, daß die mannichfaltigen Zwecke und ihre Verbindungen mit den Mitteln zugleich eine Einschränkung der Vollkommenheit in den Theilen der Welt mit sich führen. Wir wollen diesen Satz durch ein Exempel erläutern. Der Storch findet seine Nahrung in stehenden Sümpfen. Seine Speise sind Frösche und Wasserkröten. Solche Moräste finden sich nicht an allen Orten. Der weise Schöpfer hat ihm dieserwegen das Vermögen hoch zu fliegen und weitsehende Augen verliehen. Weil er aber seine Speise aus tiefen Sümpfen vermittelst des Schnabels zu sich bringt, so muß er auch zugleich in die Sümpfe treten. Er hat demnach einen langen Schnabel und lange Beine. Dies ist der nächste Zweck, welcher durch den Bau des Körpers eines Storchs erhalten wird. Soll dieser erhalten werden, so fällt eine große Stufe der Geschwindigkeit des Fluges dahin. Denn die langen Beine und der Schnabel des Storchs müssen doch mit einem Leibe verbunden seyn, welcher mit seinen Beinen und seinem Schnabel in einer Proportion steht. Daher erwächst eine ziemliche Schwere seines Leibes und eine Bedürfniß größerer und daher mit mehrerer Kraft versehener Flügel, um dadurch den Flug auszuüben. Hat der Storch auch Ursache, darüber seine Geschäfte, wodurch er sein Leben unterhält, zurück zu setzen oder sich zu beschweren, daß er nicht so schnell zu fliegen vermag, als eine Lerche oder als eine Taube? Wären die Augen des Storchs also eingerichtet, daß er andere Körper um sich herum in der Entfernung einer Elle hundertmal deutlicher sehen und einschauen könnte, als er sie wirklich wahrnimmt, so würde er die von ihm auf zwo hundert Ellen entfernte körperlichen Dinge schier gar nicht sehen. Es scheint ihm ein gewisser Grad der Vollkommenheit zu fehlen. Aber eben dadurch wird er seines Zweckes fähig. Es sind demnach die Einschränkungen der Vollkommenheiten in den Werken Gottes als Stücke der Mittel guter Zwecke anzusehen. Könnte mein Auge hundertmal klärer sehen, so würden sehr viel Grade des deutlichen Sehens abgehen. Wäre mein Körper sechsmal länger, so würde mir mein Gehen weit beschwerlicher, und die Anschaffung meiner Kleidung, Nahrung und Wohnung weit umständlicher, weit mühsamer fallen.

§ 18.

Wo sind denn die wesentlichen Stücke und Kräfte meiner selbst, welche ich mir selbst gegeben habe? Habe ich das, was ich bin, von dem gütigen und weisen Gott, so bin ich gern damit zufrieden. Ich weiß, daß er das Gute, die Vollkommenheit und Ordnung will, und daß ein Geschöpfe um des andern

willen, sie insgesammt aber um der großen und vollkommenen Absicht Gottes willen, da ist und da sind. Ich kann meine Decke, und Wohnung und Nahrung, überkommen, ohne die Bedürfnisse der Fittige. Gott hat mir dieserwegen keine Flügel gegeben. Ich habe es nicht nöthig, daß ich unter dem Wasser lebe, weil ich alles auf der Fläche des Erdbodens finde, was ich zu meiner Unterhaltung gebrauche. Gott hat mir demnach weder Floßfedern noch eine Blase zum schwimmen gegeben. Ich kann nur daselbst mit meinen Händen bequem wirken, wo ich sehen kann. Gott hat uns dieserwegen solche Gelenke der Hände gegeben, welche sich zur Lage meiner Augen schicken. Würden mir die Speisen unerträglich schmecken, welche zu meiner Nahrung dienen, so würde ich nicht leben können. Weil mir aber Gott aus Güte das Leben gönnen und fortsetzen will, so hat er zwischen meinem Geschmacke und denen mir schicklichen Nahrungsmitteln eine vortrefliche Uebereinstimmung gemacht. Mein Leib ist nicht zum kriechen gebauet, sondern zum gehen, wenn mich nicht etwa ein Nothfall kriechen heißt. Deswegen sind meine zurückführenden Adern und die vorderste Länge der Schlagader über dem Herzen mit Ventilen oder Klappen versehen. Zur Ausarbeitung der Nahrungsmittel sind mir Zähne, der Speichel, der Schlund, der Magen mit seinem Safte und die ersten drey kleinen Gedärme gegeben. Das Unnütze wird durch die letzten drey großen Gedärme hinausgebracht. Verschiedene im Leibe nicht mehr nöthige Säfte sondern sich durch den Schweiß, durch die Ohren, durch die Nase, und durch den Ausgang der Blase ab. So bald ich mir die Vorstellung mache, daß ich zwölf Hände oder die übrigen Glieder in vervielfältigter Anzahl besitzen müsse, werde ich genöthiget, den Ungrund meines Wunsches gar bald zu entdecken. Denke ich hergegen, daß ich die Glieder des Leibes nicht hätte, die ich habe, so werde ich überführet, daß mir ein Theil der Kräfte, des guten Ansehens und des Gebrauchs der Bedürfnissen ermangeln würde. Man darf diesen Gedanken nur von einem Gliede bis zum andern und endlich bis zum letzten fortsetzen, so wird man davon überführet: so wird man von der Güte und Weisheit Gottes gegen sich überführet. Würde mir auch dieses oder jenes Glied fehlen, so dürfte ich mir doch wohl kein Recht an Gott, solche zu fordern, vorstellen. Und wie sehr hat Gott nicht dafür gesorgt, daß verschiedene Werkzeuge im Leibe doppelt, ja in mehrerer Anzahl, vorhanden seyn, wenn etwa Eins derselben Schaden leiden würde? Man kann auch noch mit Einem Auge sehen. Wenn man einige Finger verliert, kann

man dennoch mit den Händen noch arbeiten. Wird das eine Bein verunglückt, so kömmt dem Lahmen das andere nebst der Kunst also zu statten, daß er dennoch gehen kann. Würde uns auch durch die Geburt oder durch einen Unglücksfall etwa ein Glied oder dessen Gebrauch fehlen, so bleibt es dennoch immer wahr, daß wir alles, was wirklich etwas ist, nur der Güte und Weisheit Gottes zu verdanken haben. Und dieser ist es, der die Umstände der Erdbürger noch itzt also einrichtet, daß sich darunter mehr gesunde als kranke, mehr sehende als blinde, mehr hörende als taube, mehr ungestümmelte als lahme und verstümmelte finden. Für das Ganze der Stadt Gottes ist immer die Fürsorge Gottes sehr wachsam gewesen, auf daß dadurch auch zugleich für die unvollkommenern Erdbürger gesorget sey. Man kann diesen Satz auch auf unsere Seelen anwenden, und nicht allein die Ordnung ihrer Kräfte, auf und gegen alle Seiten, betrachten, sondern auch nicht minder wahrnehmen, daß die meisten Erdbürger in solchem Zustande der Seelen gefunden werden, daß sie ihre irdische Geschäfte treiben, und diejenigen mit versorgen können, deren Seelenkräfte fehlsam oder ganz untüchtig zur Treibung zeitlicher Arbeiten sind. Wenn wir diese Gedanken vom Ende her bis zum Anfange erwägen und unter einen Blick ziehen, so werden wir genöthigt zu bekennen, daß wir von Gott mit Grunde keine wirkliche Vollkommenheiten fordern können: daß das Wirkliche, was wir sind und besitzen, nur eine Gabe der Güte Gottes sey: und daß der Genuß der Glückseligkeit unsers Geistes nicht eigentlich in den Kreis des zeitlichen Lebens gehöre noch hierin zu setzen sey. Die vielen Unglücksfälle, die mannichfaltigen Beschwerlichkeiten, welche hieselbst unsere Speisen und Tage mit Bittersalze vermischen, veranlassen uns, die Meynung und Lebensart derjenigen nicht zu billigen, welche den Genuß ihrer Glückseligkeit in den schimmernden und eingeschränkten Annehmlichkeiten dieses Lebens suchen. Hieraus erwächst der Gedanke ohne weitläuftige Umwege der Schlußketten, daß das Gefühl der Begierde zur Glückseligkeit in diesem Leben ihr völliges und wahres Ziel nicht erreiche, und daß die unsterblichen Geister dazu allererst in einem vollkommenern Zustande nach diesem Leben gelangen können.

§ 19.

Es giebt Menschen, welche von dieser wichtigen Wahrheit keinen Gebrauch machen, nicht machen können, nicht machen wollen. Sie denken nicht daran. Sie begehren nicht darauf zu denken, was ihnen nicht sinnlich angenehm ist. Sie denken aus Blödigkeit des Verstandes, wegen Benebelung der obern

Seelenkräfte, wegen der beständigen Ueberhäufung mit weltlichen Geschäften, nicht daran. Es sterben Kinder in den zartesten Jahren, welche sich kaum der Welt durch ihr Leben gezeiget hatten. Ihre Rosenblüte ist noch nicht zum Vorschein gekommen, da die Knospe schon verwelket ist. Es giebt Menschen, welche niemals zu mittelmäßigen Begriffen von der ächten Glückseligkeit und von dem Genusse derselben gelangen. Dort winselt ein Greis, welcher von Jugend her ganz kindisch geblieben. Noch weiter hinaus schweifen Sklaven herum, welche beständig mit Viehe umgehen, und weder lesen noch schreiben lernen, vielweniger die Anfangsgründe der menschlichen Erkenntniß und Wissenschaften erwischen können. Hier weidet sich ein wollüstiger Schwärmer in seinem täglichen sinnlichen Wohlleben, und hält diejenigen für auslachenswürdig, welche sich auf ein besseres Leben nach dem Tode Rechnung machen. Dort verbrennen die unartigen Kalmucken und Kosaken viele Familien, Häuser und Vieh, von welchen sie niemals beleidigt werden. Sollte Gott bey diesen Umständen wohl die wahre Glückseligkeit in dieses zeitliche Leben geleget haben? Kann man wohl mit Wahrheit behaupten wollen, daß alle Erdbürger das Gefühl ihrer Begierde zum beständigen Wohl in rechter und gottgefälliger Ordnung besitzen oder anwenden?

§ 20.

Wir müssen den Höchsten näher kennen lernen, wenn wir uns in dieser verwickelten Sache der Erwerbung eines richtigen Urtheils unterziehen wollen. Es öffnet sich uns hieselbst ein weites Feld. Wir werden jedoch hindurch kommen, wenn wir uns den Regierer und Oberherrn der Welt als einen Geist, der heilig und gerecht ist, der ein Gesetzgeber und ein billiger Richter ist, vorstellen. Wir wissen, daß Gott ohne alle Unvollkommenheit sey. Wir wissen auch, daß er mit der besten Absicht die Welt erschaffen habe, dieselbe erhalte und regiere. Wir wissen demnach, daß er ein höchst vollkommener Geist sey, und nichts vergeblich wirke. Wir können uns daher gar leicht die Rechnung machen, daß er das Gefühl der Begierde zur Glückseligkeit allen Erdbürgern nicht vergebens eingepflanzet habe. Da aber diese Begierde so sehr schwankend werden kann, da sie so oder anders angewendet werden kann, so darf man wohl dahin nicht verfallen, daß er kein Ruder, keine Richtung kund gemacht habe, wodurch dieselbe in den rechten Ruhepunkt gesetzet werden könne. Um dies zu erweisen und richtig zu bestimmen, müssen wir uns den Höchsten nach seinen moralischen Vollkommenheiten recht deutlich vor die Augen des Verstandes stellen

und die daher strömenden Lehren sich tief genug in unsere Seelen ergießen lassen.

§ 21.

Gott will nichts, was ihm und seiner eigenen nothwendigen und höchst vollkommenen Natur zuwider ist. Was ist demnach gewisser, als daß Gott deswegen die Vollkommenheit seines eigenen Wesens wolle, weil er dieselbe auf eine unendliche Art über alle Einschränkung besitzet. Ist jemand in dem Besitze einer vollkommenen Sache, die er will; so empfindet oder hat er den nächsten Grund alles Vergnügens. Ist dieser Besitz beständig, so ist auch solches Vergnügen, dieselbe Seligkeit, fortdauernd und beständig. Ich fahre fort. Ich sage, Gott hat diesen Besitz nothwendigst ohne alle Veränderung, ohne alles Aufhören. Ich zweifele dieserwegen daran gar nicht, daß ihm eine unveränderliche und unendlich große Seligkeit wesentlich sey: Man begreift hieraus, warum er "der selige Gott" genennet werde. 1 Tim. 6, 15. Und wie könnte uns Gott durch den uns eingeschenkten Glückseligkeitstrieb haben erwecken und uns die Seligkeit geben wollen, wenn er nicht selbst die Seligkeit besäße? Es bleibt eine ewige Wahrheit: In Gott sind alle unendliche und uneingeschränkte Wirklichkeiten und Vollkommenheiten, auch die moralischen, beysammen. Der Vollkommenheitstrieb ist dem Höchsten so wesentlich und so unendlich, als sein Wesen selbst ist. Wer wollte sich demnach den Gedanken aufsteigen lassen, daß er sich desselben in den Wirkungen auf seine Geschöpfe begeben könne? "Er kann sich ja selbst nicht läugnen." 2 Tim. 2, 13. Es sey ferne, daß man gedenken wollte, er könne etwas wirken, welches vergeblich ist oder nur Unvollkommenheiten zur Absicht hat. Wir dürfen nur unsere Augen und Gedanken zur großen Welt außer uns wenden, so werden wir von dieser Wahrheit überführet. Wir dürfen die Theile und die Kräfte, welche wir an und in uns haben, nur mit Aufmerksamkeit überdenken, so werden wir von dieser Wahrheit überzeuget. In den Theilen der großen Welt, welche um uns befindlich sind, treffen wir nichts an, welches nicht einen Einfluß hätte in die Bestimmung der Dinge, welche zugleich neben einander da sind, und in die Folge solcher Dinge, wie auch in die Bestimmung aller zukünftigen Dinge. Ich will diesen Satz erläutern. Die Sonne steht im Mittage des Sommers gegen unsere Gegend sehr hoch. Dadurch mehret sich zugleich die Wärme auf unsern Feldern. Die Wolken halten die Strahlen der Sonne auf, und die Luft wird gemäßigter. Die Wärme der Luft nimmt täglich zu; die Wolken erscheinen höher als

sonst, und die Dünste erhöhen ihren Kreiß in der Luft. Die flüßige Materie des Thermometers steigt zugleich. Der Wachsthum der Pflanzen wird durch das Wetter und den Boden bestimmet. Es fehlet der Regen; der Erdboden wird sehr dürre und lechzet. Die Erde steht gerade zwischen der Sonne und dem Vollmonde; und dieser wird dadurch des Lichtes beraubet und steht in der Finsterniß. Der Mond tritt im neuen Lichte zwischen die Sonne und die Erde; es entsteht ein runder schwarzer Fleck in der Sonne, welcher der Theil des Mondes ist, welcher zwischen unserm Auge und dem Sonnenkörper steht. Die Dürre hält lange an; es entsteht ein Mangel des Getreides und Futters, auch nachher eine Theurung. Die Erde ist beynahe rund; dieserwegen ist sie geschickt, überall nach und nach von der Sonne erleuchtet zu werden. Sempronius wird zu spät zur Schule, um etwas zu lernen, geschickt, und ist zugleich schon sehr herrisch, als ein einziger und ersigebohrner Sohn seiner Mutter. Er geräth unter einen Lehrer, der auf der hohen Schule ein Renommist und Degenheld gewesen, auch seinen Heldenmuth noch durch die Knotenpeitsche in der Schule ausführet. Sempronius, das Herrchen, flattert umher, lernet nicht, und denkt immer an die Liebkosungen der Mutter. Die Knotenpeitsche nimmt ihre Heerstraße über seinen Rücken. Er eilet wieder zur Mutter. Diese behält ihn daheim, daß er ihr die Pflaumen und Birnen braten muß. Der Jüngling gelanget zu den Jahren, worin er sich selbst unterhalten und der Mutter Freude machen sollte. Er hat nichts gelernet. Der Vater stirbt ihm ab. Er macht sich in Gesellschaft der Mutter mit dem Nachlasse lustig. Er fängt an zu darben. Er leget den alten Dünkel nicht ab. Die Mutter muß zuletzt mit ihm Noth leiden, weil er einen Junker vorstellen wollen und kostbaren Umgang geliebet. Die Mutter stirbt vor Kummer, und bereuet ihre Affenliebe noch kurz vor ihrem Abschiede. Der Sohn ist von allen Mitteln des fernern Wohllebens entblößet. Das Soldatenleben, weil er sich doch zu einer Offizierstelle untüchtig sieht, will ihm nicht schmecken. Er wird ein Husar und findet sein Vergnügen in dem Raube, welchen er den thränenden und unschuldigen Erdbürgern abnimmt und entreißt. Der Krieg verschwindet durch den Frieden. Sein täglicher Unterhalt zieht sich in enge Schranken. Der eingebildete Junker hat einen geringen Rest der Beute aufgehoben. Auch diesem weiß er bald den Abschied zu geben. Er leidet nach seiner gewöhnlichen Denkungsart Armuth. Er wird ein Spieler. Er spielet Amuretten, um einigen Zuschuß zu erwerben. Die Bank wird ihm zu

oft gesprengt. Er verliert den Kredit und begiebt sich unter die Gesellschaft des Cartouche. Man ertappet ihn nach einigen Jahren, man überführet ihn vieler Verbrechen, man flechtet ihn aufs Rad. Treffen wir in dieser Geschichte nicht eine Reihe der Begebenheiten an, welche sich einander neben sich und in der Folge bestimmet haben? Man wird wohl das Bestimmte der Geisterwelt nicht für etwas, welches unmöglich anders seyn kann, zu halten suchen. Ich habe nur einige Begebenheiten der Natur in Körpern und Geistern hersetzen wollen, auf daß man sich von der allgemeinen Verknüpfung der endlichen Dinge, welche die Welt ausmachen, desto leichter überführen könne. Wir erkennen ferner auch dieses, daß die Theile der Welt auch einen moralischen Nutzen haben, und zwar daher, weil sie geschickt sind, gewisse Gedanken und Bewegungsgründe in den endlichen Geistern zu erwecken, Gedanken, welche in den künftigen Zustand solcher Geister einen Einfluß haben. Ich will den Nieuwentyt, den Derham, den bekannten Christian Wolf nur nennen, wenn man hierüber ausführliche Beweise begehret. Es ist in der Welt nichts vergeblich. Das geringste Stäubchen gehört zum Ganzen, zum Spiegel der Vollkommenheit Gottes. Warum will ich denn etwas oder irgend eine Person verachten, oder darüber spotten? Es ist in der Welt nichts durch einen ungefährlichen Zufall, aber sehr oft in der Unwissenheit der endlichen Geister, welche etwas, so ihnen begegnet, nicht voraus gewußt. Mit einem Worte, Gott will die Vollkommenheit, und dieserwegen hangen die Dinge der Welt zusammen, sowohl in der Absicht alles dessen, was zugleich neben einander ist, als auch in der Absicht der künftigen Folgen. Auch selbst in der Absicht auf Gott ist in der Welt nichts vergeblich. Hieraus folget, daß Gott die Welt also eingerichtet habe, daß durch die freyen und willkührlichen Wirkungen und Thätigkeiten der Geschöpfe auch gewisse Verhältnisse gegen Gott möglich und durch die Geister wirklich werden, Verhältnisse, sage ich, welche mit den Eigenschaften Gottes übereinstimmen. Will der Mensch das Gute, erkennet er Gott aus der Betrachtung der Welt, tritt er in die Absichten Gottes, so fern und weit er sie einsieht, so stehen seine Thätigkeiten in solchem Verhältnisse gegen Gott, welches mit den Eigenschaften Gottes übereinstimmet. Dies ist der Zustand, worin die Seele eine Anmuth und Beruhigung empfindet. Vereiniget der Mensch seine Thätigkeiten, seinen Willen, sein freyes Thun und Lassen nicht mit den Absichten, welche Gott durch ihn ausgeführet haben will, so bleibt der Mensch außer der Erquickung und Beruhigung seiner Seele

stehen. Als ich diesen Gedanken einem Libertiner vorlas, sprach er: "Ach Himmel, wie dunkel, wie schwer, sieht dieser Satz "aus! Ein gut Glas Wein sieht weit heller aus und schmecket "weit lieblicher." Er fiel nachher in eine langwierige Krankheit. Ich besuchte ihn. Ich wies ihm das Weinglas, als er von mir ein Trostwort zu hören begehrte. "Ach! (sprach er) wir elende "Menschen! Jetzt fällt es mir schwer, daß ich etwas zum "Wohl meiner Seele denke. Das Sinnliche ist mir sehr gegen- "wärtig und empfindlich. Aber es machet mir Schmerzen. "Ach hätte ich doch in meinen gesunden Tagen das angenehme "Sinnliche in guter Ordnung genossen und dabey des Willens "Gottes nicht vergessen!

§ 22.

Wenn Gott etwas unmittelbar hervorbringt, so leget er darin auch dasjenige zu Tage, was den Regeln der wesentlichen Vollkommenheit der Dinge gemäß ist. Dieses bezeuget er in seinen Wirkungen überall. Denn sein Wollen der Vollkommenheit gehöret zu seinem Wesen und ist unendlich. Wenn demnach Gott freye Geschöpfe hervorbringt oder hervorgebracht hat, so will er, daß diese ihre Freyheit dahin anwenden und ausüben sollen, daß sie sich den Regeln der wesentlichen Vollkommenheit, sowohl ihrer selbst als auch der Dinge außer sich, gleichförmig und gemäß bezeigen sollen. Er will, daß sie in ihr Thun und Lassen nichts hineinbringen oder etwas ausüben sollen, welches den Regeln der wesentlichen Vollkommenheit entgegen steht. Die Richtung und Anwendung der Freyheit hanget von den freyen Geschöpfen ab. Aber die Möglichkeit solcher Anwendung, die dazu erforderliche Kraft, ist lediglich dem Höchsten zuzuschreiben. Man wird mich hoffentlich verstehen, wenn ich der wesentlichen Vollkommenheit gedenke, und die zufällige Vollkommenheit davon unterscheide. Ich will mich darüber zum Ueberflusse deutlicher erklären. Wenn Etwas diejenigen Wirklichkeiten hat, welche der Begriff von seinem Wesen voraus setzet, so ist es wesentlich vollkommen, wenn es das alles ist, was es in seiner Art seyn soll. Stellet euch ein Viereck vor. Das Wesen desselben erfordert, daß es vier gleiche Seiten und vier gerade Winkel habe. Wenn ein Tisch viereckigt und zugleich also beschaffen ist, so hat er in Ansehung der Figur seine wesentliche Vollkommenheit. Füget noch dieses hinzu, daß der Tisch an dem äußersten Rande in aufsteigende Ramen geschlossen sey, auf daß nicht leicht etwas herabfalle, so habt ihr eine zufällige Vollkommenheit, welche zum Wesen des viereckten Tisches an sich selbst nicht gehöret. Es ist etwas gewöhnliches,

daß man die zufällige Vollkommenheit in Sachen, welche nicht so fort durch die Erfahrung in die Sinnen fallen, statt der wesentlichen annimmt oder zeiget, um der Welt ein Blendwerk zu machen. Es unterfteht sich freylich niemand einen goldenen Ramen des Spiegels für das Wesen des Spiegels zu halten. Denn man kann es so fort erfahren, ob der Spiegel seinen sichtbaren Gegenstand, das Original, richtig und klar abbilde und vorstelle, oder ob sich dagegen etwas fehlsames antreffen lasse. Aber in andern und der hurtigen Erfahrung entzogenen Dingen, wo die zufällige Vollkommenheit eine Auszierung und Zeichen der wesentlichen Vollkommenheit ist, pflegen sich die meisten Sterblichen mit dem Scheine der zufälligen Vollkommenheit zu begnügen. Wollte Gott, daß sie diesen Versuch nur nicht in Religions- und Gottes Sachen gemischet hätten! Sempronius hat eine schöne Bibliothek. Alle darin aufgestellte Bücher prangen durch die ausnehmende Pracht des Bandes. Die Vorhänge, welche die Bücher verdecken, sind mit silbernen Blumen und darunter mit Rosen und Tausendschön durchwirket. Die ganze Gegend rühmet den Sempron als den gelehrtesten Mann der großen Stadt Peking. Aber er selbst beladet sich aus freyem erhabenen Triebe mit so vielen Staatsgeschäften, daß er kein einziges Buch durchliest, und nur höchstens den Titel und die schönen Kupferstiche zu Ende der Kapitel beschauet. Wie verwundert er sich nicht über die schönen Blumenstöcke des Barockgeschmacks. Wie herrlich geht das Fruchthorn aus der gebeugten Hand einer Waldnymphe! Wie artig schüttet dort der Vater Hoang sein Wasser aus dem weiten Geschirre! Wie vortrefflich verbergen die Paradiesvögel mit dem angenehmen Fluge über dem Wasserhälter ihre kurzen Füße! Diese Art des Betragens der Menschen hat sich sogar in die gottesdienstlichen Handlungen gedrungen. Brunechildis stiftet in Frankreich zu Laon eine prächtige Kirche für Domherren. Sie errichtet Klöster. Sie ist voll andächtiger Geberden unter den Bischöffen und Aebten. Sie wird sogar von dem Bischoffe zu Rom, dem großen Gregorius, mit Lobessprüchen erhoben. So sieht sie auf der Seite der zufälligen Vollkommenheit aus. Beschauen wir sie auf der Seite der wesentlichen Vollkommenheit, um ihre Gottseligkeit zu preisen, so finden wir in ihren Gedanken nichts als tödtliche Anspinnungen der innerlichen Unruhen in den königlichen Pallästen Frankreichs. Sie läßt sich Mordfackeln vortragen. Ihre Hände sind mit Mordschwerdtern und Henkerbeilen angefüllet. Sie hetzet die Könige wider einander auf. Sie belebet den Zorn der Brüder wider einander. Sie färbet

ihre Hände in dem unschuldigen Blute des Desiderius, des Bischoffs zu Vienne. Die ganze Welt erkennet endlich ihr boshaftes Herz, welches ein Abgrund aller Unruhe war. Man wußte zehn Prinzen des königlichen Hauses zu zählen, welchen sie das Leben geraubet hatte. Der König Lotharius II. ließ sie greifen, drey Tage martern, hernach auf einen Kameel setzen und durch das Kriegsheer führen. Hierauf ließ er ihr Haupthaar, einen Fuß und Arm, an den Schwanz eines ungezähmten Pferdes binden, ließ dieses laufen, und sie theils durch den Hinterhuf desselben zerschmettert, theils durch dessen schnellen Lauf zerrissen werden, ob sie gleich des Westgothischen Königs Athanagilds Tochter und eine Wittwe zweener Könige Franreichs war. Hieraus wird man das Bild der zufälligen Vollkommenheit ermessen können.

§ 23.

Dem Erdbürger ist kein Zustand so wesentlich, als seine Abhangung oder Dependenz von Gott. Er ist zufällig. Die unwidertreibliche Nothwendigkeit erfordert es nicht, daß er da ist. Dieserwegen hat er seine Wirklichkeit, und alles, was er nur hat und haben kann, und woraus er besteht, von Gott. Man kann also von selbst begreifen, daß es eine Unvollkommenheit sey, welche mit dem Wesen streitet, wenn er seiner Dependenz von Gott nicht eingedenk ist, noch seine Kräfte dazu anwendet, daß er diese Dependenz stets erkenne und vor Augen habe. Man darf ihm beständig die Worte vorhalten: "Was hast du, das du "nicht von Gott empfangen hast: So du es aber empfangen "hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen "hätte?" 1 Cor. 4, 7. Wir fahren fort in unserer Betrachtung. Gott will die Vollkommenheit. Wenn der Erdbürger seine Dependenz von Gott erkennet, so äußert er eine wesentliche Vollkommenheit. Sollte demnach Gott nicht wollen, daß der Mensch solche Dependenz erkenne? Gott kann sich ja selbst nicht läugnen. Hiob erkannte dies, als ihm seine Güter und Kinder genommen waren. Er sprach: "Der Herr hatte es gegeben, "der Herr hat es genommen." Hiob 1, 21. Es bleibt dabey, durch Gottes Güte und Gnade sind wir, was wir sind.

§ 24.

Der Gehorsam ist eine Fertigkeit, ein fortdauernder Fleiß, dessen Willen, von welchem man abhanget, zu vollbringen, um der Dependenz willen. Sollte Gott demnach wohl anderst können, als daß er von seinen Erdbürgern einen Gehorsam fordert? Kann er auch davon abgehen, daß er die Vollkommenheit will? Der Gehorsam setzet ein Gesetz voraus, ein verbindender Wille

Gottes, deswegen die Erdbürger, um der Dependenz willen, etwas thun und lassen müssen. Wir erkennen hieraus, daß es der Vollkommenheit Gottes gemäß sey, daß er den Erdbürgern nicht allein ein Gesetz gegeben habe, sondern auch die Erfüllung desselben nothwendig wolle. Wir können auch dieses hinzufügen, daß Gott gütig und gnädig sey, daß er seinen vernünftigen Geschöpfen willig das Gute angedeihen lasse, dessen sie fähig sind, so lange sie sich aus solcher Fähigkeit nicht setzen. Wer ziehet hieraus nicht den Schluß, daß Gott die Seligkeit der Erdbürger kräftig wolle. Er selbst kann durch alles, was Schöpfung, Erhaltung und Regierung heißt, nicht vollkommener noch seliger werden. Er ist unendlich vollkommen. Seine Vollkommenheit ist keiner Zunehmung, keines Wachsthums, fähig. Er ist unveränderlich vollkommen. Könnte er vollkommener werden, so würde seine Vollkommenheit einer Veränderung fähig. Dies kann nicht seyn. Alle Güte, alle Vollkommenheit, welche er durch die Schöpfung, Erhaltung und Regierung äußert und ans Licht bringt, fällt auf die Seite seiner vernünftigen Geschöpfe, und unter diesen auch auf seine Erdbürger. Er will demnach, daß seine Erdbürger glückselig werden und daß es ihnen wohlgehe. Da aber die Folgen des Thuns und Lassens der Menschen sich entweder zum Guten oder zum Gegentheil derjenigen, welche nach ihrer Freyheit etwas thun oder lassen, äußern, wenigstens schädlich oder unschädlich seyn können, so erkennet man, daß Gott wolle, die Erdbürger sollen ihr freyes Thun und Lassen also einrichten und werkthätig machen, daß dadurch ihr Zustand also gebessert werde, daß sie immer zu größern Vollkommenheiten und zu größerer Beruhigung fortgehen. Jedoch ist auch dieses wahr, daß die Folgen unsers Thuns und Lassens also beschaffen seyn können, daß wir nach einiger Zeit allererst wahrnehmen, wie wir ein flüchtiges oder undauerhaftes Gut einem großen und dauerhaften Gute vorgezogen haben. Wer sieht es demnach nicht, daß wir auf unsere ganze Dauer und auf alle Sicherheit der folgenden Zeiten in unserm Thun und Lassen unsere Aufmerksamkeit und Ausübung richten müssen, um zufolge der Güte Gottes gut, ruhig und selig zu seyn. Man darf daran nicht zweifeln, daß dies Gott wolle. Denn da seine Güte und Vollkommenheit auf unsere Seligkeit gehet und gerichtet ist, so will er auch, daß wir in unsern Handlungen nichts begehen, wodurch wir dieser Absicht Gottes entgegen wandeln, und uns des Guten berauben, dessen wir fähig sind.

§ 25.

Dies ist die große und wichtige Wahrheit, vor welcher alle Begierden und Leidenschaften die Segel streichen müssen. Dies

ist der Salz, welcher die Grundlage alles Trostes eines Christen entweder bevestigt oder zu Boden wirft. Denn wer denselben nicht annimmt noch gelten läßt, der siehet Gott nicht für seinen Schöpfer, für seinen Herrn, für seinen gütigen Herrn, an. Denn wie kann sich derselbe in seinen widrigen Schicksalen durch die liebreiche Herrschaft, durch die lebhafte Ueberzeugung der Güte Gottes, aufrichten, und dadurch sein wahres oder vermeyntes Leiden lindern und wegräumen, wie kann er sich trösten, oder getröstet werden, wenn er nicht davon überzeuget ist, daß Gott sein gütiger und gnädiger Vater, sein vollkommener und liebreicher Schöpfer sey, der eine wirkliche und wahre Begierde der Glückseligkeit seiner Unterthanen, seiner Erdbürger, habe, und denen zum Genusse zu seiner Zeit gereichen lasse, welche derselben fähig bleiben. Was ist der Trost anders, als eine Linderung oder Wegräumung des Uebels, welches uns drückt oder zu beschweren scheint. Und worauf kömmt es hieselbst mehr an, als darauf, daß wir uns besinnen, ob wir das Uebel uns selbst durch den Misbrauch aufgeladen oder ohne unser Verschulden leiden? Im ersten Falle fällt freylich der Trost fürs erste weg. Im andern Falle aber ist die Erleidung des Uebels ein Mittel zum Guten und eine heilsame Prüfung, welche zur Besserung unsers Zustandes durch die Güte Gottes gereichet. Soll ich Josephs Aufenthalt im Aegyptischen Gefängnisse schildern? Soll ich Abrahams Reise ins Land Moriah auf den Berg, wo ihm Gott seine gnädige Absicht endlich zu erkennen gab, mit lebendigen Farben abmalen? Nein. Ich will mich dieser Beschäftigung hieselbst nicht unterziehen. Der Leser versteht schon, wohin ich ziele. Ich muß mich auch zuvor noch in die Betrachtung von dem Uebel einlassen, ehe ich mich über die Leiden dieser Zeit hinlänglich erklären kann. So viel wir hieselbst voraussetzen und erinnern müssen, das können wir mit wenigen Worten ausdrücken. Wir sagen nur dieses: Es ist Gottes ernster Wille, daß wir ihm gehorsam seyn und allen Ungehorsam vermeiden sollen. Diese Worte sind ein Spiel der Narren, ein Mordstahl der verruchten Seelen, welche mit vergnügter Gewohnheit dagegen gehandelt haben, und darüber in ihrem Gewissen unruhig und durchbohret werden: Ein Spiegel und eine Erquickung der gehorsamen Unterthanen Gottes.

§ 26.

Das freye Thun und Lassen der Erdbürger, welches dem Gesetze Gottes gemäß ist, wird im sittlichen Verstande g u t genennet; was demselben entgegen steht, das ist sittlich b ö s e. Die Handlung der ersten Art ist eine T u g e n d; die Handlung der Menschen, welche dem Gesetze des höchsten Herrn wider-

strebet, oder damit nicht übereinstimmet, das heißt Sünde, das wird Untugend, eine Uebertretung des Gesetzes, und eine Beleidigung Gottes genennet. Man darf sich nicht vorstellen, daß man Gott oder seine wesentlichen Eigenschaften ändern könne: daß ein Geschöpfe ihn unvollkommener zu machen, ihn zu tödten, oder ihn in seiner Seligkeit zu stören vermöge. Er ist ewig, er ist unveränderlich, er ist und bleibet der Erste und der Letzte. In diesem Verstande kann Gott niemand beleidigen. Aber alsdenn beleidiget er Gott, wenn er die Pflichten nicht erfüllet, welche er zufolge dem Gesetze Gottes leisten konnte und sollte. Der Uebertreter des Gesetzes Gottes machet seinen eigenen Zustand unvollkommener, weil aus einer Sünde, als aus einer ansteckenden Seuche und giftigen Quelle, wenn man den Schlund derselben nicht verstopfet, immer mehrere unreine und böse Ausflüsse entstehen, welche zuletzt sich in einen großen Strohm ergießen. Die Tugend hat in der Ausübung ihre Stufen, durch welche sie sich zum Gipfel erhebt. Nicht minder ist der Wandel in der Untugend also beschaffen, daß der Uebertreter sich nach und nach immer weiter von dem Gesetze Gottes entfernet und verliert. Er kehret sich von dem richtigen Wege. Er tritt aus der Bahn und über die Schranken desselben. Es gefällt ihm sein Irrthum. Die Tugend erscheint ihm in einem allzu ernsthaften Gesichte. Er will seine Begierde mit sinnlichern und seinem Fleische angenehmern Gegenständen unterhalten, ergötzen und weiden. Sein Gesichte trägt nicht weit. Er erblickt deswegen den Ausgang seines Irrweges nicht, der sich zuletzt in einer Gegend, wo Mangel und Elend ihre Hütte aufgeschlagen haben, bey einem ausgedehnten Moraste häßlicher Ausdünstungen verliert: in welchen die herzunahenden Rutengänger, welche sich mit betrüglichen Wünschen unterhalten, von den Irrwischen gar leicht dahin geleitet werden, wo ihre Vergnügungsstunden sich mit der Hinabsenkung in den Schlamm des Unterganges verwechseln.

§ 27.

Wir bekennen, daß Gott heilig sey. Wenn ich es zu sagen wagen darf, so müssen wir es zugleich gestehen, daß gar wenige Menschen sich von der Heiligkeit Gottes einen richtigen und vollständigen Begriff bilden. Mich dünkt, wir können zu diesem Begriffe sehr leicht gelangen, wenn wir uns nur darauf besinnen, daß Gott 1) ein Geist, 2) ein höchst vollkommener Geist sey, der 3) an sich das Vollkommene und das Gute will, und 4) wegen seines nothwendigen Wollens der Vollkommenheit, auch der sittlichen Vollkommenheit, will, daß die freyen Ge-

schöpfe in ihrem Thun und Lassen sich nach seinem Gesetze richten. Diese vier Gedankenbilder oder Ideen eröffnen uns in ihrem Zusammenhange den Begriff der Heiligkeit Gottes. So bald wir diesem Begriffe nahe treten und denselben unsern Seelen vorstellen, so strahlet uns diese Wahrheit abermal in die Augen: Gott will nothwendig, daß wir nach seinem Gesetze handeln sollen. Er kann sich dieses Willens niemals begeben. Gott ist heilig.

§ 28.

Ist Gott heilig, so ist er auch gerecht. Er will, daß die Erdbürger nach seinem Gesetze handeln sollen. Er will, daß sie nicht ohne Sittengesetze leben, weil er sie mit einer Vernunft und Freyheit begabet hat. Diese seine Eigenschaft ist seine wesentliche Gerechtigkeit. Was dem Gesetze derselben gemäß ist, was damit übereinstimmet, das ist gerecht; und was dagegen unternommen wird und sich damit nicht reimet, das ist ungerecht, das ist unserer Schuldigkeit und Pflicht zuwider. Leben wir also, als wenn wir kein Gesetz hätten, als ob wir nur nach den Einfällen unserer Gedanken, und nach dem Triebe unserer sinnlichen Lüste frey leben dürften, so sind wir nach dem Urtheile des gerechten Gottes die ungerechtesten Uebertreter. Hält uns ein Gefühl unsers eigenen Urtheils darüber eine Strafpredigt, so haben wir noch ein Gewissen. Dieser Grundtrieb des Urtheils über unser Thun und Lassen, dieses Gewissen, ist eine Wirkung und ein Spiegel der Gerechtigkeit Gottes. Das Gefühl des Gewissens läßt sich freylich zuweilen einschläfern; aber es steht doch nicht gänzlich unter unserer Herrschaft. Wie angenehm ist dieses Gefühl, wenn unser Bewußtseyn unserer Handlungen mit dem Gesetze Gottes einstimmig ist! Diese Harmonie erquicket die Seele, belebet ihre Kräfte, ermuntert den Leib, und schenket unsern erforderlichen Beschäftigungen die regesten Flügel. O glücklicher Stand! O seliges Vergnügen, welches aus dem Brunnen des richtigen und reinen Gewissens stromweise hervorfließt! Ach Gott! wie herrlich weißt du die Liebe zu deinem Gesetze den Erdbürgern zu krönen! Wie heilig und vollkommen ist deine Absicht, welche du durch das freye Thun und Lassen der Menschen erreichen willst! Niemand überrede sich, daß, weil er sich dieses Vergnügens unfähig macht, er es auch verhindern könne, daß ihm das Gefühl des Gewissens niemals wider seinen Willen das Misvergnügen ins Herz gießen und ihn durch die strafende Donnerstimme des Gesetzes, des übertretenen Gesetzes, ins äußerste Leiden und in die empfindlichste Angst zu versetzen

vermöge. Der reiche Nabal schmähet den Gesalbten des Herrn. Seine Handlungen sind Denkmale seiner Unvorsichtigkeit, seiner Unbarmherzigkeit, seines Trotzes, seiner Völlerey, seiner Zuversicht auf sein irdisches Vermögen. Er erwacht des folgenden Tages von seinem Wohlleben, von seinem Rausche. Das redende Gefühl seines Gewissens erwacht zugleich. Dies zeiget ihm ein großes Feld, auf welchem das Bewußtseyn der begangenen Unart, die Besorgung der betrübtesten Folgen, Furcht und Schrecken, alles mit den Früchten der Ungerechtigkeit ausfüllen. Dieser angstvolle Schmerz schließt sich mit der Erstarrung des Herzens, und leget den hülflosen Nabal auf die Bahre. So lebhaft kann der Gewissenstrieb zum Vergnügen und Misvergnügen werden.

§ 29.

Ist Gott gerecht, so ist er auch ein wahrer Gesetzgeber. Denn er will, zufolge seiner Vollkommenheit, daß die Erdbürger das sittliche Gute thun und das Böse lassen sollen. Er ist ihr Oberherr, welcher nicht anders mit ihnen zu Werke gehen kann, als daß er sie dazu verbinde, weil er in dem Verhältnisse gegen seine freyen Geschöpfe seine Vollkommenheit nicht zurücksetzen kann. Dieserwegen hat er dem Menschen ein Gefühl des Vollkommenheitstriebes anerschaffen. Dieserwegen hat er die Erdbürger mit dem Gewissenstriebe versehen. Dieserwegen hat er den Zusammenhang der natürlichen Dinge in solche Ordnung gesetzt, daß es uns an den Mitteln unserer Unterhaltung und der nöthigen Erkenntniß nicht fehlen kann. Dieserwegen hat er die Verknüpfung und Folgen der Dinge also eingerichtet, daß jede freye Handlung ihre Wirkungen äußert, und der Erdbürger daraus erkennen kann, was seinem Zustande etwas zur Erhaltung und Verbesserung beytrage oder nicht: was seinen Stand verderbe oder erhöhe: was ihm das Vergnügen raube oder ertheile: was ihm ein dauerhaftes oder flüchtiges Wohl darlege: was seinem Leben die Fortsetzung oder den Tod zuwege bringe. Tritt der Erdbürger ins Wasser, so wird sein Fuß naß. Vereiniget er seine Hand mit der Flamme, so empfindet er Schmerzen. Geräth er in die Umstände, daß seine völlige Othemholung gehemmet wird, so kömmt er in die Gefahr, das zeitliche Leben einzubüßen. Diese Wahrnehmung verknüpfe ich mit dem Satze, daß Gott die Vollkommenheit wolle. Hieraus erwächst mir die deutliche Lehre, daß Gottes Naturgesetz darin bestehe, daß der Erdbürger sich und seinen Zustand vollkommener zu machen trachten müsse. Ich soll das thun, was zu meiner Wohlfahrt dienet; ich soll dasjenige lassen, was mir schädlich ist. Mit

einem Worte, ich soll das Arge hassen und dem Guten anhangen. Röm. 12, 9. Hierzu treibt mich mehr als ein Bewegungsgrund an. Zuerst sehe ich auf meinen Oberherrn, ich erhebe meine Gedanken zu dem verehrungswürdigsten Gesetzgeber. Dessen guter, heiliger und vollkommener Gotteswille treibt mich dahin beständigst an, daß ich das thun und lassen soll, was mich außer oder in den Gesellschaften vollkommen und immer vollkommener machet. Hiernächst sehe ich auf die Folgen der Handlungen selbst, und auf die Früchte, welche daher zum Vorschein kommen. Diese Folgen veranlassen mich, das Gute zu thun und das Böse zu meiden. Denn dieses zieht sein gewisses Ungemach nach sich; aber mit guten Handlungen sind auch heilsame Früchte verknüpft. Der alte Sittenlehrer rufet mir noch beständig zu: "Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses." Der dritte Bewegungsgrund wohnet in mir selbst. Das Bewußtseyn meiner guten Handlungen drücket sich durch das liebliche Gefühl meines Gewissenstriebes aus. Wirft mir mein Gewissen meine Uebertretung vor, so ist das daher rührende Gefühl sehr unangenehm und schmerzlich. Läßt sich gleich diese Empfindung auf einige Zeit in den Schlummer einwiegen, und durch den Damm der unartigen Ausübungen der schädlichen, aber schmeichelhaften, Leidenschaften hemmen und aufhalten; so kommt doch eine Zeit, da sie den Damm durchreißt und desto beschwerlicher fällt, je langsamer sie wieder ihre Thätigkeit äußert. Diderich, der Ostgothen König, hatte seinen Sitz zu Verona in Italien, und hatte die Stadt Rom unter seiner Herrschaft. Er ließ hieselbst den unschuldigen Bürgermeister Symmachus über die Klinge springen. Ein ungegründeter Verdacht, daß dieser zu Rom eine gefährliche Meuterey stiften wollte, riß den König zur Vollstreckung dieser Tyranney. Der König war mit vielen Kriegen und weitläuftigen Banden der aufmerksamkeitsvollen Beschäftigungen verwickelt und bestricket. Das Andenken an den Symmachus ruhete und lag in seiner Seele ganz entkräftet. Er wurde endlich auch ein Religionsverfolger, und streckte seine grausamen Anstalten wider die Verehrer des dreyeinigen Gottes aus, um die Arianer zu erhöhen. Er fiel in eine Mattigkeit. Seine Kräfte sanken. Er ließ sich ein Gerichte Fische bereiten. Er sahe sie vor sich auf der Tafel stehen. Er erblickte eine Aehnlichkeit zwischen dem Kopfe des größesten Fisches und dem Kopfe des auf seinen Befehl enthaupteten Symmachus. Er fiel in Schrecken, und das Herz schlug ihm, das mit Angst angefüllet war und zu starren anfieng. Der Mordpfeil des klopfenden Gewissens warf den König auf

das Lager. Seinen Leib quäleten die reißenden Schmerzen der Ruhr. Am dritten Tage starb er an der Plage, woran sein Religionspatron Arius den Geist aufgegeben hatte. Dies ist der Ausgang einer Missethat, wogegen das gehemmte Gewissen sich lange genug stumm bezeigte, und zuletzt desto nachdrücklicher redete. Mir fällt auch noch der vierte Bewegungsgrund, warum ich das Gesetz Gottes erfüllen soll, ins Gedächtniß. Ich weiß es aus der Erfahrung, daß es einige allgemeine Leiden giebt, welche sowohl den Einen als den Andern treffen. Werde ich in diese Umstände gesetzt, so kann ich das Uebel dadurch sehr lindern und mich trösten, daß ich mir meines guten Gewissens bewußt bin, und versichert seyn kann, daß mir solches Leiden zu meinem Besten gereiche. Wird dem frommen König Hiskias der Tod angekündiget, so unterstützt ihn das sanfte Gefühl seines Gewissens. Er spricht zu Gott: "Gedenke doch, Herr, "wie ich vor dir in der Wahrheit mit vollkommenem Herzen ge"wandelt und das gethan habe, was dir gefallen hat." Jes. 38, 3. Das Gewissen der Brüder Josephs wurde in Aegypten ein Aufenthalt des Schmerzens und der Bekümmerniß, als sie den Simeon, ihren Bruder, gebunden hinterlassen mußten. Das widrige Gefühl ihres Gewissens trat hervor, als sie sich darauf besannen, daß sie sich vormals an ihrem Bruder Joseph sehr versündigt hätten. Sie sprachen unter einander: "Das "haben wir an unserm Bruder verschuldet, daß wir sahen die "Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht "erhören. Darum kommt nun diese Trübsal über uns." 1 Mos. 42, 21. Auf beyden Seiten ist die Kraft des Gewissens bey widrigen Schicksalen sehr wichtig und geschäftig. Diese Kraft ist ein Rückstrahl der Gerechtigkeit Gottes. Den fünften Bewegungsgrund will ich noch hinzufügen, welcher uns zur Verehrung der Gerechtigkeit des höchsten Gesetzgebers führet. Ich will denselben in diesen Satz fassen: Gott hat in die Schicksale der Menschen willkührliche Denkmale gelegt, welche klare Zeugen seiner Oberherrschaft, seiner allwissenden und allmächtigen Regierung, seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit sind. Dieser Satz ist von weitem Umfange. Wir wollen demselben einen besondern Abschnitt widmen.

§ 30.

Wenn uns die unmittelbare oder mittelbare Folge unserer freyen Handlungen solche Früchte und Wirkungen zeiget, welche sich aus der Beschaffenheit unserer Handlungen begreifen und erklären lassen, so sehen wir solche Wirkungen für natürliche Ausgänge, für Belohnungen der Tugend, oder für die Bestra-

fungen der Laster oder Unvorsichtigkeit an. Wer Pech angreift, daß es ihm in der Hand warm und aufgelöset wird, der besudelt sich. Wer den Kopf gegen eine starke und unbewegliche Mauer stößt, der beschädigt sein Haupt. Wer fleißig arbeitet, der gewinnt mehr, als ein Fauler. Wer sich zu weit in die Gefahr waget, der kömmt darin um. Wer seinen Freunden eine geschminkte Freundlichkeit weihet, in der That aber ihnen beständig zu schaden suchet, der wird endlich von allen Freunden verlassen. Dies sind natürliche Folgen des freyen Thun und Lassens der Erdbürger. Es giebt jedoch viele Unternehmungen und Wirkungen der Menschen, welche tugendhaft sind, und dennoch eine Zeitlang wegen der Bosheit anderer Menschen mit verdrießlichen Folgen verknüpft zu seyn scheinen. Das Gewissen leidet dabey nicht. Aber die übrigen Früchte, welche die Tugend von außen genießen sollte, sind dabey nicht allein unsichtbar, sondern statt derselben stellet sich auch Wermuth und Aloe auf beyde Seiten. Es giebt gottlose und den Erdbürgern sehr schädliche Werke, die eine lange Zeit vor der Thür der Strafe ungehindert vorbeyschleichen, jedennoch endlich, wie alle Uebertretungen, ihren verdienten Lohn bekommen, nach Verdienste abgestrafet werden. Der König zu Besek, ein mächtiger und gewaltiger Herr, überwand siebenzig Könige, so klein diese auch immer seyn mochten. Er verfuhr gegen diese als ein Wütherich. Er ließ ihnen die Daumen und großen Zehen abhauen, und unter seinem Tische die abgefallenen Krümchen und vorgeworfenen Stückchen Fleisch und Brod zur täglichen Speise nehmen. Die Helden des Stamms Juda und des Stamms Simeon überwanden ihn, nahmen ihn gefangen, und verhackten ihm die Daumen an Händen und Füßen. Der König von Besek hörte hierauf die Stimme seines Gewissens reden, welches ihm seine alte Grausamkeit vorwarf. Er erkannte die Rachhand Gottes über sich. Er sprach: "Wie ich andern gethan habe, so hat mir Gott wieder vergolten." Selbst die Heiden erkannten die Richtigkeit dieser göttlichen willkührlichen und aufgeschobenen Wiedervergeltung. Sie sagten, der Zorn Gottes gehe auf einem bleyernen Fuße zur Rache und ersetze die Langsamkeit durch den schweren Nachdruck. Womit und woran Adoni Besek gesündiget hatte, damit und daran wurde er gestrafet, auf daß er den Druck der gerechten Hand Gottes nicht läugnen konnte. Wie oft wird dieses traurige Schauspiel wiederholet? Wie oft setzen sich die erhabenen und trotzenden Stimmen Nebukadnezars und des edomitischen Doegs herum?

§ 31.

Der Wille Gottes, welcher sich durch die natürlichen Begebenheiten der Welt, und durch allerley Schicksale über die Erdbürger äussert, soll mich zur Ehrerbietung und zum Gehorsam gegen Gott treiben. Durch dieses Mittel wächst in mir die Gelassenheit und Geduld, wodurch die Empfindung der widrigen Schicksale gemindert und gelindert, auch erträglich, wo nicht angenehm, gemacht wird. Ich kann mich der Regierung Gottes nicht entziehen. Ich verehre dieselbe desto williger und unterthäniger, je mehr ich überführet bin, daß dieselbe Regierung ein Werk der Vollkommenheit, der Weisheit, der Heiligkeit und Gerechtigkeit sey. Setze ich die Gütigkeit hinzu, und weiß daß ich derselben fähig bin, so steigt meine Geduld und zieret mich mit der Brustwehre des Vertrauens auf Gott, mit der gewissen Zuversicht, daß Gott durch meine widrige Schicksale meine Wohlfahrt befördere und mir für einen bittern Tropfen nachher ganze Ströme des Vergnügens zufließen lasse. Jedoch wollen wir nachher von dieser Gütigkeit weitläuftiger reden. Ich bin ein geringer Punkt der Welt, und dennoch mit dem Ganzen verknüpfet. Alles, was ich wirklich bin und habe, ist nicht mein Eigenthum, sondern eine Gabe Gottes. Und was habe ich für ein Recht, etwas größeres und mehreres von ihm zu fordern? Meine Unterhaltungsmittel sind mir nicht nach gewissen Graden, Maaße und Gewichte, durch einen Versicherungsbrief auf gewisse Zeiten überliefert. Sie bleiben alle unter der Hand und Regierung Gottes stehen. Gott ist berechtigt, mir dieselben zu vermindern, zu vergrößern, oder sie mir gar zu nehmen. Wer will es ihm wehren? Wer hat Recht oder Macht über ihn? Er will, daß jedes Theil der Welt mit dem Ganzen in einer Harmonie und Verbindung stehe: Daß der eine Erdbürger die Wohlfahrt des andern und aller übrigen unterstützen und erhalten helfe. Aus dieser weisen Haushaltungsregel Gottes entspringen vielfältige Einschränkungen in den Theilen des Ganzen. Dieserwegen können nicht alle Menschen gleiche Vollkommenheiten besitzen. Zur Einrichtung einer dauerhaften Mauer brauchet man allerley Steine. Auch selbst die kleinen Flicksteine und Sandkörner haben daselbst ihren Nutzen. Indessen ist ein großer Unterschied unter einem Quatersteine und unter einem Sandkorne. Wenn es die Absicht des Ganzen erfordert, werden nicht selten die größesten Steine zum Bau kleiner gemacht, auf daß sich alles in der Anwendung reime und schließe. Ich preise die Gaben, welche mir Gott verliehen. Was er mir nicht geben will, dasselbe ist außer meinen Misbrauch gesetzt,

daran kann ich mich nicht versündigen, und dasselbe gehört zu meiner nöthigen Erhaltung nicht. Ich bin über alle Körper erhoben, welche ohne Geist und Absicht sind. Ich habe einen Vorzug vor allen Thieren. Die Erdbürger vermögen diese alle zu ihrem Zweck zu gebrauchen, zu zwingen, zu überwinden, zu beherrschen. Ich finde verschiedene Wirklichkeiten in meinem innern oder äußern Zustande, welche andern Erdbürgern fehlen. Fehlet mir etwas, so kömmt es mir nur also vor. Hätte ich das, was mir zu fehlen scheint, niemals anderswo bey andern gesehen oder angetroffen, so wäre ich nicht einmal auf den Gedanken gerathen, daß es mir fehle. Andere Erdbürger halten Schildwachten über ihre Güter des Glücks, und besorgen einen Einbruch der Diebe, eine Treulosigkeit der Bedienten, eine Anrückung der plündernden Kriegsheere, eine übele Anwendung und Zerstreuung nach ihrem Tode. Wie viele Arten der Verantwortung schweben nicht zugleich über ihrem Scheitel, welche nicht selten die spitzigsten Pfeile bis ins Herz herabschießen? Gott hat mir diese Last nicht aufgelegt und hat mich nicht auf die Höhe gesetzt, weil ich sonst schwindeln möchte. Ich esse vergnügter, ich schlafe ruhiger, als der sehr begüterte und reiche Erdbürger. Es fehlet einem jeden etwas, und wenn man es genau untersuchet, haben alle einzelne Erdbürger gleiche Gaben Gottes von verschiedenen Arten. Einer hat nicht alle. Wer reich ist, dem fehlet sonst sehr vieles, auch wohl das, welches auch die Bettler besitzen. Und wie oft fehlet dem Reichen sowohl das, was er hat, als was er nicht hat? Der zähe Geiz ziehet ihm die Hände zurück, wenn er davon etwas anwenden und gebrauchen will. Man sehe auf seinen Verstand, auf seine Tugend, auf seine Zufriedenheit, auf seinen Leib und dessen Gesundheit, auf seine Hausgesellschaften, auf seine Kinder, u. s. f. Trifft man auch jederzeit dieses alles bey ihm also an, daß man sich darüber vergnügen kann? Fehlen nicht oft die besten Güter in den Sammelplätzen der überflüßigen Güter eines Reichen? Wie steht es dabey um die Ruhe seines Gewissens? Man setze auch den Fall, daß er alle Gaben zugleich besitze, deren größester Theil mir abgeht und fehlet, so darf ich doch der Regierung Gottes, welche den Reichen sowohl versorget und so sehr mit allerley Gütern überschüttet hat, mich nicht entgegen stellen. Ich muß deswegen nicht glauben, daß mir das fehle, was ich bey andern, aber nicht an mir und in meinem Besitze, antreffe. Die Ameise hat die Größe einer Kröte nicht; aber es fehlet ihr doch die Größe einer Ameise nicht. Hat mir Gott wenige Kräfte und geringes Vermögen verliehen,

so hat er es nach seiner Weisheit also gut gefunden, weil dieser Umstand zur Vollkommenheit des Ganzen und zu meinem Besten gereichet. Will ich dagegen murren, so gewinne ich doch dadurch nicht mehr, als eine schnöde Uebertretung des Willens Gottes? Verliere ich etwas, ohne mein Verschulden, so weiß ich, daß es zur Vollkommenheit meines Wesens nicht gehöre und nur ein geliehenes Gut gewesen sey. Ist mir auch ein gewisser Stand, eine gewisse Würde, zum wesentlichen Eigenthume von Gott gegeben? Nein; dies finde ich nicht, dies weiß ich nicht zu behaupten. Ich gerathe in das Schicksal, daß man mir denselben oder dieselbe abnimmt. Habe ich es verschuldet, so leide ich es gern, weil ich der Unglücksschmidt selbst gewesen. Habe ich es nicht verschuldet, so beruhige ich mich desto mehr in der Schickung Gottes. In beyden Fällen aber gedenke ich, daß mir kein Haar vom Haupte, ohne Gottes Willen fallen könne. Wer in meinen gewesenen Stand, in meine vorige Würde tritt, dem hat sie Gott beschieden, entweder durch eine Zulassung oder nach seinem Wohlgefallen. In beyden Fällen verehre ich den Willen des höchsten Regierers, und bin in meinem Schicksale aus Ehrerbietigkeit gegen Gott gelassen und geduldig. Und wie kann ich das ändern, was der Höchste also und nicht anders, wenn ich den gehörigen Fleiß in meiner Sphäre bewiesen habe, ergehen läßt? Ich muß das leiden, die Hand des Höchsten kann alles ändern. Habe ich gefehlet, so will ich mich prüfen und bessern. Habe ich nicht unrecht gehandelt, so habe ich dennoch an Gott keine Verdienste noch einiges Recht an seine Gaben. Er kann sie geben und nehmen, wie er will. Er ist Herr, und ich bin sein Unterthan. Ob man aber auf diese Weise alle seine vorigen Handlungen vor Gott und Menschen rechtfertigen und sich völlig durch diese Betrachtungen beruhigen könne, das ist eine andere Frage. Wir können alererst, wenn wir noch andere Gründe vorgetragen haben, die Quellen eröffnen, woraus sich ein völliger Trost schöpfen läßt. Jedoch ist es auch nicht möglich, daß man sich durch einen vollkommenen Trost aufrichten könne, wenn man nicht beständig seine Dependenz von Gott vor Augen behält. Denn diese muß uns vor großen und vielen Uebertretungen bewahren und uns in dem Zustande erhalten, worin wir des Trostes fähig bleiben, weil wir bereit sind, unsere Fehler zu erkennen und zu verbessern.

§ 32.

Gott will uns vollkommen und glückselig machen, so fern unser endliches und eingeschränktes Wesen der Vollkommenheit

und Glückseligkeit fähig ist. Denn er hat den ernsten Willen, wodurch er nichts als Vollkommenheit will. Seine Heiligkeit bestätiget den Satz. Er hat dieserwegen den Erdbürgern die Mittel angedeihen lassen, wodurch sie zu solcher Vollkommenheit und Glückseligkeit, nach dem Grade ihrer Fähigkeit, gelangen können. Weil sie aber ihre Freyheit misbrauchen können, so sind sie vermögend, die Anwendung dieser Mittel zu versäumen oder zu verwerfen. Sie können ein Scheingut für ein wahres Gut ansehen, weil sie sich in der Ueberlegung übereilen können. Hieraus folget, daß sie dem Willen Gottes, der sie glückselig sehen will, entgegen handeln, und sich der Glückseligkeit berauben können. Die Mittel der Glückseligkeit können entweder außerordentlich oder ordentlich seyn. Wenn es Erdbürger giebt, welche der ordentlichen Mittel ganz unfähig sind, und sich selbst diese Unfähigkeit nicht zugezogen haben, so wendet Gott, zur Erreichung ihrer Glückseligkeit, außerordentliche Mittel an. Wenn ein König ein Wiegenkind vor sich sehen und begnadigen will, das nicht gehen kann, so läßt er dasselbe zu sich tragen. Die ordentlichen Mittel können sich durch die Vernunft aufschließen, wenn diese in den Menschen zu solchem Zwecke hinreichend ist. Sind dieselben aber nicht hinlänglich, so müssen sie von aussen durch eine Offenbarung Gottes ergänzet werden. Wir setzen durchgehends voraus, daß Gott wahrhaftig sey.

§ 33.

Es fällt jemand wider sein Vermuthen nächst der Heerstraße auf seiner Wanderung in einen Schlamm bis an die Brust. Die Haut des Moders reisset tiefer ein. Die Schwere des Leibes drückt sich allmählig hinunter. Der Wanderer wird bestürzt, er winselt, er schreyet. Ein Schäfer läuft herbey, ihn zu retten. Er besinnt sich nicht auf die rechten Mittel. Er irret, da er mit dem eisernen Haken seines Stabes den Elenden herausziehen will. Er hebt den Unglücklichen auf einige Zolle in die Höhe, und läßt ihn desto tiefer wieder sinken. Darauf saget er: Ich habe dich gerettet. Nein, saget der Elende, das Urtheil deines Verstandes ist unrichtig, oder deine Gesinnung gegen mich tauget nicht. Der dritte eilet mit hinlänglichen Mitteln herzu. Er saget, ich will dich retten, und leistet es auch. Er wirft dem Elenden zwey Seile, so vest und stark sind, zu. Er knüpfet die Enden an sein Pferd. Der Elende ergreift die zugeworfenen Seile mit beyden Händen, wickelt sie unter den Armen herum, greift wieder an die Enden, und das Pferd gehet langsam vorwärts und rücket den Elenden heraus. Dem ersten fehlte die Wahrhaftigkeit so die Sache betraf, und das Urtheil des Ver-

standes. So fern die Sache zur Erklärung seines Willens gehörte, war kein Fehler in ihm, und die Anzeigung seines Vorhabens drückte sich durch die rechten Worte aus. In diesem Falle war er wahrhaftig. Dem andern fehlte die Wahrhaftigkeit der Sache, in Ansehung des Urtheils des Verstandes und der Gesinnung des Willens. Der dritte drückte sich mit Worten und Werken recht aus. Seine Worte, als Zeichen des Urtheils und der Gesinnung, kamen also zum Vorschein, wie er von der Sache und dem Ausgange nach der Wahrheit urtheilte. Er urtheilte recht. Er legte seine Gesinnung durch Worte und Werke richtig zu Tage. Der Elende verstund des Retters Worte in dem Verstande, worin sie zufolge der Meynung seines Erretters stunden und abgefasset waren. Sein Nothhelfer drückte sich also aus, daß er das angezeigte Mittel recht verstund, und in der Anwendung desselben nicht irren konnte. Die Wahrhaftigkeit und das gute Mittel befreyete ihn von seinem Untergange.

§ 34.

Gott ist wahrhaftig, weil er alle mögliche Vollkommenheiten des Verstandes und Willens unendlich besitzt. Sein Verstand ist eine richtige und untrügliche Vorstellung aller möglichen Wahrheiten. Die Kräfte und alle Wirklichkeit, welche die Erdbürger haben, rühren aus der Hand des Schöpfers her. Demnach ist eine jede Wahrheit und richtige Vorstellung, welche sich in dem Verstande der Erdbürger befindet, eine Ertheilung, eine Gabe, und ein Abdruck einer sehr geringen Anzahl der Wahrheiten des göttlichen Verstandes. Wer wollte denn noch zweifeln, daß Gott wahrhaftig sey? Er ist ferner unser Gesetzgeber. Hieraus folget, daß er uns Wahrheiten zu erkennen gegeben habe, welche uns lehren, was wir thun und lassen sollen. Wie könnten wir seinem Gesetze gehorchen, ohne die Erkenntniß der Wahrheit? Ein verkehrter Nero läßt seine Verordnungen so hoch an die äusserſten Pforten seines Pallasts schlagen, daß sie niemand lesen oder erkennen kann. Eine gewaltiggroße Unvollkommenheit! Dürfen wir dieselbe auch dem höchsten Gesetzgeber zuschreiben? Wir haben von Gott die vortreflichsten Grundsätze der Vernunft. In der Weltweisheit und in der Lehre von den Größen treffen wir eine große Anzahl derselben an. Daher stammen die Regeln ab, nach welchen man richtige Urtheile fasset. Daher fließen die Regeln, nach welchen man die Sonn- und Mond-Finsternißen voraus verkündiget. Daher rühren die Regeln, welche in den Wissenschaften und Künsten erwiesen und zur Wohlfahrt der Menschen im menschlichen Leben ausgeübet werden. Ein Sonnenzeiger, eine Schlaguhr, ein

Hebezeug, eine Kunstwaage, ein Compaß, u. s. f. sind Zeugen solcher Regeln. Dieserwegen empfinden wir gewisse Sätze, welche von unserer Willkühr gar nicht abhangen. Wir werden keinem zu gefallen uns überzeugen können, daß dreymal drey vierzig seyen. Wir können uns dahin nicht lenken, daß wir uns überzeugen, eine Elle halte die Länge von anderthalb Zollen. Die Wahrheiten unsers Verstandes hangen nicht von unserer Einbildung, noch von unserer Willkühr ab. Sie haben einen höhern Ursprung. Sie stammen aus dem Verstande Gottes her. Die Ertheilung derselben ist ein Werk des Willens Gottes. Würden auch die Menschen ihren Verstand misbrauchen, wenn sie dies lebhaft und beständig bedächten? Wir haben auch eine moralische Gewißheit, welche, so lange sie ächt ist, keine Furcht des Betrugs übrig läßt. Ich bin niemals in Rom gewesen, und zweifele dennoch daran gar nicht, daß die Stadt Rom wirklich da sey. Diese gemeinsame Einrichtung unserer Seelen ist von Gott. Denn dieser ist die Grundquelle alles desjenigen, was etwas Wirkliches ist. Gott hat den Erdbürgern auch eine bestimmte Offenbarung ertheilen können, welche aus wahren Sätzen besteht, und das in sich fasset, was wir aus den Kräften der sich selbst gelassenen Vernunft nicht wissen können, und dessen wir doch zur Erreichung der ewigdauernden Glückseligkeit bedürfen. Es würde aber Gott seine ganze Absicht, unsere Glückseligkeit zu befördern, verlieren und verloren haben, wenn er uns einen Verstand gegeben hätte, welcher sich nothwendig betrügen und irren müßte. Wozu würde uns sein Gesetz alsdenn dienen? Und wie hätte er sich alsdenn uns als einen wahrhaftigen und vollkommenen Herrn erwiesen? Jedoch da er wider die Liebe der Vollkommenheit nicht handeln kann, so hat er den Verstand der Erdbürger also eingerichtet, daß sie fähig sind, die Wahrheit zu erkennen. Wir können es freylich nicht leugnen, daß die Erdbürger zu dieser Fähigkeit nicht gelangen, theils durch eine unüberwindliche Hindernis, theils weil sie von andern oder durch ihre unartigen Lüste zurückgehalten werden, daß sie ihren Verstand nicht aufräumen noch recht brauchen lernen. Bald setzen sie falsche Begriffe zum Grunde, bald machen sie irrige Schlüsse, bald machen sie von den Grundsätzen der Vernunft am unrechten Orte Gebrauch. Können wir aber diese verkehrte Anwendung des Verstandes dem Höchsten beymessen? Ist er es, welcher den Verstand solcher Liebhaber oder Diener der Irrthümer also eingerichtet hat, daß sie nicht richtiger urtheilen und ihre Handlungen nicht besser überlegen? Der Verstand des Menschen kann freylich irren, weil

er endlich und eingeschränket ist. Aber er irret doch nicht wirklich, wenn er sich nicht, nach seiner Freyheit, in einige vorhergehende Bedingungen setzet, welche ihn in den Misbrauch der Vernunft stürzen und Irrungen nach sich ziehen, welche sich vor Menschen, aber nicht vor Gott, verbergen oder bemänteln lassen. Denn Gott ist und bleibt wahrhaftig.

§ 35.

Die Vernunft der Erdbürger wird gemißbrauchet, wenn wir unsern Leidenschaften, unserer Vollkommenheitsbegierde, und unserm Gewissenstriebe also folgen, daß wir dabey die wahren Grundsätze der Vernunft vernachläßigen und zurücksetzen. Auf diesem Wege ziehen wir die sinnlichen und die flüchtigen Güter den dauerhaften und größern Gütern, das Laster der Tugend, die Ergötzlichkeiten des Leibes dem wahren Vergnügen der Seele, und das Scheingute dem ächten und wahren Gute vor. Durch diesen Weg entfernen wir uns immer weiter von dem Gesetze des Höchsten, und verderben ganze Familien, welche nur von den Tröstungen wissen wollen, die sehr sinnlich sind. Der große Lehrer des deutschen Staatsrechts, Statius, nahm als Student seine Aufwärterin zur Frau. Er gab ihr so häufige Spuren seiner sinnlichen Neigungen zu genießen, daß der ähnliche Zug nachher auf seine Kinder ganz übermäßig fortgepflanzet wurde. Sein Vergnügen ruhete zugleich in der Geschichte, als einem Schauplatze, worin immer ein Auftritt mit dem andern abwechselt. Die Frau fängt ihm an zu misfallen. Er weiß sich der Willfahrung seiner Mägde zu versichern. Die Kinder wachsen heran, und werden durch das Muster des unartigen Vaters mit verderblichen Vorurtheilen angestecket. Die Tochter bekommt einen sehr gelehrten und vortreflichen Mann. Er machet ihr den thätigen Besuch zu sparsam. Nach vierzehn Jahren wird endlich ihr unartiges Gewerbe mit dem Lakaien bekannt genug. Sie wird geschieden. Ihr Bruder, dem eine Casse anvertrauet war, gehet um dieselbe Zeit davon. Ihr anderer Bruder, ein Lehrer zum Himmelreich, verfällt gegen seine vorhin übermäßig geliebte Frau in eine unanständige Eifersucht, und giebt darüber seinen Geist auf. Dies alles bohret dem alten Vater durchs Herz, und zeuget ihm die Nägel zu seinem Sarge. Dieser hatte das ganze Recht der Natur auf den Grund der natürlichen Leidenschaften gesetzt, war seinen Leidenschaften gefolget, und hatte der Fackel der vorleuchtenden Vernunft in seinem Systeme keinen Raum gelassen. Kurz vor seinem Tode erkannte er seine Thorheit so vieler Jahre, und ließ sich durch das Wort der Offenbarung trösten, wovon er in dreyßig Jahren innerhalb der

Kirche nichts gehöret hatte. So schlüpfrig ist der Weg der Leidenschaften und des Misbrauchs der Vernunft! So verführerisch ist die Vollkommenheitsbegierde, wenn sie nicht durch die Grundsätze der Vernunft bewahret wird! So stumm oder verkehrt wird der Gewissenstrieb, wenn er unter den fleischlichen Lüsten sich begraben lassen muß! Kann die Fertigkeit des Gehens auf dem Wege der Tugend auch in einigen Stunden so sehr wachsen und solche Stärke bekommen, daß sie im Herzen bis zum Abschiede veste bleibt und mit rechter Richtung in jenes Land der Lebendigen tritt? Wir werden unten von der Art solcher Tröstungen handeln. Itzt erinnern wir uns des Sprüchwortes: Was der Mensch säet, das wird er erndten. Und warum wollten wir es leugnen, daß es eine selige Stunde sey, worin sich der Mensch von allen sinnlichen Vergnügen und von allen flüchtigen Mitteln des vergänglichen Trostes mit dem Erfolge absondern läßt, und sich lediglich in die Arme Gottes mit Verabscheuung seiner Sünden wirft: daß er nur die Vereinigung mit Gott und dessen Freundschaft durch die Ergreifung der vollgültigen Verdienste Christi suchet und darin sich beruhiget, um auf ewig ein gottgefälliger Himmelsbürger zu seyn? Es steht die Wahrheit vest: Die Stimme und Verordnung des höchsten Regierers setzet uns auf den Weg der Fähigkeit des wahren und dauerhaften Trostes. Dieser Weg führet uns zur Vereinigung mit demselben und zu seiner Freundschaft, woraus ein Wasser fließt, welches ins ewige Leben quillt.

§ 36.

Die Stufen zur Fähigkeit der Linderung des Uebels, welches man empfindet, sind sehr verschieden. Wie sich die Trostgründe gegen das Uebel verhalten, also sind auch dieselben Stufen beschaffen. Wer die Trostgründe fassen und in die Ueberzeugung hinein dringen lassen will, der muß seinen Leib und seinen Verstand in den Umständen erhalten, daß er sich besitzet und ein Herr seiner Gedanken ist. Ein Trunkenbold, ein im Zorn brennender Kopf, ein mit der Verzweifelung ringender Geist, ein verliebter Thor, ist der ächten Trostquellen nicht fähig, weil er seines Verstandes nicht mächtig ist. Wer von seinen Leidenschaften beherrschet wird, dem fallen keine andere Linderungen seines widrigen Schicksals in die Gedanken, als woran er sich schon lange gewöhnet hat. Der Geizige segnet sich durch den Ueberfluß seiner Güter. Der Trunkenbold befriediget sich dadurch, daß er sich durch wohlschmeckendes Getränke erquickt und gegen sein widriges Schicksal empfindungslos machet. Der Geitzige spricht zu seinem Geldklumpen: Du bist mein Trost.

Seine Zufriedenheit hat daselbst seine Gränzen, wo seine irdischen Güter ihre Schranken haben. Das Elend, welches seine Mitbürger drücket, muß ihm zum Vergnügen gereichen, wenn er sein Glück und jenes Elend mit einander in Vergleichung stellet, oder auch die Armuth anderer Menschen als Quellen des Wachsthums seines Vermögens ansieht und gebrauchet. Er spricht zu seiner Seele: "Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre, habe nun Ruhe, iß, trink, und habe guten Muth." Luc. 12, 19. Er entfernet seine Gedanken von dem Tode, als dem Damme und dem Riegel alles seines sinnlichen Vergnügens. Er dünket sich so viel weiser und erhabener zu seyn, so weit sein Vermögen das Vermögen anderer übersteigt. O eine ungegründete Quelle der Weisheit und Hoheit! Setzet einem einfältigen Thoren einen Geldsack auf die Schulter, beladet den Esel mit einer Last von Dukaten, leget dem unmündigen Kinde einen Wechsel über etliche Millionen Rubel in die Hände. Wie fällt hiebey das wahre Urtheil aus? Ja, spricht der Geizige, sind auch diese die beständigen Besitzer und Erbherren des auf sie gelegten Vermögens? Ich antworte, wer hat dich denn zum beständigen Besitzer gemacht? Wie leicht, wie unvermuthet rückt der widrige Augenblick herbey, da die Diebe, die Beschwerungen des Krieges, Feuer, Wasser, und andere Zufälle dich in deinem Besitze stören, mit dir theilen, oder dir das betrübte Nachsehen überlassen? Und was saget der Tod darzu? Gott spricht nicht selten: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wirds seyn, das du bereitet und zusammengescharret hast? Das Eigenthum des Vermögens steht in der Herrschaft Gottes. Dem Erdbürger ist es nur zur Verwaltung und Rechenschaft geliehen. Wir gehen weiter. Der Ehrgeizige beruhiget sich in dem Schattenbilde seiner vermeynten Erhabenheit, die er mit einbildungsvollen Ellen misset. Er findet sein Vergnügen in dem sich weit ausbreitenden Nebel der Titel. Er ahmet den morgenländischen Königen nach, welche sich Söhne der Sonnen, Herren der Morgenröthe, Könige der Könige und Herren der Herren nennen. Dort nahet sich ihm eine Schaar allerley Menschen, welche ihn ehren, den Hut tief herabziehen, die Köpfe beugen, die Knie krümmen, im Gange einen Einhalt machen. Hier stehen seine Klienten mit entblößtem Wirbel, und erwarten in der äussersten Ehrfurcht seine Verordnungen und Rathschläge. O beglückte Sterbliche, welche ihre Ehre in der rechten Hoheit, in der Freundschaft Gottes, suchen und finden! Der Ehrgeizige steht immer auf hohen Tritten, wie die Tragödienspieler der alten

Griechen und Römer, welche von dem Winde zwischen den Schuhsohlen in die Höhe gehoben wurden. Sein Ton ist hoch und entscheidend. Seine Kleidung ist sauber und insgemein prächtig. Seine Wohnung ist ein Spiegel des vornehmen Sinnes, welcher in dem Herzen des Hausherrn thronet. Sein Geschlechtregister ist insgemein ausgedehnet und erhaben. Obgleich sein Aeltervater ein Schneider in den Niederlanden war, und eine halbe Elle im Wappen führte, so ist doch der Urenkel von Grafen entsprossen, welche im Jahre 1626 wegen der Religion das Königreich Böhmen verließen, und führet einen halben Löwen im Wappen. Vor seinem Ehestande war sein Vater schon von der Kraft der Vermehrung seines Geschlechts beraubet. Sein Kutscher war der Mutter geheime Rath. Dieser stammelte nicht wenig. Der Sohn der gnädigen Frau stammelte nicht minder, und führet dabey seines vermeynten Vaters Namen und Wappen. Ich habe einem Bürger, welchen sein Geld zu Ehren gebracht, ein Geschlechtregister verfertigen müssen, welches seinen Anfang von dem Hungarischen König Bela nimmt. Der Stammbaum ist angenommen und als richtig durchgewischet, weil mein Bürger für die Erneuung seines Adels sich also in Person aufgeführet hatte, wie es der Caßirer gewünschet. Wie leicht und flüchtig ist der Nebel solcher Hoheit, die nur im Spinnengewebe ihren zureichenden Grund suchet! Wer in diesen Schattenbildern seine Zufriedenheit findet, der ist keines wahren Trostes fähig, wenn solche Bilder verschwinden, falls er nicht andere Trostgründe aufsuchet. Und warum will der Wollüstige sich unserer Erwägung entziehen? Der Inbegriff seiner Triebe ruhet in dem sanften Wechsel der sinnlichen Belustigung. Neue Zeitungen sind seine Nahrung. Wohlschmeckende Speisen und Getränke sind seine Erquickung. Schöne und oft neue Kleider sind seine Herzstärkung. Der Reiz und die Beschauung des schönen Frauenzimmers, wo nicht etwas vertraulichers, sind sein Julep. Liebliche und wohl angelegte Gärten ziehen seine Augen auf sich. Er ist gesprächig und gesellig. Er hat viele Tischfreunde. Seine Freundschaften entstehen hurtig, und verschwinden, so bald ihnen die Abwechselung der angenehmen Leidenschaften entflieht. Er ist geldbegierig, um sein sinnliches Vergnügen zu unterhalten. Er lobet die Redner, welche munter sind, und vieles aus den Comedien geborget haben. Er liest gern Geschichte wegen der mannichfaltigen Abwechselungen. Ein unerwarteter Schwung der Schriftsteller oder Gesprächführer ergötzet ihn mehr als andere Menschen. Gründliche und tiefsinnige Gedanken sind nicht für sein Gehirn.

Peter Bäle, Gellerts Fabeln und Erzählungen, und die leichten französischen Einrichtungen der Schriften sind sein Nachtisch. Die Gemächlichkeit führet den Scepter in seinem Hause. Sein Zorn lodert auf, wie Stroh. Er ist nicht unbarmherzig gegen die Armen, insonderheit gegen die schönen und jungen Wittwen. Dem Priester weiß er ein gutes Gesichte darzustellen und gute Geschenke zu machen, auf daß seine Geschichten nicht in der Gemeine verkündiget werden mögen. Er liebet in allen Dingen das Leichte, das Gefällige, das sinnlich Mannichfaltige, und das, so auf der Fläche schimmert. Verliert er dies sinnliche Vergnügen, so bemühet er sich um die Erhaltung des andern. Findet er über etwas eine Reue, so ist sein Leid ein sich bald zerstreuender Nebel. Die Beständigkeit, das Anhalten, die Geduld, sind ihm eine Last. Er bildet sich einen Begriff von Gott, einen Begriff, welcher mit seinen herrschenden Leidenschaften übereinstimmet. Sein Gott verbirgt die Heiligkeit und Gerechtigkeit, und läßt nur die Güte und Barmherzigkeit in vollem Lichte erscheinen. Mit diesem Bilde weiß er seinen flüchtigen Trost in der Einbildung zur Zeit der Noth zu verbinden. Der Ehrgeizige denket schon ganz anders. Dieser bildet sich einen Gott, welcher Pracht und sinnliche Hoheit liebet: welcher sich an herrlichen Tempeln und kostbar gekleideten Tempelherren ergötzet: welcher ein Liebhaber eines ansehnlichen und ausgedehnten Ceremoniels ist. Der Ehrgeizige, wenn er dem Höchsten dienet, suchet seinen eigenen Ruhm in der äußerlichen Gottseligkeit. Er liebet prächtige Aufzüge in den gottesdienstlichen Verrichtungen. Mit diesem Gepränge zahlet er dem Höchsten seinen Tribut, und glaubet noch wohl dazu, daß ihm Gott nicht wenige Verpflichtungen schuldig sey. Er fällt auf die Genugthuung für seine Sünde aus eigenen Kräften, welche er für göttlich ausgiebt. Es fehlet ihm wenig an der Gemüthsstellung, welche die Franzosen Bigotterie nennen. So sieht die äußerliche Religionsübung aus, welche sich aus dem Ehrgeize angesponnen hat. Fällt dem Ehrgeizigen ein Kummer in den Weg, so hält er dem Höchsten ein Register seiner geleisteten guten und herrlichen Werke vor, und suchet darin seinen Trost zu finden. Er gelobet prächtige Bezeugungen seiner guten oder vielmehr äußerlichen Gesinnung, welche er nach gehobenem Kummer leisten will. Es läuft alles auf eigene Werkheiligkeit hinaus, wobey der innere Grund des Herzens ein wüster und mit Stolze angefüllter Acker bleibt. Aber wie sieht das Bild aus, welches sich der Geizige von Gott vorstellet? Dieser ist unbarmherzig, zähe zu Wohlthaten, um seines Nutzens oft grau-

sam, dabey furchtsam und sonst von einem Herzen, welches sehr eigensinnig, neidisch und mistrauisch ist. Er bildet sich einen Gott nach der Aehnlichkeit mit sich selbst. Er ziehet seine Gedanken daselbst zurück, wo seine Habesucht ihre Gränzen erreichen soll. Sein Gott ist sehr ernsthaft, strenge, gerecht und unbarmherzig. Jedoch verehret er ihn ganz abergläubisch, in der Absicht, daß er ihm seine Güter bewahren und immer mehr bescheren soll, ob er sie sich wohl insgemein selbst ergeizet und nicht selten durch unrechte Wege vermehret. Wird ihm sein irdischer Trost genommen, so wird er untröstbar und weiß sich nicht zu finden. Was saget Gott zu diesen Werkmeistern ihrer eigenen Gottheit? Er saget: "Das thust du, und ich schweige, "da meynest du, ich werde seyn gleich wie du; aber ich will "dich strafen, und will dirs unter Augen stellen." Ps. 50, 21. In der Trübsalsstunde, bey den widrigen scharfen Schicksalen, wollen solche erdichtete Bilder Gottes nicht Stich halten. Sie verschwinden. Der Ehrgeizige fühlet die Unzulänglichkeit und die Spreu seiner Werke. Der Wollüstige empfindet die Gerechtigkeit Gottes. Der Geizige findet bey Gott keinen Trost, keinen Bescherer der irdischen Güter. Wie sehr sind sie unter der Herrschaft ihrer irdischen Leidenschaften so gar alles Trostes, welcher ächt und dauernd ist, unfähig worden!

§ 37.

Der Ehrgeizige, wenn er seine irrige Gedanken nicht bessert, fällt hierauf gar leicht in die Atheisterey, weil er keine Belohnung seiner prächtigen Werke und keinen gnädigen Beystand wahrnimmt. Der Wollüstige weiß, wie eine verschüchterte Taube, nicht wo sein Fuß ruhen soll. Er fängt gar leicht an, sich Gottes, als eines Schreckenbildes, zu entschlagen, und sein Gewissen durch neuerfundene Belustigungen einzuschläfern. Der Geizige ringet mit der Verzweifelung, weil er weder bey Gott noch bey Menschen Trost findet. Jener hat ihm die Güter nicht bewahret; und diese haben ihn, als einen Menschenfeind, schon lange verabscheuet. Und wie viele gönnen ihm nicht sein Unglück? Wäre Gott endlich, sichtbar, und sterblich, würden sich diese Misvergnügten zum Theil an ihm vergreifen, weil er die widrigen Schicksale nicht abgewendet? Ein Mann, auf dem Ober-Eichsfelde, war ein unermüdeter Verehrer seines häuslichen Marienbildes gewesen. Er litte wider Vermuthen einen solchen Schaden im Hauswesen, welcher über alles gieng. Er griff zur wunderlichen Rache. Er warf das Bild ins Feuer und verbrannte es. Und deswegen wurde er selbst verbrannt. Ein Bauer hatte seinen hundertjährigen Kalender schier göttlich

verehret. Er entzog darüber seinem Acker den Dünger. Die Sonne, welcher in demselben Jahre die Regierung des Wetters zugeschrieben war, wollte den Acker nicht allein fruchtbar machen. Der Bauer bekam fast nichts zu erndten. Nicht er, sondern sein Kalender, mußte die Schuld tragen. Er ließ ihn im Ofen vom Feuer verzehren. Wunderbare Rechtfertigungen der unter den sinnlichen Leidenschaften liegenden Menschen in den großen Unglücksfällen! Treten hypochondrische oder milzsüchtige Beschwerungen des Leibes dazu, so erfolgen nicht selten Unternehmungen zur Befreyung von dem unleidlichen Schicksale, welche mitleidenden Christen und Erdbürgern die herbesten Thränen auspressen. Die Ueberschrift war solchen Verwirrungen eigen, welche der König Hiskias kurz also ausdrückte: "Um "Trost war mir sehr bange." Wer in der Freundschaft Gottes steht, dem fehlet es niemals an der Kraft, die härtesten Versuchungen und Schicksale zu überstehen. Denn es schallet ihm beständig die Stimme Gottes durch die Ohren: "Ich bin bey "dir in der Noth, ich will dich herausreißen." Suche demnach, Sterblicher, die Freundschaft Gottes, ehe dich deine Leidenschaften gar zu tief in die finstere Grube der Knechtschaft ziehen, und dir die Rückkehr immer beschwerlicher machen. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen.

§ 38.

Ehe die Kräfte unserer Seelen nicht erhoben, in Ordnung gebracht, und durch eine neue Kraft Gottes in die Freundschaft desselben eingeleitet sind, ist alles das, womit sich die Erdbürger trösten und trösten lassen, nur ein Schatte hinfälliger Körper, welchen das Leben und die dauerhafte Kraft fehlet. Jener tröstet sich mit der harten Kette der höchsten Nothwendigkeit. Er spricht: Was sich nicht ändern läßt, das muß man ertragen. Dies ist der erste Strohkranz des geringschätzigen Trostes. Dieser tröstet sich mit seinen Verdiensten, die er an Gott zu haben vermeynet. Dies ist der andere Strohkranz. Ein anderer tröstet sich mit der Barmherzigkeit Gottes, ob er gleich des Ausflusses derselben noch nicht fähig ist. Denn Gott erzeiget nur denen Barmherzigkeit, welche in der Ordnung des Willens Gottes nach dem möglichen Maaße ihrer Erkenntniß stehen. Dies ist der dritte Strohkranz. Dort wohnet ein Einsiedler. Er tröstet sich dadurch, daß er für sich und andere allerley Leiden erdulde und selbst auf sich häufe, auch dafür büße, um dadurch sich und andern die ewige Seligkeit zu erwerben. Dies ist der vierte Strohkranz. Jener tröstet sich mit der Gemeinschaft,

in welcher er mit andern ganze Schaaren der widrigen Schicksale erträgt. Dies ist der fünfte Strohkranz. Dieser tröstet sich mit dem Wechsel, welcher das Leiden wiederum in Freude verkehret. Dies ist der sechste Strohkranz. Dort steht ein großer Geist auf einer hohen Schaubühne. Sein Stand erfordert, daß er eine tapfere Seele besitze und zeige. Er stellet sich in widrigen Schicksalen sehr stoisch und unerschrocken. Er ist von zarter Kindheit also gewöhnet. Er leidet tapfer, aber ohne Vergnügen in Gott, ohne Beruhigung seines Geistes. Er ist den Capucinern gleich, welche sich kasteyen, schlagen, und gegen sich selbst sehr stoisch verfahren. Aber diese essen nachher desto ruhiger, und spielen desto mehr Amuretten, je mehr sie die benachbarten Leibestheile der Nieren erschüttert haben. Der große Geist verbirgt sich nicht selten ein wenig, wenn sein widriges Schicksal die Hände allzuweit über ihn ausbreitet. Er tritt wieder ganz stoisch hervor, und die Hoffnung scheint seine Stirn aufzuheitern. Er verliert einen Arm in der Feldschlacht und läßt sich denselben unter Trompeten- und Paukenschall abnehmen. Er streckt sich auf das Lager der Krankheit. Er beißt die Zähne auf einander, um die harten Lectiones und Aufgaben siegreich zu überstehen. Das Stundenglas seines Lebens äußert die Entleerung. Er läßt niemand zu seinem Bette kommen. Er machet unüberwindliche Gliederzüge, und windet sich wie ein Wurm, der getreten ist und sich dem Tode überlassen muß. Man schreibt dennoch von ihm, er habe als ein Held über den Tod triumphiret. Ein anderer stirbt in Gegenwart der Umstehenden an der Schwindsucht, vor Mürbigkeit des Alters, vor Ausmergelung. Er stellet sich tapfer, und würde ohne diese Stellung doch wie eine Kerze, welcher die Nahrung gebricht, verloschen seyn. Dies ist sein Triumph. Mir fallen bey diesem Heldenmuthe allezeit die Worte ein: Selig sind, die in dem Herrn sterben. Ein Agag gehet mit lebensbegierigem Herzen und angenommenem Entschlusse dem Tode heldenmüthig entgegen. Er spricht mit aufgeworfener Miene: "Also muß man "die Bitterkeit des Todes vertreiben." Wie starb er? Starb er in der Vereinigung mit dem gnädigsten Vater? Starb er in der vesten Hoffnung der beständigen Glückseligkeit? Der Schächer am Kreuze starb vielmehr als ein Held, denn er glaubte an den gekreuzigten Jesum, der mitten in der äußersten Niedrigkeit und Schmach neben ihm am Kreuze hieng. Er erkannte und bekannte seine Uebertretungen. Er fühlte darüber einen sehr empfindlichen Schmerz, welchen er durch den Glauben an Jesum und die zweifelsfreye Hoffnung des paradiesischen Lebens

versüßete: Also muß man die Bitterkeit des Todes vertreiben. Diese Treue im Tode erhält aus der Gnadenhand des ewigen Seligmachers die Krone des Lebens. Dies ist der rechte Ehrenkranz. Dort beruft sich jemand in seinem Leiden auf sein gutes Gewissen. Aber ist dieses auch richtig? Hat es allezeit gesprochen? Hat man niemals dagegen gehandelt? Das Gewissen setzt das Gesetz Gottes voraus, und den genauesten Gehorsam gegen dasselbe von ganzem Herzen, von ganzer Seele, aus allem Vermögen und aus allen Kräften, aus solchen Kräften, welche zur Ausübung des Gesetzes Gottes hinreichend sind. Wenn wir diese Rechnung anstellen, so findet sich eine gewaltige Menge von Defecten im Thun und Lassen. Wo bleibt alsdenn der Ruhm des guten Gewissens, insonderheit wenn das Gewissen nicht von den todten Werken durch eine höhere Kraft gereinigt ist? Gesetzt aber, daß du dich auf nichts zu besinnen weißt, wodurch du wider den Gehorsam, welchen du Gott dem Höchsten schuldig bist, gehandelt hättest, so darf ich doch diese Fragen aufwerfen. Die erste ist: Hast du das Gesetz Gottes recht verstanden? Hast du darauf jederzeit deine Aufmerksamkeit gewendet? Bist du überzeugt gewesen, daß das Gesetz eine Richtigkeit der innersten Kräfte der Seelen, der Worte, der Gebehrden und der Ausübung im Thun und Lassen erfordere? Die vierte Frage ist diese: Bist du mit dem Prüfegeiste begabet gewesen? Hast du darauf deine Aufmerksamkeit angewendet, daß deine Handlungen mit dem Gesetze übereingestimmet haben? Ich frage zum fünften: Hast du auch allezeit eine gottgefällige Absicht in deinem Thun und Lassen gehabt? Ich frage zum sechsten: Sind die Mittel, welche du zur Erreichung deiner Absichten gebrauchet, jederzeit dem Gesetze Gottes gemäß gewesen? Ich frage zum siebenten: Hast du nicht vieles vorbeygelassen, was du hättest ausrichten sollen? Finden sich in dir nicht viele verborgene Fehler und kleine Reizungen zum Bösen, welche wir allererst, wenn sie sich in Schlachtordnung stellen, groß erkennen, die du nicht wahrgenommen? Hast du denselben jederzeit eine hinlängliche Verschanzung entgegen gestellet? Ich schweige hieselbst, und will nachher diesen Artikel an seinem Orte ins gehörige Licht setzen.

§ 39.

Ich erinnere nur, daß ich in diesen Trostgründen nichts als einige Blätter, einige Feigenblätter antreffe, welche die Blöße des uneingerichteten Herzens bedecken und wider die widrigen Schicksale in Sicherheit stellen sollen, jedoch solcher Absicht und ihrer Erreichung ganz unfähig sind. Ich gebe es gerne zu, daß

sie dem Gemüthe einige Linderung darreichen können. Aber ich leugne, daß sie das Herz dahin lenken, daß es sich unter die gewaltige Hand Gottes demüthige und alle Vorfälle mit Beruhigung annehme. Findet man noch mehr Angenehmes als Widriges für sich in der Begebenheit dieser Zeit, so ist man zufrieden. Nimmt man alle Vorfälle von Gottes Regierung an, als Merkmale seiner Freundschaft, in welcher man stehet, so schwebet das Herz in seiner Beruhigung, weil es versichert ist, Gott habe ihm das Beste, das Heilsamste, das Nützlichste beschieden, welcher seinen Kindern nur das wegnehme und entziehe, was ihnen an der Wohlfahrt ihrer Seelen schädlich sey, und daß er die Absicht äußere, sie glückselig und ewig glückselig zu machen. In diesem Zustande denken sie mit Grunde, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, welche an ihnen offenbaret werden soll: daß sie desto vester an ihrem höchsten Freunde und gnädigem Vater durch das Gebät und Anklebung verbunden werden: daß sie weder Hohes noch Tiefes, weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt, noch irgend eine Kreatur, von der Liebe ihres Gottes, die sich in Christo Jesu zu Tage geleget, scheiden möge. Sie tragen ihr Kreuz mit Geduld und Willigkeit. Sie heben darunter ihre Häupter empor, weil sie wissen, daß sich ihre Erlösung nahet. Aber diejenigen, welche ausser diesem Zustande leben, müssen ihre widrigen Schicksale dermalen für eine Strafe ihrer Sünden ansehen, welche doch also eingerichtet ist, daß sie daraus erkennen können, Gott wolle sie in diesem Leben zu seiner Freundschaft ziehen. Denn sie merken, daß ihr Vollkommenheitstrieb sein Ziel in diesem Leben nicht erreichen könne, und sie dasselbe in einem künftigen Leben erlangen sollen. Sie merken, daß sie mehr gute als widrige Stunden gehabt haben. Sie erinnern sich, daß sie ihre gesunden und angenehmen Tage nicht zur Ausrichtung des Willens Gottes angewendet. Sie merken, daß das Uebel weit größer seyn könne. Sie sehen, daß das empfindlichste Uebel etwas Erträgliches bey sich zu haben und unvermuthet zu verschwinden pflege. Ich will zur Erläuterung dieses Satzes ein Exempel anführen. Die französischen Truppen, als Hülfsvölker und Bundsverwandten der Königin von Hungarn, rückten im Jahre 1757 in die Churhannöverschen Lande, gewannen die Schlacht bey Hastenbeck ohnweit Hameln, breiteten sich nachher gegen Norden, wie auch durch das Fürstenthum Wolfenbüttel und Halberstadt aus. Jedermann besorgte daher eine große Theurung und Hungersnoth. Sie räumten die Stadt Braunschweig allererst am 26. Febr. 1758, worin sie sich seit

dem 19. Aug. des vorigen Jahres aufgehalten hatten. Sie schmolzen im Winter fast zur Hälfte ein. Der Tod riß sie weg. Ihre Leiber waren bey dem gar zu geringen täglichen Gehalt zur Ertragung der Kälte in den nördlichen Ländern nicht aufgelegt. Gott hatte indessen auch für diese Gäste gesorget. Es war in dem Jahre 1757 so viel Getreide und Heu in den besetzten Landen gewachsen, als sonst in fünf bis sechs Jahren nicht zum Vorschein zu kommen pfleget. Nach dem Abzuge der französischen Truppen fiel der Preis des Getreides sehr herunter, weil ein großer Vorrath des Getreides annoch vorhanden war. Im Jahre 1758 war der Gerste in den Kornländern kaum mittelmäßig gerathen, weil man daselbst denselben früh aussäet, und nachher eine Dürre bis Johannis einfiel. Aber in den Wolfenbüttelschen und Kurhannöverschen Landen, wo man den Samen des Sommergetreides spät aussäet, war alles Sommergetreide sehr gesegnet. Ueberhaupt aber wurde der Abgang des Gerstens durch die ziemliche Eichel- und volle Buch-Mast reichlich ersetzet. Wer erkennet hieraus nicht das Erträgliche in den Landplagen, welche Gott über die Menschen kommen läßt? Die freye Religionsübung litte wenig oder nichts durch die Franzosen. Denn obgleich in Wolfenbüttel der französische Commandant Voyer d' Argenson einigemal in der Hauptkirche nach dem Evangelischen Gottesdienste den Römischkatholischen Gottesdienst halten ließ, und zum erstenmale dieses dem Lutherischen auf der Kanzel stehenden Prediger, welcher eilen sollte, allererst anzeigen ließ, so hatte doch diese Anstalt und ihre Gewaltthätigkeit bald ein Ende, weil der Generalfeldmarschall von Richelieu, zufolge der vorhin getroffenen Convention mit dem regierenden Herzoge, sie aufheben ließ. Wer erkennet hieraus und hierin nicht den gütigen Finger Gottes, welcher alle Versuchungen ein solches Ende gewinnen läßt, daß wirs können ertragen. Leitet solche Güte Gottes nicht die Menschen zur Buße und zum Eingange in die Vereinigung mit demselben? Haben einige viel gelitten, so sind doch den allermeisten so viel Mittel übrig geblieben, daß jene haben unterstützet und wieder aufgerichtet werden können. Ist dies nicht eine unverdiente Güte Gottes? Und am Ende verherrlichet sich Gott noch durch die harte Zuchtruthe über die schuldigen Urheber des vergossenen Blutes, der gestifteten Verwüstungen der Länder, und der verursachten vielen Bedrängungen, auf daß die Erdbürger erkennen, er sey der Herr und Richter der Menschenkinder. Alsdenn wird man sagen: "Der Herr hat die Ruthe zerbrochen, "die Ruthe der Herrscher, welcher die Völker im Grimme ohne

"Aufhören schlug, und mit Wüthen herrschte über die Heiden, "und verfolgte ohne Barmherzigkeit. Nun ruhet doch alle Welt "und ist stille, und jauchzet fröhlich." Jes. 14, 5. 6. 7.

§ 40.

Es ist wahr, daß sich das Vergangene und Unveränderliche nicht ändern lasse, daß man das leiden müsse, was man nicht abwenden kann. Aber dieser Trostgrund erquicket das Herze nicht. Man findet ihn auch in dem Munde der Heiden. Er läßt sich oft unter denen hören, welche von Gott nichts wissen wollen, noch an denselben gedenken. Wer die Begebenheiten der Welt als eine im Grunde höchst nothwendige und ewige Kette ansieht, demselben ist gedachter Trostgrund nicht ungewöhnlich. Die sich überreden, alles Uebel rühre von einem ewigen widrigen Gotte unwiderstreblich her, trösten sich nicht minder mit dem Satze: Ertrage das, was du nicht ändern kannst. Es ist wunderlich, daß man sich daselbst trösten und durch Bewegungsgründe aufrichten will, wo man alle Begebenheiten der Welt für ganz nothwendig hält. Denn warum ist denn daselbst auch die Ertragung des Uebels höchst nothwendig? Benedict Spinoza wollte ein Meister in dieser Schule seyn. Aber er glaubte doch selbst, daß er bey heranrückendem Tode ganz andere Begriffe und Empfindungen blicken lassen würde. Er richtete deswegen die Sache also ein, daß er sich damals eingeschlossen hielt, und niemand, ausser seinem Arzt von gleicher Gesinnung, um sich hatte. Läßt sich auch dabey ein vernünftiger Gedanke dahin lenken, daß in jedem über die Erdbürger kommendem widrigem Schicksale ein Wink Gottes und eine Absicht desselben zur Besserung oder Prüfung der Menschen enthalten sey? Man muß demnach den Satz also einrichten: Das widrige Schicksal, welches Gott über dich kommen läßt, siehe als einen Bewegungsgrund zur Reinigung und Unterlassung der Uebertretungen seines Gesetzes an, und leide es in dieser Vorstellung geduldig, weil es von dem Willen deines Herrn und Vaters herrühret.

§ 41.

Wenn du dich mit deinen Verdiensten tröstest, so begehst du einen großen Irrthum. Du kannst wohl an Menschen Verdienste haben, aber nicht an Gott deinem Herrn. Wenn man sich um jemand verdient machet, so leistet man demselben etwas Gutes, dessen er bedarf, und welches man ihm zu erzeigen nicht schuldig ist. Was fehlet dem Höchsten? Bedarf er auch einige Hülfe und Wohlthaten? Bist du nicht schuldig, zufolge den Gesetzen desselben zu leben? Machest du ihn etwa hiedurch

vollkommener und seliger? Was hast du ihm zu seinem Bedürfnisse gegeben? Wann hat er deines Dienstes bedurft? Ja, sprichst du, er hat mir doch dieses und jenes versprochen. Aber hat er es dir auch ohne alle Bedingung deines Gehorsams versprochen? Mußt du nicht das tägliche Brod unter der Bedingung der unterthänigsten Bitte von ihm erwarten und nehmen? Ist diese deine Bitte allezeit ernstlich, andächtig und Gott gefällig gewesen? Ach! wäre Gott nicht langmüthig, wie viele Menschen würden des täglichen Brodes ermangeln und für Hunger sterben müssen? Wie steht es um den übrigen Gehorsam der Menschen gegen Gott? Sie sind allzumal Sünder und ermangeln der Vollkommenheit, des Ruhms, welchen sie vor Gott haben sollen. Wer kann sagen, ich bin rein in meinem Herzen, und lauter von meiner Sünde? Tritt auch ein Unterthan vor das Angesicht seines Landesherrn, um diesem statt tausend Thaler einen verderbten Pfennig in einem häßlichen Lumpen zur Steuer zu liefern? Wird der Unterthan auch so thöricht seyn, daß er glaubet, er habe dadurch ein großes Verdienst an seinem Landesherrn? Ein Weltweiser in Ostindien zog seinen König von der Grausamkeit gegen seine Feinde, von der Lust zu kriegen, und das Blut seiner Bauern wie Wasser zu vergießen, ab. Er zeigte seinem Könige zugleich, daß ein großer Herr nicht unbedachtsam in Verschenkungen seyn müßte. Dies alles brachte der Weltweise dem Könige durch sein neuerfundenes Schachspiel in die Seele, und durch die ihm freygestellte Bitte um die Belohnung seiner Mühe. Der Weltweise zeigte durch das Schachspiel, daß der Verlust der Bauern den König ins Verderben und in die Bewegungslosigkeit stürzte. Er zeigte durch seine Bitte, daß der König mit Unbedachtsamkeit in seinen Schenkungen verführe, und diesen Fehler ablegen müßte. Der Weltweise bat sich nur Reiskörner aus, nach der Zahl der 64 Vierecke, welche sich auf dem Brettspiele befinden. Er sagte: Man lege mir auf das erste Viereck zwey Körner, auf das folgende Viereck vier Körner, auf das dritte sechzehn Körner, und auf das vierte zwey hundert und sechs und fünfzig Körner. Multipliciret diese Zahl mit sich selbst, und die daher entstandene Summe auf gleiche Art. Man fahre mit dieser Rechnung fort bis zu Ende. Der König warf dem Weltweisen seine große Einfalt vor. Als man aber die Summe aller Körner in eine einzige Rechnung zusammenzog, und sich belehrte, wie viele Reiskörner ein Scheffel fassete, begriff man zuletzt, daß sich in dem ganzen Königreiche so viel Reis, als die Summe der Rechnung anzeigte, nicht anschaffen ließe. Der König begriff

hieraus die Lehre, welche ihm der Weltweise einflößen wollte. Bey der Ausübung aller dieser Regeln stieg sein Reich in wenigen Jahren auf eine hohe Staffel des Vermögens und der Mannschaft. Der König ließ den Weltweisen wieder vor sich kommen, und befahl, er sollte sich eine ansehnliche Belohnung fordern. Der Weltweise antwortete: "Ein Mensch ist schuldig "dem andern mit gutem Rathe zu dienen. Dem Könige bin "ich alles, was ihm in diesem Leben dienlich ist, schuldig. Ich "begehre nichts, als was er mir willig und zu meinem Besten "giebt. Ich lasse es mir nicht träumen, daß ich an Eurer Ma"jestät Verdienste habe, weil Dieselbe mein Herr und Gottes "Ebenbild ist." Also redet ein heidnischer Weltweise. Sollte der Christ nicht billig von Gott selbst weit höhere Gedanken hegen?

§ 42.

Du linderst dein widriges Schicksal durch die Erwägung der Barmherzigkeit Gottes, von welcher du alles Gute für dich hoffest. Es ist etwas Herrliches, ich schätze dich sehr hoch, wenn du ein Gefäß bist, worin sich die göttliche Barmherzigkeit zu deinem Troste und zu deiner wahren Glückseligkeit ergießen kann. Du weißt, daß Gott heilig und gerecht sey. Er vereinigt sich nur mit denen, er erweist nur denen eine ewig erquickende Barmherzigkeit, eine Grundveste in Leiden und im Sterben, welche sich der sittlichen Vollkommenheit durch seine Kraft befleißigen. Ich gebe es zu, daß man die Barmherzigkeit nach verschiedenen Verhältnißen betrachten könne. Sie erstrecket sich nach ihrer Art auf alle Menschen. Sie klebet aber vornehmlich an den Freunden Gottes. Wir wollen diesen Unterschied näher beleuchten. Gott erweiset denen Geschöpfen, die etwas bedürfen, allerley Gutes. Er ist demnach barmherzig. Dies muß jedermann gestehen und dankbarlich erkennen. Diese Barmherzigkeit ist ein Ausfluß seiner Güte; denn Gott ist die Quelle aller Wirklichkeiten; was wirklich ist, das hat sein Verstand von Ewigkeit her als möglich vorgestellet und durch die Schöpfung wirklich gemacht. Er ist unendlich vollkommen. Es rühret demnach das alles von ihm her, was wir gut nennen. Er ist dieserwegen gütig zu nennen. Die Thiere sind um der Erdbürger willen da, um diesen die Mittel der Versorgung zu liefern, um sie zu belustigen, um sie zu züchtigen, um sie in der Arbeit zu erhalten, und ihre Gesundheit zu befördern. Die Wohlthaten Gottes gegen die Erdbürger liegen uns im Reiche der Natur in einer unaussprechlichen Größe und Menge vor Augen. Gott speiset uns. Gott tränket uns. Er erhält und gesegnet die Mittel, daher wir Speise und Trank nehmen. Gott

kleidet und decket uns. Er giebt uns diensame Stoffe zu Gebäuden, Tischen, Stühlen, und Schränken, zur Erwärmung, zum Kochen, zur Reinigung, und zur bequemlichen Erhaltung des zeitlichen Lebens. Er vergnüget und ergötzet uns durch die Ordnung der Theile der Welt, durch die Schönheit der Blumen, durch die Zierde der Bäume, durch Himmel und Erde. Er hat die Erde beynahe rund erschaffen, auf daß alle ihre Einwohner beleuchtet, erwärmet und mit diensamen Unterhaltungsmitteln versorget werden können. Hätte er der Erde eine andere Figur gegeben, so wäre dieser Zweck nicht erreichet. Die Erde beweget sich also von Abend gegen Morgen, daß Tag und Nacht abwechseln, daß die Sonne Sommer und Winter machet. Unsere Nacht ist die Zeit des Tages bey denen, welche auf der Gegenseite der Erdfläche wohnen. Ihre Nacht ist unser Tag. Allen Erdbürgern wird dadurch aufgeholfen. Von einem Pole, der gegen Norden ist, bis zum andern gegenüber stehenden Südpole, kann man sich einen Strich von Osten gegen Westen vorstellen, der die Oberfläche der Erde in zwey gleiche Theile theilet. Ueber demselben Striche oder solcher Linie steht die Sonne, wenn Tag und Nacht gleich sind, zu Anfange des Frühlings und des Herbstes. Steht die Sonne auf dieser Seite der Linie uns am höchsten auf unserer Nordseite, so fängt unser Sommer an. Steht sie uns am niedrigsten, so nimmt unser Winter seinen Anfang, und jene Erdbürger, welche auf der andern Seite der Linie gegen Süden wohnen, empfangen den Anfang ihres Sommers. Auf diese Weise erzeiget sich der Höchste allen Erdbürgern gütig, sie mögen wohnen, wo sie wollen. Es wird demnach sich niemand einbilden dürfen, die Erde sey für ihn allein erschaffen, oder er sey das Ziel der Schöpfung vor andern. Die Wahrheitsbegierde machet die Erkenntniß angenehm, und lindert die Gegenwart der widrigen Schicksale. Der natürliche Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts, seine Bedürfnisse von andern zu erhalten, und zur Menschenliebe, machet die Pflichten der Geselligkeit nöthig und angenehm. Das Gewissen und alle menschliche Grundtriebe, wenn wir sie nicht misbrauchen, machen die Religion, die Verehrung Gottes, angenehm. Hieraus erkennen wir, daß Gott geneigt sey, seinen freyen Geschöpfen Gutes zu thun, und sie zur Vereinigung mit ihm zu leiten. Mit einem Worte, er ist gütig. Er erleichtert den Elenden die Empfindung ihrer widrigen Schicksale. Er ist barmherzig. Dies alles bleibt wohl eine grundveste Wahrheit. Aber ist es mir auch erlaubt zu fragen, ob der Erdbürger sich gegen den Höchsten für den Genuß so mannichfaltiger Güte Gottes jederzeit dankbar bewie-

sen habe? Hat er auch unter der Genießung so manches Guten den höchsten Herrn vor Augen gehabt, und sich bemühet, nach dem heilsamen Gesetze desselben zu leben? Ich glaube, wenn Gott zwölf Jahre in einem Zuge ohne allen Mangel den Menschen Gesundheit, Stärke, Getreide und alle Bedürfnisse im reichen Ueberflusse ertheilte, die Menschen würden beynahe des Höchsten vergessen, das Gesetz des Höchsten hintansetzen, und sich einbilden, es müsse also und nicht anders seyn. Der Mensch will durch widrige Schicksale aufgewecket seyn. Er würde sich sonst in dieses zeitliche Leben also verlieben, daß er darüber die Sehnsucht nach der wahren Glückseligkeit aus seinem Andenken verlieren würde. Es wäre noch etwas Gutes, wenn der mit Ueberfluß begabte Mensch unter der Anscheinung der widrigen Schicksale an die Barmherzigkeit Gottes gedächte. Aber wie steht es um die Erkenntniß seines Elendes? seiner Sünden? seiner Trägheit gegen das Gesetz Gottes? Kann man sich auch der Barmherzigkeit Gottes getrösten, wenn man mitten unter den Rebellen desselben steht? wenn man in der That das Gesetz und den wohlgefälligen Willen Gottes bestürmet? wenn man mit seinen Nächsten und mit seinem ewigen Heile sehr unbarmherzig zu Werke geht? Wer sich in die Kindschaft Gottes begiebt, der schmecket erst recht, wie freundlich und gütig der Höchste sey. Alsdenn erscheint ihm erst die Barmherzigkeit Gottes sehr groß. Denn, wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Dies ist eine trostreiche Barmherzigkeit, wovon wir im Reiche der Natur nur einen geringen Vorschmack haben. Hieraus erhellet, welche Personen des Trostes aus der Barmherzigkeit fähig oder nicht gehörig noch recht fähig seyen. Zugleich ist die Erinnerung zu wiederholen, daß Gott nicht allein barmherzig, sondern auch heilig und gerecht sey; daß man ihn nicht also, wie die Wollüstigen zu thun pflegen, sich vorstellen müsse; und daß er darin auch gegen die Uebertreter barmherzig sey, wenn er sie durch widrige Schicksale zu seiner Freundschaft einladet.

§ 43.

Die Gemeinschaft der widrigen Schicksale zeiget so viel an, daß ich und du nicht allein diejenigen sind, welche ihr Leiden verdienet haben, oder in solchen Umständen stehen, worin sie von ihren Uebertretungen gereinigt und zu einem bessern Leben vorbereitet werden sollen. Es würde einem einzigen Menschen als etwas fremdes und wunderliches vorkommen, wenn seine Brüder in der Welt nicht gleichen Trübsalen unterworfen würden. Wenn der Apostel Petrus aus Jesu Munde vernimmt,

daß er durch den Märtyrertod Gott preisen solle, ist er sofort begierig zu wissen, ob denn der daneben stehende Apostel Johannes frey durchgehen werde. Er spricht: "Herr, was soll aber "dieser leiden?" Joh. 21, 21. Jedoch tilget dieses unser Leiden nicht, wenn andere ebenfalls gleiche widrige Schicksale leiden müssen. Denn, wird auch der Blinde dadurch sehend, wenn er höret, daß es mehrere Blinde giebt? In der Gemeinschaft der Leiden kommt es vornehmlich darauf an, ob wir die widrigen Schicksale als Freunde oder als Feinde Gottes leiden: ob wir um Missethat oder um Wohlthat leiden: ob wir empfangen, was unserer Thaten werth ist, oder ob wir um des Gewissens willen zu Gott etwas leiden. Im ersten Falle ist der Trost sehr bodenlos und betrübt, welcher daher genommen wird, daß gleiche Leiden über andere Erdbürger und unsere Brüder ergehen. Im andern Falle gründet sich der Trost nicht auf die Gesellschaft und Menge derer, die da widrige Schicksale leiden, sondern auf das Bewußtseyn der Gnade und Freundschaft Gottes, welcher seine Kinder und Freunde durch allerley Leiden von der Wollust losmacht und immer näher zu sich ziehet. "Denn "das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott "das Uebel verträgt und leidet das Unrecht. Denn was ist das "für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche leidet? "Aber wenn ihr um Wohlthat willen leidet und duldet, das ist "Gnade bey Gott." 1 Petr. 2, 19. 20. Leidest du als ein Uebertreter des Gesetzes Gottes und als ein Feind des Höchsten, so nenne dein Leiden nur eine wohlverdiente Strafe der Sünden. Es ist auch insgemein ein großer Unterschied unter denen, welche einerley widrige Schicksale leiden. Die beyden Mörder, welche mit Jesu gekreuziget waren, reichen uns davon ein deutliches Exempel dar. Ihre vorigen Thaten und ihr dadurch zugezogenes Leiden war einerley. Aber der eine blieb ein Lästerer, und der andere zeigte ein rechtschaffenes Herz, erkannte seine Sünde, wendete sich zur Freundschaft Gottes, und rettete seine Seele. Zween Gelehrte wurden ins Elend getrieben. Sie litten einerley widriges Schicksal. Der eine stützte sich auf Gottes Freundschaft: der andere war ein Freydenker. Jener schien nachher noch mehr zu leiden, als dieser. Denn dieser spottete ihn und seinen Grund der Hoffnung, und jener konnte diesen durch die gründlichsten Bitten und Vorstellungen nicht gewinnen. Unter der Unterredung verschwand die Wahrnehmung der beschwerlichen Reise und des Zustandes der Luft aus ihren Gedanken. Ein donnerndes Ungewitter stand ihnen unvermuthet über dem Haupte. Der fromme Reisegefährte wurde vom

Blitze gerühret und fiel dahin. Der Freydenker blieb im Leben, durch tausend Verwirrungen seiner Gedanken gerühret. Sein Gewissen sagte ihm endlich, daß er freylich einen so plötzlichen Tod vielmehr verdient hätte, als der andere. Zuletzt hörte er des Nachts im Traume eine Stimme, welche ihm das Räthsel auflöfete. Diese sprach: "Dein Gefährte war im gottgefälligen "Zustande der Seelen und genießt nunmehr schon den Anfang "seiner ewigen Glückseligkeit; du aber bist im Leben geblieben, "daß du dich bessern und gleicher Glückseligkeit genießen mö- "gest; denn Gott hat Geduld mit dir, und will nicht, daß je- "mand verloren werde, sondern daß sich jedermann zur Buße "kehre." Der Freydenker erwachte, schlug in sich, empfand die Kraft der Worte seines verblichenen Gefährten, wurde ein Gefäß der Ehre Gottes und ein beständiger Freund des Höch- sten. Wenn er mit widrigen Schicksalen umgeben wurde, litte er geduldig nach Gottes Willen und befahl demselben seine See- le, als dem treuen Schöpfer, in guten Werken. Bey anhaltenden Leiden sprach er: "Nun, Herr, weß soll ich mich trösten? Du "wirsts wohl machen. Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der "sich auf dich verläßt.

§ 41.

Es ist wahr, daß Gott einen Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Regen und Sonnen- schein, zwischen fruchtbaren und unfruchtbaren Jahren, kom- men lasse. Was wir dadurch leiden, daß wir des Tages des Sonnenscheins und der Fruchtbarkeit des Landes ermangeln, das pflegen wir für ein physikalisches Uebel anzusehen. Aber das sittliche Uebel, das moralische Böse, ist nur in dem Mis- brauche der Freyheit der erschaffenen Geister zu finden. Der wieder hervorbrechende Sonnenschein ist der Gesundheit zuträg- licher und den Sinnen angenehmer, als der Anblick des trüben Himmels. Die unfruchtbaren Jahre drohen uns den Mangel der zeitlichen Nahrung. Die Finsterniß setzet uns in die Um- stände, daß wir nicht reisen noch die umstehenden Sachen er- kennen und unterscheiden können. Aber es giebt auch viele Mittel, dieselbe zu tilgen. Es ist auch dieses wahr, daß nicht alle physikalische Uebel mit einer Abwechselung verknüpfet sind. Dieser wird blind und nimmer wiederum sehend. Jener fällt so gefährlich, daß er auf Lebenszeit ein Krüppel ist. Der Sol- dat verliert sein Bein in der Schlacht. Niemand versteht die Kunst, ihm dasselbe wieder zum Leben mit den übrigen Theilen des Leibes anzufügen. Und was kann man sich von dem Wech- sel des moralischen Uebels versprechen? Nimmt es etwa von

selbst seinen Abschied? Machet es etwa durch einen natürlichen Abschied der Tugend und Beruhigung des Herzens Platz? Jedoch wer will bey widrigen Schicksalen gern sein Gewissen wider sich auftreten lassen, und seinem Schooßkinde, der Selbstliebe, ein brennendes Leiden erregen? Man hält sich bey den Zweigen der Bäume lieber auf, wenn eine Dürre entstanden; und trachtet nicht darnach, daß man die Wurzel zur Gesundheit bringe und lebendig mache. Die Welt saget: Man muß drüber weg denken. Ein kurzer und flüchtiger Behelf, welcher uns keines wahren Trostes fähig machet!

§ 45.

Das Ende dieses zeitlichen Lebens, welches gewiß eine theure Gabe Gottes ist, läßt sich von verschiedenen Seiten betrachten. Man kann auf den Unterschied derer, die es verlassen, sehen. Man kann die Gedanken auf dasjenige richten, was damit verbunden ist und darauf erfolget. Der Ort, wo sich die ewige Glückseligkeit in die Herzen der frommen Erdbürger ergießt, ist nicht auf der Erde anzutreffen. Was die alten Griechen und Celten von den beglückten Inseln gegen Westen, von der Insel der Unsterblichkeit, von dem Valhalla in den Brittanischen Inseln, rühmen, ist durch die nachherige Durchwanderung jener Theile der Erdfläche ganz falsch befunden. Henoch, Elias, und der Herr Jesus, sind nicht auf der Erde geblieben, als sie sichtbarlich zu ihrer Herrlichkeit eingiengen. Die ersten beyden sind nicht gestorben, und haben nur eine Verwandelung oder Veränderung ihrer Leiber unterwegens ohne alle Trennung der Seele erlitten. Moses und Jesus sind wirklich gestorben, nachher auferstanden, und in der Vereinigung des Leibes mit der Seele gen Himmel gefahren. Hätten die ersten Menschen nicht gesündiget, würden sie endlich auf gleiche Weise wie jene von der Erde zum Reiche der Herrlichkeit erhoben seyn. Die Beschließung des zeitlichen Lebens ist dieserwegen nicht jederzeit mit dem zeitlichen Tode einerley. Dieser Tod ist allerdings der Sünden Sold, und sogar bey den Frommen, der Stachel der Sünden. Röm. 6, 23. 1 Cor. 15, 56. Die Menschen, welche sterben, sind entweder Gottesfreunde oder Gottesfeinde. Jene unterscheiden sich nach den Stufen der Kraft ihres Glaubens und der Tugend, als der Frucht des Glaubens. Dieserwegen stehen auch ihre Leiber in der allgemeinen Auferstehung der Todten mit verschiedenen Stafeln der Klarheit und Herrlichkeit auf. 1 Cor. 15, 41. 42. Diese sind nach den Stufen ihrer Untugend und Uebertretungen unterschieden. Diesen ist der Tod ein Stachel ihrer fortgesetzten und nicht vergebenen Sün-

den, eine Strafe ihrer Missethaten. Jenen ist er ein überwindlicher Stachel der letzten Züchtigung um der Sünden willen, die ihnen vergeben sind, und eine Thüre zum ewigen Freudenleben. Ich gedachte, sprichst du, wer an Jesum glaubet, der soll den Tod nicht sehen, nicht schmecken. Aber setze hinzu, ewiglich. Der Tod, welcher in das folgende Olam, in jene Welt, hinübergehet, der andere und ewige Tod soll sie nicht rühren. Joh. 8, 51. 52. Offenb. Joh. 20, 10. 14. Willt du einen Triumph über den Tod halten, so mußt du im vesten Vertrauen auf die Freundschaft mit Gott sagen können, wenn der Tod heranrücket: "Der Tod ist verschlungen in dem Sieg. "Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott "sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn "Jesum Christum." 1 Cor. 15, 55. 57. Durch dieses veste Vertrauen auf die Vereinigung mit Gott und dem Lamme, waren vorzeiten die Märtyrer mitten in den Flammen, mitten unter allen Werkzeugen der Marter, freudig und getrost. Ihre Angesichte leuchteten mitten in den letzten Leiden wie eines Engels Angesicht und wie die Sonne. Dies war ein unwidersprechlicher Triumph über den Tod. Aber wie steht es um deinen und meinen Triumph? Bist du ein Feind Gottes, so eröffnet die Hölle gegen dich ihren Rachen und den Eingang zur ewigen Unseligkeit. Willt du auch über die triumphiren, welche dich gefangen nehmen? Ist das auch ein Sieg, wenn du überwunden wirst und in die Gefangenschaft auf ewig gehst? Die irdischen Siege können auch denen zugeschrieben werden, welche das Schlachtfeld verloren, viele Leute eingebüßet, und sowohl Geschütze als große Mengen der Gefangenen verloren haben. Der Ueberwundene schreibet sogar wohl falsche Berichte in die Welt, und eignet sich den Sieg durch blasende Positillionen, durch Anstimmung des Ambrosianischen Lobgesanges, und durch die freudenvolle Losdonnerung der Geschütze, zu. Diese Staatsbetrügerey, wodurch man die Welt hintergeht, gilt vor Gott weniger, als nichts. Es ist wahr, die Schriftsteller wissen ihren Held auch oft mit gleicher Schminke zu schildern. Sie malen ihren Held, als einen Herkules mit der Keule, die er dem Tode und der Hölle entrissen habe. Dort ängstiget sich der große Held, welcher über manches Frauenzimmer und sehr oft über die Tugend gesieget. Er leidet des Adonai Beseks Schicksal. Womit er gesündiget, damit wird er gestrafet. Der kalte Brand tritt ihm unten in den Leib. Er leidet höllische Schmerzen. Er verbeißt seine Pein, so viel es ihm möglich ist. Auf daß man sein Winseln und sein Geschrey, welches ihm die

Jammerzüge auspressen, nicht hören möge, so läßt er im Vorgemache Pauken und Trompeten erschallen. Die Kanonen donnern von den Wällen. Man breitet das Gerüchte aus, der König habe in der Neuen Welt einen großen Sieg über die Wilden erhalten. Nach dreyen Tagen giebt er unter solchem Geräusche seinen Geist auf, wodurch er ein halbes Weltmeer Menschenblut aus Ehrbegierde vergossen hatte. Die Lobredner überreden hierauf die Welt, der große Held habe den größesten Triumph über den Tod erhalten. Man kann dieses auch noch anders ausdrücken. Man kann sagen, er habe dem Tode Platz machen und den Kampfraum überlassen müssen, dieser habe ihn vor sich niedergestrecket und endlich empfindungslos gemacht. Aber dies wird mit einem erhöheten Ausdrucke anders gefasset. Man saget lieber, er habe über den Tod triumphiret. Spinoza läßt die Thür schließen und will seinen Todestriumph nicht kenntbar machen. Es fehlten ihm Pauken und Trompeten. Er gieng wie ein Thier zur Schlachtbank, ob er wohl ein schwindsüchtiges Gerippe war. Auch diejenigen, welche bis in den Tod unartig gescherzet haben, müssen in keine andere Klasse gesetzet werden. Sie haben ihr Gewissen taub und ihren Verstand durch lange Uebung thöricht gemacht. So waren die Heiden insgemein beschaffen, welche in der Meynung standen, daß der Tod die letzte Zeile aller unserer Beschäftigungen sey. Ein falscher Dunst der Tapferkeit kann die Einbildungskraft der Menschen nicht selten also einnehmen, daß sie nur in Feldschlachten oder durch den Selbstmord das Leben verlieren wollen. Beydes rühmten die alten Celten, Deutschen, Gothen, Sarmaten und Scythen. Das letzte fand in der stoischen Weltweisheit vielen Beyfall. Aber das Leben ist eine Gabe Gottes, welches unter dem Willen des höchsten Gesetzgebers, und in gewissen Fällen der Verbrechen, unter der Bestimmung der Statthalter Gottes steht. Man darf nicht eher das Leben verlassen, als es das Gesetz der Natur, des Berufs, oder der Obrigkeit erfordert. Niemand lebet ihm selber. Es ist wahr, der Tod wäre noch mehrentheils den Uebertretern erträglich, wenn er das Ziel alles Elends wäre. Aber die Seele ist unsterblich. Gott ist ein gerechter Richter. Seine Belohnungen erstrecken sich vornehmlich in jene Welt nach diesem Leben. "Die todten Leiber stehen wiederum, wiewohl mit einer großen Veränderung, auf." 1 Cor. 15, 36. 37. 38. 44. Es folget ein allgemeines Weltgerichte, und eine Belohnung, welche kein Ende hat. Es ist wahr, "der Gerechte ist auch im Tode getrost." Sprüchw. 14, 32. Sein höchster Freund verläßt ihn in keiner Noth. Und er läßt

diesen nicht, ohne von ihm gesegnet zu werden. Er richtet seine Glaubensaugen auf die herrlichsten Felder jener seligkeitsvollen Ewigkeit. Er sehnet sich nach den Häusern des Friedens, nach den sichern Wohnungen, nach der stolzen Ruhe. Johann Arndt wachet aus seinem Todesschlummer noch einmal auf, und spricht mit freudigen Gesichtszügen: Wir sahen seine Herrlichkeit, ja eine Herrlichkeit. Er hatte sich durch seinen Wandel vor Gott, und durch dessen Freundschaft des rechten Trostes fähig und theilhaftig gemacht. Also löset die ungeheuchelte und anhaltende Gottesfurcht die Stricke des Todes, daß sie den Geist der Frommen weder binden und trostlos machen, noch unter sich zwingen können. Denn "die Furcht des Herrn ist eine Quelle des Lebens, daß man meide die Stricke des Todes." Sprüchw. 14, 27. Aber wie sieht es aus, wenn ein Reicher, welcher seine Güter für eine veste Stadt und für seinen Trost gehalten, an die Pforten des Todes gerücket wird? Er war vorhin stolz, und verließ sich auf seinen ungetreuen Reichthum. Ach, wie verfolgen ihn nun die Stricke vieler thörichter und schädlicher Lüste! Wie suchen sie ihn ins Verderben und in die Verdammniß zu senken! Seine Abbildung des Reichthums machet ihm viel Schmerzen. Er kann sich nicht so hurtig davon in seinen Gedanken los machen, als sich sein Reichthum von ihm los macht und in fremde Hände wirft. Sein Herz klebet seit vielen Jahren daran. Die dahin sehr oft wiederholten Vorstellungen sind, wegen des Bandes der Seele mit dem Leibe, mit schrecklichen und übereinstimmenden Rührungen und Bewegungen der Glieder des Leibes begleitet. Die lange Gewohnheit hat diesen Zügen schon eine große Stärke zugezogen. Der kranke Reiche bittet Gott um seine Wiedergenesung und bezeuget darüber viele Reue, daß er seinen Reichthum gemisbrauchet. Er fasset den vesten Entschluß, sein Herz nicht mehr daran zu hängen. Gott erhöret ihn so weit, daß er wieder geneset und eine Probe seines Entschlußes versuchet. Die alte Gewohnheit fesselt ihn bald wieder. Seele und Leib waren zu diesen Fesseln schon eingerichtet. Er versäumet das Gebät vor der Aufmerksamkeit auf die Vermehrung seiner Güter, woran er desto fleißiger arbeitet, je kürzer sein Lebensfaden seyn kann. Nach einem Vierteljahre fällt er in die vorige Krankheit. Er erkennet nunmehr, daß es für ihn besser sey, er sterbe selig, als daß er noch einmal in der Prüfung nicht Wort halte. Er wird langsam ausgemergelt. Er ziehet sein Herz von allem Reichthum zurück. Sein Testament schickt er ins obrigkeitliche Gerichte. Er bewirbt sich um die Freundschaft Gottes. Er wird

damit begnadiget. Gottes Gnade hält er für seinen Reichthum. Die wahre Glückseligkeit wird sein Schatz. Er bittet nur um eine selige Auflösung und nicht um die versuchungsvolle Wiedergenesung. Er bätet unabläßig und erblasset unter dem Gebäte der Umstehenden. Vom Heldenmuthe sagte man nichts. Aber jederman sagte, er wäre selig gestorben. Ehre genug für ihn. Er verliert dort nichts durch eine prächtige Beschreibung des Triumphs über den Tod, und hieselbst gewinnt er dadurch nichts.

§ 46.

Will jemand mit dem Troste und mit der Zuversicht auf sein gut Gewissen sterben, so muß er seinen Zustand sehr wohl kennen. Vor Menschen können wir uns alles deß enthalten, worüber man strafbar werden kann. Diese Unsträflichkeit ist gewiß eine große bürgerliche Tugend. Aber deswegen ist man vor den Augen Gottes noch nicht rein oder unsträflich. Du stehest außer der Freundschaft Gottes. Du kannst dir darauf keine Rechnung machen, daß du jederzeit zufolge dem heiligen Willen Gottes in deinem freyen Thun und Lassen gelebet habest. Deine verborgene Fehler sind zahlreicher, als derer, worauf du dich besinnen kannst. Der Sauerteig der Sünden hat sich in alle deine Thaten gemischet. Die zureichende Kraft zur Ausrichtung und Erfüllung des Gesetzes hat dir jederzeit ermangelt. Gott läßt solche Kraft nur seinen Kindern und Freunden angedeihen. Du wirst es nicht behaupten wollen, daß du ohne die Freundschaft und Vereinigung mit Gott eines guten Gewissens fähig oder mächtig gewesen. Bedenke doch, daß nur die Kinder Gottes das Leben aus Gott, und die thätige Kraft, den Geist haben, wodurch sie ein gereinigtes und gutes Gewissen vor Gott bringen. Wer aber diesen Geist nicht hat, der ist noch fleischlich gesinnet, und liegt unter der Herrschaft seiner ungesetzmäßigen Leidenschaften. Ich setze noch dieses hinzu: "Fleischlich gesinnet seyn, ist eine Feindschaft wider Gott." Röm. 8,7. Kann auch eine Feindschaft wider Gott mit der Freundschaft Gottes einerley seyn? Die fleischliche Gesinnung ist der Tod, ein Zustand, worinn man in Ansehung der wahren Tugend und gottgefälligen Regungen weder gutes denket, noch etwas, so dem Höchsten gefällt, ins Werk richtet. Wo bleibt nun der Ruhm eines guten Gewissens ousser der Freundschaft mit Gott? Wo bleibt der Trost, der in widrigen Schicksalen von einem guten Gewissen der Feinde Gottes hergenommen wird? Du kannst wohl ein bürgerlich gutes Gewissen haben und unter deinen Mitbürgern unsträflich seyn. Aber ach, wie sehr irrest du, wenn du dasselbe vor Gott bringen und dadurch

deine Rechnung vor ihm in Richtigkeit zu bringen gedenkst! Wie kannst du dich im Unglücke, das dir Gott zuschicket, dadurch des wahren und hinreichenden Trostes fähig und theilhaftig machen? Dieser Faden ist zu kurz, wenn er zum Himmel ausgedehnet und fortgezogen werden soll.

§ 47.

Es giebt zwey betrübte und thränenswürdige Umstände, worin der Mensch alles Trostes in seinen widrigen Schicksalen und unter seinem wahren oder vermeynten Uebel unfähig ist. Der erste Umstand hat seinen Grund vornehmlich in heftigen und vernunftlosen Krankheiten, in der Milzsucht und in hypochondrischen Zufällen des Leibes. Der andere Umstand rühret daher, daß der Mensch glaubet, er habe die Sünde wider den Heiligen Geist begangen, er sey verstockt, er werde vom Satan besessen. Im ersten Falle sinkt die Begierde des Lebens, welche sonst sehr tief in den Grundtrieben der Seele eingewurzelt und an veste Nägel gefesselt ist. Das Uebel, welches man zu leiden vermeynt, scheint unerträglich. Daher entspringt das Verlangen, sich davon los zu machen, oder desselben los zu seyn. Diese Losmachung scheint das einzige Mittel zu seyn, das Uebel zu heben und wegzuräumen. Ein unruhiges Gewissen, ein mit starrem Blute ausgestopfter Körper, welcher damit vereiniget ist, kann diesem Verlangen den bittern Schwung geben. Eine Unzufriedenheit über unerwartete und sich plötzlich häufende widrige Schicksale kann die Seele und den Leib aus dem Stande des guten Muthes reißen und in die Hände einer übermäßigen Erstarrung und Traurigkeit liefern. Eine hitzige Krankheit kann die Säfte des Leibes in solche Unruhe setzen, daß man unrichtig oder gar nicht denket, und etwas vornimmt, welches dem Leibe den Untergang drohet. Und wer kennet die Umstände des Leibes alle genau, unter welchen die Fähigkeit des Trostes zu Boden geworfen wird. Ach, möchten wir doch in unsern gesunden Tagen unsere Seele dem gütigen Schöpfer, in guten Werken, befehlen! Möchten wir doch unsere Leidenschaften also regieren und unsern Leib also gebrauchen, daß wir in solchem Zustande uns beständig befinden könnten, worin uns die gesunden Gedanken und ein gesunder oder erträglicher Zustand des Leibes nicht verlassen dürften! O wie gesegnet, wie glücklich sind die freyen Geister nicht, welche in der Freundschaft Gottes und in unabläßigem Gebete stehen! die bey angenehmen und heitern Tagen sich auf die bösen Tage anschicken! die ihre Rüstung immer zur Hand haben, auf daß sie, wenn das böse Stündlein kömmt, alles wohl ausrichten und das Feld behal-

ten mögen! Das Heer des Satans ist niemals müßig. Ihre Versuchungen und listigen Methoden, uns zu fangen und zu überwältigen, ruhen niemals. Balthasar Becker meynte der Welt einen großen Dienst zu erweisen, wenn er die bösen Geister und den Satan von der Erde verbannete. Er schrieb deswegen seine "Bezauberte Welt." Er war es nicht allein, der diese Meynung behaupten wollte. Johann Adolphszoon gab zu Amsterdam das Buch, Waare Oerspronneck, Voorten Ondergang des Satans 1695, 8. heraus, und lehrte, daß die bösen Begierden im Menschen der Satan wären. Aber wir haben nicht allein "mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern auch mit den bösen Geistern unter dem Himmel." Ephes. 6, 12. Becker war bey einem Arzte im Gemache. Dieser zeigte ihm die Uringläser seiner Patienten. Sofort neigten sich zwey Gläser gegen eins, so dazwischen ohne alle Bewegung stand und also stehen blieb. Man hörte zugleich einen Klang. Der Arzt fragte Beckern, woher er diese Wirkung ableiten wollte. Becker stutzte und wußte nichts zu antworten. Es giebt freylich viele Einbildungsbilder aus verderbten Leibern und natürlichen dazu gebrauchten Mitteln. Der Bilsensame und andere Stoffen gehören hieher. Aber dadurch werden die Wahrheiten, welche die heilige Schrift lehret, und die wichtigen Wahrnehmungen gesunder Menschen nicht entkräftet. Wir gehen weiter. Es giebt Zeiten, da verschiedene Menschen das Gefühl der Kraft des Gebetes und der guten Rührungen ihrer Seelen nicht besitzen, auf daß sie desto mehr durch Sehnsucht und Gebät zur Freundschaft Gottes eindringen und ihn anlaufen mögen. Wer diesen Zustand eine Verstockung nennet, der kennet die kurze Unempfindlichkeit des Glaubens in den Kindern Gottes noch nicht. Das Aechzen, das Sehnen, das Ringen nach dem höchsten Gute giebt hieselbst den Ausschlag, und unterscheidet sich genug von der Verstockung oder der Empfindungslosigkeit in Ansehung der Gnade Gottes. Die Thür der Gnaden steht so lange allen Menschen offen, als sie dieses zeitlichen Lebens genießen. Man führet Sprüche der heiligen Schrift für den unrichtigen Begriff von der Verstockung an, Sprüche und Sätze, welche hieher gar nicht gehören. Man heget von den teufelischen Besitzungen sehr oft irrige Gedanken. Man redet und schreibt viel von der Sünde wider den Heiligen Geist, und läßt die Ausdrücke fahren, welche die Juden damals hatten, mit welchen der Heiland redete, und nach deren Begriff er seine Rede einrichtete. Man hat die äußerliche Religionsformen in den finstern Zeiten, da man über die Gewissen herrschen wollte,

und den Religionszwang liebte, so sehr in enge Schranken gespannet, daß man denen, welche von der vorgeschriebenen Bahn der Vorgesetzten oder Bischöffe abweichen oder sich zu einer andern Christlichen Religionspartey wenden wollten, einen Abscheu dawider einflößen könnte. Wollte Peter der Waldenser aus Lion anders denken und von den Hauptstücken der Christlichen Religion reden, so ließ man an ihn die Erinnerung gelangen, er begienge eine Sünde wider den Heiligen Geist. Man hat zwar in einigen Religionspartheyen diesen Brief gemildert; aber man hat doch die meisten Knochen desselben Gerippes beybehalten, und dadurch manche betrübte Gewissen sehr trostlos gemacht, welcher man billig hätte schonen sollen. Wir wollen von jedem Artikel besonders reden, wenn wir einen Stein des Anstoßes, der voraus liegt, zuvor gehoben haben.

§ 48.

Es giebt Erdbürger, auch sogar gelehrte Erdbürger, welche ihre Gedanken allein auf die unendliche Macht Gottes richten, wenn sie glauben, es sey ihm gegen seine Geschöpfe alles recht, und könne er sie, ohne Hintansetzung seiner Vollkommenheiten, ohne ihr Verschulden, so vielen widrigen Schicksalen unterwerfen, als ihm nach seiner uneingeschränkten Macht beliebe. Sie ziehen dahin das Gleichniß, welches Jesaias und Paulus von einem Töpfer hernehmen, jener Cap. 45, 9. dieser Röm 9, 20. 21. und dadurch das Verfahren Gottes gegen die Erdbürger abzubilden scheinen. Die Worte der beyden himmlischen Lehrer sind dieses Inhalts: "Spricht auch ein Werk zu seinem Töpfer, warum machst du mich also? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren?" Man beruft sich auch zu diesem Ende auf die Worte des Elihu an Hiob: "Siehe, eben daraus schließe ich wider dich, daß du nicht recht bist, denn Gott ist mehr als ein Mensch. Warum wilt du mit ihm zanken, daß er dir nicht Rechenschaft giebt alles seines Thuns?" Ich kann dasjenige in diesen Schriftstellen nicht finden, was andere darin wollen gesehen haben. Es wird freylich Gott mit einem Töpfer verglichen, und gezeiget, daß es falsch sey, daß sich Gott nach dem Willen und den Einfällen der Erdbürger in seinem Thun und Lassen bequemen müsse. Es wird dadurch gelehret, daß Gott von dem Menschen nicht abhange, sondern daß vielmehr der Mensch in Ansehung seiner Wirklichkeit und seines Vermögens von Gott abhängig sey. Wer von Gott bey der Schöpfung etwas fordern will, der muß alsdenn schon da seyn und ein unabhängiges Recht an Gott haben. Es läßt sich das

eine so wenig behaupten, als das andere. Gott hat freylich eine unendliche Macht. Aber er hat doch weit mehr, als seine Macht, seine Allmacht, in der Hervorbringung seiner freyen Geschöpfe ans Licht stellen wollen. Denn wo bliebe sonst seine Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Gütigkeit und Menschenliebe? Die Männer Gottes, Jesaias und Paulus, schärfen ihren Lesern die Lehre ein, daß das Maaß der ursprünglichen Fähigkeit des Guten und des Trostes, welche Gott einem Geschöpfe durch die Einrichtung des Wesens ertheilet, ganz willkührlich sey, und kein Geschöpfe einiges Recht an Gott habe, von demselben etwas schlechterdings in diesem Stücke zu fordern. Dies ist eine Wahrheit, welche nicht minder durch das Licht der Vernunft als durch die heilige Schrift erwiesen wird. Dies ist eine richtige Wahrheit, weil kein Geschöpfe an Gott ein independentes Recht hat. Hieraus folget ferner, daß jeder Erdbürger die widrigen Schicksale ertragen müsse, welche Gott über ihn kommen läßt. Aber dieserwegen soll der Erdbürger nicht auf die Gedanken fallen, als ob der höchste Gesetzgeber seine sittliche Vollkommenheit, seine Wahrhaftigkeit, seine Heiligkeit, seine Gerechtigkeit, seine Weisheit und Menschenliebe, seine Güte, hintansetzen und leugnen könne. Jesaias widerleget die unrichtigen Gedanken der Juden, welche in der Zeit, da sie in Babylonien waren, ungeduldig wurden, da sie schon sehr lange auf ihre Rückführung gehoffet hatten. Sie sagten: "Du beweisest deine Hände nicht an deinem Werke." Jes. 45, 9. Darauf sagte ihnen der Prophet, sie könnten sich lieber mit Scherben und mit dem Thone des Töpfers vergleichen: sie möchten denken, daß sie an ihrem Schöpfer kein Recht etwas Gutes zu fordern hätten: sie möchten denken, daß Gott die erste Stätte der Eltern vertrete, und es einem Kinde nicht gezieme, so sehr in die Ungeduld zu gerathen, daß es zum Vater sage: Warum hast du mich gezeuget? Und zu seiner Mutter: Warum hast du mich gebohren? Gott versüßet zugleich diese Vorstellung mit dem Versprechen, daß der König Cyrus die Juden aus seinen Landen ins gelobte Land mit nächstem werde ziehen lassen und sie ohne alle Loskaufung wieder in den ruhigen Besitz ihrer alten Wohnungen setzen. Gott verspricht den gehorsamen Juden, daß sie nicht immer zur Schande und zum Spotte den Götzendienern da seyn, und gereichen sollen. Sehet doch die Gnade deß, welcher mit dem Töpfer verglichen wird. Bildet euch nicht ein, daß Gott die Menschen nur zum Schauspiele seiner Allmacht erschaffen habe. Jeremias saget: "Ich gieng hinab in des Töpfers Haus, und der Topf, den er aus Thon machte,

misfiel ihm unter den Händen." Er sprach hierauf im Namen Gottes: "Kann ich nicht also mit euch umgehen, ihr vom Hause Israels, wie dieser Töpfer? Siehe, wie der Thon ist in des Töpfers Hand, also seyd ihr vom Hause Israels in meiner Hand." Cap. 18, 2-6. Man merke, daß der Topf unter den Händen des Töpfers misgerathen sey, und er darauf einen andern gemacht, wie es ihm beliebet habe. Ist dies nicht ein Bild der durch eigene Uebertretungen misgerathenen und sich ins Unglück stürzenden Israeliten? Aber wie groß ist nicht die Gerechtigkeit Gottes dagegen? Er drohet, er wolle das Königreich Juda wegen der geflissentlichen Uebertretungen des Königs und der Unterthanen ausrotten. Wie groß ist nicht die Güte Gottes dagegen? "Wenn sich das Volk von seiner Bosheit bekehret, dawider ich rede, so soll mich auch das Unglück gereuen," ich will es nicht hereinbrechen lassen, "das ich ihm gedachte zu thun." V. 8. Sehet Gottes Gerechtigkeit, Güte und Langmüthigkeit. Er saget: "Plötzlich rede ich von einem solchen Volke und Königreiche, daß ichs, wenn sichs also bessert und bekehret, bauen und pflanzen wolle." Gehet nun hin, und saget nicht mehr, daß Gott nur nach seiner Macht mit den Menschen verfahre. Wenn dem Höchsten ein Gefäß unter den Händen misräth, wenn der Erdbürger sich der Gnade Gottes ganz unfähig machet und der Bekehrung widerstrebet, auch aller Wirkung des Heiligen Geistes sich aus seiner Seele entschüttet, so läßt ihn Gott in Schande und Strafe fallen, so machet er aus ihm ein Gefäß zu Unehren. Jedennoch erträgt auch Gott solches Gefäß mit großer Langmuth und Geduld. Der widerstrebende Erdbürger wird dadurch noch immer zur Buße eingeladen, und wenn er dennoch nicht zur Freundschaft Gottes gelangen will, so wird er endlich genöthiget, den gerechten Richter in seinem Herzen loszusprechen, und zu bekennen: Ich bekomme, was meiner Thaten werth ist. Läßt sich ein anderer Mensch durch die gütige Hand des Herrn auf den Weg des Friedens leiten und misräth nicht, so machet sein Schöpfer aus ihm ein Gefäß zur Ehre, füllet ihn mit seiner Gnade, und machet aus demselben etwas zum Lobe seiner Herrlichkeit. Dies ist es, was Paulus lehret, Röm. 9, 20-23. Elihu redet nicht allein davon, daß Gott weit höher und herrlicher sey, als daß er den Menschen von den Absichten und Ausführungen seiner Regierung Rechenschaft zu geben schuldig sey; sondern er zeiget den Erdbürgern die Quelle der ewigen Erlösung und die Gnade Gottes, welche die Menschen von ihrem Untergange bewahren wolle, und dennoch dazu keine Gewaltsamkeit, sondern eine anstän-

dige Herumholung und Zurückziehung anwende. Man findet nichts im Buche Hiobs, welches sich dieser Meynung entgegen leget. Denn der ganze Streit zwischen Hiob und seinen Freunden kömmt darauf an, daß diese wollen, in diesem Leben sey der Gerechte niemals bis an sein Lebensende unglücklich, oder der Ungerechte bis an sein Ende glücklich. Dagegen behauptet Hiob, das Widerspiel trage sich oft zu, und der Schauplatz der Gerechtigkeit Gottes öffne sich allererst nach dem Tode. Dies ist es auch, was der theuerste Heiland durch die Parabel vom Lazaro und dem reichen Manne zu erkennen giebt. Ich muß hieselbst noch eine Schriftstelle anführen, wodurch diejenigen, welche Gott in einen Grausamen verwandeln, den Erdbürgern den größesten Theil des Trostes entreißen. Es steht diese Schriftstelle in Sprüchw. 16, 4. Ich will sie mit den vorhergehenden und folgenden Worten hieher setzen, auf daß man sofort ihren Verstand einsehen könne. Vernehme die Worte selbst. Sie sind diese: "Befiehl dem Herrn deine Wege, so werden deine "Anschläge fortgehen. Der Herr machet alles um sein selbst "willen, auch den Gottlosen zum bösen Tage. Ein stolz Herz "ist dem Herrn ein Greuel und wird nicht ungestraft bleiben, "wenn sie sich gleich alle an einander hängen." Liest man auch hieselbst, daß Gott den Gottlosen zur Ausübung der Gottlosigkeit und nur zum zeitlichen Unglück und zur ewigen Verdammniß erschaffen habe? Es wird angezeiget, daß Gott also verfahre, wie es sich zu seinen Eigenschaften reime und damit correspondire: und daß er dieserwegen den Gottlosen in widrige Schicksale gerathen lasse, auch den Stolzen mit seinem Anhange strafen werde; hergegen denen Segen ertheile, welche ihre Unternehmungen in der Vereinigung mit Gott anfangen. Diese Gesegneten des Herrn verlieren die Geduld nicht in ihren Leiden, weil Gott ihr Herz seiner Gnade versichert und dadurch erfreuet. Dies lesen wir in Sprüchw. 18, 14. wider alle diejenigen, welche uns überreden wollen, Gott handele mit uns nur nach seiner eigensinnigen Willkühr und zur Darlegung seiner großen Macht. Sehet und erwäget die Worte selbst: "Wer "ein fröhlich Herz hat, der weiß sich in seinem Leiden zu halten; "wenn aber der Muth liegt, wer kanns alsdann ertragen?" Wie können wir einen guten Muth behalten, wenn wir in unsern Leiden nur auf die Allmacht Gottes sehen sollen? So lange Hiskias in dem Leiden seines Leibes nur hierauf seine Gedanken richtete, erzitterte er, und glaubte, er würde denselben Tag nicht mehr leben können. Er sagte nachher von diesem Umstande: "Gott zerbrach mir alle meine Gebeine, wie ein

"Löwe." Jes. 38, 13. Aber er erkannte auch die Güte und Barmherzigkeit Gottes gegen sich. Dadurch richtete er sich wieder auf. Er war kein Supralapsarius, kein Sauertopf, welcher lehret, Gott habe die meisten Menschen lediglich zur ewigen Verdammniß erschaffen, auf daß er seine Macht und seine Strafgerechtigkeit an ihnen offenbare. Elender Tröster! Es ist ja wahrscheinlicher, daß er unter den meisten, als unter den wenigen Begnadigten, sey. Er stellet sich den Höchsten mit einem doppelten Angesichte vor, wie einen Janus mit doppelter Stirne. Das eine Angesicht malet er grundböse ab; dem andern giebt er alle Züge der Leutseligkeit. Es fehlet wenig daran, daß er nicht mit den Magiern der Perser, zween Götter, einen finstern, und einen lichten daraus machet. Saurin erschrack im Haag vor diesem finstern Bilde, und konnte es mit der Christlichen Religion nicht reimen.

§ 49.

Es gerathen nicht selten einige Menschen in solche Umstände, daß sie ihres Verstandes beraubet werden. Ihr Zustand ist destoweniger angenehm und erquickend, je mehr sie alles Trostes unfähig sind. Jedoch empfinden sie auch ihr widriges Schicksal nicht und werden sofern den Maschinen ähnlich. Das betrübteste ist, wenn eine Raserey dazu tritt, oder zuweilen ein Strahl der Empfindung durchscheint, welcher ihnen ihr Schicksal als unerträglich abbildet. Wie sollen sich die Gegenwärtigen dabey fassen und trösten? Sollen sie etwa glauben, die Providenz Gottes habe den Erdbürgern Abschied gegeben? Sollen sie etwa auf die Gedanken gerathen, daß Gott an den widrigen Schicksalen der Menschen einen Wohlgefallen habe? So stießen sie ja alle Grundsäulen der Wahrheit zu Boden. Sie denken vielmehr also: Haben wir nicht eben diese Schicksale mit unsern Sünden verdienet? Haben wir nicht oft genug die Kräfte unserer Seelen und insonderheit unsern Verstand gemisbrauchet? O welche Langmuth Gottes! Sie wachen auf aus ihrem Sündenschlummer; sie ergreifen die ausgestreckte Hand des gütigen Gottes: sie lassen nicht ab, bis sie die Kraft aus der Höhe empfangen, wodurch sie rechtschaffener Gedanken und des himmlischen Trostes theilhaftig werden. Sie urtheilen nicht leicht über die Vernunftlosen, weil sie den ganzen Zusammenhang der Welt und die geheimen Zwecke des Heiligthums Gottes nicht einsehen können. Sie beten fleißig für die Wohlfahrt derselben, und überlassen dem Höchsten die Auflösung solcher Knoten. Sie denken, bey Erblickung der Vorzüge, welche ein Mensch vor den andern hat: Wie gar unbegreiflich sind

Gottes Gerichte! Wie gar unerforschlich sind seine Wege! Wer ist Gottes Rathgeber gewesen? Der Arzt beschäftiget sich mit den Krankheiten des Leibes und suchet die nächsten Ursachen derselben auf. Seine Gedanken sind auf das Temperament, das Geschlecht, das Alter, die Lebensart, den Muth, die Bewegung des Blutes, die Absonderungen, und auf die Merkzeichen der Krankheiten gerichtet. Der Seelsorger bekümmert sich um die Krankheiten der Seele und Gnadenmittel, welche zur Abhelfung derselben dienen. Der Theologe giebt ihnen dazu die Unterweisung. Der Juriste schützet Gut und Ehre. Der Weltweise und Naturkündiger erforschet die Gründe und Ursachen dessen, so gegenwärtig ist, und aus demselben erwachsen ist oder folgen wird. Aber er sieht doch daselbst jederzeit stille, wo ihm ein Riegel vorgeschoben ist, und wo seine Wissenschaft sich im Kleinen oder Großen verliert. Die ganze Verbindung der Wirkungen der Welt ist ihm nicht aufgeschlossen. Er tappet im Finstern, wenn er darnach greifen will. Er kennet die Geister so wenig zureichend, als die genaueste Einrichtung der Leiber. Sein Wissen reichet nicht zu der Stufe, worauf er hinansteigen könnte, die Welt nach dem Raume und der Zeit zu übersehen. Er erkennet, daß sich der Herr unser Gott sehr hoch gesetzt habe, und in einem Lichte wohne, wozu weder Engel noch Planetenbürger gelangen können. Herr Lavirotte, der erste Arzt der medizinischen Facultät zu Paris, hatte einen Menschen in der Cur, der von selbst in den Schen des Wassers und der dickern Luft fiel, auch darüber rasend wurde und bald darauf starb. Er beschrieb diese Begebenheit, diesen Zufall, in dem Journal des Scavans 1757. Aout p. 3. seq. Er wußte nicht einmal zu sagen, ob der Grund des Uebels im Magen gewohnet hätte. Er sagte nur, der Elende sey eines melancholischen Temperaments und seit vielen Jahren ber asthmatisch gewesen: habe einige Tage seinen Leib zu gewaltsam in einem Papierbehältnisse beweget, wo er vielen Staub eingeschlungen: habe den Leib, so lange er im Schweiße gewesen, entblößet, und in der größesten Hitze des Tages eine gezwungene Reise von Paris zwo Meilen weg verrichtet, da er fast augenblicklich genießet. Hierauf fiengen seine Klagen an. Und dies ist alles, was zum Grunde derselben Erzählung liegt. Man kann jedoch die Frage weiter treiben und sie dahin fortlaufen lassen, woher der gedachte Mensch melancholischen Temperaments gewesen. Die Zeugung, die Leiber der Eltern, die Aufführung der Mutter zur Zeit der Schwangerschaft, der Bau des Leibes, die Auferziehung, die Bewegungen und Arten der Arbeit, gehören zur völligen Entwickelung

der folgenden widrigen Schicksale und der Krankheiten. Aber wie selten sind diese Umstände bekannt? Und wer bekümmert sich darum? Wenn wir auf die Menschen sehen, welche ohne Verstand und freye Entschließungen leben, so machen wir billig einen Unterschied zufolge den verschiedenen Umständen. Einige sind noch niemals zum Gebrauche der Vernunft gelanget, da sie gestorben. Andere haben ein geringes Maaß derselben gehabt, da sie aus dem zeitlichen Leben gegangen. Noch andere sind durch einen unverschuldeten Zufall von außen oder durch Krankheit in den Verlust des Verstandes gestürzet. Einige haben Erbkrankheiten, andere haben sie sich durch ihre selbsterwählte Umstände zugezogen. Dort erblicke ich einen Säufer, einen schwelgenden Müßiggänger, einen ehrgeizigen Steiger, welcher in seinen Fußstapfen gleitet und Fehltritte machet. Dieser weidet sich mit schwerer Nahrung, mit sehr nahrhaften Getränken, mit überflüßigen saftvollen Speisen. Dabey fehlet es ihm an gehöriger Bewegung und Arbeit. Es wird aus der Unverdaulichkeit, aus blähender Schärfe des Magens, aus der Verstopfung verschiedenes kleinen Geäders, und aus dem sehr ungleichen Umlaufe des Blutes, der Eintritt hypochondrischer Zufälle, der Milzsucht und anderer Beschwerungen des Leibes. Die dicke Winterluft befördert diese Uebel. Der Engelsmann verliert endlich dadurch seinen guten Verstand. Man versichert sich seiner, und hält ihn von der Begierde, sich von dem unerträglichen Uebel durch einen einzigen Sprung loszumachen, zurücke. Manche entwischen der Aufsicht, oder schlagen sich durch. Andere laufen in das letzte widrige Schicksal, weil niemand auf sie Acht hat. Der Franzose hat hergegen ein leichtes und sehr bewegliches Blut. Er sitzet nicht viel stille. Er überladet sich nicht leicht mit Nahrungsmitteln. Der Unterthan muß so viel hergeben, daß er deswegen sich tummeln, Wasser trinken und wenig essen muß. Diese Umstände halten die Franzosen, welche eine herrliche Luft genießen, die vom Londonschen Dampfe der Steinkohlen nicht verdicket ist, von hypochondrischen Zufällen zurück. Jedes Land hat sein sonderbares Gute und auch seine Plagen, gegen welche doch insgemein Mittel vorhanden sind. Aber wider alle widrige Schicksale ist niemand völlig gesichert. Dort schwindelt der Dachsteiger in der Höhe und fällt herunter, ohne alle Erholung. Hier geht des Nachts in einem Hause ein unversehenes Feuer auf. Die noch schlafen, verbrennen zum Theil, und die sich kaum retten, werden von einem so starken Schrecken durchdrungen, daß sie beynahe Kandidaten des Todes sind. Dort reisset das Erdbeben die obere

Erdfläche auf, und nicht wenige Häuser und Familien, welche darüber Witz und Verstand verlieren, und sich nicht retten, fahren in die Oeffnung der Erde hinab. Und wer kann die Arten der widrigen Schicksale alle beschreiben, welche mit dem Mangel der Vernunft verknüpfet sind, oder hieraus erwachsen? Die Angehörigen tragen billig Leide, wenn den Ihrigen solche traurige Schicksale widerfahren sind. Sie suchen Trost und eine Linderung ihrer traurigen Vorstellungen. Was soll man ihnen ans Herz legen? Durch welches Mittel sollen sie sich aufrichten? Stehen sie in der Freundschaft Gottes, so beruhigen sie sich bald wieder in dem weisen und gütigen Willen ihres unendlichen Herrschers, des Regierers der Welt, ohne dessen Schickung den Menschen kein Haar vom Haupte fallen kann. Der übrige Hause nimmt einigen Trost aus dem Lehrgebäude, welches ein jeder zum Grunde seiner Urtheile setzet.

§ 50.

Es sterben Menschen, welche noch niemals ihres Verstandes und der Ausübung eigener Vernunft fähig geworden sind. Der Leib ihrer Mutter ist ihr Grab. Sie verwelken, ehe sie zur Vernunft gelangen können. Sie verblühen und erbleichen, ehe sich der Wahrheitstrieb und das Ruder der Vernunft in ihre Handlungen gesenket haben. Einige erreichen in diesem Zustande viele Jahre, und bleiben dennoch immer Milchkinder, immer Unmündige. Es hat der Providenz gefallen, sie nicht auf die Schaubühne kommen zu lassen, worauf sie ihren Verstand misbrauchen und die Staaten der Welt verwirren können. Sie verachten die natürlichen und Gnadenmittel nicht, wodurch die vernünftige Erdbürgerschaft das Böse hassen und dem Guten anhangen soll. Diese Mittel können ihnen nicht zu statten kommen. Man darf nicht daran zweifeln, daß Gott mit ihnen einen außerordentlichen Weg seiner Gnade und Barmherzigkeit gehe und ihnen in jenem Leben die Vollkommenheit angedeihen lasse, welcher sie in diesem Leben ohne ihr Verschulden ermangeln. Wir werden unten diesen Artikel weitläuftiger ausführen. Jedoch darf ich es nicht vergessen, daß sich die Eltern in solchen Vorfällen sehr zu prüfen haben, ob sich in ihnen nicht der Grund finde, woraus die Vernunftlosigkeit der Kinder sich erklären läßt, der Kinder, welche lange leben und niemals einige Vernunft, oder doch kaum die erste Morgenröthe derselben, äußern. Plutarch oder Solon sahe einen dummen Knaben, und sagte überlaut: Diesen hat ein Trunkenbold gezeuget. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ein adeliches Fräulein kaum im zehenten Jahre zu lallen anfieng, allezeit sehr widrige Mienen bezeigte,

und fast gar nicht lachte, auch ohne rechten Verstand lebte, so lange sie dieses Lebens fähig war. Ich fragte den Vater, meinen Patron und Gönner, um die Ursache dieses Vorfalls. Er gab mir so viel zu verstehen, daß der Grund sich freylich aus dem Betragen der Eltern herschreibe. Seine Gemahlin hatte sich des vertrauten Umganges mit andern verdächtig gemacht. Er wollte sich zu ihr nicht nahen, und sahe sie selten an. Sie veranlassete verschiedene Gelegenheiten, ihn wieder zu besänftigen und zu gewinnen. Er blieb felsenhart. Sie empfand dies endlich ungütig und nahm eine widrige Gesinnung an. In dieser Gemüthsbeschaffenheit stand das adeliche Paar eine geraume Zeit und zog derselben das Kleid der Gewohnheit an. Mein Patron schmauset draußen bey seinem Freunde. Er kommt halb berauschet nach Hause, und hat seine widrige Gesinnungen vergessen. Er legt sich zu der widriggesinnten Gemahlin. Sie muß ihm wider ihr Wohlgefallen willfahren. Sie wird schwanger, und dennoch wird beyder Theile widrige Gesinnung fortgesetzt. Sollte man hieraus wohl nicht begreifen können, warum das Fräulein so wenig Vernunft geäußert habe?

§ 51.

Wer sich und andere in solchen Fällen trösten will, der muß auf den Grund der Zurechnung sehen, um zu wissen, wie weit jemand an solchen betrübten Schicksalen sich verschuldet habe; der Unglückliche etwa allein, oder auch andere, welche dazu, daß er elend geworden, etwas beygetragen haben. Wer seines Verstandes niemals mächtig geworden, der hat sich seine widrige Schicksale nicht selbst aufgebürdet, und ist sofern deswegen keiner Zurechnung der Schuld fähig. Die Christliche Religion verdammet solchen Menschen nicht, obgleich Augustinus so unbarmherzig sich gegen die ungetauftgestorbenen Kinder aufgeführet, daß er sie von der ewigen Glückseligkeit ausgeschlossen hat. Er machte keinen Unterschied unter der Unterlassung der Taufe, ohne des Kindes Verschulden, und unter denen, welche dies Gnadenmittel selbst versäumen, oder wohl gar verachten. Im vierten Jahrhundert setzten verschiedene Kaiser und andere Personen die Taufe zurück, um sich kurz vor ihrem Tode taufen zu lassen. Sie meynten, wenn man einmal aus dem Taufbunde gefallen wäre, so fiele die Wiedereinsetzung in denselben sehr schwer, oder man habe die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Jedennoch hielt Ambrosius, der Bischoff zu Mailand, nicht dafür, daß der Kaiser Valentinian II. deswegen unselig gestorben wäre, weil dieser unter der Aufschiebung der Tau-

fung durch einen unvermutheten Tod dahin gerissen worden. Er tröstete vielmehr die Hinterbliebenen des Kaisers, und preisete den verblichenen Kaiser selig, als welcher die Taufe nie verachtet habe, sondern dieselbe übernehmen wollen, und noch in letzten Zügen darnach geseufzet hätte. Es kommt hieselbst auf die Lehre von der Zurechnung der Uebertretungen an, und auf den Zustand desjenigen, welcher sich der Uebertretungen unterzogen. Es ist ein himmelweiter Unterschied unter den Erdbürgern, welche in der Freundschaft Gottes stehen, und unter denen, welche außer derselben beharren. Die Stufen der Vernunft, die Größe der Erfahrung, erhöhen oder vermindern solche Zurechnung. Denn von denen, welchen viel gegeben ist, von denen wird man viel fordern. Wer außer dem Stande der Freundschaft mit Gott steht, demselben ist zu rathen, daß er der anklopfenden Gnade nichts in den Weg lege, und sich zur Vereinigung mit Gott, zu der rechten Fülle des Trostes wende. Denn sobald der Uebertreter sich unter die Gnadenflügel Gottes verborgen hat, ist seine Uebertretung vergeben und seine Sünde bedecket, ob er gleich noch bis an seinen Tod gegen die Herrschaft der Sünden kämpfen muß. Außer diesem seligen Stande ist man des wahren Trostes nicht fähig, und außer demselben sind unsere widrige Schicksale als Strafen der Sünden anzusehen. Wir werden unten ein besonder Kapitel von der Freundschaft mit Gott dem Leser mittheilen.

§ 52.

Es sind Menschen, welche in Angst und in die tiefste Traurigkeit gesetzet werden, weil sie in den Gedanken stehen, daß sie sich der Sünde wider den heiligen Geist schuldig gemacht haben. Ich will von dieser Sünde, welche manche Erdbürger unter den Christen ganz trostlos machet, mich in die verschiedenen Meynungen und Begriffe, welche man sich davon gemacht, nicht einlassen. Doctor Luther hat davon in einer eigenen Predigt seine Gedanken deutlich genug erkläret. Er glaubet, daß diese Sünde auf eine zweyfache Art begangen werde: einmal durch die gänzliche (mit Fleiß unterhaltene) Unwissenheit; hernach durch ein halsstarriges Widerstreben wider die erkannte Wahrheit. Das Letztere erwählet auch Philip Melanchthon. Und andere ältere Theologen sind ihm gefolget, welche jedoch in der Bestimmung der Ursache der Unvergeblichkeit dieser Sünde ganz überwindliche Schwierigkeiten gefunden haben. Wenn man andere Meynungen davon zu wissen begehret, so muß man sich der acht Abhandlungen (De peccato in Spiritum Sanctum) des Hochwürdigen Herrn Kirchenraths D. Johann Georg Walchs

bedienen. Ich setze dieses voraus, daß in diesem zeitlichen Leben die Menschen zur Gnade Gottes und zum Genuß der ewigen Glückseligkeit eingeladen werden müssen: Daß die Verharrung der Menschen in der Freundschaft mit Gott bis in den Tod, mit der ewigen Glückseligkeit und der Erhaltung der Krone des Lebens zusammenhange; und daß der Zustand der Feindschaft mit Gott, worin der Mensch bis in den Tod stehen bleibt, ihn von der ewigdauernden Glückseligkeit ausschließe. Man darf von der Verstockung dieses oder jenes Menschen nicht sofort auf seinen beharrlichen Zustand, unter dem Zorne Gottes, einen Schluß machen. Denn von Natur und wegen des angebohrenen Uebels haben alle Menschen eine Unwissenheit oder eine Abneigung von der Heilsordnung an sich, und können sich durch eigene Kräfte aus dem geistlichen Tode nicht erwecken. Es heißt auch hieselbst: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. In dem natürlichen Menschen wohnet nicht allein der Mangel der Tugend, welche dem Höchsten gefällig ist, sondern auch eine Begierde dazu, was dem Gesetze Gottes entgegen steht. Wir werden davon an seinem Orte handeln. Es ist demnach jedermann zur Verstockung sehr geschickt. Auch finden sich Personen, welche eine Zeitlang verstockt sind, und dennoch nachher große Glaubenslichter der Welt werden. Der Heiland Jesus sagte zu seinen Jüngern: "Habt ihr noch ein "verstarret Herz in euch?" Marc. 8, 17. In der griechischen Grundsprache daselbst wird den Jüngern ein verstocktes Herz zugeschrieben. Der Heiland strafte auch noch nach seiner Auferstehung die Hartherzigkeit, Sklerokardian, seiner Apostel. Marc. 16, 14. Und wie hart war das Herz Pauli nicht vor seiner Bekehrung zur Lehre und zum Leben Jesu? Er nennte sich nachher deswegen den Vornehmsten unter den Sündern; setzte jedoch hinzu: "Aber mir ist Barmher"zigkeit widerfahren." 1 Tim. 1, 15. 16. Bist du itzt unempfindlich und felsenhart gegen die Gnadenmittel Gottes, so halte dich an sein Wort, als welches ein Hammer ist, welcher Felsen zerschmeißt, und wie ein Feuer, Jer. 23, 29. welches schärfer ist, wie ein zweyschneidig Schwerdt, und durchdringend, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und setzet uns in den Stand, unsere guten und bösen Absichten recht zu beurtheilen und zu unterscheiden, um jene zu vollziehen und diese hintanzusetzen. Ebr. 4, 12. Es erschallet die Stimme Gottes noch täglich durch unsere Ohren: "Heute, so ihr seine "Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht." Die größeste Hinderniß der Anwendung des wahren Heils rühret aus den

Tröstungen her, welche grundlos und doch scheinbar sind. Jer. 6, 14. Dagegen müssen wir der Ermahnung und des Zurufs fähig bleiben, welcher also ausgedrückt ist: "Tretet auf die We-"ge, und schauet, und fraget nach euren vorigen Wegen, fraget, "welches der gute Weg sey, und wandelt darin, so werdet ihr "Ruhe für eure Seele finden." Cap. 6, 16. Alsdann verschwindet die Verstockung des Herzens. Alsdann nimmt Gott das steinerne Herz weg, und verleihet hergegen ein gutes empfindendes Herz, ein neu Herz und einen neuen Geist, denen, welche des Wassers der Reinigung begierig sind, und unter der Sprache ihres verwundeten Gewissens darnach ächzen. Ezechiel 36, 25. 26. Die Sünde wider den heiligen Geist wurde den Pharisäern vorgehalten, welche wider die Wunderwerke des Heilandes das böse Urtheil sprachen: "Er treibt die Teufel "nicht anders aus, als durch Beelzebub, den Obersten der Teu-"fel." Dies war die gemeine Lästerung der Juden und Heiden wider Jesum und seine Apostel. Man meynte, es gebe eine Kunst, wodurch man die bösen Geister in seine Gewalt bringen und dahin treiben könnte, daß sie Krankheiten und allerley Ungemach von den Menschen nehmen müßten. Diese Meynung beantwortete Jesus sehr kräftig und räumte sie aus dem Grunde weg. Und wer wollte dem Vater der Lügen eine Allmacht und Wahrhaftigkeit zuschreiben? Wer aus eigener Kraft Wunderwerke ausübet, der ist allmächtig und wahrhaftig. Er ist allmächtig, weil er den Lauf der Natur hin und her aufhebet. Er ist wahrhaftig, weil er wahre und heilsame Lehren zur Glückseligkeit der freyen Geschöpfe bestätigen will. Der Heiland stellte sich als einen Gesandten Gottes dar. Wenn man die Rede des Heilandes an die Pharisäer recht einsehen will, so muß man ohne allen Zweifel dies voraussetzen, daß der Heiland sich habe verstehen lassen wollen. Dies war seiner Weisheit und seiner heiligen Absicht gemäß. Folglich redete er zufolge den Begriffen der gegenwärtigen Pharisäer. Diese machten einen Unterschied unter einem bloßen Menschen und unter einem Gesandten Gottes. Sie glaubten, daß ein Mensch, der ein Gesandter Gottes ist, mit dem heiligen Geiste, ruech hakkodesch, begabet sey. Jesaias hatte sogar von dem Meßia im Namen Gottes gesagt, "Gott wolle seinen Geist auf ihn legen." 42, 1. Dieserwegen sagte Petrus, daß Gott Jesum von Nazareth mit dem heiligen Geiste gesalbet habe. Apostelg. 10, 38. Diese Salbung wurde unter seiner Taufe am Jordan vollzogen, wo ihn der himmlische Vater für den Meßias öffentlich erklärte und von außen bezeugte, daß er den heiligen Geist auf ihn legte.

Jesus kam, voll heiligen Geistes, vom Jordan, trat in sein Fasten, überwand die Versuchungen des Satans, und trat sein Lehramt in Galiläa an. Lucä 4, 1 f. Er kam durch des Geistes Kraft in Galiläa, und erklärte die von ihm verkündigte Weissagung Jesaiä 61, 1: "Der Geist des Herrn ist bey mir, "denn er hat mich gesalbet und gesandt zu verkündigen das "Evangelium." — Der Heiland bezeugte, daß er ein Gesandter Gottes wäre und den heiligen Geist habe. Dieser war den Gesandten Gottes nach der Meynung der Juden zugetheilet. Wenn ein Richter durch Gottes Kraft die Israeliten von ihren mächtigen und beherrschenden Feinden erlöfete, so zog und trieb ihn vorher der Geist des Herrn an. Richt. 6, 34. C. 11, 29. C. 15, 14. Ich muß noch dieses hinzusetzen, daß die Pharisäer geglaubet, alle Sünden würden den Juden am großen Versöhnungstage vergeben, und zwar innerhalb dieser Zeit, vor der Ankunft des Meßiä. Diese Zeit nenneten die Juden, wie noch itzt, olam hasseh. Von der Vergebung aller ihrer Sünden, am Versöhnungstage, stützten sie sich auf die Worte Mosis: "An diesem Tage geschieht eure Versöhnung, daß ihr gereiniget "werdet von allen euren Sünden." 3 Mos. 16, 30. 34. Ich halte mich bey der Erklärung dieser Worte hieselbst gar nicht auf. Ich erinnere mich nur, daß noch in unsern Tagen die Juden sich auf den großen Versöhnungstag von allen ihren Sünden lossprechen lassen. Ich setze noch dieses dazu, daß sie glauben, und schon zur Zeit des sichtbaren Lehramts Jesu gelehret haben, zur Zeit der Ankunft des Meßiä würden allen Juden alle und jede Sünden vergeben werden, und zwar in jener Welt, welche sie olam habba nennen. Einige Rabbinen haben auch den Stand und die Zeit der abgeschiedenen Seelen mit dieser Benennung beleget. Aber diese Bedeutung ist neu. Die alten Lehrer der Juden nenneten nur die Zeit des sichtbaren Reichs ihres Meßiä olam habba, und stützten sich auf den freyen offenen Brunn wider die Sünde und Unreinigkeit. Sachar. 13, 1. Sie glaubten, die abgeschiedenen Seelen hielten sich unter der Erde auf, und es würden daselbst die unreinen Seelen bis zur Ankunft des Meßiä gereiniget, und durch den Meßias am größesten Versöhnungstage seiner Ankunft die rückständigen Sünden vergeben, insonderheit den Eiferern des Gesetzes, welche viele zur Gerechtigkeit gewiesen hätten. Hierunter wurden die Pharisäer allerdings damals gezählet. Nunmehr verstehen wir, was der Heiland den Pharisäern andeute, wenn er ihnen ankündiget, daß die Sünde, welche jemand wider ihn, als einen bloßen Menschen, so lange man seine Gesandtschaft vom himm-

lischen Vater nicht wisse, begehe, ihnen von dem Heilande zu Gute gehalten und verziehen werde; aber daß die Sünde, welche man wider seine göttliche Gesandschaft und die dazu gehörigen Wunderwerke begehe, wogegen man nichts Erhebliches vorzubringen wußte, weder am großen Versöhnungstage noch zur Zeit der Ankunft des von den Juden gehofften Messiä, werde vergeben werden. Diesen und keinen andern Verstand konnten die Juden aus den Worten Jesu fassen. Denn sie nahmen die Ausdrücke nach den gewöhnlichen und unter ihnen hergebrachten Begriffen und Bedeutungen. Will man dennoch lieber dafür halten, daß die Pharisäer nach der Maaßgabe unserer theologischen Lehrgebäude und der Wolfischen Gottesgelahrtheit die Rede des Herrn Jesu verstanden haben, so wird man auch zugeben müssen, daß in jenem, wie in diesem Leben Sünden vergeben werden. Da nun jenes Leben oder das künftige olam sowohl die Zeit nach dem Tode bis zur Auferstehung der Todten, als vielmehr die Zeit nach solcher Auferstehung begreift, so folget aus derselben Erklärung, daß auch nach dem zeitlichen Tode, ja nach der Auferstehung der Todten, noch Sünden vergeben werden. Wozu dienet demnach das allgemeine Weltgerichte, wenn nachher noch Sünden in der Hölle vergeben werden? Warum knüpfet Paulus an die Zeit, nach dem zeitlichen Tode, sofort das Gericht, nämlich in ordentlichen Fällen, wenn man nach dem Tode dem richterlichen Schlusse noch entgehen kann? Man saget, der Mensch könne nicht selig werden, welcher sich allen ordentlichen und außerordentlichen Gnadenmitteln entgegen setze. Und hieran zweifelt kein Christ. Aber man darf deswegen aus diesem Begriffe die Sünde wider den heiligen Geist nicht zusammensetzen. Die Sünde wider des Menschen Sohn wird ja wohl niemand von der widersprenstigen Verwerfung der ordentlichen Gnadenmittel in dieser Zeit, erklären wollen. Wir wissen auch nicht, ob die Pharisäer 1) einen ächten Begriff von Wunderwerken gehabt, und 2) von der Richtigkeit der Wunderwerke Jesu, welche in Austreibung der bösen Geister bestand, völlig überzeugt gewesen, auch 3) in keinen Vorurtheilen von der beschrieenen Magie und von der Macht der bösen Geister gesteckt haben. Zum wenigsten erhellet aus dem Leben Salomons, welches bey dem Josephus vorkommt, und aus dem Talmud, daß die Juden geglaubet, es könnten gewisse Menschen es in der Magie und in der Bindung der bösen Geister durch geheime Künste so weit bringen, daß sie Wunderwerke im Reiche der Geister verrichten könnten. Die meisten Christlichen Lehrer geben dies, mit den Talmudisten, von den

Aegyptischen Zauberern des Pharao zu. Hiezu kommt noch dieses, daß 4) der Heiland nicht saget, daß die Pharisäer damals eine Sünde wider den heiligen Geist begangen haben. Es kann seyn, daß er 5) sie gewarnet habe und anzeigen wollen, daß sie sich vor dieser Sünde, welcher sie ganz nahe gekommen, hüten sollten. Wir wollen aber den Fall setzen, daß die Pharisäer die Wahrheit der Wunderwerke Jesu erkannt, nur nicht mit thätiger Erkenntniß erkannt, und dennoch dieselben verlästert haben, und daß sie dadurch eine Sünde wider den heiligen Geist begangen haben; so reimet sich doch dieser Fall zu unsern Zeiten nicht, als in welchen Gott die Lehre Jesu nicht mehr durch Wunderwerke bestätiget. Ich kann jedoch diese Meynung nicht annehmen, weil ich nicht glauben kann, daß nach diesem Leben noch Sünden vergeben werden. Aber dieserwegen billige und lobe ich den Zustand derselben gar nicht, welche die ordentlichen Gnadenmittel misbrauchen oder sich denselben widersetzen: welche die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten und dadurch sich selbst kraftlos machen. Ich kann auch keinen Grund finden, warum man in den Schriftstellen Ebr. 6, 3-6. C. 10, 29-31. 1 Joh. 5, 16. die Sünde wider den heiligen Geist finden wolle. Denn die Umstände zeigen es, daß der Rückfall der Christen zum Judenthume daselbst als eine schwere Todsünde beschrieben werde. Im dritten Jahrhunderte fielen viele Christen sogar zum Heidenthum zurück, mußten zugleich Abgötterey treiben und Jesum lästern. Dennoch hat die Parthey der Lehrer, welche sie wieder in die Christliche Kirche nach überstandenen gewissen Prüfungen aufnahmen und sie der Gnadenmittel fähig erklärten, die Oberhand behalten. Ihre Gegner, die Novatianer, sind nach einigen Jahrhunderten verschwunden.

§ 53.

Es giebt Menschen, welche so tief in die Traurigkeit und unordentliche Vorstellungen versunken sind, daß die unerfahrnen Gewissensräthe sofort daraus eine teuflische Besitzung zu machen wissen, insonderheit wenn sie den elenden Personen ein Klebefleckgen anhängen wollen. Dies setze ich voraus, daß die Sünde von dem Vater der Lügen und Menschenmörder werkthätig worden, und, da sie vorhin nur möglich gewesen, wirklich geworden sey und die Erdbürger vergiftet habe. Seine Genossen und Heerscharen, welche in der Luft herrschen, stellen den Menschen nach und haben ihr Werk in den Kindern des Unglaubens. Ephes. 2, 2. Ob sie ihre Regierung außer den Menschen in der Luft haben, oder ob sie sich der Luft, welche in den menschlichen Leibern ist, zur Vollführung ihrer bösen Absichten bedie-

nen, will ich hieselbst nicht untersuchen. Es wird wohl niemand glauben können, daß sie den Lauf der Natur zu ändern und Wunderwerke zu schaffen vermögen. Und daher scheint es, man müsse zur andern Erklärung treten. Dies ist gewiß, daß die Sünde den zeitlichen Tod, die Krankheiten und alles Ungemach über den Menschen gebracht habe. Wie groß ist demnach nicht die Uebelthat, welche der Fürst der Finsterniß und der unvernünftigen Absichten den Erdbürgern gestiftet! Sofern die bösen Geister die Gedanken der Menschen von dem Gesetze und der Liebe Gottes abziehen, herrschen sie über das Thun und Lassen derselben. Sie führen sie zum Vergnügen der sinnlichen und vergänglichen Dinge. Sie stiften unter den Menschen durch den Misbrauch der Leidenschaften Uneinigkeit, Krieg und Zerstörungen an; dürfen jedoch nichts mehr verwirren, als ihnen von Gott zur Bestrafung oder Prüfung der Menschen erlaubet. Diese Wirkung der bösen Geister in den Kindern des Unglaubens wird insgemein mit dem Namen der geistlichen Besitzung beleget. Man muß daraus keine eigentliche Besitzung der Seele machen, ob es gleich wahr ist, daß, wer in vorsetzlichen Sünden thätig ist, wer Sünde thut, vom Teufel sey, und dessen Eingebungen und Willen folge. 1 Joh. 3, 8. Die eigentlich sogenannte teufliſche Besitzung ist ein Zustand, welcher dem Menschen zuwider ist, der durch die Macht des Satans leidet. Der Grund der Handlungen und des Leidens der Menschen ist alsdenn in einem Geiste zu suchen, welcher dem Menschen feind ist, und dessen Wirkungen dem Menschen sehr widrig fallen. Wenn dieser Zustand nur den Leib trifft, so ist es eine leibliche Besitzung. Aeußert sie sich in der Seele der Menschen, so wird sie eine Seelenbesitzung genennet. Erstrecket sie sich durch Seele und Leib zugleich, so ist es eine Besitzung des ganzen Menschen. Die Kennzeichen dieses Zustandes sind sehr schwer zu bestimmen. Auf der einen Seite muß man den bösen Geistern weder eine Herrschaft über die Welt, noch das Vermögen, Wunderwerke zu verrichten, beymessen. Auf der andern Seite muß man die natürlichen Wirkungen, welche auch erfolgen würden, wenn keine böse Geister da wären, nicht für Werke der Teufel ausgeben. Es giebt sehr empfindliche Leiden des Leibes, welche aus dem Bau des Leibes und der Unordnung in den Säften herrühren, ob man gleich ihren ersten Ursprung in der Sünde suchen muß. Es giebt Wirkungen, welche aus dem Reiche und Willen der Engel, aber deswegen nicht der bösen Engel, herrühren, ob dadurch gleich einigen Menschen der Tod oder ein anderes Ungemach zugefüget wird. Man darf nicht

meynen, daß die Engel, welche alle Erstgeburt in Egypten tödteten, böse Geister gewesen, ob sie gleich Engel des Uebels, des zugefügten Unglücks, genennet sind. Die 185,000 Mann Assyrier wurden in einer Nacht durch den Engel des Herrn vermittelst des brennenden Windes, welcher sonst des Nachts nicht tobet, aufgerieben. Die Assyrer, welche übrig blieben, sahen diesen Zufall für ihr größestes Unglück an und zogen von dannen. Diese Wirkung rührte von einem guten Engel her, welcher die Verehrer Gottes schützte und des Höchsten Befehl ausrichtete. Wie oft geschieht es nicht, daß Gott unvermuthet einen gefährlichen Staatsstreich, welcher zur Ausführung seine Reife erlanget hat, durch einen plötzlichen Strich durch die Rechnung, vereitelt? Will man die Protestanten in W. auf einmal um ihre rechtmäßige Religionsfreyheit bringen, so steigt mitten unter dem Anfange der Unternehmung ein furchtbares Donnerwetter auf und erschlägt die Hand, wodurch das Vorhaben ins Werk gerichtet werden soll. Die darauf folgende vormundschaftliche Regierung erhält alles im vorigen Stande. Petrus würde hierüber also geurtheilet haben: "Nun weiß ich "wahrhaftig, daß der Herr seinen Engel gesandt und mich "errettet hat aus der Hand Herodis und von allem Warten "des Jüdischen Volks." Apostelgeschichte 12, 11. Man fieng an in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zu lehren: einige Menschen richteten eine ausdrückliche Verbindung mit den bösen Geistern auf, führen auf den ersten May zu hohen Bergen, unterhielten sich daselbst mit den bösen Geistern, und verbänden sich noch vester, um diese böse Genossenschaft zu vermehren. Die Dominikaner erfanden gewisse Kennzeichen, woran man solche Leute von andern unterscheiden könnte. Alle Zeichen waren betrüglich und ungegründet, wie der Jesuit Spe und nicht vor langer Zeit der Advocat der venetianischen Stadt Rovigo, Tartaroni, erwiesen haben. Die Dominikaner eilten mit den sogenannten Schuldigen zum Feuer, und verbrannten sie auf einem ansehnlichen Scheiterhaufen. Sie hatten keinen Schaden davon; denn sie griffen in die Güter des Schuldigen und zogen sie zu ihren Klöstern. Sie unterstützten dieses grausame Verfahren dadurch, daß Moses befohlen hätte, man solle die Zauberer verbrennen. 5 Mos. 18, 10-12. Moses saget, man solle sie zu Tode steinigen, wie aus der Vergleichung dieser Schriftstelle 3 Mos. 20, 27, erhellet. Den deutschen Zauberer hat Moses mehasscheph genennet, und den Beschwörer chobher chabher. Der alte jüdische griechische Uebersetzer machet aus jenem einen Giftmischer, pharmakon,

und aus diesem einen Absinger seines Liedes, wodurch er nach der Meynung des Aberglaubens allerley Uebel hinderte und vertrieb, epaeidonta tin epaoidin. Der alte lateinische Uebersetzer machet aus dem ersten Manne maleficum, einen Schadenstifter, welcher böse Künste gebrauchet, und aus dem andern incantatorem, einen Mann, welcher mit Hersagung gewisser Lieder Krankheiten und andere Uebel wegzuräumen suchet.* Ich habe diese Anmerkung hieher einschieben müssen. Denn ich wollte zeigen, daß Moses nichts von der ausdrücklichen Errichtung eines Pakts mit den bösen Geistern wisse. Und warum wollte sich der Satan dazu entschließen? Er verlöre gewiß am meisten dabey. Und wer wollte so lieblos von allen Erdbürgern urtheilen? Wird auch der Heiland dem Teufel, wenn auch dieser dazu Lust hätte, so viele Macht einräumen? Was wahnwitzige und phantastische Köpfe von sich und ihrem Zustande bekennen, das ist von keiner Erheblichkeit. Ueberhaupt wäre ein solches Pakt, wenn es auch seine Wirklichkeit behaupten könnte, ganz nichtig und ungültig. Denn es kann kein Mensch sich mit einigem Rechte oder auch in der That von der Oberherrschaft Gottes los stricken. Gott wird sich derselben nicht begeben, sondern sie vielmehr gegen alle Spinnengewebe der ohnmächtigen und verblendeten bösen Geister zu behaupten wissen. Die Dominikaner haben seit dem vierzehnten Jahrhunderte mehr Schaden unter den Erdbürgern gestiftet, so viel die Leiber der Menschen betrifft, als alle böse Geister vom Anfange ihres Abfalls her. Der erste May war bey den Franken der Anfang des Jahres und der Tag der großen Reichsversammlung, seit dem Jahre 755. Vorhin mußte der erste Tag des Märzmonates dazu dienen. In solcher Versammlung wurden die Kirchensachen geordnet, und die weltlichen Streitigkeiten geschlichtet. Man erkennet von selbst, daß die Zusammenkunft der Unholden auf hohen Bergen zur Nachahmung des Reichstages der Franken erdacht sey. Es ist nicht unglaublich, daß die heidnischen Weiber in Deutschland einen gewissen Tag der jährlichen Zusammenkunft gehabt haben. Denn sie stunden wegen ihrer Arzeneyübung und Weissagungen unter einer gewissen Heermeisterin, nahmen neue Schülerinnen an, und pflanzten ihre Erfahrungen und Sätze auf die Nachwelt fort. Die Einführung der Christlichen Religion hob diese Zusammenkünfte auf. Die Priester dieser Religion nenneten alles das

* Solche Leute sind noch itzo in Aegypten, die sich unter ihrem leisen Singen von Ottern und Schlangen bekriechen lassen ohne allen Schaden.

teufelisch, was aus dem Heidenthume übrig war, und beschrieben auch solche Zusammenkünfte nicht anders: Die Weiber hatten dennoch die Hoheit und Anmuth solcher Zusammenkunft sich so vest eingepräget, daß sie im Traume noch immer dahin zu fahren vermeynten. Sie wußten auch durch gewisse Anschmierungen der Einbildungskraft gegen dieselbe Zeit sehr zu Hülfe zu kommen. Darauf schliefen sie oft vier und zwanzig Stunden, und erzählten, wenn sie erwachten, alles, was in der Zusammenkunft vorgegangen war. Merkwürdig war es, daß sie keine andere Personen, welche sie daselbst gesehen hätten, anzugeben wußten, als die, welche sie sonst gekannt hatten. Dies war eine Frucht der Regel der Einbildungskraft, die da träumet. In den Kirchenversammlungen, auf welchen man diesen Aberglauben ausrotten wollte, wurde auch diese Reise der Weiber auf hohe Berge zum ersten May insgemein nur als eine Phantasie beschrieben. Die Dominikaner machten aus dieser Phantasey ein schreckliches Bild, und eine Wirkung des unsäglichen Pakts mit den bösen Geistern. Sie hätten sich um geschickte Aerzte bekümmern sollen, welche den Weibern die Einbildungskraft in einen gesunden Stand gesetzet, auf ihre Einschmierungen Acht gehabt, und die Giftmischereyen oder Anwendung böser Kräuter angezeiget und aus dem Gebrauche weggeräumet hätten. Hierauf würden christliche Zuredungen ihre Frucht geäußert haben. Aber man fiel auf die unrechte Seite, als die Dominikaner die Scheiterhaufen anfeuerten. Man nahm alles für Wahrheit an, was Weiber einer verdorbenen Einbildung von sich bekenneten. Eine elende Beurtheilung! Mein Freund, ein gewisser Geistlicher, gieng mit dem sel. Licentiat Silvester Tappen nach Steuerwald, um im Gefängniß eine evangelischlutherische Frau zu besuchen, welche, wie sie vorgab, in des Teufels Bündnisse stand, sich mit demselben vermischte, wenn er als ein grüner Jäger ankam, wie sie meynte: und wovon sie Hollen gebahr, so bald wieder sturben. Sie schrie in deren Gegenwart: Er kommt, er überwältiget mich, nun muß ich mit Schmerzen abermal Hollen gebähren. Man sahe nichts. Sie gebahr nach ihrer Aussage Hollen. Man sahe abermal nichts. Geradezu war keine wahrhafte Vorstellung an sie zu bringen. Man mußte ihr sagen, der grüne Jäger habe ihnen draußen gesagt, er wolle ihr etwas zur Linderung der Schmerzen schicken. Sie glaubte deren ehrlichen Angesichtern. Man gieng zum erfahrenen Arzte, und nahm dienliche Arzeney von ihm. Man überbrachte sie ihr. Sie nahm sie von ihnen an und brauchte sie. In vier Wochen war sie

gesund und des geistlichen Trostes fähig. Sie wurde von römischkatholischen Pfarrern und Mönchen besuchet. Diese wollten dadurch die Anzahl ihrer Religionsparthey vermehren. Sie antwortete, sie müßte sich erst recht besinnen können und in freyer Luft seyn. Denn nunmehr brauchte sie mit Wissen und Willen Arzeneyen. Ihr Arzt hatte ihr diesen Rath ins Ohr gesagt. Man ließ sie los. Sie lebte nachher vernünftig und christlich, und brauchte jährlich eine Cur zur Gesundmachung des Blutes. Hierdurch waren alle Hollen verschwunden, und das phantastische Pakt war verflogen. Man kann hieraus so viel sehen, daß die bösen Geister sich in die Einbildungskraft der Kranken gerne mischen, und daß die verdorbene oder unrichtige Phantasey der Ort sey, wo sie gern ihr Lager nehmen. Daher ist es gekommen, daß man nirgends mehr Hexen, Weiber von verderbter Einbildungskraft, die wegen der daher entstandenen Leibesbeschaffenheit auf dem Wasser schwammen, verbrennt habe, als in den Provinzen, wo man schwer zu verdauende Speisen, Pumpernickel, Gepöckeltes, u. s. f. zu essen pfleget. Wer weiß nicht, was das Nervenfieber vor einigen Jahren an der Weser und an der Leine für wunderliche Wirkungen machte? In Braunschweig lag ein Schüler daran krank, und flog hoch im Bette auf, wenn, wie er sagte, sich die bösen Geister zu seinem Bette naheten. Es schien diese Aussage lächerlich. Einige seiner Verwandten setzten sich neben ihm an den Tisch, um zu wissen, ob das ganze Werk nicht eine Phantasey wäre. Sie wachten die ganze Nacht. Er flog einigemal in die Höhe, und nicht lange hernach klopfte etwas sehr Merkliches unter dem Tische, an welchem die Wachenden saßen. Sie meynten, es wäre wohl gar eine Art der bösen Besitzung vorhanden. Ich sagte ihnen, die bösen Geister könnten doch nur natürliche Mittel brauchen, um ihr Vorhaben auszuführen; diesen müßte man natürliche Gegenmittel vorschieben und entgegen setzen. Man redete mit Aerzten von der Sache. Diese sagten, die Krankheit wäre außer ihrer Sphäre. Darauf rieth ich, daß man ein Mütterchen von Damme herholte, welche solchen Zufall durch gewisse Kräuter zu curiren wüßte. Man stutzte. Man sagte, dies Weib möchte wohl eine Bannerin seyn. Ich begriff das nicht, was nach meiner Meynung ein leerer Schall war. Ich lachte ein wenig darüber. Man ließ sie kommen. Sie brauchte ihren Kräutertrank; aber sie wollte die Zusammensetzung desselben nicht anzeigen. Innerhalb acht Tagen war der Schüler gesund. Es klopfte nichts mehr. Das Nervenfieber hatte ein Ende. Die Aerzte forschten, und forschten vergebens. Ich

dachte, das Mütterchen würde mir ihr Recept noch mittheilen. Aber sie starb, ehe ich es dachte, daß sie ihrem Tode so nahe wäre. Ein Mann in Allmstät (darf ich auch noch eine Erzählung wagen?) Ein Mann in Allmstät wurde von dem adelichen Gerichte derer von Reden daselbst angeklaget, daß er Schweine besessen gemacht, dergestalt, daß diese rasend geworden und sich in das vorbeyfließende Wasser Spöhlkütte gestürzt hätten und ersoffen wären. Er sagte, er habe seinen Nachbar gewarnet, seine Schweine zu verwahren, daß sie ihm den Zaun nicht zerbrechen, noch den Garten verderben möchten; dieser habe sich nicht daran gekehret. Er habe ihn noch einmal gewarnet; als er aber dies nichts gelten lassen, habe er ihnen Brod vorgeworfen, worauf er Zerriebenes von der trockenen Wurzel des Fahrenkrauts, filicis, die er vor der Reibung umgekehret, gestreuet: Dies hätten sie gefressen und wären rasend worden; er wisse nichts von der Kunst Besessene zu machen. Dies war ein natürliches Mittel, sagte er; wären sie mir noch einmal durch den Zaun gebrochen, würde ich ihnen das Geriebene der Schierlingswurzel gegeben haben, um dieser Gäste auf einmal in Zukunft los zu seyn. Man sieht hieraus, daß aus den alten Künsten der alten deutschen Weiber noch viele Reste übrig seyn, welche die Aerzte selten wissen, vielweniger sich Mühe darum geben.

§ 54.

Die Besitzung der menschlichen Leiber, welche den bösen Geistern zugeschrieben wird, muß solche Kennzeichen mit sich führen, welche etwas mehr als menschliche Kräfte, jedoch keine Wunderwerke, äußern. Der Heiland Jesus kennete solche Elende und wußte sie von andern Kranken zu unterscheiden. Die Apostel hatten diese Gabe der Unterscheidung der Geister ebenfalls in der verliehenen Macht. Weil die Sünde die Ursache ist, daß die bösen Geister die Menschen quälen können, so vergab der Heiland insgemein den Besessenen zuerst die Sünde, und reinigte die Wohnung, worin sie die Seelen benebelt und gefangen gehalten hatten. War aber die Seele mit vorsetzlichen Sünden nicht beflecket, und der Leib wurde nur geplaget, so hieß er die bösen Geister ausfahren. Er fügte noch dies hinzu, daß er mit einem Worte den Leib des Besessenen von der drückenden Plage befreyete. Waren Leib und Seele in des Satans Herrschaft und lagen unter seiner Quälung, so machte er Leib und Seele zugleich gesund, und entriß ihm die, welche von demselben überwältiget waren. Kein Arzt konnte dies leisten. Der Heiland bediente sich keiner Arzeney. Es half da weder Kraut noch Pflaster, sondern nur das Wort des Herrn. Wie gern

hätte der arge Feind alle Einwohner des heiligen Landes in die Unvernunft und Verwirrung des Verstandes gestürzt! Er hatte einen Widerwillen gegen das Reich Christi gefasset. Er wollte deswegen den Heiland selbst wegräumen. Bald hetzte er den großen Herodes wider die Bethlehemitischen Kinder auf. Bald hatte er dessen Sohn Archelaus den Vierfürsten gegen Jesum aufgebracht. Bald erregte er die Schriftgelehrten und Pharisäer, und den ganzen Rath, auch selbst den römischen Landpfleger Pilatus, wider denselben. Er gab diesem noch einen heftigen Fersenstich durch die Kreuzigung. Und dennoch konnten die bösen Geister ihr Reich nicht gänzlich behaupten. Sie brauchten List und Gewalt, um die Apostel wegzuräumen. Zu diesem Ende verfinsterten sie die Herzen, wo sie konnten, mit Unvernunft und allerley Plagen, auf daß das Reich der Gnade Jesu auf Erden gehindert und gestöret werden möchte. Aber Gott ließ aus diesem Uebel, welches der Satan im gelobten Lande stiftete, etwas Gutes erwachsen. Die bösen Geister gedachten es böse zu machen, und Gott gedachte es gut zu machen, um die Werke des Teufels offenbar zu zerstören und viel Volk zum ewigen Leben zu führen. In keinem andern Lande gab es damals so viele Besessene, als im heiligen Lande. Sobald aber die Apostel in andere Länder giengen, stiftete der Teufel auch daselbst einige Besitzungen. Die Apostel trieben die bösen Geister aus den Besessenen, heilten wunderthätiger Weise allerley Krankheiten, und bedienten sich auch des Oels, nicht als eines zureichenden Mittels, sondern als eines Zeichens der Erquickung, welche die Wiederhergestellten empfanden. Nach dem Tode der Apostel überließ man die Austreibung der bösen Geister einigen rechtschaffenen Gehülfen, welche noch zu Origenis Zeiten einige Wunderwerke verrichteten, und welche Exorcisten genennet wurden. Mit dem Fortgange der Zeit blieb der bloße Name der Bedienung; aber es fehlte an ächten Besessenen und an der Kraft, böse Geister auszutreiben. Sobald die Lehre vom Fegefeuer und von wiederkommenden Erscheinungen der Seelen, welche nicht zur Ruhe kommen könnten, in die Christliche Religion einigen Eingang genommen hatte, fiengen die Exorcisten an, Gespenster mit Räuchwerken und Weihwasser zu vertreiben. Endlich ließ man über die Personen, welche mit bösen Krankheiten behaftet waren, sogar Messen lesen. Man nahm auch die Gürtel gewisser Heiligen, abgemessene Faden, welche die Länge des Körpers oder Sarges oder Bildes eines Heiligen hatten und geweihet waren, und andere Hülfsmittel zur Hand, um Besitzungen, Seuchen, Gespenster, und sogar die Viehseu-

chen, zu vertreiben. Der Heiland und die Apostel hatten solche Wege nicht geliebet. Sie trieben niemals Gespenster, sondern die bösen Geister und unheilbare Schaden des Leibes, weg. Pabst Clemens XI. wollte auch wider die Viehseuche nur ordentliche Arzeneymittel gebraucht wissen. Zuletzt suchte auch die zahlreichste Parthey der heutigen Christlichen Religion sich dadurch einen Vorzug vor den Griechen, Lutheranern und Reformirten anzumaßen, daß sie, nicht diese, die bösen Geister aus den Besessenen treiben könnten. Mir fällt hieselbst ein Kunststück eines Jesuiten bey, welcher aus einem Knaben und dessen Hunde die Teufel auf bestimmte Zeit austreiben wollte. Der Knabe hatte einige Formeln aus unbekannten Sprachen gelernet. Wenn er etwas davon hersagte, so schäumte er, und machte zugleich jämmerliche Gliederzüge. Den Hund hatte er also abgerichtet, daß dieser mit seinen jämmerlichen Angsttönen solch Gewinsel äußerte, dergleichen sonst gar nicht gewöhnlich ist. Der Knabe wußte sich auf diese Weise zu nähren. Der Jesuit hatte ihn so weit zu bringen gewußt, daß er sein Kunststück selbst verrathen hatte. Hierauf dachte ihn der Jesuit zu einer Bekräftigung der Religionsparthey, wozu sich die Jesuiten bekennen, zu gebrauchen. Um die Lutheraner thätig zu widerlegen und ihre Religion herunter zu setzen, ersann er den Anschlag, den Knaben mit dem Hunde einem Prediger dieser Religionsparthey zuzusenden. Er schickte ihn zu dem einfältigsten. Aber diesesmal war bey diesem einer seiner Amtsgenossen zugegen. Dieser wußte das Räthsel aufzulösen. Er nahm einen guten Knüttel und einen Degen zur Hand. Er sonderte mit Gewalt den Hund von dem Knaben. Diesen warf er zur Erde, ließ ihn auf ein Brett vest binden, und setzte demselben das bloße Schwerdt auf die Brust, mit der Anzeige, er wisse den ganzen Betrug schon voraus, und wenn der Knabe diesen Betrug nicht ordentlich bekennete, sollte dieser Mordstahl dem Knaben durchs Herz gehen. Der Knabe bekannte den ganzen Handel. Der Prediger band ihn wieder los, und ließ darauf einen Notarius mit sieben Zeugen holen, ein Instrument über die wiederholte Aussage des Knabens und dessen Hokuspokusmacherey niederschreiben, wie auch das Instrument dem erwähnten Jesuiten einliefern, wie es sich geziemte. Hierauf sagte der Jesuit von seiner bestimmten Zeit der Ausbannung des Teufels nichts mehr, und wurde von seinen eigenen Religionsgenossen reichlich ausgelachet. So steht es in unsern Tagen insgemein mit den Besessenen.

§ 55.

Es ist demnach nicht erlaubt, die Elenden daher des Trostes unfähig zu machen, daß man vorgeben will, sie wären besessen, sie hätten die Sünde wider den heiligen Geist begangen. Soll man sich auch an den Elenden durch Erdichtungen versündigen? Soll man ihnen ihr Leiden ohne Grund vermehren und sie in den Abgrund aller widrigen Vorstellungen stürzen? So einfältig darf man sich die bösen Geister nicht vorstellen, daß sie sich den Menschen erschrecklich machen und diese reizen, ihre Wirkungen zu verabscheuen und sich desto mehr gegen ihre listigen Anläufe zu verwahren. Würde das Reich der Bosheit und der Anhänger des Satans unter den Menschen auch dadurch wachsen? Wie sehr würden sie dadurch ihre Absichten vereiteln und vernichten? Sie haben es ehedem, als Jesus sichtbar auf Erden war, versuchet, durch Besitzungen dem Reiche Jesu einen Riegel vorzuschieben. Sie haben Lehrgeld gegeben und erfahren, daß sie dadurch das Gnadenreich Jesu gründen und befestigen helfen. Dieser Versuch gelang ihnen allzuschlecht und hatte einen unerwarteten Ausgang. Daher haben sie Anlaß genommen, solche Rolle sehr selten zu spielen oder gar einzustellen. Wer noch einigen Verstand besitzt, der nimmt eine wichtige Erfahrung, worin er den Kürzern gezogen, zum Bewegungsgrunde der Vermeidung an. Wie viele Betrügereyen und falsche Einbildungen sind nicht auf die Rechnung der bösen Besitzungen geschrieben? Vorzeiten sagten die wahrsagenden Weiber oder Jungfrauen, welche die Orakel kund machten, sie würden von dem Apollo besessen, gequälet, getrieben, zum Schäumen und endlich zur Eröffnung des Weissagungsspruches, des Orakels gebracht. Der ganze Inhalt dieses fürchterlichen Schauspiels war natürlich, und eine Betrügerey der heidnischen Pfaffen. Zu Delphi in Griechenland traf man ein Loch an, welches kalte und starrmachende Winde ausdünstete. Wer davon etwas in sich zog, dem erstarreten die Nervenfibern des Gehirns. Die Einbildungskraft gerieth dadurch in einen außerordentlichen Zustand. Wenn die Ziegen zu nahe kamen, fiengen sie ein wunderliches Gebleke an. Diodorus Siculus ist unser Zeuge. Die Priester, welche sich gern ohne mühsame Handarbeit nährten, machten zu ihrem Vortheil davon Gebrauch. Sie setzten eine Maschine darüber, fasseten das Loch ein, und stelleten darüber eine inwendig hohle Stütze. Diese war mit einer Schraube versehen, wodurch man die kalten Dünste zurückhalten, oder in die Höhe gehen lassen konnte. Die Maschine stand

auf dreyen großen seitwärts ausgebogenen Beinen. Oben, wo ein Mensch darin stehen konnte, war sie rund und inwendig hohl, wie ein Bauch. Man stieg durch eine Treppe in diesen Bauch. Die Wahrsagerin Pythia, war mit der Beschäftigung beladen, daß sie hinaufsteigen und sich auf den Boden in den Bauch der Maschine, welche die Hebräer obh nenneten, lassen mußte. Sie mußte vorher Lorbeerblätter kauen, und Verse, in Palmblätter gekritzelt und eingegraben, mit sich hinauf nehmen. Diese Verse hatten die Priester, welche in allen Ländern ihre Kundschafter des Staats hielten, und von denselben die nöthigen Nachrichten erhielten, ausgefertiget. Sobald die Wahrsagerin im Bauche stand, wurde die Schraube also gedrehet, daß der kalte Dunst durch die hohle gerade Stütze hinauf fuhr. Der starrmachende Wind berührte ihren Leib. Ihre Nerven fiengen an zu zittern: ihr Gehirn kam in einen fremden Zustand: sie schäumete: sie machte allerley fürchterliche Gliederzüge: ihre Gesichtsfarbe änderte sich ganz. Die Priester sagten, nunmehr zwinge sie der Urheber der Wahrsagungen, der Apollo, in seine Gewalt und nöthige sie zu weissagen. Kam sie zu sehr außer sich, so warf sie die Palmblätter weg und ließ sie fliegen. Die Priester saßen zunächst um der Maschine. Die Rathfragenden hatten ihre Sitze weiter hinaus, auf daß sie die Betrügerey nicht merken möchten. Waren die Palmblätter verflogen, und die Pythia wußte die Verse nicht auswendig herzusagen, so sagten die Priester, Apollo sey zornig und man müsse ihn versöhnen, man müsse eine gnädige Zeit erwarten. Als der Kaiser Constantinus, mit dem Zunamen Maximus, sich öffentlich zur Christlichen Religion bekannte, ließ er, wie Eusebius berichtet, alle Sitze der Orakel öffnen und jedermann beschauen. Christen, Juden und Heiden entdeckten also ohne Mühe die betrügerische Art der Rolle, welche die Orakelschmiede gespielt hatten. Herr Schott, Anton von Dalen, und sein verschönernder Ausschreiber Bernard le Bovier de Fontenelle, welcher 1757 im hunderten Jahre seines Alters zu Paris als beständiger Sekretarius der königlichen Akademie der Wissenschaften sein rühmliches Leben beschloß, haben diesen Artikel von den heidnischen Orakeln so gründlich beschrieben, daß man sich darauf verlassen kann. Hier habt ihr uralte, im Grunde künstlich ausgesonnene und fälschlich vorgegebene Besitzungen. Begehret ihr neuere Exempel, welche mitten in der Christenheit vorgegangen sind, so mögen die Urseliner-Nonnen aus Frankreich auf die Schaubühne treten. Diese hatten einen aufrichtigen Priester, welcher

sich jedoch sonst mit Brechung des Gelübdes der Keuschheit sehr ergötzet hatte. Sie begehrten, daß er Wunderdinge predigen sollte, weil sie das Kloster besser bauen wollten und dazu kein Geld hatten. Hierauf ließen die Nonnen das Gerüchte ausposaunen, er sey ein Zauberer, sey von bösen Geistern besessen, und habe auch einige Nonnen in gleiches Schicksal gezogen. Er wurde weggeschafft. Die Nonnen mußten, um ihre Achtung nicht dem Schiffbruche zu überliefern, die angefangene Rolle fortspielen. Die Untersuchungen darüber wurden ernstlicher, und so verwirrt, daß sie endlich an das Oberparlament zu Paris gelangten. Man merkte endlich, wie der Knote zusammengeschnüret war, und ließ die Unruhe ganz sanfte wiederum einschlafen. Peter Bäle machet sich in seinem französischen Wörterbuche darüber recht lustig. Reiche erzählt die ganze Sache in seiner Schrift vom Hexenprozesse. Und warum soll ich noch andere Beyspiele gleiches Gelichters hinzuthun? Ich will mich vielmehr zu tröstlichern Artikeln wenden.

§ 56.

Ich habe das weggekehret, was eine ungegründete Unfähigkeit des Trostes mit sich führet. Ich sehe zurück auf die Gründe, wodurch der Erdbürger einiges Trostes außer dem Stande der Freundschaft mit Gott fähig ist. Ich nehme die Person dieses Erdbürgers. Ich setze dieses voraus, daß mir Gott nichts schuldig sey, und daß ich kein Recht an ihn habe, etwas zu fordern. Ich muß demnach mit dem Leibe, mit der Seele, mit der Nothdurft, mit dem äußerlichen Zustande, worein er mich gesetzt, zufrieden seyn, und für die folgende Zeit alles Gute, was er mir für dienlich achtet, erwarten. Dies ist mein erster Trost. Gott ist ein gütiger Vater und versäumet niemand. Auch seinen Feinden giebt er Unterhalt, Othem und Leben, auf daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen und glückselig werden, wenigstens keine Entschuldigung wider Gott übrig behalten. Dies ist mein anderer Trost. Gott hat einen Menschen um des andern willen erschaffen. Er hat seine Gaben nicht nach gleichen Stufen ausgetheilet. Der eine ist hiezu aufgelegt; der andere ist sonst wozu geschickt. Dieser überkommt von seinen Eltern eine gute Erziehung, Ehre und ein schätzbares Vermögen; jener ist nothdürftig, von wenigem Verstande, von schlechter Erziehung. Man kann ihn brauchen, aber nicht zum Aufseher, um andere zu regieren. Dieser Unterschied hat Obrigkeiten und Unterthanen gebohren. Ein Mensch schränkt den andern ein. Einer erhält zu seiner eigenen Unterhaltung den andern. Kei-

ner kann mit Recht mehr Kräfte überkommen, als er fassen und begreifen kann. Und hiezu setzen uns die Umstände der Gelegenheit in den Stand. Fehlet mir die Gelegenheit, meinen Zustand auf gerechte Weise vollkommener zu machen, so will der gütige und weise Vater, daß ich mit meinem gegenwärtigen Zustande zufrieden seyn soll. Dies ist mein dritter Trost. Gott läßt kein Leiden über mich kommen, als das, so zu meinem Besten gereichet. So lange ich dies glaube, werde ich mich auch bemühen, ihm mich gefällig zu machen, und ihn um die Vergebung meiner Sünden zu bitten. Dies ist mein vierter Trost. Und dieserwegen will ich mich vornehmlich darum bekümmern, daß ich zur Freundschaft mit ihm gelangen möge, auf daß ich nicht allein zufrieden, sondern auch beruhiget und erquicket sey.

Zweytes Capitel.

Von der Freundschaft mit Gott.

§ 57.

Colbert ist ein Günstling des Königs. Er geht zu diesem ungemeldet. Was dem Könige gefällt, das gefällt auch ihm. Er kennet des Königs Absichten. Er tritt in dieselben. Er befördert sie nach allen seinen Kräften. Der König kennet des Colberts Umstände und dessen Begierde der eigenen Wohlfahrt. Er tritt wiederum in die Absichten Colberts und machet ihn vergnügt und glücklich. Er findet einen Wohlgefallen an Colberts erwünschten Umständen. Er erhöhet ihn, doch nicht über die Stufen, welche sich zu Colbert reimen. Dieser wird dadurch zum Dienstleifer gegen seinen König angeflammet. Der Neid, die Widersacher, die Nachsteller, regen sich wider den Colbert. Er steht dagegen auf seiner Huth und richtet des Königs Geschäfte desto sorgfältiger aus. Der König tröstet ihn wegen solcher Feinde, und saget: "Ich bin dein Freund, und du bist "mein Freund." Colbert geht über verscharrete Schwerdter, über verborgene Stilette, über Dornen und Disteln ungehindert. Er weiß, daß seine Wege unter dem schützenden Auge und Arme des Königes sind. Er vergnügt sich, daß seine Beschäftigungen dem Könige gefallen. Er ißt vergnügt; er trinkt mit Freuden; er leget sich mit erquicktem Geiste ins Bette; er steht mit holdem Gesichte wieder auf; er wiegt seine Worte, daß er sich nicht verstoße. Er liebt die Mäßigkeit, auf daß er die Geschäfte des Königs nicht in Unordnung bringe noch versäume, vielweniger seinen Feinden Anlaß zu gründlichen Verfolgungen geben möge. Er läßt seine Wohlthaten den Feinden zufließen, daß er sie beuge oder schamroth mache. Er ist ein Menschenfreund. Er befördert jedermanns Wohlfahrt. Er ist ein Freund der Gerechtigkeit, und es gefällt ihm nicht, wenn jemand wegen Uebelthaten leidet. Er erbarmet sich der Armen und Nothleidenden. Sein Herz bricht ihm, wenn er einen Unglücklichen sieht. Er

befördert das Wohl der Bauern und befördert dadurch die Absicht des Königs. Er bringt den Seiden- Wein- und Ackerbau in die Höhe, und verschaffet dadurch vielen Tausenden ihren Unterhalt. Sein König läßt ihn seiner Gnade und seines Schutzes, als seinen Freund, bis an seinen Abschied aus der Welt genießen. Jedermann rufet dem Verblichenen nach: O beglückter Colbert! o ewigbeglückter Colbert! Dies ist das Bild und die Frucht der Freundschaft zwischen einem großen Könige und einem getreuen Bedienten. Aber wie sehr muß ich diese Schilderung erhöhen, wenn ich von der Freundschaft Gottes mit dem Erdbürger, und des Erdbürgers mit Gott reden soll? Hier stehe ich bey der rechten und ewigen Trostquelle stille und verstumme vor der unerschöpflichen Menge der Güte derselben. Ich weine vor Freuden und freue mich mit jauchzendem Lachen über dieses höchsterquickende Band und dessen unendlichen Strom, welcher ins ewige Leben dringt.

§ 58.

Ach höchster Gott! welche Stärke, welche Seligkeit, welches Vergnügen unterstützet, erquicket und erfüllet nicht die Geister, welche deine Kinder sind! Wie glücklich sind nicht deine Freunde! Sie werden trunken von den reichen Gütern deines Hauses, und du tränkest sie mit Wollust, als mit einem Strom. Denn bey dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen sie das Licht. Ps. 36, 9. 10. Du behütest sie, wie einen Augapfel im Auge, und beschirmest sie unter dem Schatten deiner Flügel. Ps. 17, 8. Bey dir finden sie den wahren Trost und alle nöthige Hülfe, wenn du sie durch Leiden und Trübsal läuterst und vollkommener machest: wenn du ihnen den Wermuth der irdischen Lüste zu kosten giebst und sie zur ewigdauernden Freude vorbereitest. Bey dir finden sie ihre Seligkeit in süßen und herben Tagen, denn du führest sie selbst, als ihr Freund, als ihr treuester Hirte. Wenn sie sich vor dem Sturm ihrer Feinde fürchten, so hoffen sie auf dich. Ps. 56, 4. Denn du bist ihre Stärke, ihr Fels, ihre Burg, ihr Erretter, ihr Gott, und ihr Schutz. O wohl dem Volk, welches den großen Gott für seine Stärke hält! O wohl dem Volk, dessen Gott der höchste Herr ist! Verliert sich der Glanz ihrer Freudentage in diesem flüchtigen Leben, und sie müssen im finstern Thal wandeln, so fürchten sie doch kein Unglück, weil sie wissen, daß der Herr, der Gott des Himmels und der Erden, bey ihnen ist: Weil sie ihren Hirten kennen, zu welchem sie mit Grunde sagen, dein Stecken und Stab tröstet mich: weil sie nicht zweifeln dürfen, daß ihr unendlicher Freund ihnen nicht helfen könne,

und sie nicht aus allem Leiden dieser Zeit erretten wolle. Ein rechtschaffener Freund ziehet niemals sein Vergnügen aus dem bedauernswürdigen Zustande seines Freundes. Er ist vielmehr bemühet, denselben so glücklich zu machen und so vergnügt zu sehen, als es seine Kräfte und seines Freundes Fassung zulassen. Er siehet nicht drüber weg, wenn sein Freund sich in Umstände stürzen will, wodurch die Beförderung der Glückseligkeit zu Grabe geht. Der beste Freund, wenn er ein Arzt ist, erweist auch darin den Nachdruck und die Wirkung seiner Freundschaft, wenn er dem Kranken, seinem Freunde, das bitterste Getränke vorschreibt, wenn er weiß, daß die Gesundheit nicht anders wieder hergestellet werden könne. Sollte wohl Gott, unser vollkommenster Arzt und zuverläßigster Freund, niemals erkennen, daß seine Kinder sich verirren und von der Liebe der Welt bezaubert werden können? daß sie wirklich ihrem Verderben in den Rachen eilen? Sollte er sie wohl niemals in ihrer Kaltsinnigkeit und hereinbrechenden Gleichgültigkeit antreffen? Sollte er ihnen auch die Begierde zur unendlichen Glückseligkeit feurig genug machen können, wenn er sie nicht in die herbe Fühlung der Widrigkeiten, welche aus den Ergötzlichkeiten des Fleisches ihre Nahrung nehmen, zuweilen gerathen und sinken läßt? Würden sie auch den Werth seiner Freundschaft und die Anmuthigkeit derselben recht zu schätzen wissen, wenn sie niemals seine Hülfe und seine Rettung vonnöthen hätten? Einen wahren Freund erkennet man in der Noth. Willt du den Kern und das Aechte der Freundschaft Gottes recht schmecken und kennen lernen, so mußt du ihn in deiner Noth kennen, und aus der Hülfe, welche er dir erweist, seine Freundschaft beurtheilen. Ist diese Trostquelle nicht höchst erquickend? Ist es nicht vortrefflich, ist es nicht ein herrlicher Trost, wenn man in dem ärgsten Ungewitter den Strahl der Güte Gottes empfindet und alsdann mit David sagen kann: "Dennoch fürchten wir uns nicht." Ist es nicht eine Herzstärkung in allem Kreuze, wenn man mit Assaph singen kann: "Israel hat dennoch Gott zum Trost!" Ps. 73, 1. Diese Erquickung gründet sich auf ewigveste Mauern, auf die Vollkommenheiten Gottes selbst. Wie veränderlich sind die Menschen nicht? Wie beweglich sind auch nicht selten die Cedern, welche die Hand des Höchsten über die Stauden und Kräuter, über die Fichten und Cypressen erhöhet hat? Joseph machet das Reich Aegypten glücklich. Er rettet es vom Untergange. Dies wird bald vergessen, und seine Nachkommenschaft muß für diese Wohlthat nichts als Plagen und Uebelthaten leiden. Darius Medus schätzt den göttlichen Daniel hoch.

Seine Minister wissen die Kunst, dem Darius zwingende Fesseln anzulegen, daß er den geliebten Daniel in die Löwengrube setzen und den grausamsten Thieren überlassen muß. Also verwandelt sich, also drängt man das Gemüthe der Sterblichen gegen ihre Wohlthäter! Urias, der treue Bediente Davids, der Freund seines Königs, muß im Treffen wider die Ammoniter das Schlachtopfer einer unerlaubten Brunst werden. Wie viel gewisser und zuverläßiger ist die Freundschaft Gottes! "Wohl "dem, deß Hülfe der Gott Jakobs ist, deß Hoffnung auf den "Herrn seinen Gott sieht, der Himmel, Erden, Meer, und al"les, was drinnen ist, gemacht hat, der Treue und Glauben "hält ewiglich." Psalm 146, 5. 6. Gott ist allmächtig. Er kann durchgehends helfen und alles geben. Gott ist wahrhaftig. Er bricht seine Zusage nicht. Gott ist höchstweise. Er erkennet die bequemsten und schicklichsten Mittel zu unserer Seligkeit. Gott ist heilig. Er will nur unsere Vollkommenheit, die Wohlfahrt unsers Herzens. Er ist gütig. Er ist geneigt und willig, unser Bestes zu befördern. Wo wollen wir einen mächtigern, weisern, gütigern, beständigern und vollkommenern Freund finden? Dieser Freund ist eine Burg, an welcher alle Anfälle der Feinde zu Boden fallen, vor welcher alle Pfeile der Widersacher zurückprallen, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen können. Es steht die himmlische Wahrheit und der herrliche Ausspruch vest: "Der Name des Herrn ist ein vestes "Schloß. Der Gerechte läuft dahin, und wird beschirmet." Sprüchw. 18, 10. Kann man sich auch einen erhabenern und bessern Freund wünschen?

§ 59.

Wir kennen unsern Freund, unsern höchsten Freund. Ich weiß es nicht, ob wir einen richtigen und ächten Begriff von der Freundschaft und insonderheit von der Freundschaft Gottes haben. Drünge der gegründete und lebendige Gedanke von der Freundschaft Gottes in unsere Seele, so würden wir, wie ich glaube, alles das zu meiden suchen, was dem Höchsten misfällig ist. Du hast einen Freund an deinem Erdgenossen. Er verschwendet seine Sorge in der Beförderung und Vermehrung deines Wohls. Du bemühest dich hergegen nicht, dich ihm gefällig zu machen. Der Neid dringt in deine Ohren, um dich deines Glücks zu berauben. Man macht dir deinen Freund geringschätzig. Man waget noch mehr Schritte, um dich aus seinen Segensbanden zu ziehen. Du erkaltest gegen ihn. Du erweist ihm das nicht mehr, was das Gesetz der Billigkeit von dir fordert. Er suchet dich in seiner Liebe zu befestigen. Du

fängst an, ihn zu hassen und wählest andere Freunde, welche in der That deine Feinde sind. Sie schmeicheln deinen sinnlichen Begierden und sind reich in Verheißungen, aber ohnmächtig und arm in der Erfüllung ihrer Zusage. Jedennoch gefällt dir dieser Schimmer, bis dir der Schade, wie ein spitziges Gewehr, deine Hand durchdringt und deine Wohlfahrt verwundet. Du merkst die Wunden nicht, weil man dir die Sinnen betäubet und dieselben so stark mit dem Reize der fleischlichen Lüste bezaubert, daß du gegen deine wahren Vortheile ganz verblendet und verstockt wirst. Dein alter Freund warnet und erinnert dich unter allen diesen Benebelungen. Seine Stimme kommt dir nicht so liebkosend vor, als die neuen Posaunen deiner in sinnlichen Lüsten schwebenden neuen Freunde. Der alte Freund muß endlich schweigen, wenn er nicht geschmähet seyn will. Du schläfst indessen auf dem Mastbaum deines erdichteten Glücksschiffs ganz ruhig und sicher. Es bricht ein Orkan, ein gewaltiger Sturm, auf deine Fahrt los. Du zitterst und gehest mit Schrecken zu Grunde. Was mag doch die Ursache solcher Schicksale der Menschen seyn? Ich finde den Grund darin, daß sie von Freunden vieles zu sagen wissen, aber nicht recht wissen, worin das Wesen der Freundschaft bestehe. Delila glaubt, die Freundschaft bestehe vornehmlich darin, daß man alles, was man weiß, in das Ohr und in den Schooß des andern lege. Simson wird in die Gemeinschaft dieser Meynung gezogen. Er entdeckt sein Herz der Delila, und wird darüber gefesselt, geblendet, geschmähet, und beschleunigt seinen Tod vor Verdruß. Der falsche Begriff von der Freundschaft, unter Menschen, stürzte ihn in diesen Abgrund. Die Israeliten hielten sich an das gelobte und eingeräumte Land Kanaan; der größeste Haufe sahe nicht auf den höchsten Geber und Bescherer desselben Landes, sondern machte aus Gewinnsucht und Gemächlichkeit mit denen Heiden und eigenen nichtigen Ergötzlichkeiten gute Freundschaft. Wenn sie deswegen von Gott gezüchtigt wurden, so bedauerten sie insgemein ihre Abweichungen so lange, als ihnen die schwere Ruthe über dem Haupte schwebte. Die sich zum Tempeldienst hielten, waren großentheils mit den äußerlichen Leistungen einiger Pflichten zufrieden und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie in der äußern Kirche wären und sagen könnten: "Hier ist des Herrn Tempel." Mein Bekannter und Landsmann wurde für einen großen Heiligen und Freund Gottes gehalten. Er war ein Freund seines ausschweifenden Fleisches. Er verunehrte sein Ehebette. Er meinte, es wäre ihm sowohl erlaubt, als dem Sultan, nebst seiner ächten

Gemahlin eine Seralje zu haben. Die Nebenkinder ermangelten der guten und rechten Erziehung. Er beschwerte das gemeine Wesen mit Lotterbuben und häßlichen Mistfinken. Den Herold der Laster und Tugenden, welcher sonst in der Bestimmung der Höllenböcke oft alle Regeln der Klugheit und des Wohlstands überschritte, wußte er, wie ein anderer Esau, mit vier- und zweyfüßigen Wildprete zu sättigen und ihm den Mund zu stopfen, auch wiederum dergestalt zu eröffnen, daß mein Landsmann aus dem Register des Herolds als ein Freund Gottes hergelesen wurde. Ach hätte doch mein Landsmann sich bemühet, zu erkennen, wie edel die Freundschaft Gottes sey, und was sie in sich fasse!

§ 60.

Wir müssen nunmehr vernehmen, was die Freundschaft mit Gott sey und wohin sie sich erstrecke. Keine Freundschaft kann ohne Vereinigung zu gewisser Absicht aufgerichtet werden. Räuber und Diebe zeigen dieses, wenn sie unter sich Freunde werden, und wenn sie sagen: "Gehe mit uns, wir wollen auf Blut "lauern und den Unschuldigen ohne Ursach nachstellen, wir "wollen groß Gut finden, wir wollen unsere Häuser mit Raub "füllen, wage es mit uns, es soll unser aller ein Beutel seyn." Hieselbst ist die Absicht freylich arg genug. Aber die sündlichen Freundschaften sind nicht anderst beschaffen. Sie prangen indessen mit der Ehre, daß man sie sowohl Freundschaften nennet, als die Verbindungen zur gemeinsamen und zwar lautern Wohlfahrt. Wenn ich in die Absichten eines andern trete, um dieselben zu befördern, so werde ich sein Freund. Soll die Freundschaft fest seyn, so muß diese Beförderung der Wohlfahrt unter Menschen also eingerichtet seyn, daß beyde Partheyen dabey schadlos gehalten und mit Zusätzen ihrer Vortheile versehen werden. Also gehet der Löwe und Bär am Fluße Senegal zusammen auf den Raub. Soll die Freundschaft heilig seyn, so muß sie mit dem Gesetze Gottes übereinstimmen: so muß die Absicht mit dem Willen und Wohlgefallen Gottes reimbar seyn: so müssen die Mittel, wodurch solche Absicht erreichet wird, nicht wider das Gesetz Gottes anstoßen, noch das Verderben des menschlichen Geschlechts zum Augenmerk haben, oder einen großen Theil der Erdbürger mit mitleidenswürdigen unverschuldeten Denkmalen des äußersten Elends beschweren. Einem Timur Lam, einer Zenobia, ist es um die Freundschaft mit Gott nicht zu thun. Sie führen andere wider ihre Absicht zu Gott und erfüllen zugleich das Maaß ihrer Sünden. Die Geschichtschreiber stoßen wegen ihrer Thaten mit ungemessener Kraft des

Windes in die Trompete. Hätte die Zenobia in unsern Zeiten gelebt, so hätte sie dazu ihre besondern Trompeter und Zeitungsschmiede gehalten, welche ihre Thaten in einem vielfachen und vergrößernden Wiederschall bis an das Meer vor Kanada ausgeblasen hätten: ja sie hätte bey verlohrner Schlacht, auch für ihre Hülfsgenossen, den Ambrosianischen Lobgesang durch den Donner der Geschütze betäubet, und sich mit den Worten getröstet: "Stehe auf und friß viel Fleisch." Dan. 7, 5. Endlich kommt doch Aurelian und sammelt Lorbeeren, mit der Aufschrift: "Darum wird der HErr HErr Zebaoth unter seine "Fetten die Darre senden und seine Herrlichkeit anzünden, daß "sie wie ein Feuer brennen wird." Jes. 10, 16. Aeußert sich in solchen Verstörungen die Freundschaft der Welt, so zerschlägt sie sich doch so bald, als ein Horn zu viele Stöße leidet. Am Ende zerfallen die blutigen Absichten, wie Wasser, wenn GOtt seine Hand aufhebet und Frieden gebietet. Zuletzt zerbricht der Allmächtige die Zuchtruthe, welche er über sein Volk geführet hat, und wirft sie ins Feuer, wenn die Absichten und Mittel der Ausführung derselben nicht rechtmäßig gewesen. Es bleibt demnach die Freundschaft mit Gott jederzeit sicher, heilig, rechtmäßig und wahrhaftig. Ist dieser unendliche Beherrscher der Welt mein Freund, so kann mir niemand die Ruhe meines Geistes, das größeste Gut auf Erden, rauben. Ist dieser Allmächtige mein Freund, so kann man mich, wenn man mich gleich drückt, doch nicht unterdrücken, noch mir die Krone des ewigen Lebens nehmen. Ist der Heilige in Israel mein Freund, so wird er mich vor allen ungesetzlichen Abweichungen bewahren, wodurch die Zufriedenheit meiner Seele auf den Sand getrieben wird. Ist die ewige Quelle der Wahrheit mein Freund, so wird er seine theuern Verheißungen gegen mich nicht brechen. Seine Freundschaft gründet sich auf seine Heiligkeit und ist dieserwegen in ihrem ganzen Umfange allezeit rechtmäßig. Sie ist so unveränderlich, als er selbst ist, gegen diejenigen, welche sich derselben nicht entziehen noch eines solchen vortrefflichen Kleinods unwürdig machen. Ihr Werth ist unschätzbar und übersteigt alles, was sich messen oder bestimmen läßt. Sie setzt an der Seite Gottes keinen Vortheil, keine Ehre, keine Vergrößerung einiges Vermögens, zum Grunde. Denn wo ist die Vollkommenheit anzutreffen, welche man dem Höchsten verschaffen oder seinem unendlichen Wesen hinzufügen kann? Die ganze Frucht, das ganze ausströhmende Heil der Freundschaft mit Gott fällt auf die Seite und in die Wohlfahrt der Geister, welche sich in ein so verehrungswürdiges und trostreiches Band

führen und aufnehmen lassen. Dieser Freund kann sich niemals selbst läugnen noch sich anderst zeigen, als er wirklich ist. Bey ihm ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts noch Finsterniß. Wird dieser Freundschaft, diesem gnädigen Lichte, ein Wechsel bereitet, oder ein Vorhang vorgezogen, so müssen wir jederzeit den Grund dieser Aenderung in den endlichen Geistern suchen, welche sich der Freundschaft Gottes und seiner seligen Ordnung des Heils entschütten, auf daß sie die Freundschaft des irdischen Nebels und derer, welche darin erhaben zu stehen scheinen, genießen mögen. Es kommen öfters solche Stunden über die Freunde Gottes, wodurch sie am Fleische leiden, auf daß ihr Geist zu desto herrlichern Gütern vorbereitet und mit neuen Vollkommenheiten oder Stufen derselben, nicht selten ohne vorgängige Uebung, erhoben werde. Darf man auch den Gedanken in sich entstehen lassen, daß Gott an dem Leiden und der Erduldung der Widerwärtigkeiten, welchen die Erdbürger ausgesetzt sind, ein Wohlgefallen habe? Jedoch läßt er die finstern Stunden nur alsdann ihren Einbruch und Fortgang über die Erdbürger nehmen, wenn diese daraus ihre hohen und wahren Vortheile ziehen können. Dieses Gericht ist nicht für jedermanns Geschmack. Man begreift den Satz ohne Mühe, daß sich ein Kind von seinem Führer müsse regieren und nach dessen Winke leiten lassen. Aber die Anzahl derselben ist nicht klein, welche kaum Kinder Gottes geworden, und dennoch die Stunde seiner Züchtigung nicht ausdauern wollen. Die heilige Schrift sagt von ihnen: "Zur Zeit der Anfechtung fallen "sie ab." Luc. 8, 13. Demas gewinnet die Welt wieder lieb. Viele Jünger Jesu können sich bey der ersten schwarzen Wolke, welche sich wider sie aufthürmet, nicht fassen, sondern wenden sich zurück. Joh. 6, 66. Diese sind es, welche in der Freundschaft mit Gott eine Veränderung stiften, indem sie dieselbe verlassen und einen trüben Tropfen schnellrauschender Vergnügen dem unerschöpflichen Meere der ewigdauernden Erquickung vorziehen. Sie handeln wie Kinder, und üben kindische Anschläge aus. Aber Gottes Kinder wollen sie nicht seyn. Sie binden sich die Augen zu, um desto klarer zu sehen. Sie treten aus den väterlichen und beglückenden Absichten Gottes. Denn wer kann sich die Freundschaft mit Gott ohne eine Vereinigung der Geister zu heiligen und vollkommenen Absichten gedenken? Gott kann durch uns freylich keinen Wachsthum seiner Größe und Vollkommenheit, die schon unendlich und unermeßlich sind, erhalten. Aber er kann uns dennoch durch gewisse Stufen der Ordnung beglückt und ewig glückselig machen. Dies ist seine

preiswürdige Absicht. Dahin zielet sein Wille, wornach wir uns zu richten schuldig sind. Treten wir in diese Ordnung, so treten wir zugleich in die Kindschaft, und aus Kindern Gottes werden wir Freunde Gottes. Sein Wohlgefallen, seine väterliche Absicht, zielt auf unsere Glückseligkeit; und die Absicht und Beschäftigung hat zu ihrem Zwecke das Wohlgefallen Gottes und den kindlichen Gehorsam gegen seine Heilsordnung. Dies ist das Bild, dies ist der Begriff von der Freundschaft mit Gott.

§ 61.

Sollte es auch wohl möglich seyn, daß eine Freundschaft also errichtet werden könnte, daß die Freunde nicht wüßten, in welcher Gesinnung sie gegen einander stünden? Kann man sich den Zustand gedenken, daß wahre Freunde in ewiger Zweifelmüthigkeit stehen und deswegen stehen, weil sie nicht wissen, ob ihnen ihr Freund werde Leid oder Freude zufügen? Wäre diese Denkungsart in den Freundschaften mit Menschen einigermaßen erlaubt oder gegründet, so dürfte man sie doch gewiß auf die Freundschaft mit Gott nicht ausdehnen. Denn Gott ist treu und wahrhaftig. Und dieserwegen bezeiget er auch die Empfindungen seiner Gnade seinen Freunden. Er giebt ihnen innerliche und äußerliche Merkzeichen seiner väterlichen Liebe und seiner freundschaftlichen Güte. Von innen fühlen die Freunde Gottes eine mehr als natürliche Kraft der Ehrerbietigkeit gegen Gott und dessen Ordnung, einen lebhaften Kampf zur Tödtung der Geschäfte des Fleisches, einen Trieb zum Gebete, eine Erquickung in der Erwägung des Worts Gottes, einen Wecker im Gewissen wider die Trägheit, und eine freudige Hoffnung der ewigen Glückseligkeit. Der Geist Gottes giebt ihrem Geiste durch die innerlichen Triebe zum Guten und durch das Verlangen zur Ausrichtung ihrer Pflichten das Zeugniß, daß sie Gottes Kinder sind. Röm. 8, 14. 15. 16. Scheint es etwa, als ob die Hand ihres höchsten Freundes sie verlassen und vor sein gnädiges Angesicht sich eine Wolke gezogen habe: scheint ihr Licht des Vertrauens in eine Dämmerung zu sinken: wird ihr geistliches Gefühl schier unempfindlich; so gehet doch ihr Sehnen, ihr Harren, ihr Seufzen zu ihrem Freunde, und ringet nach seinem kräftigen Beystande. Der Geist des Christen ringet in dieser Nacht durch Gebet und anhaltendes Verlangen mit seinem ewigen Vater und Friedefürsten. Er lallet und spricht: "Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Machen die untern Kräfte der Seele alsdann eine Unruhe, bildet die Phantasie widrige Abdrücke, und fängt das Geschwader der Versuchung an die Gedanken zu stören, so spricht das angefoch-

tene Kind Gottes zu sich selbst: "Was betrübst du dich, und "bist so unruhig in mir, meine Seele? Harre auf Gott, "denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts "Hülfe und mein Gott ist." Ps. 43, 5. Legt sich der Sturm in der Seele und die Stunde der Prüfung wird leidlicher, so erholet sich der Freund Gottes allmählig wieder, gehet in die Stille, und denket: "Ich will schweigen und meinen Mund "nicht aufthun; Herr, du wirst's wohl machen." Denn er lebet der festen Zuversicht, daß sein Freund sein Wort halten werde, welcher gesagt: "Ich will dich nicht verlassen noch versäumen." Ebr. 13, 5. Ist es möglich, daß ein Weib ihres Sohnes, den sie gebohren und ans Licht gesetzt, auch im Schooße getragen hat, vergessen würde: so will doch der Herr seine Kinder weder vergessen noch verlassen, weil er sie stets vor seinen liebreichen Augen schweben läßt und in seiner Rechte gezeichnet hat. Jes. 49, 15. 16. Wie würden die Freunde Gottes ihren Nothhelfer, ihren höchsten Freund, und sich selbst recht kennen lernen, wenn sie nicht zuweilen versucht und durch Anfechtungen geprüfet würden? Wie könnten sie von der Welt und ihren Lüsten selig entwöhnet und losgestricket werden, wenn sie nicht zuweilen in Marah das bittere und herbe Wasser der schlangenvollen Wüsten empfänden und die süßen Quellen des Trosts ihres Freundes mit unabläßigen Sehnungen suchten? Niemals ist die Gesundheit in unsern Augen schätzbarer, als wenn wir eine schwere Krankheit glücklich überstanden haben. Niemals achten wir die Verdienste unsers Freundes höher, als wenn wir sie in der Noth zur rechten Zeit preiswürdigst erfahren haben. Und wie groß sind nicht die Güter, wie reich sind nicht die Schätze, wozu uns Gott durch die Geduld führet, und wodurch er uns ewig erquicken will. Die herrliche Frucht dieser Freundschaft ist unaussprechlich groß und fällt jederzeit auf unsere Seite. Gott erhält durch uns nichts für sich; und wir erndten aus seinen Händen die reichste Erndte der Hülfe, des Trostes, und aller Seligkeit: so ergiebig, so fruchtbar, so trostreich ist die Freundschaft mit Gott für seine Freunde!

§ 62.

Die Freunde Gottes sehen dasjenige, was wir widrige Schicksale nennen, mit ganz andern Augen und Beurtheilungen an, als die übrigen Menschen. Der größeste Haufe ist sinnlich und sucht nur in diesem Leben seine Seligkeit, sein völliges Interesse, sein Glück, sein Vermögen, seine Ehre. Wie sie ursprünglich aus der Erde gebildet sind, so entspringen alle ihre Gedanken und Absichten aus den Ausgeburten der Erde. Sie stellen sich

ihr Leben wie eine Komedie vor. Sie theilen es in gewisse Aufzüge, Auftritte und Scenen ein. Sie spielen, wie sie sagen, ihre Rolle. Sie urtheilen von dem Unglück und Glück nicht anderst, als nach der Elle dieses zeitlichen Lebens, welches sie in vier bis sechs Hauptabschnitte, als so viele Auftritte, theilen. Die Hoffnung jenes Lebens hat keinen Einfluß in ihre Handlungen. Die Glückseligkeit jener Welt wird von ihnen nicht einmal würdig geachtet, daß sie sich davon ernsthafte und anmuthsvolle Vorstellungen bilden lassen. In einer Komedie oder Opera wird eher ein erhabener Ausdruck aus den Elysäischen Feldern, als aus jenen bestirnten Feldern der Glückseligkeiten des ewigheitern Zions erborget. Die Nothwendigkeiten und Auszierungen dieses Lebens, so wir auf der Erde als im Vorgemache der gerechten Ewigkeit führen, werden von den blödesehenden Erdbürgern nur gesucht und hochgeachtet. Ich habe selten gehört, daß jemand wegen seiner Gottseligkeit und Freundschaft mit Gott gelobet sey. Vielmehr habe ich oft hören müssen, daß man rechtschaffene Personen nur deswegen mit scharfen und widrigen Urtheilen belegen wollen, weil diese, vor ihrer verderbten Einbildungskraft, die Kunst nicht gelernet hätten, ihr Glück zu machen. Meine Nachbaren führen zwar diese Sprache nicht, und rühmen die Füße, welche an Fest- und Sonntagen ihre drüber gesetzte Säulen in die gewidmeten Gebäude tragen. Sie verdoppeln diesen Ruhm, wenn sie eine wohlgekleidete und geschmückte Person vor der Tempelthür aus dem viereckten Tragethurme herauskriechen und das zurückgelassene schwarze Schneckenhaus entbürdet sehen. Sie erhöhen ihre Lobeserhebungen ins Vierfache und noch drüber, wenn eine Person aus einer Karosse steiget und in den Tempel gehet, um sich seiner Geschäfte zu entladen oder seine Beine früh genug in die Gewohnheit des Zittern und Zipperleins zu versetzen. Man findet vielleicht viele Wahrheit in diesem Urtheile. Denn je größer die Würde einer Person ist, welche sich einer gemeinsamen Handlung unterziehet, desto wichtiger und schätzbarer ist solche ihre Handlung, so weit man sie nach dem politischen Maaße bestimmet. Wie weit diese Art des Wohlstandes zur Freundschaft mit Gott führe oder damit übereinstimme, weiß ich freylich nicht zu sagen. Ich finde doch auch nichts dagegen zu erinnern. Nur dieses kann ich doch nicht mit der Absicht der christlichen Erscheinungen in den Tempel reimen, wenn man dabey des rechten Augenmerks verfehlet. Man wendet den dritten Theil der Lebenstage auf die Zubereitung des Schmucks und ausnehmenden Putzes an, womit man sich in denen Gottgewidmeten

Häusern beschauen lassen will. Das schöne Geschlecht bezeugt auch nachher in den nachmittäglichen Unterredungen, daß es nicht so sehr aus Andacht gegen die heilsamen Lehren, als aus Begierde, die Pracht und Kleidung ihrer Mitschwestern scharfsehend zu betrachten, in den Tempel des Herrn gegangen sey. Es wäre zu wünschen, daß es mit gleicher Aufmerksamkeit die Kleider des Heils und den Rock der Gerechtigkeit erwogen und sich darinn vor Gott gezeiget hätte. Dort hörte ich eine Geschichte und Schilderung, die von den Umständen aller vornehmen Personen, welche im Tempel erschienen waren, hergenommen war. Sie war so vollständig und lebhaft gerathen, daß sie schon im Tempel durch die ganze Kraft der Seelen gesammlet und zusammengefüget zu seyn schien. Nach einiger Zeit gerieth ich wieder in diese Gesellschaft. Man hatte kurz vorhin einer Pantomime seine Gegenwart gewidmet. Damon setzte sich in den Othem, eine vollständige Erzählung von den Aufzügen, Begebenheiten, Auszierungen, Kleidern der stummen tacktschwangern Füßen, und dem Esel des Sanschopansa den umhersitzenden Gesellschaftern zu liefern. Ich bewundere, sprach ich, die Aufmerksamkeit und das Leben ihres Geistes. Er versetzte hierauf, Sie urtheilen sehr gütig: können jedoch auch zugleich leicht ermessen, daß ich damals an nichts anders gedacht habe. Ich dachte hiebey: Nun ist mein Räthsel aufgelöset. Damon hat in dem Hause des Herrn es nicht anderst gemacht, und den Zweck der gottesdienstlichen öffentlichen Versammlung ganz vergessen. Damon selbst weiß die Kunst, eine Kanzelrede vortreflich zu beurtheilen. Wie die geistlichen Redner insgemein nur für die Ueberzeugung des Verstandes aus philosophischen Bestimmungen, wenig aus Gottes Wort, arbeiten, und in den Herzen so viel Eisgrotten zurücklassen; so ist auch die Seele meines lieben Damons eingerichtet. Wenn sein Herz einen so vollkommenen Hang gegen seinen versöhnten Vater im Himmel hätte, als sein Verstand eine Fertigkeit zu urtheilen besitzt, so wäre er unvergleichlich groß. Ich schätze das Talent desselben sehr hoch. Dieserwegen gab ich ihm nicht gerade zu meine Meynung zur Lenkung seines Herzens zu erkennen. Ich las ihm aus einem philosophischen Buche diese Gedanken vor: Diejenigen machen sich selbst des ehrwürdigen Namens wahrer Weltweisen unwürdig, die nur auf den Ruhm eines großen und gereinigten Verstandes eifersüchtig sind, und gegen den Ruhm eines guten, zärtlichen und empfindungsvollen Herzens gleichgültig bleiben. Diese Art von Weltweisen gleicht den Statüen, bey welchen die Hand des Meisters blos den Kopf ausge-

arbeitet hat, und wo der übrige Theil nichts, als einen rauhen und unausgearbeiteten Stein den Augen der Zuschauer zu betrachten giebt. Mein Damon hielt mir dagegen eine Verantwortungsrede, welche mir viel Nachdenkens einflößete, und eines so merkwürdigen Inhalts war, daß ich daraus das Vornehmste hersetzen muß. Er sagte: "Theurer Pithias, nehmen "Sie mir es nicht übel, wenn ich die Welt also ansehe, wie ich "sie finde. Der große Apostel saget seinen Jüngern nicht ohne "Ursach: Richtet ihr, was ich sage. Dies ist mir die Quelle "meiner freyen Urtheile worden, daß ich nun seit vier Jahren "nichts, als philosophische oder sogenannte überzeugende Kan"zelreden gehöret habe. Ich habe, ich weiß nicht wie, diese "Art zu urtheilen in mich gezogen, nachgemacht und meinen "Verstand auch in solche Falten gerücket. Wenn die trockenen "Wolfianer die Kanzel beständig erfüllet hätten, wäre ich bur"tig dem philosophischen Vortrage heiliger Reden entflohen. "Aber man fieng mich von neuen, als man, nach D. Krügers "Beyspiele und Muster, die strengesten Beweise in Sammet "und Purpur kleidete, und diese Methode in den Kanzelvortrag "aufgenommen wurde. Ich habe auch Männer predigen ge"höret, welche Seraphische und Millersche Schilderungen ein"mischen, welche Herrn Klopstocks und seiner Genossen Schrif"ten sehr fleißig angesehen haben. Diese Herolde des neuesten "Vortrags sind so gütig, daß sie dem Verstande zuweilen eine "Ausruhung gönnen, ehe sie mit demselben abermal die Zinnen "des Tempels besteigen. Ich halte diese Lehrart für bequem "und einträglich. Man giebt dadurch den Zuhörern ihre Un"arten nicht zu erkennen, wenigstens hält man ihnen einen "Spiegel vor, worinn sie ihre Laster zwischen goldenen Ramen "erblicken. Und dies ist Ehre gnug für die Laster: dieser Vor"trag giebt dem Redner eine sanfte und gefahrfreye Bahn. "Man gönnet dem Kanzelredner die Freyheit, von der Heer"straße ein wenig abzugehen und den steinigten Weg seiner phi"losophischen Gedanken mit Blumen zu bestreuen, wenn er nur "keine chirurgische Werkzeuge zur Hand nimmt, noch den Ge"schwüren und Erbschaden der aufmerksamen Seelen zu nahe "kommt. Der Redner, der Weltweise im Tempel, soll die Tu"gend auf keinem andern Wege aufsuchen, als auf dem, den "der größeste Haufe betritt. Er kann sagen: das ist falsch, das "ist wahr. Hier werden ihm wenige widersprechen; denn die "Ehre, vernünftig zu seyn, wird nur von wenigen gesucht. "Aber er sage: das ist böse, das ist gut; so wird er alles wider "sich in Harnisch bringen; denn auch diejenigen, die keinen

"Anspruch auf Verstand und Einsicht machen, machen ihn "doch auf ein gutes Herz: machen ihn doch auf Tugend und "Ehrbarkeit. Wie vorsichtig sind die Herolde des Himmels "nicht, daß sie sich in ihren heiligen Reden auf diese Artikel "entweder nicht einlassen oder doch dem Laster eine solche Far"be anstreichen, daß, wo nicht das Laster, dennoch der Anstrich "des Lasters, dadurch gefallen muß. Mein Herr, aus dem "blumenreichen philosophischen Vortrage, welcher die Einbil"dungskraft zugleich ergötzt, wird der Wille noch weniger ge"heiligt, als durch den magern philosophischen Vortrag. Denn "dieser nahm mich doch nicht so sehr ein, daß ich dabey nicht "noch an meine Taschenuhr hätte zurückdenken können. Aber "die Nachahmungen des Druiden, der bekannten Wochenschrift, "haben mich einigemal so sehr gerühret, daß ich darüber nicht "einmal gemerkt, daß ein fremder Gast mir im Herausgange "aus dem Tempel, ohne meine Wahrnehmung, meine Uhr aus "der Tasche gezogen hatte. Ich muß es, ich will es nicht läug"nen, zu meiner eigenen Schande gestehen, daß mir die reinen "und planen Ausdrücke der heiligen Schrift nicht schmecken "wollen, weil sie von den Schilderungen der neuesten Mode "sehr weit entfernet sind."

Hier fiel ich dem Damon in die Rede, weil ich ihm die Gelegenheit abschneiden wollte, sich zum Nachtheile der von Gott geoffenbarten Heilsordnung auszubreiten. Ich sprach: Damon, Ihr Geschmack ist sehr zärtlich! In meinen zarten Jahren war meine Seele gegen die ernsthaften und ungekünstelten Befehle meines Vaters nicht anderst beschaffen. Aber er redete mit mir, als Vater. Wenn sein Diener die Befehle, Warnungen, und Bestrafungen, an mich brachte, so würzte er sie. Denn er war nur Diener. Mein Vater bediente sich solcher Ausdrücke, welche damals gänge und verständlich waren. Aus Zieglers Asiatischen Banise und dergleichen Romanen erborgte er keine Ausdrücke, weil sich diese zu seiner ernsthaften Absicht nicht reimeten. Wenn er seinen Bruder auf die hohe Schule zu mir schickte, redete dieser viel nachdrücklicher, als meines Vaters Diener, weil er meines Vaters Stelle vertrat. Mein Damon, Gott und seine Gesandten reden majestätisch, kurz und nachdrücklich, wie es die Sprache der Menschen zur Zeit solcher Reden erforderte. Ich und andere Diener des göttlichen Worts sind weder Gott noch seine unmittelbaren Apostel. Wir unterrichten, wir ermahnen, wir lenken, wir strafen, als Diener der Gemeine, und solchergestalt, daß wir den Eingang in die Seelen bewahren! Wir müssen unsern Vortrag also ein-

richten, daß wir die gedachte Absicht niemals fahren lassen. Die Gesandten Gottes bedienten sich der Ausdrücke ihrer Zeit. Die Lehrer der Gemeinen unserer Zeiten können die Ausdrücke jener Zeit und ihren Inhalt erlernen und in Erfahrung bringen. Aber die Menschen jener Zeit konnten die Ausdrücke, die unsern Zeiten eigen sind, nicht erfahren, noch ohne viele Wunderwerke wissen. Hiezu kommt noch die Erwägung des Zwecks der Apostel und Propheten. Gott wollte seine Offenbarung von allem Verdachte menschlicher Erfindungen und Erdichtungen absondern. Er wollte nicht, daß man meynen sollte, die wahre Religion sey anfänglich aus rednerischen Künsten, aus philosophischen Arten des Beweises, aus dem Ansehen und aus der mächtigen Gewalt der Großen dieser Erde, oder aus andern unreinen Quellen entstanden, und in gewisse Schriften gekleidet. An der Glückseligkeit eines einfältigen Landmanns ist dem Höchsten nicht weniger gelegen, als an dem ewigen Wohl des Nebukadnezars. Folgt hieraus nicht von selbst, daß die Ausdrücke der heiligen Schrift allen Menschen haben verständlich seyn sollen? daß sie der Majestät Gottes anständig, und der Zeit, da sie geschrieben wurden, gemäß seyn mußten? Erhabene Schönheiten, vortrefliche Schilderungen derer in Gesichte abgedrückten Weissagungen, auch selbst die nachdrücklichsten und sehr rührenden Reden machen einen großen Theil der Bücher der heiligen Schrift aus. Damon, ich erkenne und bekenne einen Fehler, der mich sowohl als andere gar leicht bestricket. Wir sehen oft mehr darauf, daß wir den Verstand der Zuhörer überzeugen und belustigen, als daß wir ihren Willen aus der fleischlichen Sicherheit ziehen: daß wir ihnen gefallen, als daß wir dem Himmel gefallen; daß wir sie lieber mit sanften und verzuckerten Worten, als mit Feuer und Hammer, gewinnen. Vor einer großen Versammlung ist es ja nicht erlaubt, dasjenige zu berühren, was sich durch geheime Unterredung richtiger heben lässet. Theuerster Damon, manches, so überhaupt erlaubt zu seyn scheint, ist unter vielen Umständen nicht erlaubt, worinnen es mehr Schaden, als Vortheil, stiften würde. Die Bekehrung der Menschen ist kein menschliches Werk. Wir können nichts mehr, als die dazu geordneten Mittel anwenden. Und zugleich müssen wir es auch nicht vergessen, daß der Höchste eine willige Ausübung der Heilsordnung begehre. Er ruft und lässet alle Menschen zum Genuß seiner Gnade rufen. Er bietet ihnen die Kräfte an, er verleihet ihnen einen Theil derselben, daß sie kommen und seine Gnade genießen können. Aber er ziehet sie nicht als Maschinen zu sich. Er gehet mit ihnen

um, als mit freyen Geistern. Ich kann mir leicht die Rechnung machen, daß die Absicht derer, welche in den gewidmeten Tempeln den heiligen Reden ihr Ohr gönnen, nicht einerley noch in allen Seelen rein genug sey. Aber das weiß ich doch nicht zu tadeln, daß man an solchen Oertern mit reiner und anständiger Kleidung erscheine, wie es der Wohlstand des Landes erfordert. Selbst der Heiland und seine Gesandten haben sich in diesem Stücke unanstößig bewiesen. Ich läugne es nicht, daß die Menschen von Natur sehr sinnlich und irdisch sind. Ich gestehe es gern, daß die meisten Christen die Glückseligkeit in diesem Leben suchen, und den seligen Himmel sowohl hieselbst als dort zu erhalten begehren. Aber ich muß es auch bekennen, daß deswegen der grundgütige Gott so manche Stäupe über die Erdbürger hereinbrechen lasse und einem jeden seinen bittern Kelch darreiche, um die Seelen zur Ergreifung der wahren und unvergänglichen Schätze zu regen, zu locken, zu ziehen, zu führen, und sie in die Freundschaft mit sich zu versetzen. Damon, ist dieses alles nicht so klar, als der helleste Glanz der Sonne? Damon erinnerte dagegen nichts; bedauerte aber den Zustand seiner Seele, weil er denselben nicht so fände, wie er ihn wünschen müßte. Er setzte hinzu: Ach, wir sind ja nicht vornehmlich zu diesem Leben erschaffen.

§ 63.

Die Freundschaft mit Gott ist ein Kleinod, welches den Werth aller Güter dieser Zeit weit überwieget und übersteiget. Sie nimmt ihren Anfang mit der Kindschaft Gottes. Wie sollte ein Vater seinen Kindern nicht alles Gute gönnen und nach Vermögen zu verschaffen suchen? Sind wir Kinder Gottes, so sind wir Erben der ewigen Glückseligkeit. Aus gehorsamen Kindern werden wir Jünglinge und Männer. 1 Joh. 2, 14. Diese werden durch die Standhaftigkeit, wie Abraham, Gottes Freunde. Sie nehmen ihren gottgefälligen Beruf in Acht. Sie tragen ihre Seelen in ihren Händen und wandeln auf dem Wege des Seelenfriedens. Quälende Sorgen dieser Zeit sind von ihnen entfernet. Es sind ihnen allezeit die Worte des heiligen Petrus gegenwärtig: "Alle eure Sorge werfet auf ihn, denn er sorget für euch." Petr. 5, 7. Es schweben ihnen die Worte des vortreflichen Paulus, Phil. 4, 6. immer vor Augen: "Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitte im Gebete und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden." Sie erkennen alles das Gute, was die Erdbürger und sie selbst von der gütigen Hand Gottes empfangen haben, mit unterthäniger Danksagung. Sie erwägen das Erlösungswerk, welches durch

Jesum vollzogen ist, als ein unerschöpfliches Meer aller Herrlichkeit und alles Vergnügens. Denn dadurch haben sie Vergebung der Sünden und die Gnadenkräfte des heiligen Geistes. Dadurch sind sie stark an dem inwendigen Menschen am Geiste, an der göttlichen Lebenskraft der Seele, daß sie das Leiden dieser Zeit von der rechten Seite betrachten und mit standhafter Geduld, mitten im Friede und Freude im heiligen Geiste, überwinden, und das Ziel des Glaubens, die Seligkeit der Seele, davon bringen können. Sie wissen, daß ein Kind, welches wohl gezogen werden soll, nicht ohne Züchtigung zur Reife der Tugend gelange. Ebr. 12, 5-11. Es ist ihnen nicht unbekannt, daß die größesten Freunde Gottes in den schwersten Versuchungsstunden gesetzet seyn, auf daß sie desto mehr Wurzel fassen und desto höhere Stufen der Seligkeit in jener Schaar der vollkommenen Gerechten empfangen möchten.

§ 64.

Wir wollen ein Muster dieser Art zur Hand nehmen und vor unsere Augen, als einen hellleuchtenden Spiegel, stellen. Wir wollen mit Abraham ins Land Moriah gehen, und uns aufmachen, um bey seiner Ausrichtung des göttlichen Befehls gegenwärtig zu seyn. Wir merken billig an, daß den Abraham die äußerste Versuchung ergriffen habe, als Gott den Glauben desselben, den Glauben an die Verheißung Gottes, schon mächtig gestärket und ihn zur neuen Glaubensprobe gründlich vorbereitet hatte. Gott läßet seine Freunde von einer Stuffe zur andern steigen und sie immer völliger werden. Gott versuchte ihn. Er reizte ihn nicht zum Bösen. Denn diese Art der Versuchung ist von Gottes Heiligkeit ganz entfernet. Jak. 1, 4. Gott wollte nicht allererst erfahren, wie Abraham sich verhalten würde. Denn Gott ist allwissend. Er wollte, daß der Geprüfte sich selbst kennen lernete und sich in seinen gläubigen Gesinnungen befestigte: nicht minder, daß er andern zum Muster der Nachahmung im Gehorsam gegen Gott bey den widrigen Schicksalen dienen möchte. Ebr. 11, 1. 17. 18. 19. Abraham vernahm den Befehl Gottes mit einer Gewißheit des Verstandes. Er nahm ihn auf mit Bereitwilligkeit der Seele. Er erwartete den seligen Ausgang mit getrostem Herzen. Er wußte, daß sein Freund ihn nicht verlasse, noch seine einmal gegebene Verheißung verlassen oder aufrufen würde. Er stützte sich auf Gottes Heiligkeit, Wahrhaftigkeit, und Güte. Isaak war einmal zum Erben der Verheißung und zum Stammvater des Meßiä, wie auch eines sehr großen Volks, bestimmet. Dies glaubte Abraham. Nunmehr sollte er seinen Sohn, den gedachten Isaak,

zum Brandopfer darbringen. Gott befahl es. Abraham wendete nichts dagegen ein. Diese Darbringung konnte daheim im Zelte oder draussen vollzogen werden. Dies gefiel dem Höchsten nicht. Gott machte die Prüfung Abrahams schwerer und langwieriger. Dieser mußte zur Vollstreckung des göttlichen Befehls drey Tagereisen übernehmen. So weit lag der Ort Beerseba von dem Berge im Lande Moriah. Ein anderer Umstand war noch weit beschwerlicher und herber. Seinen einzigen Sohn zum Brandopfer dargeben, ist etwas hartes. Seinen einzigen Sohn mit eigener Hand zum Brandopfer machen, und mit ihm vermittelst unverwandter Augen als mit einem Opferthiere umgehen, dies ist gewiß etwas sehr hartes. Der alte Abraham hatte keine Hoffnung übrig, von seiner Sarah einen andern Sohn zu überkommen. Er sollte seinen einzigen Funken der Auslöschung frey aussetzen. Was konnte härter seyn? Abraham war in diesen allen seinem höchsten Herrn und Freunde gehorsam. Er sahe in den Wegen Gottes mit ihm keinen klaren Zusammenhang mehr. Er gehorchte dennoch. Er glaubte, Gott würde den Knoten schon aufzulösen wissen. Ach, wie selig würden wir fahren, wenn wir auch solchen gelassenen Gehorsam gegen Gott und dessen Wort äusserten, wo sich ein Knote zeiget, welchen wir in diesem Leben nicht auflösen können, weil uns der ganze Zusammenhang noch nicht entwickelt ist. Widersprüche gehören nicht zur Heilsordnung, die in der That denselben Namen verdienen. Aber es kann doch verschiedenes den Schein eines Widerspruchs haben und dennoch ausser allen widersprechungsvollen Sätzen stehen. Einem zartgesinnten Vater ist es sehr empfindlich, wenn er sein liebstes Kind krank siehet. Es ist ihm noch empfindlicher, wenn er es auf dem Bette sterben siehet. Wie viel empfindlicher muß die Stunde nicht seyn, da jemand sein einziges und liebstes Kind zum Tode führet, und ihm Hände und Füße bindet, auf daß sich dasselbe unter den Todesschmerzen nicht rühren noch wehren könne? Da jemand den einzigen Inbegriff seiner irdischen Hoffnung, seinem einzigen Kinde, den Hals mit einem Schlachtmesser durchschneiden muß? Da er den Grund seines zeitlichen Trosts in Stücke zerlegen und diese zu Staub und Asche verbrennen soll? Diese Vorstellungen durchdrangen die Seele Abrahams. Aber seine Liebe, sein Gehorsam gegen Gott überwand dieselben. Er nahm zwey Sklaven, zwey Knechte, zu sich und eilte mit ihnen zum Berge im Lande Moriah. Sein Gehorsam gegen den Höchsten war fester als Felsen und alle Metalle. Er zweifelte gar nicht daran, daß die Wahrhaftigkeit und Treue Gottes in

seinen Verheißungen unwandelbar ist. Dieser weiß nach seiner unendlichen Weisheit zahlreiche Mittel und Ausgänge aus dem Tode. Kein Geschöpf kann desselben Ausführung seiner Rathschläge und bestimmten Schlüße hindern oder zurücktreiben. Abraham wußte aus gewisser eigenen Erfahrung, daß ihm Gott die zuverläßigste Probe seiner Verheißung durch die Geburt Isaaks gegeben und seine himmlische Treue nicht habe wankend werden lassen. Er konnte nicht daran zweifeln, daß sein Geschlecht durch Isaak fortgepflanzet werden, und sich in ein unzählbares Volk ausbreiten würde. Konnte er auch wohl zweifeln, daß Gott den Isaak, den Sohn der Verheißung, aus den Todten (Ebr. 11, 10.) nicht auferwecken noch wieder herstellen könnte? Es bleiben zween Wege übrig, wodurch Isaak nachher zu leben und sein Geschlecht zu vermehren vermogte. Entweder sollte Abraham seinen Sohn nur auf den Berg hinauf bringen und zum Brandopfer widmen, jedoch ihn nicht verbrennen; oder er sollte wirklich ein Brandopfer draus machen, ihn schlachten und verbrennen. Der Befehl Gottes konnte sowohl jenen als diesen Verstand haben. Abraham hielt sich an die genaueste Vollziehung des Befehls, ob er gleich nicht wußte, welcher Weg unter beyden dem Höchsten gefiele. Er kam zum bestimmten Ort. Seine Sklaven sollten ihm dagegen nichts erinnern noch zur Rettung Isaaks vornehmen. Er ließ sie unten am Berge zurück. Würden sie ihm nicht durch bewegende Fürbitten und durch ihr klägliches Bezeigen in seinem Vorhaben hinderlich gefallen seyn? Sie wußten es, daß Abraham daselbst dem Höchsten ein Brandopfer bringen sollte und wollte. Der Glaube Abrahams leuchtet aus seinen Worten, die er seinen Sklaven zu erkennen gab, sehr helle hervor. Er sagte zu ihnen: Wenn wir, ich und mein Sohn, dort unsere gottesdienstliche Verrichtungen vollzogen und dadurch dem Höchsten die tiefste Verehrung erwiesen haben, so wollen wir wiederum zu euch kommen. So gewiß war Abraham, daß Gott dem Isaak das Leben entweder erhalten, oder ihm, wenn er getödtet seyn würde, das Leben wieder geben würde. Er überließ sich und seinen Sohn dem Höchsten im demüthigsten Gehorsam, ob er gleich nicht wußte, welchen Weg die weise Hand und Führung Gottes erwählen würde. Isaak war schon vermögend, eine Last Holz zu tragen, welche zur Verbrennung eines Brandopfers hinreichend war. Josephus bestimmet dessen damaliges Alter zu fünf und zwanzig Jahren. Wenn auch gleich dieser Geschichtschreiber diese Zahl zu groß gemacht, so bleibt es doch gewiß, daß Isaak seine Vernunft allbereits habe brauchen können.

Wir bewundern dieserwegen seinen Gehorsam gegen Gott und seinen Vater. Denn es läßt sich gar nicht begreifen, daß Isaak nicht einigermaßen die Ursache der Reise und der Veranstaltung des Brandopfers habe errathen können. Er nahm bey der Ankunft auf den Berg kein Schlachtthier gewahr. Und warum wischte der starke und rasche Isaak nicht aus den mürben Händen seines sehr alten Vaters weg, als ihn dieser binden wollte? Isaak trug das Holz zu seinem eigenen Tode. Der Vater hatte das Schlachtmesser und das Gefäß, worin lebendiges Feuer unter der Asche lag, in seiner Hand. In dieser Stellung erstiegen sie beyde den Berg bis zum Gipfel. Jeder Schritt war ein Merkzeichen des Gehorsams gegen Gott und des vesten Glaubens an die Verheißung Gottes. Jede Fortsetzung des Fußes war eine Anzeige der befestigten Brust, welche auch in den widrigsten Schicksalen dem Höchsten treu verbleibt und die Schranken der wichtigsten Pflichten in den härtesten Prüfungsstunden, mitten im Schmelzofen, nicht hintansetzt. Im Aufsteigen begehrte Isaak zu wissen, wo das Schaf zum Brandopfer wäre. Sein Vater sagte, Gott würde schon dafür sorgen und solches zum Vorschein bringen. Isaak war mit der Antwort zufrieden. Auf dem Berge errichtete Abraham eine Höhe aus Erde oder Stein, worauf er das Brandopfer verbrennen wollte. Isaak, welcher allein bey ihm zugegen war, reichte dazu seine helfenden Kräfte dar. Abraham legte darauf das Holz in gehörige Ordnung. Sein Herz war noch stark und gegen Gottes Befehl unbeweglich. Er band seinen Sohn. Dieser ließ sich geduldig binden. Er legte diesen auf das Holz. Seine Hände zitterten noch nicht vor väterlicher Empfindung und zärtlichem Mitleiden. Er ehrte und liebte Gott über alles. Er streckte seine Hand aus zum Schlachtmesser, um seinen Sohn zu tödten und in Stücke zu zerschneiden, oder im Ganzen zu verbrennen. Es fehlte nichts, als der tödtliche Schnitt oder Stoß in das Herz seines Sohnes, und die Anlegung des Feuers. Auch diesen Schritt wollte Abraham mit aller Selbstverleugnung vornehmen. Isaak erwartete mit Geduld diesen Augenblick, und seine liebreichen Blicke, mit Todesangst vermischet, kündigten dem Vater den Abschiedskuß an. Abraham stärkte sich in dem Herrn seinem Gott und setzte alles, was ihm am liebsten in der Welt war, sehr tief unter den Gehorsam gegen den Höchsten herunter. Und wir, meine Leser, wir fangen so leicht bey dem ersten Anblicke einer ungewöhnlichen trüben Wolke des Leidens an zu zittern und in Bestürzung zu gerathen. Ist unsere Freundschaft mit Gott auch ächt? Haben wir auch darin schon einige Schritte

versucht? Liegt unser Wille auch in der gehörigen Unterwerfung unter dem Willen Gottes? Ach wie gern wären wir also Freunde Gottes, daß wir den Plan des Glücks, welches wir sehnlich begehren, selbst machen und der Höchste unsern Wünschen folgen müßte! Wie angenehm wäre es, wenn wir das Ruder führten und Gott der Ausrichter unserer Begierden würde! Wir wären der Herr, und er würde der Diener! O eine weit ausgebreitete Abgötterey, welche die Völker bestricket hält! Wo bleibt hier die ächte Beschaffenheit der Freundschaft mit Gott? Wohin ist der Gehorsam gegen den Höchsten entwichen? Abrahams Gehorsam war unvergleichlich rein und stark. Der Ausgang war demnach nicht minder herrlich und bewundernswürdig. Abraham wollte das Schlachtmesser ansetzen. Hagar wendete sich von ihrem Sohn Ismael zurück, als er matt und vor Durst müde wurde. Sie sagte, ich kann des Knaben Sterben nicht ansehen. Abraham behält seinen Sohn vor Augen, um den Schnitt oder Stich des Todes recht einzurichten. Und in dem Augenblicke ließ der Engel des Herrn, der Sohn Gottes, seine Stimme in die Seele Abrahams dringen: "Abra-"ham, lege deine Hand nicht an den Knaben, thue ihm kein "Leid." Hier löset sich der Knote des anscheinenden Widerspruchs auf. Abraham durfte den vorgenommenen Schlachtungsschnitt nicht vollziehen. Gott nahm die ernstliche Unternehmung des Abrahams, welcher das Messer schon zum Halse oder zur Brust Isaaks richtete, als eine gänzlich vollbrachte That, für völlig und gültig an. Gott hatte nicht gesagt, daß Abraham seinen Sohn schlachten sollte. Er hatte nur gesagt: "Führe ihn hinan auf den Berg zum Brandopfer."* Dies war geschehen. Der Befehl Gottes war vollzogen. Gott hatte den ersten Weg der Erklärung derselben Worte bestimmet und erwählet. Diesem war ein Genüge geschehen. Jedennoch hatte Abraham seinen Sohn nicht anderst angesehen und behandelt, als es die Vollziehung einer Darbringung und Opferung eines lebendigen Geschöpfs zum Brandopfer erforderte. Deswegen wird auch gesagt, Abraham habe seinen Sohn wirklich geopfert. Hebr. 11, 17. Jak. 2, 21. Der gedachte Engel sagte ferner zu Abraham: "Ich bin nun mit der abgelegten Probe "deines glaubenvollen Gehorsams völlig zufrieden, und bezeuge "darüber mein göttliches Wohlgefallen nicht anderst, als wenn "du deinen einzigen Sohn wirklich aufgeopfert hättest." 1 Mos. 22, 12. Der erwähnte Engel preisete die Gottseligkeit Abrahams. Denn dieser hatte seinen freudigen und festen Gehor-

* Dies und nichts mehr zeigt der Ebräische Grundtext an.

sam gegen den Befehl Gottes, gegen den schmerzlichen Befehl, sehr thätig bewiesen. Er hatte eine starke Zuversicht auf die Wahrheit, Weisheit und allmächtige Güte Gottes geäußert. Seine geläuterte Liebe gegen Gott hatte alles in die Schanze geschlagen, um dem Höchsten zu gefallen. Gott war zwar sein Freund; aber er war doch auch sein Befehlshaber und unendlich großer Herr. Die Vorsicht Gottes wachte beständigst über Abraham und Isaak zu ihrem beyderseitigen Vergnügen. Dies hatte der Vater dem Sohn schon eingeschärfet, als sie zum Berge hinaufstiegen. Der Vater sagte: "Mein Sohn, Gott wird "ihm schon ein Schaf zum Brandopfer ersehen haben." Abraham band seinen Sohn los, ließ ihn vom Altare herab, und sahe sich um nach den Kleidern Isaaks und den Umständen seiner Rückreise. Zugleich erblickte er einen Widder, der sich in den zackigten Zweigen des Gebüsches verwickelt hatte. Diesen holte er herbey und opferte ihn zum Brandopfer statt seines Sohns. Also war Isaak hinangeführet zum Brandopfer, wie der Herr gesagt hatte. Die Vorsehung Gottes hatte dafür gesorgt, daß Abraham auf dem Berge ein Brandopfer vollziehen konnte. Und daher behielt der Berg auch nachher seine Benennung. Er hieß der Berg, wo des Herrn Vorsicht wachet. Wo die Freunde Gottes in die schwersten Kreuzstunden gehen und stehen müssen, da ist die gnädige Vorsicht Gottes über sie am thätigsten und zuverläßigsten. Ist der Gang mit der Ueberwindung unserer sinnlichen Begierden verknüpft, so haben die Erdbürger, welche außer der Freundschaft Gottes stehen, keine Kraft sich selbst zu verleugnen und fortzugehen. Sie gehen alsdann leicht zurück; aber vorwärts können sie sich nicht bewegen. Aber die wahren Freunde Gottes sind mit der Kraft des guten Geistes angezogen, welche desto größer und stärker ist, je schwerer und drückender die aufgelegte Last des Leidens ist. Je größer die Gelassenheit und der Gehorsam der Freunde Gottes gegen denselben ist, je herrlicher wird nachher diese Tugend gekrönet. Abraham bekam nach überstandener wichtigen Glaubensprobe die veste Verheißung Gottes, daß der Höchste die Nachkommenschaft Isaaks sehr mehren, zeitlich beglücken, und in dem gelobten Lande wider alle Feinde mächtig schützen würde: auch sollten durch den Saamen Abrahams alle Völker auf Erden sich glücklich schätzen, das ist, der große König der Ehren, der Meßias, sollte aus seiner Nachkommenschaft gebohren werden. Eine herrliche Krone des Glaubens! Nun wollen wir ferner den Weg betreten, wodurch wir zur Freundschaft mit Gott gelangen und alles Leiden siegreich überstehen können.

Drittes Capitel.

Von dem Wege zur Freundschaft mit Gott.

§ 65.

Die widrigen Schicksale, welche innerhalb dieses Lebens über die Erdbürger kommen, können von verschiedenen Seiten angesehen und betrachtet werden. Sehen wir auf Gott, ohne dessen Willen, Schickung, oder Zulassung, kein Haar von unserm Haupte fallen kann, (Matth. 10, 30.) und der alle Thränen seiner Kinder siehet und sammlet (Psalm 56, 9.); so ist seine Absicht in der Verhängung aller Leiden, welche die Menschen rühren, gerecht, heilig und gütig. Er will dadurch die Erdbürger, welche gegen die Lockungen und Bewegungen zur Gnadenführung Gottes unempfindlich und widerspenstig bleiben, zur Empfindung der verdienten Strafe ziehen, (Matth. 23, 37. 38.) auf daß sie unter der Fühlung der schweren Hand Gottes und der Strafgerechtigkeit desselben sich zur Wiederkehrung zu ihrer Seligkeit aus ihrem Verderben herumholen (Ebr. 10, 26. 31. Jak. 5, 1—6. Ps. 73, 18—20. Ps. 58, 7—11.) lassen, oder, wenn sie alsdenn sich noch hart beweisen, andern zum Abscheu der Laster und zur Rächung der Frommen ein Exempel, und Denkmal der Heiligkeit und des gerechten Unwillens Gottes, wider die geflissene und vorsätzliche Ungerechtigkeit der bösen und gebrandtmarkten Gewissen der Erdbürger werden. Wir können auch ferner die Leiden dieser Zeit aus dem Gesichtspunkte der leidenden Menschen erwägen. Diese sind nicht von einerley Art. Einige Menschen stehen außer der Vereinigung mit Gott; andere sind Kinder und Freunde Gottes. Diese empfinden sowohl ihr Leiden, als jene, nicht allein die gemeinsamen widrigen Schicksale, sondern auch ihre besondern Leiden. Jene werden dadurch zur Freundschaft Gottes und zur Begierde derselben geleitet, oder werden, wenn sie bis ans Ende des Lebens dieselbe verachten, zur Bestrafung ihrer Widerspenstigkeit in die erschreckliche Ewigkeit geschicket. Jene werden dadurch immer

näher zur Bevestigung der Freundschaft mit Gott geführet, von den anklebenden Befleckungen des Fleisches und des Geistes gereiniget, im Kampfe wider ihre Seelenfeinde geübet, und in den Stand rechtschaffener Sieger über dieselben gesetzt, durch Geduld und Erfahrung geläutert, (Ps. 66, 10. Jes. 48, 10.) und zur Ausübung der Tugend fertig gemacht, daß sie in den Schranken ihrer Bahn zur ewigen Glückseligkeit laufen und nicht müde (Jes. 40, 31.) werden; daß ihnen die Trübsalen dieser Zeit leicht werden, und sie nur nach dem trachten, was droben ist, und die Seligkeit ihrer Seelen davon bringen. Wie groß ist demnach der Unterschied der widrigen Schicksale der Erdbürger nicht, wenn wir dieselben mit den Eigenschaften Gottes in das rechte Verhältniß stellen? Das Leiden der Feinde Gottes ist eine gerechte Strafe. Ist es nicht schrecklich, in solche Hände Gottes (Ebr. 10, 31.) zu fallen? Sollte uns nicht billig darüber die Haut schaudern, die Seele erzittern, und die Todesstunde ein Wermuth zu seyn scheinen? Das Leiden der Kinder Gottes ist ein Kreuz, eine Züchtigung, (Titum 2, 12.) eine väterliche Ruthe, (Ebr. 12, 5. 6.) welche eine herrliche Wirkung nach sich zieht. Sie küssen diese Ruthe, sie küssen die Hand, welche sie über sie führet. Sie küssen den Sohn Gottes und huldigen ihm täglich, auf daß sie nicht umkommen (Ps. 2, 12.) auf dem Wege zur Ewigkeit. Sie empfinden freylich die Ruthe, und betrüben sich über ihre anklebende Sünde, welche dieses unangenehme Gefühl und noch ein mehreres verdienet hat. Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket ihnen freylich nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn; aber darnach wird sie denen eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit geben, welche dadurch geübet sind. Ebr. 12, 11. Man bedenke die herrliche Frucht des Leidens der Frommen. Man erwäge die göttliche Wirkung ihres Leidens. Denn ihre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet eine ewige und über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, weil ihr Thun und Lassen nicht auf das sichtbare, sondern auf das unsichtbare Vergnügen gerichtet ist. 2 Cor. 4, 17. 18. Sie sind stark durch göttliche Kraft, die sie durch ihr Gebet aus dem Himmel hergenommen haben. Sie vermögen alles durch den, der sie mächtig machet, Christus. Phil. 4, 13. Sie gelangen durch diese Kraft und durch die selige Uebung dahin, daß sie sich auch der Trübsalen rühmen, dieweil sie wissen, daß Trübsal Geduld bringt, daß Geduld Erfahrung bringt, daß die Erfahrung zur wahren Hoffnung leitet, daß die Hoffnung der Kinder Gottes nicht zu Schanden werde, zumal zugleich die Güte und Liebe Gottes in die Herzen seiner Kinder durch den

heiligen Geist ausgegossen ist, (Röm. 5, 3. 4. 5.) wodurch sie auch mitten im Kreuze schmecken und sehen, wie freundlich, wie liebreich der Herr sey. Ps. 34, 9. Diese Erdbürger machen nicht immer eine sehr große Zahl aus. Jedennoch fürchten sie sich nicht, wenn gleich das Meer wüthet und wallet. Denn der Hüter Israels ist mit ihnen, welchem Wind und Meer gehorsam ist. Sie wissen, daß es ihres unendlichen Vaters Wohlgefallen ist, ihnen das ewige Reich aller Glückseligkeiten zu geben, (Luc. 12, 32.) und die Ehre, nach geleisteter Ueberwindung alles Ungemachs, mit Jesu zu regieren. Offenb. Joh. 3, 21.) Denn das ist ja gewißlich wahr, sterben wir mit Jesu, so werden wir mit ihm leben: dulden wir, so werden wir mit ihm herrschen: verleugnen wir ihn, so wird er uns auch verleugnen. 2 Tim. 2, 11. 12. Was hat ein Heller für ein Verhältniß gegen unendliche Millionen Schätze? Weit geringer ist das Verhältniß der Leiden dieser Zeit, welches die Kinder Gottes erdulden, gegen die Herrlichkeit, welche dereinst an ihnen offenbaret werden soll. Röm. 8, 18. Ist dies nicht ein großer Trost für sie in diesem Leben, im Tode, und nach dem Tode? Hier haben sie ein gut Gewissen, welches immer weiter von den todten Werken gereiniget wird, um dem lebendigen Gott zu dienen. Im Sterben sind sie getrost, weil ihnen schon die ächte Krone des glückseligsten Lebens aufgehoben ist und auf sie wartet, und das Urtheil in Kraft geht: Nun wird er getröstet. Wie selig ist demnach nicht der Stand der Kinder und Freunde Gottes! Irre ich mich nicht, so ist mein Leser nicht ungeneigt, den Weg im Lichte zu sehen, welcher zu dieser Freundschaft führet. Denn wer wollte wohl so unvorsichtig seyn, und sich in Friedenszeiten nicht auf den unvermeidlichen Krieg schicken? Man muß den Harnisch bey Zeiten anlegen, wenn man die Pfeile der Widersacher voraus siehet. Und welcher Harnisch ist gesegneter und vortrefflicher, als der, wodurch man in allen widrigen Schicksalen die Zufriedenheit und ein freudiges Gewissen erhalten, den ewigen Strafen der rächenden Hände des lebendigen Gottes entgehen, und die Hoffnung der ewigdauernden Glückseligkeit vest stellen, wie auch dadurch alle Züchtigungen und Fersenstiche ausdauern und überwinden kann? Ist es etwa einerley, zur Zeit der besondern Gerichte Gottes über die Erdbürger, und zur Zeit des allgemeinen Weltgerichtes, eine innere Freudigkeit haben? oder von seinem Gewissen verdammt und zu Schanden werden? Wohlan, ermuntert euch dieserwegen mit mir. Sehet auf den Weg, wodurch man zu solcher Freudigkeit in der Freundschaft mit Gott gelanget. Hier öffnet sich auch allererst

die Trostquelle, welche ächt und allgemein und erquickend, und mit einem Ausfluße begleitet ist, welcher ins ewige Leben quillet. Und was soll uns denn hindern, daß wir diesen Weg, so bald wir ihn gefunden, nicht betreten wollen?

§ 66.

Der Weg zur Freundschaft mit Gott besteht darin, daß wir in den Zustand treten, uns als getreue und standhafte Unterthanen und Bürger Gottes zu bezeigen. Der Heiland saget zu seinen Jüngern: "Ihr seyd meine Freunde, wenn ihr thut, was "ich euch gebiete." Joh. 14, 15. Dies ist auch die Stimme und der Zuruf Gottes an alle Erdbürger. Von Gottes Seite sind wir nicht anders, als Freunde, geachtet und behandelt worden. Wäre es uns nicht eine ewige Schande, daß wir die uns angebotene Freundschaft, die uns in der augenscheinlichsten Probe dargelegte Freundschaft des höchsten und alles vermögenden Herrn, des Königes Himmels und der Erden, ausschlagen und für nichts achten wollten? Wie arbeiten die Menschen nicht um die Gnade einer irdischen Majestät? Wie drehen, wie winden sie sich nicht herum? Wie hoch schätzt nicht David das Glück, des König Sauls Schwiegersohn zu werden? Wie mislich war nicht der Ausgang? Wie gefährlich ist die nahe Gnade der Prinzen? Jedermann suchet uns aus derselben zu setzen. Und wie bald kommt ein regierender Reichsfolger auf den Thron, der von Joseph nichts wissen will? Wie bald fällt solche Stütze durch eine Laulichkeit und erfolgende Ungnade, auch selbst durch den Tod des Patrons und des Regenten, dahin? Gott, der Vater in der Höhe, stirbt nicht. Er ist unveränderlich im Wesen, wahrhaftig in Verheißungen, aufrichtig in Warnungen, hülfreich in widrigen Schicksalen, erquickend in Trübsalen, treu in der Noth und im Tode, und zwar gegen seine Kinder und Freunde. Hätte er uns als Sklaven und Knechte ansehen wollen, so hätte er uns seinen Willen zu unserer Glückseligkeit nicht so treulich entdecket; und seine Arme, seine Vaterhände, nicht noch täglich nach uns ausgestrecket, (Jes. 65, 2. Röm. 10, 21.) uns in dieselben zu sammeln und darin zu tragen. Er sendet noch immer seine Herolde und Bothen an uns, die uns den Weg des Friedens vorhalten, (Jes. 52, 7. Röm. 10, 15.) und das Gute verkündigen. Jesus beweist seinen Jüngern seine und ihre Freundschaft also. Er spricht: "Ich sage hinfort "nicht, daß ihr Knechte, Sklaven, seyd, denn ein Knecht weiß "nicht, was der Herr thut. Euch aber habe ich gesagt, daß ihr "Freunde seyd; denn alles, was ich von meinem Vater gehöret "habe, das habe ich euch kund gethan." Joh. 15, 15. Ich

Ich frage, hat uns dies nicht auch Jesus durch seine Jünger und Apostel kund gethan? Paulus saget dies ausdrücklich. Er spricht: "Ich habe euch nichts verhalten, daß ich nicht allen "Rath Gottes verkündiget hätte." Apostg. 20, 27. Und welches war der Inhalt dieses Raths? Er erkläret sich hierüber. Er saget: "Ich habe euch nichts verhalten, das da nützlich ist, "daß ich euch nicht verkündiget hätte, und euch gelehret öffent- "lich und sonderlich: und habe bezeuget die Buße zu Gott, die "Wiederkehrung aus dem Stande der Feindschaft wider Gott "zur Wiedervereinigung mit Gott, und den Glauben an unsern "Herrn Jesum." Apostg. 20, 20. 21. Sehet, dies ist der Weg zur Freundschaft mit Gott, welcher so vielfältig und so nachdrücklich in der heiligen Schrift wiederholet wird, welchen Weg der Gnade Jesus von seinem Vater empfangen hat, und den Menschen kund machen lassen. Wer kann sich dagegen mit der Unwissenheit entschuldigen? Gott saget durch den Propheten: "Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der "Herr von dir fordert, nämlich, Gottes Wort halten, und Liebe "üben, und demüthig seyn vor deinem Gott." Micha 6, 7. Das Wort Gottes, woran wir uns halten, und welches wir als unsere Richtschnur des Verstandes und Willens ansehen müssen, zeiget uns, was wir glauben und wie wir leben müssen. Darin wird uns die Ausübung der Liebe gegen Gott, gegen uns selbst, und gegen den Nächsten, gegen alle Erdbürger, vorgeschrieben. Der Bewegungsgrund zu diesem Verhalten, zu dieser unserer Einrichtung, stützt sich auf unsern Gehorsam, welchen wir dem Höchsten schuldig sind. Er muß unser höchstes Gut und die einzige Quelle alles wahren Trostes bleiben. Dies erfordert die Demuth, welche wir dem einzigen Herrn, unserm Gott, welcher allwissend, allgegenwärtig, und unser Monarch und Gesetzgeber ist, beweisen sollen. Der Wille, welchen er von unserer Glückseligkeit offenbaret hat, ist das einzige Mittel, wodurch wir seiner uns angebotenen Freundschaft fähig und ewig selig werden können. "Wer den Willen Gottes thut, der wird leben in "Ewigkeit." 1 Joh. 2, 17.

§ 67.

Hieraus folget, daß sich der Erdbürger, welcher der Erkenntniß von Gott fähig ist, in das rechte Verhältniß mit Gott setzen oder setzen lassen müsse. Gott gewinnt durch die Glückseligkeit des Menschen nichts. Der ganze Gewinn fällt auf die Seite der Erdbürger, die sich dem Willen Gottes unterwerfen. Sie müssen sich demnach den Höchsten recht vorstellen. Sie müssen ihre Pflichten erkennen. Sie müssen das Vorurtheil meiden,

daß sie dieser Pflicht jemals entledigt werden können. Sie müssen erkennen, daß in ihrem natürlichen und angebohrenen Zustande eine Unfähigkeit vorhanden sey, den Willen Gottes zu thun, und daß sie geneigt sind, ihren eigenen Willen und dessen Ausrichtung dem Willen Gottes vorzuziehen, wodurch sie eine Feindschaft wider Gott beweisen. Sie müssen erkennen, daß ihnen von Natur die Kraft fehle, den Willen Gottes rechtschaffen zu lieben, und ernstlich, ohne Mangel, auszuüben. Sie müssen diese Kraft durch die Wirkungen des heiligen Geistes aus dem Erlösungswerke Jesu Christi vermittelst des Glaubens herholen, um die Vergebung der Sünden zu erlangen, und in die Fußstapfen des Wandels Jesu zu treten. Sie müssen in diesem Glauben die erhaltene Kraft und Tugend thätig beweisen, und ihren anklebenden Schwachheiten entgegen ringen, in der gewissen Zuversicht, daß ihnen Jesus ihre Schwachheitssünden vergebe, und ihrem unabläßigen Gebete immer mehr Kraft und Leben schenke. In diesem Zustande müssen sie fortgehen, wachsen, sich vollbereiten und vest gründen lassen, vielweniger zurückfallen, und sich wieder von vorsätzlichen Sünden fesseln lassen, auf daß der letzte Betrug nicht ärger werde, als der erste. Es fehlet hieselbst, in dem Stande der Freundschaft mit Gott, nicht an Versuchungen und Prüfungen, an Anfechtungen, an Trübsalen und trüben Wolken des Kreuzes. Genug ist dies, daß denen, die Gott lieben, alle Vorfälle zum Besten dienen müssen. Es ist wahr, in der Welt haben wir Angst. Jedoch ist auch dieses wahr, was Jesus saget: "Aber seyd getrost, ich habe die "Welt überwunden." Joh. 16, 33.

§ 68.

Wir müssen die vorigen Sätze aus einander legen, um unsere Pflichten desto deutlicher zu merken. Wir wiederholen den Satz, daß Gott alles mögliche Gute wegen seiner Vollkommenheit wolle, und daß er folglich auch die sittliche Vollkommenheit, so im Thun und Lassen der freyen Geschöpfe besteht, wolle und begehre. Hieraus erkennet man, daß es eine unläugbare Wahrheit sey, daß die vernünftigen Geschöpfe aus Gehorsam gegen Gott Gutes thun, und das Gegentheil vermeiden müssen. Er verlanget, vermöge seines vollkommensten Wesens, daß die vernünftigen Geschöpfe ihr Thun und Lassen nach seinem Gesetze einrichten, zumal diese von ihm abhangen, ihr Daseyn von ihm haben, und von demselben erhalten werden. Er ist dieserwegen heilig, das ist, er will die Vollkommenheit nothwendig in Ansehung alles desjenigen, welches zum freyen Thun und Lassen gehöret. Aus diesem Grunde saget Gott: "Ihr sollt heilig seyn,

"denn ich bin heilig." 3 Mos. 11, 44. Cap. 19, 2. Cap. 20, 7. 1 Petr. 1, 16. Aus diesem Grunde saget der Heiland Jesus: "Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel "vollkommen ist." Math. 5, 48. Man betrüge sich mit dem Vorurtheile nicht, daß der Höchste sich um unser Thun und Lassen nicht bekümmere: daß er unser Thun und Lassen weder sehe noch achte: daß es ihm einerley sey, wie wir leben: daß er mit dem äußerlichen Scheine zufrieden sey, und die Heucheley frey durchlaufen lasse. Ich bedaure daher den Zustand meines Freundes in Pohlnisch-Preußen sehr herzlich. Er ist ein Geschichtschreiber und Verwahrer fremder Schriften. Er macht von außen eine Miene, welche sehr andächtig und Gott ergeben scheint. Er hat sich von Personen solcher Stellung in Norden und Süden befördern lassen. Er ist ein fleißiger Besucher des äußerlichen Gottesdienstes. Aber sein Herz steckt voll Galle. Ein unbändiger Hochmuth und eine Tiranney über alle, die etwas ans Tageslicht bringen, welches in sein Gehege zu schlagen scheint, hält seine Leidenschaften unter vesten Fesseln. Die Liebe gegen seinen Nächsten hat sich in Aloe, oder auch in den Genuß der eigenen Ehre verwandelt. Er hält das feingeschliffene Henkerschwerdt beständig in Händen, um Schläge und Hiebe auf Freunde und Feinde fallen zu lassen, auf daß jedermann ihn preisen und sagen möge: Der Mann ist es, welcher zur Kaste der Geschichte den einzigen Schlüssel trägt, der anbetenswürdige und großmächtige Siegelverwahrer! In Peru und Lilliput ist er ansehnlich, groß und gottesfürchtig. In der Nähe hat er niemals recht gesehen. Dieser Umstand machet ihm Kummer. In die Ferne hat er Augen über Falken und Geyer. Gott gebe, daß er endlich in sein Herz schauen und ein solcher Geist werden möge, ein solcher frommer Mann, wofür er sich ansehen lassen will! Der Leser mag diesmal mit diesem erdichteten Beyspiele zufrieden seyn. Es rufen unsere Aufmerksamkeit weit wichtigere Berichte auf. Wir müssen unsern gerechten Gesetzgeber näher in Betrachtung ziehen, den Herrn, welchen wir allezeit vor Augen und im Herzen haben müssen. Wir wollen den Unheiligen weit hinter die wahren Heiligen setzen, und uns zu dem Heiligsten halten.

§ 69.

Die unendliche Heiligkeit Gottes wird zuweilen, nach der Analogie menschlicher Ausdrücke, die Majestät Gottes genennet. Wir müssen uns dieses Ausdrucks in der Fortsetzung unserer Abhandlungen bedienen. Wir wollen ihn demnach entwickeln. Die Majestät Gottes ist ein Inbegriff der unendlichen Vorzüge

des Wesens Gottes über alle Geschöpfe. Sie kann von keinem Geschöpfe völlig erreichet oder begriffen werden. Denn die Größe Gottes ist unaussprechlich und seine Regierung unbegreiflich. Ps. 139, 6. Ps. 145, 3. Ps. 147, 5. Die Majestät Gottes setzet solche Vollkommenheiten zum Grunde, welche über alle Maaßen und Stufen steigen, und von den Vollkommenheiten der Geschöpfe und irdischen Regenten unendlich hoch unterschieden sind. Hieraus folget, daß Gottes Majestät von den vernünftigen Geschöpfen die allertiefste Erniedrigung erfordere, welcher sie fähig sind; und den genauesten Gehorsam in allem Thun und Lassen. Hieraus erhellet es, was die Worte sagen wollen: Mensch! sey demüthig vor dem Herrn, deinem Gott. Abraham nennet sich aus solcher tiefen Ehrerbietigkeit nur Erde und Asche. 1 Mos. 18, 27. David saget: "Wie gar nichts, wie gar nichts sind doch alle Menschen." Ps. 39, 6. Will Gott das moralische Gute, ist Gott heilig, so kann er die vernünftigen Geschöpfe, auch die Erdbürger, ohne Gesetze nicht lassen. Diese seine Eigenschaft ist seine Gerechtigkeit. Und wegen dieser Gerechtigkeit ist er ein wahrer Gesetzgeber. Er verbindet, vermöge seiner Vollkommenheit, die Erdbürger zur Ausrichtung des moralischen Guten, und zur Unterlassung des sittlichen Bösen. Er ist ihr allerheiligster Oberherr. Er kann diese seine nothwendige Vollkommenheit nicht zurücksetzen noch leugnen. 2 Timoth. 2, 13. Was er will, das ist gut; was wir zufolge seinem Willen unterlassen sollen, das ist böse. Und was er von uns ausgerichtet wissen will, das gereichet zur Uebereinstimmung mit seiner Heiligkeit, und mit dem Endzwecke, um welches willen er unsere Wirklichkeit gewollt hat. Er ist gütig. Er will, daß wir glückselig werden und seyn sollen. Er will uns dazu durch die zureichendsten und bequemsten Wege gelangen lassen. Diese sollen, als die nähern Zwecke, uns zum seligen Endzweck führen. Er sieht diese Zwecke, als seine eigene an, auf daß diese das Gute genießen, dessen sie fähig sind. Deswegen sagte er zu den Israeliten: "Was habe ich dir gethan, mein Volk? und womit habe ich dich beleidiget? Das sage mir. Habe ich dich doch aus Aegyptenland geführet, und aus dem Dienstshause erlöset." Micha 6, 3. 4.

§ 70.

Wir gewinnen also einen Begriff von der Liebe Gottes. Denn die preiswürdige und moralische Liebe besteht darinn, daß ein Geist die Endzwecke des andern als seine eigenen ansieht, und für denselben das Gute, als einen letzten Zweck will. Wir sagen nicht ohne Grund, daß Gott die Erdbürger liebe, sofern sie

solcher Liebe fähig sind. Denn er will, daß sie ewig glückselig seyn mögen; daß sie durch seine Wohlthaten sich (Röm. 2, 4.) dazu erwecken lassen, um die rechten Mittel dazu anzuwenden: daß sie durch ein widriges Gefühl von den Irrwegen innerhalb einer gewissen Ordnung abgezogen und auf den Weg des Friedens gesetzet oder auch darauf erhalten werden. Wer kann es demnach mit Wahrheit leugnen, daß Gott die Erdbürger liebe? Moses preiset diese Liebe. Er saget voll Verwunderung: "Wie hat der Herr die Leute so lieb!" 5 Mos. 33, 3. Die höchste Weisheit läßt sich also hören: "Meine Lust ist bey den Menschenkindern." Sprüchw. 8, 31. Der Apostel Paulus versichert uns, daß "Gott ein Heiland aller Menschen, insonderheit aber der Gläubigen sey." 1 Tim. 4, 10. Wenn ich ein anderes Zeugniß dieses göttlichen Lehrers hinzusetzen darf, so mag es dieses seyn: "Gott unser Heiland will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." 1 Tim. 2, 4. Was ist dieserwegen billiger, als daß die Erdbürger diese Liebe Gottes erkennen, in derselben entbrennen, und diese Vollkommenheit Gottes sammt den übrigen zu Bewegungsgründen anwenden, dem Wohlgefallen Gottes sich gemäß zu bezeigen? "Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebet." 1 Joh. 4, 19. Lieben wir ihn, so bemühen wir uns auch, seine Verordnungen zu unserer Glückseligkeit zu gebrauchen. Dies ist es, was der Heiland also ausdrücket: "Wer mich liebet, der wird mein Wort halten." Joh. 14, 23.

§ 71.

Der Zustand der vernünftigen Geister, welche Wechselsweise, einer des andern Absichten, ohne fernern Endzweck für sich selbst, als ihre eigene Absichten, ansehen, wegen der an ihnen wahrgenommenen Vollkommenheiten, wird die moralische Vereinigung genennet. Gott liebet seine vernünftigen Geschöpfe in eigentlichem Verstande. Er hat dieselben bey der Schöpfung der Welt, als die letzten Zwecke angesehen. Er wollte sie in guter und gewisser Ordnung glückselig machen. Denn die Schöpfung der Welt bringet dem Schöpfer keinen wirklichen Nutzen. Sobald die Erdbürger etwa meynen, Gott brauche ihrer Verehrung, ihres Dienstes, so irren sie sich. Gott bedarf dieses Dienstes nicht, (Apost. Gesch. 17, 25.) und in Ansehung dieses Dienstes sind sie an Seiten Gottes unnöthige und unnütze Knechte. Lucä 17, 10. Die Schöpfung und Erhaltung der Welt vermehret die Vollkommenheit Gottes nicht. Gottes Verstand bekömmt dadurch keine Vollkommenheit. Sein Wille wird dadurch nicht heiliger noch herrlicher. Seine Seligkeit

wird dadurch nicht größer. Es hätte die Schöpfung der Welt keinen wahren Nutzen geschaffet, wenn nicht vernünftige und freye Geschöpfe hervorgebracht wären: wenn die Verknüpfung aller andern Geschöpfe nicht dahin abzielte, daß sie in das Vermögen und in die Folgen der freyen Thaten der Geister einen Einfluß haben könnte und sollte: und wenn nicht die Welt von Gott also eingerichtet wäre, daß durch die Anwendung der Kräfte in den Kreaturen, sofern solche Thätigkeiten von der Schöpfung und Bestimmung Gottes nicht abhangen, gewisse Verhältnisse gegen ihn möglich wären und würden, welche mit den Eigenschaften Gottes übereinstimmen. Denn alle Kreaturen, die keine Freyheit haben, bekommen durch die Schöpfung und Erhaltung ihrer Wirklichkeit kein anderes Verhältniß gegen Gott, als das, welches sie vorhin im Reiche der puren Möglichkeit hatten. Es ist demnach der göttliche Endzweck der Schöpfung weder in der Vermehrung der Vollkommenheiten Gottes, noch in der Hervorbringung der vernunftlosen Kreaturen zu finden. Was bleibt übrig, als daß derselbe Endzweck auf die freyen Geschöpfe, auf die Geister, gegangen sey? Denn diese freyen Geschöpfe sind es nur, welche sich zu eigenen Thätigkeiten entschließen, und dieselben, vermöge ihrer Freyheiten, äussern und ausrichten können. Weil ferner die wahre Liebe ein ernstliches Wollen der moralischen Vereinigung in sich schließt, so siehet Gott die gesetzmäßigen Absichten der endlichen Geister als seine eigenen an, ohne daß er dabey die Absicht einiger Vermehrung seiner Vollkommenheit hat. Die Erdbürger sind kein Mittel für andere vernunftlose Geschöpfe, sondern diese, als weit unedler, sind dazu aufgelegt, daß sie Mittel unserer vielen und mannichfaltigen Absichten sind und werden. Es giebt freylich in dem großen Raume des Himmels verschiedene Weltkörper, welche zu unsern Absichten nichts beytragen. Aber eben daraus hätten wir schon lange schließen sollen, daß die Erdbürger nicht die einzigen vernünftigen Bewohner eines Planeten, eines Weltkörpers, seyen. Denn wie geringe ist der Inbegriff der Erdbürger gegen die ganze Welt! Soll nun in denen uns gänzlich unbekannten Theilen der Welt die Schöpfung nicht als ein vergebliches Werk des Schöpfers angesehen werden, so müssen freylich noch sehr viele und sehr große Schaaren anderer Geister und Weltbürger vorhanden seyn. Diese können so wenig als die Erdbürger ohne Leiber seyn und ihrem Welttheil nützen. Denn die vernunftlosen Geschöpfe sollen ja Mittel der Absichten der Geister seyn. Wie kann aber eine nicht freye Kreatur, ein körperliches Wesen, einem endlichen Geiste Mittel zur

Bewirkung freyer Absichten darreichen, wenn solcher Geist gar keinen, ihm zugehörigen und mit ihm verknüpften, Leib hat? Man kann von selbst erachten, daß die Bürger anderer Weltkörper andere Stoffen der Leiber und andere Nahrungsmittel haben, als wir. Die mannichfaltige Weisheit und Macht Gottes hat es auch gut gefunden, gewisse Geister zu erschaffen, welche an keinen gewissen Weltkörper gebunden sind, sondern als Commissarien des Höchsten durch verschiedene Weltkörper dringen, und auf denselben gewisse Verrichtungen ins Werk richten können. Wenn diese etwa Leiber haben, so werden diese sehr subtil seyn. Solche Leiber nennet Paulus geistige Leiber. 1 Cor. 15, 44. Lucä 20, 37. Ich darf mich bey diesem Artikel wohl nicht länger aufhalten. Ich lenke vielmehr den Fluß meiner Vorstellung wieder in das schier verlassene Gleis. Tritt der Mensch wiederum in die Absicht, welche Gott durch die Schöpfung der Welt in gewisser Ordnung erhalten wollen, so läßt er seinen Geist zum Wohlgefallen Gottes einrichten, und jaget dem (Phil. 3, 14.) vorgesteckten Ziele durch Buße und Glauben nach, weil sein Schöpfer es also will, der nichts wollen kann, als was den freyen Geistern der Erden auf solchem Wege heilsam ist und zu ihrer Glückseligkeit dienet. Dies ist die herrliche Vereinigung mit Gott, welche durch die mystischen Beschreibungen hie und dort so dunkel und verworren gemacht ist, daß kaum ein kleiner Blick herdurch strahlet. Paulus drückt sie mit kurzen Worten also aus: "Wer dem Herrn anhanget, der ist Ein Geist mit ihm." 1 Cor. 6, 17. Sie wird die Einwohnung Gottes genennet, und ist die Gründung der Freundschaft mit Gott.

§ 72.

Wer mit Gott in der Vereinigung steht, der hat einen gnädigen Gott, und ist merklich über andere Menschen, welche dieser Gnade ermangeln, erhoben. Wie vergnügt ist der Unterthan und Bediente nicht, wenn er versichert ist, daß er in der Gnade seines Fürsten, seines Monarchen, steht! Und wie sehr ist er beglückt, wenn er zugleich in der Gnade des Herrn, welcher die höchste Majestät hat, steht, und sich daran ergötzt! Wie viele Erdbürger suchen jene, und lassen diese darüber fahren! Wie viele misbrauchen jene zu ihrem gewissenlosen Eigennutz, zum Schaden anderer freyer Geister, zur Verwirrung des gemeinen Wesens, zur Verwüstung der Länder, zur Ausplünderung der Unschuldigen, zum kriegerischen Blutvergießen! Wie wenige Familien bestehen und behaupten sich lange, welche ihre Wurzel und Aufnahme der Gnadensonne eines Prinzen zu verdan-

ken gehabt! Nicht selten haben die Eltern Heerlinge gegessen, und ihre Hoheit gemisbrauchet! darüber sind den Kindern die Zähne stumpf worden. Wohl dem, welchem der Herr unser Gott gnädig ist, der Himmel und Erden gemacht hat, der Glauben hält ewiglich. Wir binden den Begriff von der Liebe Gottes und seiner Majestät zusammen, wenn wir sagen, er sey uns gnädig oder habe Gnade für uns. Denn wenn uns eine Person liebet, welche merklich höher ist, und die wir zu verehren verpflichtet sind, so wird solche Liebe mit dem prächtigen Namen der Gnade beleget. Wer ist höher, als der Höchste? Sind wir mit ihm vereinigt, so liebet er uns, als ein Freund; und wir verehren ihn, als unsern höchsten Herrn, mit Gedanken, mit Worten und mit Werken. Verehren wir ihn in der That, so sind wir ihm gehorsam. Er hat eine Majestät. Wir schreiben ihm demnach eine Gnade zu, weil er seine Geister liebet, welche ihm nicht widerstreben, und den Rath Gottes von ihrer Seligkeit nicht verwerfen. Gott läßt den Elenden Liebe und Gutes angedeihen. Er ist demnach barmherzig. Er bestrafet die Fehler seiner Geister nicht sofort; machet auch nicht selten die Bestrafung zum Mittel der Besserung. Wer kennet den König Manasses nicht? Sein Beyspiel zeiget sehr deutlich, daß Gott geduldig und langmüthig ist. Wie beglückt sind nicht die Menschen, welche in den Stunden, worinn sie am Leibe, an der Seele, an Gütern und an der Ehre anfangen zu leiden, sofort in sich schlagen und sich mit Gott vereinigen? In dem Stande dieser Vereinigung finden sie Stärke, Trost, Geduld, und das freudige Bewußtseyn der Gnade des Höchsten. In dem Genusse dieser Gnade überwinden sie alle widrige Schicksale also, daß sie weit darüber auf einem Felsen erhöhet stehen. Sind sie außer demselben Stande, so leiden sie hundertfach, weil sie keine wahre und starke Gegenstütze wider den Fall und wider die Marter des aufwachenden und anklagenden Gewissens in sich finden. Was wollen sie machen, wenn sie ausser der Freundschaft Gottes stehen, und der Tod sie wider Vermuthen übereilet?

§ 73.

Wenn die Liebe Gottes gegen die Menschen, vermöge seiner Wahrhaftigkeit, mit der Erfüllung seiner gethanen Verheißungen geschäftig ist, so wird sie eine Treue genennet. Wie die Liebe Gottes entweder auf alle Erdbürger, oder insonderheit auf seine Kinder und Freunde gehet, so ist auch seine Treue nicht auf einerley Gegenstand zu ziehen. Es ist dies die allgemeine Liebe Gottes, wodurch er alle Menschen versorget, wodurch er allen

Bewegungsgründe zur Vereinigung mit ihrem höchsten Gute dargeleget hat, wodurch er die Welt also geliebet, daß er allen Menschen die vollkommene Erfüllung des Gesetzes, und das vollgültige Versöhnungsopfer seines allerliebsten Sohnes leisten und ihnen zum Besten vollziehen lassen. Es äußert sich darin die allgemeine Liebe Gottes, daß er allen Erdbürgern dadurch das Recht eingeräumet, sich der dadurch erworbenen Gnade zu bedienen, und, zufolge der Heilsordnung, zur Freundschaft mit dem Höchsten zu gelangen. Die allgemeine Liebe Gottes leget sich auch darin zu Tage, daß er alle Erdbürger zum Genuß der Frucht der durch Jesum geschehenen Erlösung aufruft, locket, und reget. Der heilige Geist ist in allen Herzen mit der Errichtung des Reichs der Gnaden geschäftig. Er versäumet diejenigen nicht, welche der ordentlichen Gnadenmittel nicht fähig sind, noch fähig werden können. Er klopfet in den Seelen derer, vermittelst des Wortes Gottes, an, die durch die ordentlichen Gnadenmittel zur Freundschaft Gottes geleitet werden können. So allgemein ist die Liebe und Gnade Gottes gegen alle Erdbürger. Wäre sie nur einigen wenigen Seelen zugedacht und bestimmet, so würden die, welche ihre Uebertretungen einsehen und verabscheuen, nicht wissen, ob sie ein Vertrauen zur Gnade Gottes fassen dürften oder nicht. Sie würden immer denken, es ist wahrscheinlicher, daß ich mich unter die meisten, als unter die wenigen, zählen dürfe. Und wo bliebe in diesem Systeme die Hoheit und das Verehrungswürdige der Vollkommenheiten Gottes, wenn er die meisten Menschen nur deswegen erschaffen hätte, daß er sie ewig strafen könnte? Es sind nicht wenige Beyspiele bekannt, daß Menschen, welchen die Leugnung der allgemeinen Gnade Gottes von Jugend auf eingeflößet worden, darüber bey aufwachenden Gewissenswirkungen in Verzweifelung und Selbstmord gestürzet sind. O eine unbillige und unbarmherzige Verstopfung der starkströmenden und allgemeinen Trostquelle! Wie tröstlich ist es nicht den angefochtenen Seelen, wenn sie wissen und versichert sind, daß der Höchste seine Gnadenarme zu allen Menschen ausstrecke, und nicht wolle, daß jemand verloren werde, sondern daß sich jedermann in gehöriger Ordnung bekehre und lebe. Ezech. 18, 23. cap 33, 11. 2 Pet. 3, 9. Es ist wahr, die Bekanntmachung und der Gebrauch der Gnadenmittel ist unter einigen Völkern mehrentheils überfließender und vorzüglicher. Psalm 147, 20. Apost. Gesch. 13, 46. Aber deswegen versaget doch Gott keinen Armen die Nothdurft, wenn er gleich andere mit zeitlichen Gütern überschüttet. Die Erdbürger, welche den Polen

nahe wohnen, haben zwar mattere und schiefere Sonnenstrahlen, als die übrigen Erdbürger. Aber sie können doch auch leben und ihre Nahrungsmittel haben. Und warum wenden sie sich nicht zu den Wohnungen anderer erleuchteter Länder? Viele Länder haben das Licht der Wahrheit von sich gestoßen, oder davon endlich keinen Gebrauch gemacht, daß sie sich auch noch ohne das durch den vielfältigen Misbrauch eine schwere Strafe Gottes zugezogen und aufgeladen haben. Es kommt in diesem Stücke vornehmlich auf die Regenten und Lehrer an, welche für die Gemeinen und für die Folgen bey der Nachwelt sorgen und wachen müssen. In Asien suchte man vorzeiten das Heil und höchste Gut in der Kammer. Aber der Heiland ließ sich diese Meynung nicht gefallen, sondern widerlegte dieselbe. Matth. 24, 26. Man saget, Heinrich IV. der König Deutschlands, habe dem jungen, unerfahrnen und ungeschickten Candidaten ein schönes Bischofthum verliehen, weil dieser ihm eine Wasserspritze von einer neuen Erfindung geschenkt gehabt. Bald erkennete man einen geistlichen Vorsteher, in Ansehung seiner Amtsgeschicklichkeit, an der Treue und Gottesfurcht nebst hinlänglicher Erkenntniß, bald an guter Wissenschaft zu singen, bald an einer gefallenden Predigt, bald an seiner hohen Mine und Herrschsucht, bald an seiner verstellten Demuth, bald an seinen Pfenningen, bald an seiner Pracht. Die Urtheile der Welt, welche auf das gemeine Beste der Seelen abzwecken, sind sehr mancherley. Die Glücksschmiede treiben solche immer weiter ins Verderben, denn sie wollen nicht die Wohlfarth der Menschen vergrößern, sondern ihren eigenen Dünstekreis verbessern und erhöhen. Philip. 2, 21. Wer begreift hieraus nicht, wie leicht man dem Ausfluße der allgemeinen Liebe Gottes einen Damm, oder eine gewaltige Mauer, entgegen setzen könne? Man hat von je her sich niemals genug über die Geister verwundern können, durch welche diese Dämme aufgeführet worden, in Ansehung ihres unerschrockenen und gottesvergessenen Wesens. Man erblickt in ihnen die größesten und gefährlichsten Atheisten, welche den Zunamen der practischen führen. David und Assaph haben solche Säulen, welche den Schein der Gnade Gottes hemmen und aufhalten, schon gekannt, und beschrieben. Jener giebt diese Nachricht von ihnen, daß sie sagen: "Unsere Zunge soll überhand nehmen, uns gebühret zu reden." Ps. 12, 5. Dieser beschreibt sie also: "Ihr Trotzen muß köstlich Ding seyn, und ihr Frevel muß wohl gethan heißen. Ihre Person brüstet sich, wie ein fetter Wanst, sie thun, was sie nur gedenken. Sie vernichten alles, und reden übel davon, und re-

den und lästern hoch her. Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet seyn. Was sie sagen, das muß gelten auf Erden. Darum fällt ihnen der Pöbel zu, und laufen ihnen zu mit Haufen, wie Wasser." Ps. 73, 6–10. Die Nachkommen des Korah drücken sich darüber auf diese Weise aus: "Sie fahren ihren Vätern nach, und sehen das Licht nimmermehr. Kurz, wenn ein Mensch in der Würde ist, und hat keinen Verstand, so fährt er davon, wie ein Vieh." Ps. 49, 20. 21. Die Leiden, welche solche Personen Amtswegen empfinden, lassen sich mit den widrigen Schicksale jenes Cardinals vergleichen, welcher, da er seinen Gästen einen gebratenen Fasanen zerlegte, die Finger daran verbrannte, und mit einer betrübten Mine zu ihnen sagte: So viel leiden wir um des Reiches Gottes willen.

§ 74.

Die Erdbürger, welche die Bewegungsgründe ihres Thuns und Lassens aus dem sinnlichen Wohl dieser Zeit hernehmen, sind selten so unartig, daß sie nicht zugleich die Unsterblichkeit der Seelen und eine ewige Freude glauben. Sie meynen, daß sie bey ihrem Wandel zu dieser Herrlichkeit gelangen können. Ein gewaltiger und gemeiner Irrthum! Gott hat hierüber keine Verheißung ausgestellet. Gott will und befiehlt, daß, die dieser Welt brauchen, sich derselben nicht zum Misbrauch bedienen sollen, weil das Wesen dieser Welt vergehet. 1 Cor. 7, 31. Gott unterweiset uns, daß seine heilsame Gnade allen Menschen zu dem Ende erschienen sey, und uns leite, züchtige, lehre, daß wir sollen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste, und vielmehr züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt, und warten auf die selige zu hoffende Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes, Jesu Christi. Titum 2, 11. 12. 13. Wir sollen in diesem Leben den Herrn Jesum, seinen Sinn (Phil. 2, 5. 1 Pet. 2, 21.) und Wandel, anziehen, und unsers Leibes also warten, daß er nicht geil und ein Werkzeug der bösen Lüste werde. Röm. 13, 14. Die Eheleute haben ihr Verhaltungsmaaß sowohl, als auch andere, in diesen Worten: "Die Ehe soll ehrlich, in Ehren, gehalten werden bey allen und das Ehebette unbefleckt. Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten. Ebr. 13, 4. Dem Geize und dem Geizigen sind sehr viel herrliche Lehren entgegen gesetzt. Die Freundschaft dieser Welt kann mit der Freundschaft Gottes nicht bestehen. Es ist jedoch nicht einem jeden klar, worin die Freundschaft der Welt bestehe. Man muß es demnach niemals vergessen, daß dieselbe sich darin äußere, wenn die Erdbürger ihre Absicht vornehmlich auf das zeitliche Leben und

dessen Annehmlichkeiten setzen, und daher die Bewegungsgründe ihres Thuns und Lassens nehmen. Einige lassen dabey noch einige vernünftige Gründe etwas gelten, andere gar nicht. Jene trinken auf einmal nicht zu viel, auf daß das schmackhafte Getränke ihnen auch nachher noch einen vergnügenden Reiz geben möge. Sie suchen sich des guten Namens nicht zu berauben. Sie vervortheilen andere auf eine scheinbare Art, um sich die Thür zu mehrerem Gewinn nicht zu verschließen. Sie lassen der Wollust den Zügel nur so weit schießen, daß sie gesund bleiben, und die Fleischtöpfe Aegyptens nachher mit gleicher Annehmlichkeit wieder schmecken können. Aber auf die wahre Reinigung ihrer Seelen und auf den Gehorsam gegen Gott denken sie gar nicht, oder doch nur kaltsinnig und ohne allen Einfluß in ihre Handlungen. Diesen Erdbürgern muß man die Worte ans Herz legen: "Wer der Welt Freund seyn will, der wird Gottes Feind seyn." Jac. 4, 4. Johannes drückt dies also aus: "So jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters." 1 Joh. 2, v. 15. Wer aber den Höchsten nicht liebet, sondern mit ganzen Kräften an den Vergnügungen und Lüsten dieses zeitlichen Lebens hanget, der kann sich auf die Freundschaft mit Gott nicht stützen, denn er ist fleischlich gesinnt. Die aber fleischlich gesinnet sind, die können dem Höchsten nicht gefallen, (Röm. 8, 6. 7. 8.) sondern sind vielmehr seine Feinde, und liegen im geistlichen Tode, mit welchem der andere und ewige Tod verknüpfet ist, wenn dieselbe Feindschaft nicht in diesem Tode aufgehoben wird. Es ist keine Irrung schädlicher, als wenn man sich mit dem Stande der Gnade Gottes schmeichelt, und doch derselben noch niemals Raum gegeben, oder etwa wohl gar die Gnade Gottes vergeblich empfangen gehabt. Und dennoch ist kein Irrthum allgemeiner und häufiger. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren ganz in diesem Irrthum versunken. Sie haben noch sehr viele Brüder in der Welt.

§ 75.

Es ist der Mühe werth, die Quelle dieses Irrthums recht zu entdecken und zu verabscheuen, woraus ein erstaunend schädliches und reissendes Wasser strömet, so ganze Karavanen fortreißt und ins Verderben stürzet. Die gemeinsame Quelle dieses Irrthums beruhet darauf, und nimmt daher ihren ersten Ursprung, daß man das richtige Verhältniß zwischen Gott und Menschen nicht lebendig einsieht, und es in seinem Leben nicht zur Richtschnur erwählet. Ich will diesen allgemeinen Satz in kleinere Theile zerlegen. Ich sage, die Menschen erwägen

die Größe des Gutes nicht, welches ihnen die Gnade Gottes anbietet. Ich sage, die Menschen verwandeln die Mittel in Absichten. Ich sage, die Menschen stellen sich den Ernst Gottes sowohl in Ansehung seiner Güte, als auch seiner Gerechtigkeit, nicht lebhaftig genug vor. Ich sage, die Menschen ziehen die sichtbaren Güter den unsichtbaren unverweslichen Schätzen vor. Ich sage, sie denken wenig an Gott und an die Pflichten, welche sie zu leisten schuldig sind. Ihre Bewegungsgründe des Thuns und Lassens bestehen in Fleischeslust, Habesucht und Ehrbegierde. Ich sage, sie maßen sich eine unordentliche Freyheit in ihren Pflichten an, und unterlassen das Böse, welches die Obrigkeit oder der gemeine Abscheu zu strafen pfleget, aus Furcht der weltlichen Strafe, und weil sie sich vor den scharfen Urtheilen anderer Menschen scheuen. Bey der übrigen Unterlassung des Bösen halten sich viele Menschen gar nicht auf. Zuletzt müssen wir bekennen, daß die angebohrne Unfähigkeit der Erdbürger sie zu aller rechtmäßigen und völligen Ausübung ihrer Pflicht verderbet habe: wiewohl dieser Erbschade nachher sehr oft noch sehr vermehret wird, und endlich eine ganze Welt voll Ungerechtigkeit daraus erwachsen kann. Leugnet man diese Unfähigkeit, bemühet man sich nicht aus derselben gezogen zu werden, nimmt man nachher im Kampfe wider das Böse nicht zu; so bekleidet man immer eine Stelle unter den Elenden. Wer kann einem Kranken helfen, der seine Krankheit gar nicht erkennen noch wissen will? Wie wird der Soldat seinem Herrn gefallen, wenn er seine Pflichten im Streite wider dessen Feinde hintansetzt? Die Römer setzten ihren tapfern und siegenden Soldaten Kränze oder Kronen auf. Daher saget Paulus allen Christen dieses zur Erfüllung ihrer Pflicht: "So jemand auch kämpfet, so wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht." 2 Tim. 2, 5. Es giebt Menschen, welche mit Lüsten beladen sind, und sich deswegen von der Gerechtigkeit Gottes nichts Gutes versehen können. Sie wollen sich demnach von aller Religion losstricken. Ihre Brüder stellen sich den Höchsten nur als gütig und barmherzig, nicht aber als heilig und gerecht, vor. Sie schmeicheln sich nicht selten mit der Endigung der Höllenstrafen. Ein elender Trost! Sie wollen vierzig Jahre unter allerley Beschwerlichkeiten dieses Lebens einige Tropfen der Wollust genießen, und dafür einige tausend Jahre im Feuerofen schwitzen. Bethörte Sterbliche, welche ihre Hoffnung auf diesen Triebsand bauen! Sie vermischen die allgemeine Gnade Gottes mit dessen Freundschaft. Sie vermengen die Güte Gottes, welche sich durch das Reich der Natur ausbreitet, hülf-

reich ist gegen Menschen und Vieh, (Ps. 104, 27. Ps. 36, 7.) und viele Barmherzigkeit (Ps. 145, 9.) und Langmüthigkeit darin erweiset, mit seinem Verhältniß gegen die Menschen, wie er sie in Ansehung der Ausübung seiner Verordnungen im Reiche der Gnaden findet. Sie machen keinen Unterschied unter der allgemeinen Lebendigmachung (1 Cor. 15, 22.) in der Auferstehung der Todten, und der besondern Lebendigmachung der Menschen im Reiche der Gnaden. Sie wollen der Freundschaft Gottes nicht auf ewig entsagen: aber in diesem Leben wollen sie erst in sündlichen Lüsten fröhlich seyn.

§ 76.

Wenn man das bestimmte Verhältniß zwischen Gott und den Menschen, in Absicht auf die ewige Glückseligkeit der Erdbürger, nicht vor Augen behält, so kann man auf drey Irrwege gerathen. Denn man stellet sich entweder die Eigenschaften Gottes unrichtig vor; oder man begehet einen Irrthum in Betrachtung der Erdbürger: oder man fehlet auf dem Wege, wodurch sie beyde vereinigt werden müssen. Man stellet sich die Eigenschaften Gottes nicht richtig vor, wenn man sie trennet oder einander entgegen setzet. Man irret sehr, wenn man glaubet, es sey dem Höchsten etwas möglich, welches in Ansehung aller seiner Eigenschaften, wenn man sie zusammen nimmt, unmöglich geschehen kann. Er ist so heilig als gütig, so unendlich gerecht, als er unendlich barmherzig ist. Diese Wahrheit haben die Erdbürger schon lange erkannt. Sirach 5, 4. Will man von der Sonne den angenehmen Blick genießen, so muß man nicht zwischen ihre Strahlen und sich eine Scheidewand aufrichten. Die mittheilende Güte Gottes kann in ihrer ordentlichen Wirkung (Matth. 23, 37.) von den endlichen Geistern vermittelst des Misbrauchs ihrer Freyheit gehindert werden. So lange diese Hinderung dauert, so lange erweiset die mittheilende Güte Gottes denen Hindernden die sonst erfolgende Wirkung nicht. Denn in Gott ist ein Grundverlangen, so nur auf Vollkommenheit gehet. Er ist unser Gesetzgeber. Er will dieserwegen, daß sein Gesetz unter uns nicht vergeblich und fruchtlos sey. Führen wir unsern Wandel, zufolge dem Gesetze Gottes, so muß allerdings diese Ausrichtung für uns etwas Gutes und wirklich Heilsames seyn. Röm. 7, 13. 1 Tim. 1, 8. Noch mehr. Je mehr die endlichen Geister den Gehorsam gegen das Gesetz Gottes ausüben, desto größer muß das Gute und die Glückseligkeit seyn, zu welcher sie der Höchste gelangen läßt. Alsdann äußert sich das Wohlgefallen Gottes und seine sittliche Nothwendigkeit, dieselben Geister zu lieben (Sprüchw. 8, 17.)

und sich mit ihnen zu vereinigen, wie auch sie glückselig zu machen. Also äußert sich alsdann die belohnende Gerechtigkeit Gottes, (Röm. 2, 6. 7.) es mögen nun die Belohnungen mit den guten Thaten der freyen Geschöpfe durch die Ordnung und Folgen der Natur geknüpfet, oder sonst noch über dies hinzugefüget werden. Es läßt sich mit den Eigenschaften Gottes, welche ihr Verhältniß gegen die freyen Geschöpfe haben, dieses gar wohl reimen, daß er den gehorsamen Geistern, auch außer den natürlichen Belohnungen, noch ganz willkührliche Schenkungen ertheile, um sie desto mehr in dem Laufe und auf der Rennbahn der Tugend anzufrischen.

§ 77.

Und was wollen wir von dem Schicksale der Geister urtheilen, welche also zum Vorschein kommen, daß sie niemals in den Stand gesetzt werden, wenigstens in diesem Leben, sich moralischen Handlungen zu unterziehen, noch durch eigene Schuld etwas wider das Gesetz auszuüben? Augustinus ist wohl der erste Christliche Lehrer, welcher den Kindern, die, ehe sie getauft werden können, oder ehe sie getauft worden, gestorben, die Ermangelung aller Glückseligkeit abgesprochen hat. Sein Ansehen hat viele Lehrer der folgenden Zeiten mit sich, zur Ertheilung des Beyfalls, fortgerissen. Augustinus hat geglaubet, daß die einzige Erbsünde solche Geister der Erdbürger von aller Seligkeit ausschlösse. Er hat gemeynt, die Ermangelung des Gebrauchs der Gnadenmittel beraube dieselben aller Glückseligkeit. Er hat nicht daran gedacht, daß Gott auch im Reiche der Gnaden Wunderwerke thue, und auch außer dem Gebrauche des verordneten Gnadenmittels, wenn derselbe nicht Statt finden kann, denen, die ihm und seinen Gesetzen nicht widerstrebet haben, noch widerstreben können, außerordentliche Hülfe angedeihen lasse, wodurch solche Geister von der angebohrnen Unfähigkeit losgemacht und zur Seligkeit gebracht werden. Man kann ihnen dies destoweniger versagen, da sie unter der Gnade des Reichs JESU stehen, und durch denselben erlöset sind. Haben sie auch die Kraft dieser Erlösung jemals verachtet oder dagegen das Widerspiel gehalten? Wann haben sie die Gnadenmittel verachtet? Kann man es ihnen zur Last legen, daß sie nicht getauft worden? Es läßt sich auch in diesem Falle kein Unterschied unter den Christenkindern und Heidenkindern, die ungetauft gestorben sind, machen. In dieses Register rechnen wir auch die von Jugend auf blödsinnigen, wahnsinnigen, unsinnigen, und auch diejenigen Menschen, welche zum Lichte der Offenbarung nicht gelangen können, übrigens aber im Wandel

des Naturlichtes Gott geehret, und zu seiner Barmherzigkeit ihre Zuflucht genommen haben, sofern sie sämmtlich von den Mitteln des Reichs der Gnaden keinen Gebrauch machen können. Die Kronen der Kämpfer und Sieger dürfen wir diesen Geistern nicht sofort aufsetzen, weil sie um des Namens Jesu willen in dieser Welt nichts gelitten haben. Aber wir müssen doch auch dieses gestehen, daß die Glückseligkeit endlicher Geister nicht auf einmal alle Stufen habe, sondern von einem Grade der Klarheit und Herrlichkeit zum andern fortgehe und immer im Zunehmen sey. Wenn wir dies voraus setzen, so gelangen die oben angezeigten Geister doch endlich zu den Stufen der Glückseligkeit, worin die Streiter Jesu Christi sofort anfangs erscheinen. Man kann mir hieselbst noch einen Einwurf machen. Man kann sagen, alle Geister aller Erdbürger hätten sämmtlich im Falle der ersten Eltern gesündiget und dem Höchsten widerstrebet: und dieserwegen wären sie insgesammt des ewigen Todes schuldig, weil sie in den Abfall der erstern Eltern gewilliget hätten. So viel kann ich hieselbst antworten, daß ich keine Spur solcher Einwilligung in der heiligen Schrift finde. Wer noch nicht wirklich lebet, der kann wohl keine ausdrückliche Einwilligung von sich geben. Eine stillschweigende Einwilligung aber findet nur alsdann Statt, wenn der Vortheil des Geschäftes, so eine Einwilligung erfordert, sehr gewiß und außer Gefahr, wenigstens höchstwahrscheinlich ist. Da aber die Anzahl der Auserwählten zum ewigen Leben weit geringer ist, als der übrigen Menschen, so fällt aller Schein solcher stillschweigenden und ausleglichen Einwilligung weg, auch selbst in dem Falle, wenn die Zahl der Seligen nicht größer seyn würde, als die Zahl der Verdammten. Von der Erbsünde wollen wir uns unten unterreden.

§ 78.

Die den Weg der Freundschaft mit Gott nicht suchen noch betreten wollen, haben Ursach, sich selbst alles Leiden zuzuschreiben, welches in diesem und jenem Leben über sie kommt. Hier finden wir einen weiten Abgrund, woraus viele widrige Schicksale der Erdbürger entstehen. Wer eine Gefahr und ein gewisses Unglück voraus sieht, der bemühet sich demselben bey Zeiten zu entgehen. Ein Goldschmidt hatte in Paris einen merklichen Traum. Es kamen ihm griechische Verse im Traume vor. Die griechische Sprache war ihm so bekannt, als die Sprache der Hottentotten. Er kam zu Hugo Grotius. Er wußte seine griechischen Verse noch auswendig. Er sagte sie her. Grotius schrieb sie auf, überdachte sie, und verwunderte sich darüber.

Der Goldschmidt sagte: Herr, was wollen die Verse sagen? Grotius sagte: Euer Haus wird nach dreyen Tagen im Feuer aufgehen; ziehet bey guter Zeit heraus. Der Goldschmidt glaubte ihm, und zog mit seinem Zugehör aus dem Hause. Er wählte das Sicherste, ob er gleich von dem großen Haufen verlacht und für einen Träumer gescholten wurde. Nach drey Tagen lag sein Haus in der Asche. Der Goldschmidt hatte sich warnen lassen, und hatte das Beste gerettet. Mein Gott, was ist der Verlust eines Hauses, in Vergleichung mit dem Elende dieser Zeit über die Feinde Gottes und mit der angstvollen Ewigkeit? Der Goldschmidt rettet das Beste wegen einer einzigen Warnung; und wie viele Menschen wollen wegen vieler Warnungen ihre Seelen nicht retten!

§ 79.

Wir wollen zur Sache schreiten. Ich will den Satz behaupten, daß Gott die Uebertretung des Gesetzes nicht ungestraft lassen könne, und daß diese Strafe, wenn keine Buße und Wiederkehrung in diesem Leben dazwischen tritt, nimmermehr aufhöre. Ich will das erste Glied zuerst erweisen. Ich wiederhole die Lehre, so oben ins Reine gebracht ist: Gott will die Vollkommenheit so nothwendig, als sein Wesen und seine Wirklichkeit ist. Er will demnach, daß die freyen Geister sein Gesetz durch wirkliche Ausübung verehren. Kann er auch das Gegentheil wollen? Können ihm auch die Uebertretungen seines Gesetzes wohlgefallen? Dies kann nimmermehr eingestanden werden. Was bleibt also übrig, als dieses: Die Uebertretungen des Gesetzes müssen dem Höchsten misfallen. Setzet den Fall, daß ein endlicher Geist, der das Gesetz Gottes übertritt, deswegen mit physikalischen Gütern, oder allerley Arten des Guten versehen werde, und dieses alles zu genießen habe, weil er ein Feind Gottes ist; so müßt ihr zugeben, daß Gott, der solche Verknüpfung der Dinge hat kommen lassen, nicht nothwendig die sittliche Vollkommenheit wolle. Oder setzet den Fall, daß ein endlicher Geist einerley Gutes überkomme und genieße, er mag Gutes oder Böses gethan haben. Wäre nicht also das Gesetz Gottes ganz vergeblich? Wie würde sich dieses mit seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit in eine Uebereinstimmung bringen lassen? Hat Gott auch jemals etwas Vergebliches ordnen, und als sein Gesetz bestimmen können oder wollen? Was bleibt übrig? Es folget hieraus, daß Gott auf eine jede Uebertretung des Gesetzes, auf jede vorsetzliche und aus argen Herzen entsprungene Sünde, die Beraubung verschiedenes Gutes, oder die Zufügung eines gewissen Uebels, oder beydes, gesetzt habe.

Dies lehret auch die heilige Schrift. Sie saget, Ebr. 2, 2.: "Eine jede Uebertretung und Ungerechtigkeit hat ihren Lohn (Vergeltungslohn, misthapodosian) jederzeit empfangen," ihre Vergeltung, welche im Rechte gegründet ist, und nicht allein jede Uebertretung, sondern auch jede Vernachläßigung des Gesetzes, parakoe, da man sich nicht darnach gerichtet oder drüber weg gedacht hat. Das Uebel, welches dem, der das Gesetz übertritt, von dem Gesetzgeber zugefüget wird, heißt eine Strafe. Da Gott aber solche Strafe bestimmet hat, und auf die Uebertretung folgen läßt, oder dem Uebertreter zufüget, so dürfen wir an der Strafgerechtigkeit Gottes wohl nicht zweifeln. Es ist ihm ein wesentliches Verlangen der Vollkommenheit und des Guten. Er kann demnach die Uebertretung seines Gesetzes nicht ungestraft lassen. Dies ist der Beweis des ersten Gliedes meines Satzes. Nun will ich auch das andere Glied desselben Satzes erweisen.

§ 80.

Je freywilliger, je öfterer, je in mehrern Umständen, ein freyes Geschöpf das Gesetz Gottes übertritt, je größer und ungesetzmäßiger ist die Uebertretung, und je schärfer ist die darauf folgende Bestrafung: desto mehr wird der Uebertreter des Guten beraubet, oder mit Uebel beleget, oder leidet beydes desto nachdrücklicher. Die Strafe wächst auch und vergrößert sich in Ansehung des Herrn, an welchem der Uebertreter die Sünde vollzogen hat. Wer ist aber größer, höher, und verehrungswürdiger, als Gott? Wer hat eine höhere Herrschaft über uns, als Gott? Wer hat uns unsere Wirklichkeit und alles, was wir haben, verliehen, als Gott? Wer hat uns mehrere und größere Wohlthaten erwiesen, als der Herr, unser Gott? Es giebt in diesem Leben viele Uebertretungen, wodurch das physikalische Wesen der Uebertreter nicht verändert oder verschlimmert wird. Der geizige Reiche läßt die Armen Kummer leiden, und ist dabey vergnügt, leidet weder am Leibe noch an seinen Gütern daher einigen Schaden. Nebucadnezar fordert das Land mit Heereskraft und Gewalt wieder, welches er zwölfmal veräußert und mit einem schweren Titel der Ueberlieferung abgetreten hat. Er machet sich nichts daraus, daß darüber hundert tausend Mann getödtet, und etliche Millionen Erdbürger ins äußerste Elend gestürtzet werden. Man nimmt keine Bestrafung Gottes über ihn wahr. Auch die natürlichen Strafen, wenn sie etwa sich einstellen, richten sich in diesem Leben gar selten oder wohl gar nicht nach der Proportion der Bosheit der Menschen und ihrer Uebertretungen. Wie viele Bestrafungen mancher und

häufiger Mishandlungen sind in diesem Leben schier unsichtbar? Dieses hat man von je her wahrgenommen. Pred. Salom. 8, 11. Cap. 9, 2. 3. Und hieraus hat man mit Grunde geschlossen, daß in diesem Leben überhaupt die rechte Zeit zur völligen Bestrafung der Uebertretungen noch nicht sey. In dieser Zeit plagen die Uebertreter die Kinder Gottes. Wird Gott diese nicht dereinst von jenen scheiden und retten, auch wieder erquicken; wo bleibt denn sein Grundverlangen der Vollkommenheit und die Wirkung seiner Gerechtigkeit? Kann er es auch zugeben, daß die Frommen von den Uebertretern in alle Ewigkeit geplaget werden? Man begreift hieraus, daß nach diesem Leben ein allgemeines Gericht Gottes zum Vorschein kommen, und die Uebertreter nach ihren bösen Verdiensten strafen, aber auch von den Verehrern und Freunden Gottes absondern werde. Diesen lezten Artikel erweist uns der Herr Hofrath Joachim Georg Darjes sehr gründlich in den Gedanken von der Stadt Gottes, § 85. Der Gewissenstrieb, wenn er sich in den Erdbürgern reget, giebt uns Anlaß, auch daraus unsere Lehre zu bevestigen und zu unterstützen. Aber wir können uns diesesmal bis dahin nicht ausbreiten. Wir wollen nur erinnern, daß die Bestrafungen der Uebertreter, welche in dieser Zeit nicht zur Vereinigung mit Gott umgekehret sind, an sich unaufhörlich seyen. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes erfordern es. Die Zeit, welche vor der endlichen großen Vergeltung der Handlungen der Freunde und Feinde Gottes hergeht, wird in der heiligen Schrift mit dem Lebensziele und mit der Aufhebung des Mittlerreichs beschlossen. Mit dem Tode eines jeden ist ordentlicher Weise das Gericht Gottes verbunden. Man setze auch den Fall, daß die Bestrafung der gestorbenen Uebertreter einmal wiederum völlig aufhöre, also, daß diejenigen, welche Gutes und Böses gethan, alsdann in einerley Zustand gelangen; so muß man auch damit diese Folgerung verbinden, daß alsdann eine Zeit komme, da das Gesetz Gottes oder ein Theil desselben ganz vergeblich und ohne allen Nachdruck seyn würde. Wer erkennet nicht, daß dieses der Vollkommenheit Gottes schnurstracks entgegen stehe? Sind die Rebellen Gottes einmal aus seinem Staate verbannet und von den Freunden Gottes abgeschieden: so ist zwischen beyden Theilen eine Kluft, ein großer Abgrund, vest gestellet, daß weder diese mehr aus ihrer Bevestigung des Geistes fallen, noch jene wieder unter diese gelangen können. Lucä 16, 26. Sind die Thüren des Gerichts einmal verschlossen, so werden sie zur Vereinigung mit Jesu nicht wieder geöffnet, Matth. 25, 10, 11, 12. Wäre es auch

der Weisheit Gottes gemäß, daß er den Raum der Wiederkehrung für die Uebertreter nach ihrer Phantasey ins Unendliche und durch alle Stufen der Ewigkeiten, aionon, ausgedehnet hätte? Vielmehr wird die Unaufhörlichkeit der Bestrafung der Rebellen Gottes, die itzt in der Stadt Gottes sind, und durch den Tod davon getrennet werden, in der heiligen Schrift mit den nämlichen Worten und Ausdrücken, wodurch Gottes Unaufhörlichkeit angezeiget ist, beleget. Man kann jedoch mit dem Arnobius auf die Gedanken fallen, daß gedachte unglückliche Rebellen ihre Wirklichkeit einmal verlieren. Aber lasset uns auch bedenken, was hieraus folge. Auf solche Weise würden solche Rebellen doch dereinst einigermaßen glückselig, denn sie hörten auf ihren unglückseligen Zustand zu empfinden. Würden sie nicht also das Gesetz Gottes seiner Kraft und seines Nachdrucks berauben? Man kann auch sagen, das jüngste und allgemeine Gericht Gottes sey zwar mit dem Schluß des Mittlerreichs Jesu verknüpfet; aber es könnte doch in diesem Gerichte auf das Zukünftige noch einigen Rebellen wegen vorausgesehener Wiederkehrung derselben eine Begnadigung, nach überstandenen langen Büßungen, zuerkannt werden. Jedoch sehe ich keinen Grund, wie diese Wiederkehrung möglich sey, wenn zuvor der Gebrauch aller Gnadenmittel des Mittlerreichs mit dem Mittlerreiche aufgehoben ist. Man wird den Satz wohl nicht behaupten wollen, daß man durch Büßungen der verdienten Strafen die Gnade Gottes verdienen und erwerben könne. Denn wir werden nicht durch Verdienst, sondern durch die Gnade Gottes, vermittelst der Heilsordnung, wenn man derselben fähig ist, gerecht und selig. Wir haben auch nicht Ursach, den ersten Christlichen Schriftstellern zu folgen, wenn sie in Bestimmung der Lehren den Ausspruchen der heiligen Schrift widersprechen. Man darf gegen uns nicht einwenden, daß doch alle Strafen die Besserung desjenigen, der gestrafet wird, zum Gegenstand haben; denn, wo diese innere Absicht der Bestrafung unstatthaft ist, wie bey denen, welche lebendig verbrannt werden, daselbst findet doch noch die äußere Absicht ihren Platz. Es können durch die Bestrafung der Rebellen andere veranlasset werden, welche das Böse als böse erkennen und verabscheuen, sich vollkommener zu machen, und insonderheit durch die gerechte Bestrafung derjenigen, welche in der Verübung des Bösen ihr Vergnügen immer gefunden, und sich durch die schwersten Strafgerichte Gottes davon nicht zurück ziehen lassen, sich in dem Vorsatze Gutes zu thun zu bestärken, wie auch die Gerechtigkeit Gottes zu preisen. Offenb. 15, 3. 4. Cap. 16, 5.

Cap. 19, 2. Man wendet dies dagegen ein, die Frommen müssen ihren Schuldigern alle ihnen bewiesene Uebelthaten vergeben. Ich antworte, sie müssen zugleich die Rache dem Höchsten heimstellen; und es ist nicht erlaubet, daß sie, wenn sie ganz unschuldig und sanftmüthig sind, Rache von Gott fordern. Offenb. Joh. 7, 10. Die Rebellen sündigen ja dadurch wider Gott und wider ihr eigen Heil. Sie entfernen sich immer weiter in ihrer Rebellion wider Gott von dem Wege zu ihrer Glückseligkeit und von dem Gesetze Gottes. Sie sind noch dazu über ihre Uebelthaten, wie die zu Sodom, fröhlich, und bewundern ihren eigenen Witz, welchen sie ungesetzmäßigen Ausübungen anlegen. Titius, ein Alchymist, verliebte sich in seine Betrügerey. Er machte Kugeln aus Pulver des Silbers und Kupfers, und verkaufte sein Geheimniß für 4000 Reichsthaler dem witzigen S===. Wenn er selbst Gold in dem Schmelztiegel daraus hervorbrachte, so hatte er so viel Goldpulver zur Hand, welchem er einen fremden Namen gab, als nöthig war, Gold daraus hervor zu bringen. Er nahm Abschied und gieng auf Eisenach. Herr S=== fand sich betrogen. Er folgte dem Alchymisten nach Eisenach. Als dieser einen reichen Einfaltspinsel am Stricke hatte, gieng jener vor der Thür vorbey, und war entschlossen, den Alchymisten aufzusuchen. Dieser rief ihn in das Haus seiner neuen Kunde. Herr S=== setzte sich in der Gesellschaft nieder. Der Alchymist rühmte, wie er diesen glücklich gemacht hätte. Dieser sagte, ich kenne sie nicht; winkte jedoch dem Alchymisten mit den Augen, sich zu entfernen. Der neue Kandidat fragte hierauf, als der Alchymist sich weggemacht hatte, ob dieser das Geheimniß erkauft und gut gefunden hätte, welches 12000 Reichsthaler kosten sollte. Ja, sprach der Fremde, es ist ergiebig. Ich habe zwar nicht so viel dafür bezahlt; aber ich würde, wenn ich sofort mit großen Kapitalien versehen gewesen wäre, auch 16000 Reichsthaler nicht geschonet haben. Der Neugeworbene gieng hinaus, um sich zu bedenken. Er trat wieder herein. Herr S=== kündigte dem Betrüger an, er begehrte seine 4000 Reichsthaler zurück, oder er müsse seine Klage wider ihn einführen und den Kasten der 12000 Reichsthaler umstürzen. Geduld, ein wenig Geduld, sprach der Alchymist, innerhalb drey Tagen werdet Ihr eure 4000 Reichsthaler wieder bekommen. Ich muß von dieser Kunst leben. Verrathet mich nicht. Ich bezahle euch ehrlich. Die Sache blieb unverrathen. Der Reisende gieng mit seiner Summe nach Braunschweig zurück. Ein Goldmacher und ein großer Finanzenmeister kommen in vielen Stücken überein. Z.

und Z. spielten diese Rolle. Jenem fraßen die Hunde die Schinken aus dem Magazin, welche er bey Gelegenheit des Landgerichts gesammelt hatte; und dieser gerieth nebst der Fortpflanzung des Edelmannischen Abgrunds der Lehren in Küchentermine und zu bleyernen Füßen auf D. Garten. Solche Rollen spielen die Rebellen Gottes insgemein, so lange sie können, nicht anderst, als die vormaligen Oberoffiziers der Zigeuner. Sie plündern Land und Leute, betrügen die großen Herren, und sind den Fledermäusen gleich, welche aus den Schinken das Speck holen und die Schwarten dem Hausherrn zurück lassen. Soll man solche Pest unter Gottes Freunden suchen? Wo haben sie ihren Beruf und ihre Ausübung der Pflichten zur Aufnahme der Stadt Gottes? Einer derselben sagte mir: "Ja "wohl, hat Gott alle Dinge vorher gewußt, so ist es seiner Voll"kommenheit nicht gemäß, solche Creaturen zu erschaffen, von "welchen er vorher gesehen, daß sie durch ihre Schuld höchst "elend würden: daß er sie zur ewigen Höllenstrafe ver"stoßen müßte." So scheinbar dieser Einwurf auch immer ist, so gehöret doch zu der Thätigkeit Gottes, welche auf die Geschöpfe geht, nichts mehr, als daß solche Thätigkeit, actio transiens, mit den Vollkommenheiten Gottes nicht streite. Wer kann sich mit Grunde unterstehen zu sagen, daß die Bestrafung der Laster und geflissentlichen Betrügereyen mit den Vollkommenheiten Gottes im Widerspruche stehe? Sie ist vielmehr mit denselben nothwendig übereinstimmend und denselben höchst gemäß. Dies stritte wohl mit ihnen, wenn man vorgeben würde, Gott habe Creaturen erschaffen, in welchen sowohl das moralische Böse, als auch die Folgen desselben, schlechterdings unausbleiblich und durch lauter veststellende Gründe mit dem Wesen der Dinge verknüpft wären. Ich antwortete dies, und setzte hinzu: Dies ist es nicht, mein Herr, welches ich behaupte, oder jedesmal gründlich behaupten kann. Gott hat den Menschen recht und ohne Sünde erschaffen, (Pred. Sal. 7, 30.) und dieser hat die Verordnung Gottes fahren lassen, (Hos. 6, 7.) hat die Unfähigkeit zum Guten auf seine Nachkommen fortgepflanzt, und aus dem Safte des Stamms in die Ableger gebracht; jedennoch hat Gott nach seiner Barmherzigkeit hinlängliche Mittel dargelegt und kund gemacht, wie jeder Mensch dem Verderben entgehen und zur Vereinigung mit Gott gelangen kann, wenn er sonst einige Vernunft besitzt. Herr, ich bedaure eure Lebensart. Ihr seyd ein beständiger subtiler Räuber und Betrüger. Was wirds euch helfen, wenn ihr aller Welt Gut mit hinterlistigen Gaben fischet, und nehmet Schaden an

der Wohlfahrt eurer Seelen? Matth. 16, 26. Will man von den Höllenstrafen nichts wissen, so werden diese sich dennoch über die Rebellen Gottes dereinst einstellen.

§ 81.

In der Vereinigung mit GOTT wohnet die Ruhe der Seelen. Die heilige Schrift nennet diesen Zustand einen Frieden und eine Freude im heiligen Geiste, und das Reich Gottes, (Röm. 14, 17.) das ist, solchen Zustand, worin Gott von uns verehret, und sein heiliger Wille mit williger und unterthäniger Liebe zu demselben ausgeübet wird. Hieraus erwachsen in uns die Gedanken, daß diejenigen vernünftigen Geschöpfe, welche sich dem Gesetz Gottes entweder widersetzen, oder darauf nicht achten, außer der Vereinigung mit Gott stehen. Sie befinden sich entweder im schlafenden Zustande des zurechnenden Gewissens, worin die Unruhe des Gemüthes verborgen liegt, oder in wirklicher Unruhe der Seelen. Hat man ein gutes Gewissen, so ist die Seele ruhig; findet man dasselbe nicht in sich, so fehlet die Ruhe des Gemüthes, und das Herz ist kalt und gleichgültig gegen das Gesetz Gottes. Hat man ein böses Gewissen, weil man ohne oder wider das Gesetz Gottes gehandelt hat, so fühlt man eine Unruhe des Gemüthes. Da nun die Glückseligkeit der Erdbürger eine beständige Ruhe des Herzens ist, so kann man ohne Mühe daraus schließen, daß die Rebellen Gottes, welche nicht vor ihrem zeitlichen Tode zum Gehorsam gegen Gott wiederkehren, in beständiger Unruhe des Herzens schweben, und die Bisse, die herben Bisse ihres bösen Gewissens, empfinden, oder ein schlafendes Gewissen haben. In diesem Leben haben sie sich mit Geschäften, mit unmäßigem Essen und Trinken, mit Lustbarkeiten, mit einnehmenden und Reizungsvollen Gesellschaften, und durch die Abwechselung des Sinnlichen überladen, und das Gewissen eingeschläfert und im Schlummer erhalten. Der zeitliche Tod nimmt ihnen auf einmal allen diesen Sammelplatz und Stoff der sinnlichen Lüste weg. Sie hatten Zeit genug, ihre Seele auf diesen Augenblick einer so großen Veränderung einrichten zu lassen und sich dazu anzuschicken. Aber dieser Gegenstand war nichts Angenehmes, nichts Belustigendes. Sie zogen ihre Gedanken davon zurück, so viel sie immer konnten. Sie schmeckten zuweilen die Bisse des Gewissens; zogen aber bald durch allerley Geräusche des sinnlichen Vergnügens wieder eine düstere Decke davor. Der Herr von K. welcher seine Religion wider sein lehrendes Gewissen abgeschworen, und mit großen Irrthümern vertauschet hatte, gieng niemals ohne eingenommenen Jesuiterrausch zu Bette. Er ließ

sich rührende Romanen so lange durch seinen Diener vorlesen, bis er vom Schlafe überfallen wurde. Die Vorboten des Todes machen indessen zuweilen einen Strich durch den Schlummer des Gewissens. Achab* krümmet sich deswegen, und fängt an in einige Betrübniß zu sinken. Sein Sündenregister tritt ihm vor die Augen. Jesabel ruft alle Aerzte auf. Diese versuchen ihre Kunst. Gott hilft dem Achab wieder auf die Beine. Naboth verliert dennoch den Besitz seines Weinberges wider alles Recht. Die wahren Propheten und Gesandten des Höchsten müssen dennoch entfernt bleiben, oder, wenn sie gerufen werden, und die Wahrheit verkündigen, ins Gefängniß gehen. Die alte Gewohnheit ist in der Seele Achabs ganz mechanisch worden, und es erfolget keine Besserung. Hat er gar keine Brüder? Dies will ich nicht behaupten. Sollte man sich nicht billig bey Zeiten mit dem Tode und mit der Eitelkeit und Nichtigkeit dieses Lebens in eine genaue Untersuchung und Bekanntschaft einlassen? Sollte man die Umstände und Folgen desselben nicht in ernsthafte Erwägung ziehen? Sehet doch einen Kranken, der auf dem Bette seines Todes fast unbeweglich liegt, mit Aufmerksamkeit an. Seine Augen, die ihm bald geschlossen werden sollen, sehen weder Spektakels noch schöne Belustigungen mehr. Zum Lesen sind sie untüchtig worden. Sie sind auf einen Punkt gerichtet, und diesen können sie vor Mattigkeit nicht behaupten. Sie finden einen Vorhang von düstern Wolken, wenn sie sich öffnen; sie schwimmen in der Finsterniß, wenn sie sich schlaff zusammen halten. Den Ohren ist keine Erzählung mehr erträglich. Kein Schall der Tonkunst kann einiges Gefallen erzwingen. Der Reiz, welchen die niedlichsten Speisen den Nerven der Zunge veranlaßten, geht zu Grabe. Kein Glied will eine einzige angenehme Empfindung mehr zum Genuß darreichen. Hoheit, Würde, Ehre, Güter, und alle irdische Vergnügungen nehmen ihr Ende. Der Kranke hatte in seinem Leben seine Opfer nicht dem lebendigen Gott, sondern seinen verkehrten Lüsten, gebracht. Die Bestrebung nach der Freundschaft mit Gott hatte er den Armen und Dürftigen überlassen, als welche wenig oder nichts in der Welt besitzen, welches ihnen einen sinnlichen Trost gewähren kann. Die Geduld und Standhaftigkeit im Leiden hatte er denen zugeeignet, welche weder Macht noch Geld haben, ihre Feinde zu bezwingen oder bequem zu machen. Seine ärgsten Feinde, den häßlichen Geitz und die Quelle seiner herrschenden bösen Lüste, hat er niemals für seine Feinde gehalten. Kurz, der Kranke

*Man muß dies nicht als eine Geschichte ansehen.

stirbt und streckt sich. Dies und nichts mehr fällt mir in die Augen. Man betete vor seinem Bette, als er bald hernach vom Tode besiegt wurde. Ich weiß nicht, ob er so viel Kräfte der Seele noch gehabt, daß er daraus die Frucht erndten können. Aber dies weiß ich, daß seine Freunde gesaget, er sey als ein Held gestorben, er habe über den Tod triumphiret. Ich würde dies völlig glauben, wenn ich an ihm in seinem Leben gewisse Spuren wahrgenommen hätte, woraus es sich überzeugend zu Tage gelegt, daß er sich geübet hätte, ein gut Gewissen vor Gott und Menschen zu haben und zu behalten. Auch dieses weiß ich, daß ich sein Richter zu seyn nicht begehre. Nicht minder weiß ich dieses, daß sein ihm zu Ehren errichtetes Denkmal viel rühmliches von ihm zur Nachwelt erschallen lasse. Hierbey denke ich, o wie selig sind die, welche im Himmel ihr Denkmal haben! Die ins Buch des Lammes geschrieben sind! Dieses wissen wir, daß auf die Gewissenslosigkeit dieses Lebens eine unaufhörliche Unruhe in jener Welt erfolge, und daß dieselbe Unruhe des Gewissens nach dem Tode des Leibes ihren Anfang nehme. Ach, möchten wir doch eine Stunde mit Jesu wachen, und ein gutes Gewissen bewahren, wodurch wir zu unaufhörlichen Stunden der Glückseligkeit gelangen sollen! Kurz und nichtig ist alles, was uns auf der Erden ergötzen kann. Bleibt der Centner unser Gewinn, so wollen wir willig ein Quentin nicht höher als ein Quentin achten, und dasselbe nicht mit dem Werthe vieler Millionen belegen.

§ 82.

Wer wird noch zweifeln können, ob auch die Erdbürger ihre Freyheit misbrauchen, und sich dadurch ins Verderben stürzen können? Die Theilnehmung an dem Wege zur Unglückseligkeit rühret daher, daß man sich mit sich selbst nicht bekannt machet, und seine Kräfte und Neigungen kennen lernet: daß man die Heilsordnung nicht wissen oder nicht ausüben will: daß man in diesem zeitlichen Leben seine gewünschte Größe, sein angenehmes Vermögen, sein Wohl und seine Ergötzung suchet, dabey nicht selten Ungerechtigkeiten begeht, und durch die beständigen Bilder der irdischen Dinge den Vorstellungen der Bilder, welche sich auf den Zustand jener Welt gründen, den Eingang in die Seele gänzlich versperret. Fällt ihnen zuweilen ein heilsamer Gedanke ein, oder es wird ihnen das Wort des Herrn in die Seele gestreuet, so kann jener so wenig, als dieses, Wurzel gewinnen. Die flüchtigen Gedanken können sich nicht lange bey geistlichen Gedanken aufhalten. Der heilsame Gedanke wird verlöscht. Das Wort Gottes fällt unter die Dornen, so-

bald es auf solchen Acker ausgesäet wird. Hören sie dasselbe aus äußerlicher Verbindung, aus einiger Ehrsucht, oder aus Gewohnheit, so geben sie der Wirkung desselben keinen Platz. Sie vervielfältigen vielmehr ihre Gedanken, welche sie auf das Irdische gerichtet haben, und wovon sie beherrschet werden. Sie gehen hin unter den Sorgen, kleben an dem Reichthume und an der Wollust dieses Lebens, und ersticken die Tugend, und bringen keine Frucht des heilsamen Wortes. Luc. 8, 14. Darüber verfließen die Tage ihres Lebens, wie ein schneller Strom. Der Tod übereilet sie eher, als sie ihn vermuthen. Sie haben noch nicht so viel Zeit erübrigen können, daß sie die Quelle des Bösen in sich verstopfet, die Kraft des Geistes erworben und dagegen gesetzt, sich mit Gott vereiniget, und auf die wahre Glückseligkeit ernstlich gedacht hätten. Sie empfinden zuweilen eine Rührung des Gewissens. Aber sie halten sich nicht lange dabey auf. Das Innere des Christenthums kommt ihnen allzu traurig und einsam vor. Felix ist bekannt genug. Dieser Landpfleger der Römer im jüdischen Lande hörte wider seine Erwartung den Paulus, den berühmten Gesandten Gottes, von dem Glauben an Christum, von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit und von dem zukünftigen Gerichte reden. Das Gewissen regte sich in der Seele des Felix. Seine Uebertretungen und Busensünden waren getroffen und gezeichnet. Seine Gemahlin Drusilla war eine Jüdin, welcher die Lehre vom Meßia bekannt war. Die Landpfleger waren Blutigel der Provinzen. Felix insonderheit hatte in der Ungerechtigkeit und der ausschweifenden Galanterie etwas Vorzügliches. Was konnte er sich hierüber von der Gerechtigkeit Gottes versprechen? Er erschrack, (Apost. Gesch. 24, 25.) und erholte sich bald wieder. Sein Geist war im Bösen schon so bevestigt, als eine Damascener Klinge des Schwerdtes in ihrer einmaligen Richtung. Beuget man sie zur Seite, und der auswärtige Druck entfernet sich wieder, so springt sie sofort wieder in ihren vorigen Stand. Felix ließ seinen Geiz und ungerechte Habsucht nicht fahren. Er meynte, die Verehrer der Lehre Jesu des Meßiä würden eine ansehnliche Summe Geldes zusammen stoppeln und den Apostel auslösen. Deswegen ließ er diesen Paulus oft zu sich kommen. Dies ist das ächte Bild eines Weltmanns, welcher noch nicht ganz fühllos geworden, und dennoch nimmer zur fruchtbringenden Erkenntniß der Wahrheit und zur Freundschaft mit Gott gelanget. Wir wollen den Epikur folgen lassen. Wir müssen hernach auch zween Erdbürger auf ihrem Wege zur Glückseligkeit begleiten. Der erste ist ein Christ; der andere ist

ohne sein Verschulden außer der Erkenntniß der Christlichen Religion, und bedienet sich des Lichts, welches er erreichen und anwenden kann.

§ 83.

Wir müssen billig den Epikur und seine Lehre kennen lernen, weil seine Schüler noch nicht ausgestorben sind: weil ihnen der Apostel Paulus eine denkwürdige Ermahnung zu Athen gegeben: und weil er einen Weg und Genuß der Glückseligkeit vorlegte, welcher den Leidenschaften der Menschen so angenehm fiel, als das Recht der Natur des Hofrath Schmaus, der demselben jedoch vor seinem Lebens Ende noch rühmlichst entsagte. Griechenland hatte schon den Pythagoras, den Sokrates, den Plato und Aristoteles, gehöret. Zeno, der Stifter der Stoischen Sekte, war jünger, und hatte sich vielen Beyfall erworben. Es fiel dem Epikur nicht ein, die Lehrsätze der vorhergehenden Weltweisen ganz zu verändern. Er fieng, wie sie, damit an, daß er erkannte, der Mensch liebe sich nothwendig selbst und verlange glückselig zu seyn. Jedoch erklärte sich Epikur hierüber also, daß er den Umfang dieser Glückseligkeit in die Schranken des gegenwärtigen Lebens setzte. Er überhob sich und seine Anhänger also einer gewissen Mühe. Die vorigen Weltweisen lehrten, daß die Seelen der Menschen unsterblich seyen, und daß die Glückseligkeit des Menschen in das Leben der abgeschiedenen Seelen und in jene Welt vornehmlich gehöre. Demokritus und die Weltweisen der Celten und nördlichen Völker der Erde setzten noch die gewisse Hoffnung der Auferstehung der gestorbenen Leiber dazu. Die Weltweisen der Griechen, welche den Preis behielten, dehnten sich bis dahin nicht aus, weil sie aus den Gründen der Vernunft so weit nicht fortschreiten konnten. Wenn sie den abgeschiedenen Seelen subtile Leiber gaben, meynten sie, ihre Lehrgebäude hinlänglich erreichet zu haben, zumal die abgelegten Körper der Menschen in Ansehung der meisten Theile in die Nahrung der folgenden Menschen verwandelt und herum gesetzt werden. Ob nun gleich dieser Gedanke die Lehre von der Auferstehung der Todten nicht aufzuheben vermag, weil ja die subtilsten Grundstoffen durch eine gewisse Ordnung Gottes besonders verwahrt bleiben könnten; so gaben doch die berühmtesten Weltweisen der Griechen diese Hoffnung auf, und bekamen sogar die Sadducäer zu Verehrer und Vertheidiger ihrer Meynung. Aber darin kamen sie überein, daß der Zustand jenes Lebens mit dem Zustande dieses oder des vorhergegangenen Lebens in richtiger Verbindung stehen würde, und daß die abgeschiedenen Seelen das Bewußtseyn ihrer guten oder bösen

Handlungen, nach der Abtrennung des Leibes, zum Leben jener Welt mit sich nehmen müßten. Ihr Lehrbegriff faſſete die Unsterblichkeit der Seelen und die Vorsehung Gottes über die Welt in sich, ob sie gleich sonst die Schöpfung aller daseyenden Dinge aus einem Nichts oder dem Zustande der puren Möglichkeit nicht begreifen konnten, oder wenigstens zu lehren offenbar Bedenken trugen. Epikur sahe hergegen die Lehre von dem fortdauernden Gewissen, von der Unsterblichkeit der Seelen, von der Regierung Gottes und von der Beförderung der Glückseligkeit, im Zustande nach dem abgelegten Leibe, als schwer und beschwerlich an. Er brach dadurch einen vortreflichen Bewegungsgrund zur Ausübung der Tugend ab, und liebte den Schatten der Tugend. Vielleicht hatten ihn die Schulstreitigkeiten der damaligen Philosophen in diese Leichtsinnigkeit gesenket. Ueberhaupt aber leuchtet es aus seinem Lehrgebäude durchgehends hervor, daß er im Denken und Schließen nicht scharfsinnig, noch durchdringend, vielmehr aber ein Freund der Gemächlichkeit und wunderbarer Einbildung gewesen. Er behielt zwar den wesentlichen Grundsatz, daß der Mensch sich selbst liebe und gerne glücklich seyn wolle; allein, er nahm den Zufall, Hazard, zum Grunde, und die Wollust zur Begleiterin an. Er erkannte weder eine Vorsehung, noch eine beständige Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern setzte die Glückseligkeit in den Genuß der Vergnügungen dieses Lebens, und machte die Liebe zum Wohlleben zur Triebfeder aller Tugend. Um sich und andere desto mehr hievon zu überreden, schrieb er den Göttern, welche er doch nicht ganz wegräumen wollte, eine Glückseligkeit zu, die sich in einer beständigen Gemächlichkeit und in einer allgemeinen Unthätigkeit erhalten müßte. Aus diesem Grunde konnte er erweisen, daß die Menschen in einer ähnlichen Gemächlichkeit ihre Vergnügung und Glückseligkeit setzen müssen. Er legte den gewissenlosen Seelen ein sanftes Polster unter das Haupt. Er lehrte, daß sich die Götter in die menschlichen Sachen nicht mischten, und weder das Gute belohnten noch das Böse bestraften, weil sie nicht begehrten, ihrer Ruhe und Glückseligkeit Abbruch zu thun. Er verwies es denen, welche eine Vorsehung glaubten, daß sie der Gottheit ihre Begriffe von Liebe und Haß, von Belohnungen und Bestrafungen, zueigneten. Man sollte sich schier überreden können, daß diese Sittenlehre einen allgemeinen Eingang gefunden hätte. Aber die Obrigkeit, der Soldatenstand, der Hausstand, welcher fleißige und gewissenhafte Arbeiter erfordert, auch selbst die tiefdenkenden Geister, fanden in dem Lehrbegriffe des Epikurs viele

Hindernissen, wodurch die Pflichten der Menschen in diesem Leben aufhörten oder matt wurden; Pflichten, sage ich, ohne welche das gesellschaftliche Leben der Menschen weder bestehen, noch sich behaupten kann. Es bleibt wahr, daß die Menschen, welche sich der Einbildungskraft und ihrer uneingeschränkten Selbstliebe überlassen, sich einen Gott bilden, welcher sich am besten zur Aehnlichkeit mit ihnen reimet. Epikur machte es nicht anders noch besser. Er eignete der Gottheit seine Begriffe zu. Er meynte, die Gottheit dächte, wie Epikur. Er bildete sich ein, daß Gott die Welt weder habe erschaffen noch regieren können, ohne sich deswegen viele Mühe zu machen. Dies sind Begriffe, die von einem Könige abgeleitet sind, welcher die Last der Regierung fühlet und scheuet; aber keine Begriffe für die Gottheit, welcher die Welt durch seine unendlichen und vollkommenen Eigenschaften ohne Mühe in höchster Seligkeit regieret. Den Ursprung der Welt und aller Wesen leitete Epikur von nichts anders, als von der Vereinigung der Bewegung und dem Stoße der Stäubchen her. Hiervon sind, wie er meynte, die Glückseligkeit und Unsterblichkeit der Götter entstanden. Daher sind die Empfindungen, Gedanken und Schlüsse der Menschen entsprungen. Daher haben die Formen der Elemente, die Zeugungen der Arten und die Ordnung aller Dinge im Himmel und auf Erden ihren ersten Anfang. Den Menschen hielt er für einen Zusammenfluß von solchen Stäubchen, die durch einen glücklichen Zufall, Hazard, also in einander gerathen wären, und die nach einer gewissen Zeit wieder aus einander gehen müßten. Die Seele selbst schien ihm ein solches Gewebe von sehr subtilen Körperchen zu seyn, die sich in unserm Körper ausbreiteten, wie die Seele etwa in des Amos Comenius bekanntem Buche, Orbis pictus, gemahlet steht. Die Seele besteht, wie Epikur lehrte, aus Stäubchen, welche die Natur der Luft und des Feuers haben: und wie diese Stäubchen ihre Lage kehren und verändern, so wird der Mensch entweder gesund oder krank, glückselig oder unglückselig, und so lebet er entweder fort, oder er stirbt. Hierauf beruhet das Schicksal aller Theile des Menschen und der menschlichen Natur, wenn die Lehrsätze des Epikurs gelten. Epikur tröstete sich und andere damit, daß der Tod so viel als nichts sey, und daß dies zum großen Vortheil der Menschen gereiche, daß die Seele sterblich sey, weil durch diese Lehre die Menschen in diesem Leben desto ruhiger und zufriedener gemacht würden. Die Ruhe oder Wollust ist, wie er meynte, das höchste Gut, und der Schmerz das höchste Uebel. Er lehrte, man müßte jene suchen und diesen vermei-

den, wenn es auch gleich wider die Gesetze geschehen sollte. Aber wo bleibt in diesem Raume des Lehrbegriffs noch ein Plätzgen für die Tugend übrig? Epikur vernichtete alle Bewegungsgründe der Tugend, und setzte in ihre Stätte die Empfindungen und Leidenschaften dieser Zeit. Er tröstete die, so Schmerzen empfanden, dadurch, daß ein heftiger Schmerz, sobald er die höchste Stufe erreichte, aufhörte; und daß die geringern Schmerzen nicht viel zu sagen hätten, weil sie bald vorüber giengen. Er wollte doch auch einen Schattenriß der Sittenlehre geben. Er behauptete, man könne nicht glücklich leben, ohne klug, ehrbar, gerecht, u. s. f. zu seyn, weil man sonst in die Strafe des Gesetzes fallen und sein Glück verwahrlosen würde. Dies ist eine sehr allgemeine Sittenlehre, welche auch die Diebe und Räuber zu schätzen wissen, und dieserwegen so fein zu Werke gehen, daß man sie nicht greifen noch strafen soll. Ich begehre meine Abbildung von dem Epikur weder vor dem Richterstuhle des Peters Gassendi zu vertheidigen, noch auch aus dem Wörterbuche des Peter Bäls beurtheilen zu lassen. Ich habe meine Abbildung aus den Schriften des Epikurs und den unpartheyischen ältesten Nachrichten hergeholet. Man hat von Epikur vier Briefe, eine ziemliche Menge Sentenzen, das Bild des Weisen, und ein Testament. Hieraus muß man den Lehrbegriff Epikurs lernen und beurtheilen. Dies hat der Abt Batteux nicht allein sehr wohl begriffen, sondern auch daraus das wahre und ächte Lehrgebäude der Sittenlehre des Epikurs aufgeführt. Der Verfasser des Buches, welches wir die Weisheit Salomons nennen, führt einen Epikuräer also redend ein: "Es ist ein kurz mühselig Ding um unser Leben, und wenn ein Mensch dahin ist, so ists gar aus mit ihm: so weiß man auch keinen nicht, der aus dem Zustande nach seinem Tode wieder gekommen sey. Ohngefähr (durch den Zufall, par hazard,) sind wir gebohren, und wir fahren dahin, als wären wir nie gewesen. Denn das Schnauben in unserer Nasen ist ein Rauch, und unsere Rede ist ein Fünklein, das sich aus unserm Herzen regt. Wenn dasselbe verloschen ist, so ist der Leib dahin, wie eine Loderasche; und der Geist zerflattert, wie eine dünne Luft; und unsers Namens wird mit der Zeit vergessen, daß niemand unsers Thuns gedenken wird. Unser Leben fährt dahin, als wäre eine Wolke da gewesen, und zergehet wie ein Nebel von der Sonnen Glanz zerrieben und von ihrer Hitze verzehret. Unsere Zeit ist, wie ein Schatte dahin fähret: und wenn wir weg sind, so ist kein Wiederkehren; denn es ist vest versiegelt, daß niemand wiederkehre. Wohl her nun, lasset uns wohl leben, weils

da ist, und unsers Leibes brauchen, weil er jung ist.—Denn sie haben die Hoffnung nicht, daß ein heilig Leben belohnet werde, und achten der Ehre nicht, so unsträfliche Seelen haben werden." Dieser Lehrbegriff ist sehr alt, und den sinnlichen Lüsten der wollüstigen Menschen gemäß. Salomon ließ mehr als zwölf Philosophen in eine Gesellschaft, worin man den Weg zur Glückseligkeit bestimmen sollte, zusammen treten. Ihre Bescheide und Antworten stehen im sogenannten Prediger Salomons. Der zehente darunter, dessen Meynung VIII. 16. 17. IX. ganz, X. 1=4. geschrieben steht, äußert fast alles, was Epikur nachher gelehret hat. Epikur lebte übrigens gesellig und bürgerlich. Er führte sich besser auf, als er philosophirte. Oeffentlich bezeigte er sich strenge, um das Ansehen eines Philosophen zu behaupten; in geheim war er ziemlich ausgelassen und lustig, überhaupt aber ein Feind aller Unmäßigkeit, Unruhe und Mishelligkeit. Er lebte sehr freundschaftlich, und sein Gartenhaus, wo er lehrte, war mit vielen Genossen und Freunden beständig angefüllet. Sein Leib war schwach, und seine geringen Kräfte litten nicht, daß er die Wollüste, welche durch die Bewegung ausgeübet werden, ins Werk richtete. Er war ehelos, oft krank, wurde vom Blasensteine geplaget, und starb auch endlich an dieser Beschwerung. Er lebte diesemnach weit besser, als unsere heutigen Epikuräer. Aber seine Bewegungsgründe waren weder von der Unsterblichkeit der Seelen, von den Belohnungen Gottes, von der Vorsehung, von der Auferstehung der Todten, und dem allgemeinen Gerichte über die Erdbürger, noch von der Herrlichkeit jenes Lebens hergenommen. In seinem Lehrbegriffe war nichts von der Vereinigung und von der Freundschaft mit Gott anzutreffen. Man muß demnach seinen Lebenswandel allen Geizigen und eifrigen Ehrenschnappern vorziehen. Denn diese schweben in der größesten Unruhe. Epikur hergegen setzte seine einzige Glückseligkeit in die Vermeidung der Unlust, die sich vermeiden läßt, und suchte sein Vergnügen in der Geselligkeit und solchem Gebrauch der Lebensmittel, welcher keine Unlust zeuget oder hinter sich her ziehet. Die Fresser, Säufer, Schlemmer, Hurer und Ehebrecher sind weit häßlichere Geschöpfe, als Epikur, und sind des Namens der ersten Epikuräer noch lange nicht würdig. Man kann jene aber auch unter die Thiere nicht rechnen. Denn diese folgen dem Naturtriebe, und leben außer dem Umgange mit Menschen in einer gewissen Ordnung und Mäßigkeit. Mit den bösen Geistern können sie noch weniger verglichen werden. Wir wollen sie demnach den Abschaum der Unarten des menschlichen Geschlechts nennen.

Denn wo hat man jemals wahrgenommen oder gelesen, daß die auf Abwege gerathene Engel ganze halbe Jahre Erdfrüchte gefressen, dreyßig Arten Weine gesoffen, und dazu ein Vierteljahr geschlafen hätten? Jedoch habe ich daran nicht gedacht, daß sie ihrer Landesherrschaft, wie einige sagen, dadurch viele Ehre gemacht und bewiesen haben. Hätten sie dem Staate nicht weit mehr Gutes erwiesen, wenn sie durch Beschäftigung und anständige Arbeit Geld ins Land gezogen, und weniger Geld für Eßwaaren und Weine hinausgeschleudert hätten? Was bringen die Exempel des Müßigganges und der Unthätigkeit nicht für üble Folgen im Staate? Jedermann will nach seiner Art gleichfalls herrisch leben, und mehr verzehren, als er erwirbt. Daraus erwachsen Diebereyen, Kummer und Hunger, wie auch endlich das Verderben ganzer Länder.

§ 84.

Man rühmet den Epikur als einen Freund der Freundschaft. Wir müssen diesen Artikel näher beschauen. Die Freundschaft mit Gott ist die Quelle der gerechten und heiligen Freundschaft der Menschen unter einander. Der Freund Gottes erkennet ganz überzeugt, daß Gott alle Menschen hervorgebracht, daß er ihnen den Erdboden zum Gebrauch und zur Nutzung gemeinsam übergeben habe, daß er zu ihrer Versorgung und Erhaltung alles, was dazu dienet, verschaffe, auch sogar zu ihrem irdischen Vergnügen nicht wenig darlege und schenke, und nicht minder die Triebe und Kräfte dergestalt austheile, daß die Neigungen der Menschen sich also thätig zeigen, daß alle Geschäfte getrieben werden, wodurch die Bedürfnisse der Menschen herbeygebracht, aus einer Hand in die andere gehen. Gott läßt seine Sonne über die Bösen und Guten aufgehen, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Matth. 5, 45. Aller Augen warten auf ihn, und er giebt ihnen ihre Speise zu seiner Zeit. Er thut seine milde Hand auf, und sättiget alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Ps. 145, 15. 16. Dadurch leget Gott die Bezeugung seiner liebreichen Vorsorge allen Menschen dar, daß er ihnen insgesamt viel Gutes thut, vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten giebt, und ihre Herzen mit Speisen und Freude erfüllet. Apost. Gesch. 14, 17. Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott erschaffen? Malach. 2, 10. Giebt er nicht jedem Menschen allenthalben das Leben und den Othem? Ist ers nicht, welcher es also geordnet, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlecht auf dem ganzen Erdboden wohnet, daß sie ihn suchen und finden sollten? Apost. Gesch. 17, 25. 26. 27. Hieraus kann ein jeder ermessen, daß

alle Erdbürger Brüder sind. Denn sie haben alle Einen allgemeinen Vater über alles, und Einen gemeinsamen Stammvater auf Erden. Sie stehen unter einem höchsten Monarchen, und sind sämmtlich Bürger und Mitbürger der großen Stadt Gottes im Reiche der Natur. Setzen wir unsere Gedanken ferner ins Reich der Gnaden fort, so nehmen wir wahr, daß Jesus, unser Heiland, die Versöhnung und der Fürsprecher sey, welcher für alle Menschen das Gesetz erfüllet, für alle Erdbürger den Tod geschmecket, und auch für die, welche sich feindlich gegen ihn bewiesen, Thränen vergossen und gebetet habe. Wir wissen, daß die Gnadenmittel nicht allein allen erworben seyn, sondern ihnen auch angeboten werden, und zu diesem Ende der heilige Geist dadurch an die Herzen klopfe, und ihnen im Gewissen zu erkennen gebe, daß er sie in gewisser Ordnung zur Glückseligkeit ziehen wolle. Das Gesetz Gottes, sofern man dasselbe aus dem Lichte der Natur erkennet oder erkennen kann, ist von der Lehre der Pflichten, welche die heilige Schrift lehret, nicht unterschieden, obgleich in der Schrift alles deutlicher aufgeklärt, und mit neuen Bewegungsgründen, aus dem Erlösungswerke, unterstützet ist. Selbst die heilige Schrift ist der Leuchter mit den brennenden Lichtern, welcher allen Erdbürgern dargestellet ist, und woran Einer derselben so viel Recht hat, als der Andere. In diesem Verhältniß des Gnadenreichs sind abermal alle Erdbürger als Genossen und Brüder anzusehen. Sie begreifen hieraus, daß sie nach dem Exempel Gottes und Jesu aller Menschen Heil ernstlich nach Vermögen und in ihrer Ordnung begehren und befördern sollen: daß Gott ein Menschenfreund sey: daß wir die Güte hoch preisen, und uns um Gottes Freundschaft, um sie zu überkommen oder zu bewahren, bemühen sollen: daß wir die übrigen Erdbürger, auch unsere Feinde, lieben, und nicht allein von Herzen lieben, sondern auch ihnen nach Vermögen und nach dem Maaße der Selbstliebe, der vernünftigen Selbstliebe, wohlthun, ihrer Ehre beförderlich seyn, und allen Schaden von ihnen abwenden sollen. Auf diese Weise vereinigen wir unsere Absicht mit ihrem Heil und sind ihre Freunde. Treten sie in gleiche Absicht, so ist die beyderseitige Freundschaft sofern richtig und wahrhaftig. Hieraus erwächst die Willigkeit, gern dasjenige zu verzeihen, worin unsere Feinde gegen uns irren und fehlsame Schritte verüben. Diese Freundschaft wird aber noch reiner und besser, wenn die Freunde in der Freundschaft mit Gott stehen, und sich dieserwegen Mühe geben, allen Beytrag zur Erlangung der ewig dauernden Glückseligkeit wechselsweise zu befördern und für die Erhaltung des Leibes Jesu, seiner

geheiligten Gemeine auf Erden, wenn es die Noth erfordert, den von Gott aufgelegten Antheil des Leidens geduldig zu übernehmen und zu tragen. Diese geheiligte Bruderliebe und Freundschaft der Gottesbürger und Genossen seines Hauses ist ein Kennzeichen, daß wir die durch Jesum erworbene Gnade angenommen und das geistliche Leben besitzen. "Denn wir wissen, "daß wir aus dem Tode in das Leben gekommen und herüber "gegangen sind, weil wir die begnadigten Brüder lieben. Dar- "an haben wir die Liebe erkannt, daß Jesus sein Leben für uns "gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder "lassen." 1 Joh. 3, 24. 26. So weit erstreckt sich die Freundschaft der Philosophen nicht. Denn wann haben diese sich bereit gefunden und dargeboten, ihr Leben für die Besorgung der Wohlfahrt ihrer Schüler und anderer Menschen in schweren und erfordernden Umständen dahin zu begeben? Wann hat ihre Lehre dazu Kraft und Herz dargereichet? Man kann eher gedenken, daß die Freundschaftspflicht der Hausgenossen Jesu, wenn sie das Leben für ihre Brüder lassen, über die Verordnungen Mosis und des Lichts der Vernunft steige, als daß sie zu geringe sey, und an die Freundschaft, welche Epikur lehrte und lobte, nicht reichte. Von der äußersten Freundschaftspflicht, sein Leben für die Brüder zu lassen, hat Herr Johann Georg Olbers also gehandelt, daß ich nicht nöthig habe, mich in dieses Feld zu begeben. Dies will ich nur hinzusetzen, daß rechtschaffene Christen ihre Pflichten des bürgerlichen Lebens nicht hintansetzen, sondern vielmehr dem Staate suchen, so viel das gute Gewissen leidet, nützlich zu seyn. Denn sie arbeiten mit stillem Wesen, auf daß sie ihr eigen Brod essen, und noch etwas übrig haben, um solches denen Dürftigen mitzutheilen. 2 Thess. 3, 10. 1 Thess. 4, 11. 12. Sie halten ihre Zunge im Zaume, daß sie nichts Böses und Nachtheiliges reden. Sie zähmen ihre Lippen, daß sie nicht trügen. Sie thun Gutes. Sie suchen Frieden und jagen ihm nach. 1 Petr. 3, 10. 11. Sie verehren die Obrigkeit, und sind unterthan den Verordnungen derselben. Sie verstopfen durch Wohlthun die Unwissenheit und Unvernunft der thörichten Menschen, Cap. 2, 13. 14. 15. Sie versäumen in ihrer Bruderliebe niemals die allgemeine Menschenliebe und Bruderliebe. 2 Pet. 1, 7. 1 Cor. 5, 10. Sie suchen die bürgerlichen Stände des Staats nicht aufzuheben, (Titum 2, 9. 10.) und lassen sich in keine Rebellion gegen die Landesherren ein; sondern beten für dieselben (1 Tim. 2, 1. 2.) und leiden lieber Unrecht, als daß sie Unrecht thun. Sie finden in der Freundschaft mit Gott und ihrem Heilande eine Ruhe der Seelen, durch

die Uebernehmung der heilsamen Lehre, durch die Vergebung ihrer Sünden, und durch die Nachfolge des Lebens Jesu, durch einen heiligen Gehorsam gegen Gottes Willen, durch Sanftmuth und herzliche Demuth. Matth. 11, 29. Es ist ihnen sehr schmerzlich, wenn sie die Brüder ihrer Natur in einem Zustande erblicken, welcher dieser Ruhe und Erquickung ermangelt. Röm. 9, 1. 2. 3. Sie sind bemühet, daß sie ihre Mitbrüder der Natur auch in diesen Zustand setzen mögen. Und dazu wenden sie auch ihren eingezogenen und vorsichtigen Wandel an. 1 Petr. 4, 1. 2. Cap. 2, 12. Matth. 5, 16. Dies ist der Sinn Jesu. Also sind die rechtschaffenen Christen beschaffen. Man versündiget sich an der Lehre Jesu und der Heilsordnung Gottes, wenn man sich nicht zu sagen scheuet, daß Epikur mehr von der Freundschaft gelehret, als Jesus, und eine bessere Ausübung der Freundschaft zu Stande gebracht habe, als Jesus und seine Gesandten. Der Graf von Schaftesbury und Collins haben dies vorgeben wollen. Sie sagen, die Sittenlehre Jesu fordere von uns nicht die Pflicht der Freundschaft, wenigstens dasjenige nicht, was darin hoch und edel ist. Sie ziehen in diesem Artikel den Epikur unserm allerheiligsten Erlöser vor. Sie wollen behaupten, daß Epikur vornehmlich auf die Freundschaft, als die göttlichste Wirkung der Tugend, ausnehmend gedrungen, und eben dadurch seine Schule viele hundert Jahre hindurch, und länger, als alle übrige Stifter der übrigen Sekten unter den griechischen Weltweisen, erhalten habe. Wer die Pflichten der Christen und die Quelle ihrer Tugend nur ein wenig von ferne gesehen und erkennet hat, der wird gern gestehen, daß die Christen, die Jünger Jesu, nicht allein zur edelmüthigsten Freundschaft von ihrem Lehrer ermahnet, sondern auch mit den vortrefflichsten Bewegungsgründen unterstützet seyen. Sehet doch die große Kraft dieser Bewegungsgründe ein. Sie sind allbereit dargelegt worden. Erwäget den ächten Begriff von Gott und seiner allgemeinen Güte gegen die Erdbürger. Wo findet ihr diesen in Epikurs Lehrbegriffen? Betrachtet die große Liebe Gottes und unsers Seligmachers gegen die mit Uebertretungen beschwerte Menschen. Findet ihr auch ein Stäubchen davon in Epikurs Lehre und Leben? Bedenket das Band unserer Freundschaft mit den Brüdern der Natur und der Gnade. Jesus hat uns alle vom ewigen Verderben erlöset, und seine Gnadenkinder seiner zärtlichen Liebe gewürdiget, auf daß sie auch andere zum Lichte führen, und mit ihnen in reiner Vereinigung leben mögen. Wo trefft ihr dieses in Epikurs Lehren an? Bringt etwa der ihm so sehr beliebte Zufall dieses alles hervor? Epikur

hatte die sinnliche Ruhe und den Eigennutz zum Hauptzweck aller seiner Handlungen, der eine Art von Wollust war, ohne Sorgen in der Welt zu leben, und doch nichts weiter nach dem Tode zu hoffen, zum höchsten Gute gemacht. Armselige Ruhe! Aus solcher Absicht befahl er nur Freundschaften zu stiften. Aus solcher Absicht zog er seine Schüler vom Ehestande und von der Verwaltung der bürgerlichen Geschäfte ab. Aus solcher Absicht pries er ihnen die Bequemlichkeit des Lebens an. Eine dem Staate schädliche Lehre! Von Gottes Vorsehung und den künftigen Belohnungen wollte er nichts wissen. Wie konnte er denn die Menschen von der heimlichen Bosheit zurückhalten? Cicero und Plutarch haben demnach gründlich geurtheilet, daß kein Epikuräer zur wahren Freundschaft tüchtig sey.

§ 85.

Lasset uns auch das Bild eines Erdbürgers, der Gottes Freund ist, beschauen. Die Zuschauer finden dadurch eine reizende Veranlassung, sich damit zu vergleichen und nachzumessen. Man kann sich den Erdbürger in einer zweyfachen Gestalt vorstellen. Denn wir können den Fall setzen, daß er die geoffenbarte Ordnung des Heils in Händen und Herzen habe. Wir können uns aber auch den Fall denken, daß es Erdbürger giebt, welche dazu weder gelanget sind noch gelangen können, daß sie die heilige Schrift haben und ihre Handlungen darnach einzurichten vermögen. Es kann seyn, daß es Plätze des Erdbodens giebt, wohin kein Strahl des Lichts der Offenbarung dringt, und doch ein guter Gebrauch der Vernunft ausgeübet wird. Wir können uns auch Länder gedenken, wo man sich mit der Fähigkeit der Erkenntniß natürlicher Wahrheiten nicht beschäftiget, weil die Oberherren solche Erkenntniß hindern, oder die Christen solche häßliche Fußstapfen ihrer Räuberey und Habsucht blicken lassen, daß die Einwohner wider die Lehre der Christen einen Abscheu gefaßt haben. In Ostindien hatten die portugiesischen Lehrer des Christlichen Glaubens dadurch ihren Vortheil zu erhaschen gedacht, wenn sie die Heiden tauften und zu einigen äußerlichen Ceremonien gewöhnten, dabey aber nichts von der practischen Heilsordnung lehrten, noch die Getauften so weit unterrichteten, daß sie von den alten heidnischen Greueln aus Liebe zu Gott und zur Tugend zurück zu ziehen hätten begierig seyn können. Die Heiden, welche die portugiesische Sprache nicht verstanden, geriethen daher auf die Meynung, die Christliche Lehre bestünde in etlichen neuen Ceremonien, und in einer Anweisung zu einer Lebensart, welche ärger wäre, als alle heidnische Unreinigkeiten. Sie nahmen wahr, daß die portugiesi-

schen Christen nach einigen Stunden der Zusammenkunft im Tempel sofort in allem Muthwillen lebten, und unartigere Unarten ausübeten, als die Anhänger der heidnischen Lehrer, welche man Braminen nennet. Muß man es nicht auf die Rechnung sogenannter zahlreicher Christen rechnen, daß der Name Gottes und Jesu Christi unter den Heiden hin und her verlästert wird? Man kann zugleich hieselbst die Frage aufwerfen: Ob nicht ein großer Theil der Christlichen Lehrer mehr für die Eigenliebe und für die Ersättigung derselben bemühet seyen, als für die Beförderung der Glückseligkeit ihrer anvertrauten Seelen? und ob man nicht in ihrer Aufführung einen ausgedehnten Grund der Gefahrlosigkeit ihrer Gemeinen mehr als einmal antreffe? Jedoch hoffe ich zu Gott, daß rechtschaffene Christen sich selbst um ihre Heilsordnung und um ihre eigene Glückseligkeit bekümmern, auch zu dem halten, welcher gesagt hat: "Ich "bin der Weg, die Wahrheit, und das Leben."

§ 86.

Der Weg zur Freundschaft mit Gott wird von vielen Hindernissen in Ansehung der menschlichen Gemüther befreyet, wenn die Geburt und die Erziehung der Erdbürger die Vortheile hat, welche in diesem Leben möglich sind. Kömmt nachher eine gute Nachforschung und Ueberlegung des Erdbürgers dazu, die sich mit dem Genuß der Gnade Gottes und einer fruchtbaren Ausübung der Tugend im Wandel vor Gott vereinbaret und in solcher Vereinigung erhält, so schiffet man mit gutem Winde, und wird auch in allen Wettern seinen Lauf nicht verlieren auf dem Strome, welcher in die immerdauernde Glückseligkeit fortfließt. Christfried war so beglückt, daß er gottselige Eltern hatte, welche sich in ihrem willkührlichen Thun und Lassen niemals des Gedankens, daß der heilige, gerechte, weise und gütige Gott jederzeit gegenwärtig sey, entschütteten. Sie lebten zugleich sehr mäßig, und schämten sich des Fleißes in der Arbeit nicht, welche ihrem Stande gemäß war. Die Mutter lag nicht zur Zeit ihrer Schwangerschaft beständig auf dem Polster, nahm dünne Getränke und aß nicht zur Kützelung der Zunge, sondern zur Ueberwindung des Hungers. Ihre Bewegungen waren weder heftig noch beschwerend. Sie hob dabey die Hände niemals höher, als ihre Augen gestellet waren. Sie gebahr ihren Sohn mit leichten Schmerzen. Sie flößete ihm mit ihrer eigenen Milch die Mäßigkeit und einen Nahrungssaft ein, welcher sich zu dem zarten Gebäude ihres Kindes schickte. Ammen waren ihr deswegen unangenehm, weil sie sich zu mästen pflegen, da sie außer arbeitsamen Gedanken und Ueberlegungen

stehen, sich zur Geilheit geneigt finden, und eine Milch geben, welche mehr Nahrung führet, als der zarte Leib des Kindes erfordert. Man bewahret sie sehr vorsichtig vor allem Zorn und Verdruß. Darüber werden sie herrisch und trotzig. Fällt ihnen in solchen Umständen etwas Rauhes und Widriges in den Weg, so fahren sie heftig auf und verderben die Nahrung, welche sie dem Kinde darreichen sollen. Werden sie boshaftig, so säugen sie sofort nach eingenommenem Aerger das Kind und bahnen demselben den Weg zur Krankheit oder zum Tode. Die Mutter entwöhnet ihr Kind, wenn es so viel Zähne hat, als es zu stärkerer Nahrung gebrauchet. Die Eltern üben seine Aufmerksamkeit, und bewahren es vor dem Umgange mit boshaften und grobgesitteten Kindern. Christfried wuchs heran. Die Eltern bildeten ihm die sinnlichen Empfindungen und die Einbildungskraft, nicht minder das Gedächtniß. Sie regierten seine Sinnen, weil sie ihn nur dadurch lenken mußten, zu seinem Wohl, und zwar also, daß sie ihn weder faul und wollüstig, noch furchtsam werden ließen. Sie gaben ihm immer etwas zu thun und zu kramen. Sie wechselten die Gegenstände ab, um dem Eckel vorzubeugen. Man überladet ihn nicht mit Essen und Trinken. Man unterhielt ihn mit Nahrungsmitteln, so ungekünstelt und schlecht waren. Man dachte immer an Daniels, des Propheten Exempel, (Cap. 1, V. 12—20.) Weil der Vater mit Geschäften außer dem Hause nicht selten beschwert war, so unterzog sich die Mutter desto fleißiger der Erziehung ihres Kindes, und ließ es niemals unter die Aufsicht und Lustbarkeiten des Gesindes kommen. Auf ihrem Tische lag ein Buch, welches von der Erziehung der Kinder handelte, und eins der besten war. Die Bonzen hatten ihr einige gedruckte Büchlein geschenket, woraus man enthusiastisch und abergläubisch, aber nicht vernünftig werden konnte. Von Gespenstern hörte das Kind nichts. Die Eltern meynten, die Gespenster wären in der Sprache unserer Vorfahren nichts anders gewesen, als schreckhafte Einbildungen, welchen die Uebertreter des sechsten und siebenten Mosaischen Sittengebotes ein fürchterliches Kleid angezogen hätten. Man entfernte sich von den Lebensgeschichten der Altväter und Heiligen, wodurch die Kinder zur Möncherey und eingebildeten Heiligkeit verlocket, und dem Staate mehr schädlich, als nützlich, werden. Denn wodurch werden die Staaten mehr ausgeplündert und das Leben der Regierung in größere Gefahr gesetzt, als durch die Möncherey? Wo diese gilt, da ist die Hälfte des Hefts dem Regenten aus den Händen gewunden. Und wenn dieser eine mönchsmäßige Erziehung

gehabt hat, so wird er selten zu einer wahren und vernünftigen Gottseligkeit, und zu einer wahren Staatsklugheit gelangen. Die Eltern Christfrieds wendeten in seinen ersten Jahren alle Behutsamkeit an, daß ihm keine Gelegenheit gegeben würde, seine Sinnen und seinen Willkühr zu misbrauchen. Nahm Christfried etwas vor, welches seinen Eltern unangenehm und ihm nachtheilig war, so hatten sie mit seiner Schwachheit Geduld, und litten nicht, daß er durch Furcht oder durch solche Dinge, welche seine Sinne belustigten, davon zurück gehalten wurde. Denn jenes würde ihn unvermerkt furchtsam, und dieses wollüstig gemacht haben. Vernünftiger Vorstellungen war er noch nicht fähig. Man bemühete sich dieserwegen, ihn durch liebreiche Zuredungen, so gut als man konnte, zu bewegen. Man erweckte durch Freundlichkeit und vernünftige Willfahrung in ihm die Meynung, daß man nichts von ihm verlangte, als das, wodurch sein Vergnügen, das ist, sein wahres Wohl befördert werden konnte. Man verlangte niemals etwas von ihm, ohne die Ursachen anzuzeigen, welche die Vernunft darreichet. Man kleidete diese Vorstellung ganz sinnlich ein, weil Christfried nur noch durch die Sinnen gelenket werden konnte. Man regierte seine Handlungen also, daß er gewohnt wurde, nichts ohne Aufmerksamkeit zu betrachten oder zu unternehmen. Seine Sinnen, Einbildungskraft, und sein Gedächtniß wurden gebessert und gestärket. Man verhinderte es, daß er niemals in eine Heftigkeit des Wollens und Nichtwollens versetzet wurde. Dazu kam die Gelassenheit der Mutter, welche mehr Wasser, als andere Getränke, während der Schwangerschaft, genossen hatte, und sehr gelassen zu seyn gewohnt war. Christfried wurde in seinen Unternehmungen also gelenket, daß er dasjenige zu verabscheuen lernte, was seiner Gesundheit zuwider war; und daß die Geschicklichkeiten in seinem Leibe entstanden, welche zur Beförderung wahrer Vollkommenheiten erforderlich sind. Seine Eltern waren ein vortreffliches Muster guter Sitten und der Ausübung der Tugend. Jedoch erkannten sie auch, daß sie Menschen wären, die fehlen und irren, insonderheit aber in der Kinderliebe die heilsamen Schranken verlassen könnten. Sie baten sich nicht selten das Gutachten und den Rath ihrer zuverläßigsten und im Artikel der Kinder-Erziehung verständigsten Freunde aus. Sobald Christfried etwas von seinen Pflichten fassen konnte, wurde ihm seine Taufzusage allmählig eingeflößet und merklich gemacht. Er hörte niemals von seinen Eltern Zank, zornige Worte, Flüche, heillose Urtheile und betrügliche Rathschläge. Man kleidete ihn anständig, aber nicht zum

ehrlosen Ehrgeiz. Er wurde von der Gesellschaft unartiger Leute zurückgehalten. Man nahm ihn zum Gefährten des Besuches guter Verwandten und Freunde, welchen man es sehr zu verdanken wußte, wenn sie dem Sohne angenehme Anweisungen und Ausbesserungen der Fehler mit ernsthafter Freundlichkeit ertheilten. Die Eltern redeten dazwischen, wenn man ihn bewundern und übermäßig loben wollte. Sie standen nicht in dem Vorurtheile, daß man die Kinder von Kindheit an ehrsüchtig machen müßte, ehe sie des wahren Begriffs von der Ehre fähig sind. Der Vater erinnerte sich beständig, daß er aus Geschichtbüchern angemerket hätte, wie aus der übertriebenen Ehrbegierde kriegerische und unruhige Eroberer, Verderber des Staats, Verwüster der Familien, und des Cartuschens Mitbrüder entstanden wären. Die Erstgebohrnen, sobald sie mit solcher Seuche angesteckt sind, fassen oft dergleichen Absichten, wodurch sie das Vermögen der Eltern sehr vermindern und ihre Geschwister ruiniren. Die Bestrafungen, welche dem Christfried ertheilet wurden, bestimmten sich aus dem guten Endzwecke, welche man dadurch erhalten wollte. Man bediente sich dazu liebreicher Vorstellungen, ernsthafter Gründe; und, wenn ja eine sinnliche Züchtigung zur Hand genommen werden mußte, aller Enthaltung vom Zorne und heftigen Geberden. In diesem Falle fieng man mit vernünftiger Vorstellung an, und schob die wirkliche Züchtigung auf, um zu sehen, ob dieselbe nachher nöthig seyn würde. Wegen des Gebätes, des Gottesdienstes, der Erlernung anständiger Wissenschaften, und anständiger Aufführung, wurde Christfried niemals gezüchtigt, sondern in aller Willigkeit bewahret, auf daß er keinen Widerwillen gegen die Gottseligkeit und seine Pflicht fassen möchte. Man gab ihm einen bejahrten Mentor zu, welchen die jugendlichen Lüste und die Vorstellung des künftigen hohen Ehrentempels nicht quälten: der durch keine poetische Raserey noch durch einige seraphische Schwünge überladen war: und der die Erfahrung der Kindererziehung mit einer Richtigkeit des edlen Herzens zur Grundstütze erwählet hatte. Man bildete ihm die Eigenschaften Gottes sehr herrlich und gründlich. Christfried lernete die wichtigsten Pflichten durch die Uebung im Schreiben. Er schrieb den Lauf seiner Erfordernissen, die Nichtigkeit der Welt, die Hinfälligkeit der Menschen, die Unsterblichkeit der Seelen, den Schatz der himmlischen Güter, das Praktische der Geschichte, die Gründe der Wissenschaften, die herrlichsten Muster der Tugend, und häßlichen Bilder des Lasters auf das Papier und ins Herz. Nichts war dem Christfried angenehmer, als die Versi-

cherung, daß Gott sehr geneigt sey, den Menschen, seinen Verehrern und Liebhabern, zeitlich und ewig so viel gründliches Gutes zu geben, als ihnen dienlich ist, und von ihnen gefasset werden kann. Diese Ueberzeugung führte ihn durch die Kindschaft Gottes zur Freundschaft mit Gott. Er lernte ein thätiges Christenthum hoch zu achten und sich an den Eckstein seines Heils vest zu halten. Er betete zuerst vermittelst kleiner Formeln, welche er verstehen gelernet. Nachher leitete man ihn zum Herzensgebet und zum Gebrauch solcher Bücher, welche wie starke Stäbe die müden Knie und das zuweilen dürre Herz ohne Enthusiasterey im Gange erhalten. Die Christliche Lehre faßte er aus den Kernsprüchen der heiligen Schrift. Man hielt ihn von theologischen Streitigkeiten zurück, weil damit insgemein eine zänkische und ehrgeizige Gemüthsart verknüpfet ist. Man lenkte ihn zu derjenigen Lebensart, wozu er sich am meisten schickte, und wozu die Umstände der Eltern zureichend waren. Die Mutter hatte niemals hierin etwas durch ein Gelübde bestimmt, sondern der regierenden Hand Gottes und den Schicksalen der folgenden Zeiten, wie auch der Fähigkeit und unverwerflichen Neigung des Kindes, freyen Lauf gelassen. Was er lernen und fassen sollte, schrieb man ihm aufs Papier, als er sich noch im Schreiben übete. Die ersten Buchstaben bildete man ihm mit Bleystifte, und er formirte die Züge mit Dinte unter weniger Anweisung. Man fieng von den lateinischen Buchstaben an, weil sie im weitesten Umfange gebräuchlich und der Grund der deutschen Buchstaben sind. Man verwahrte ihn durchgehends vor dem mechanischen Christenthum. Man gab ihm die Anweisung zu den Lebenspflichten aus deutlichen biblischen Sprüchen und Beyspielen. Er wurde gewöhnt, nur jederzeit Einen Satz zu beantworten, und denselben auch nur mit Einem Satze zu beweisen. Um seine Einbildungskraft und das Gedächtniß sowohl zu erweitern, als auch sich zu erquicken und in einige Richtung zu bringen, führte man ihn zur Erlernung der Musik und des Klaviers. Wenn seine Eltern zu Abend die Andacht aus Kreuzbergs Andachten mit einem erbaulichen Liede beschlossen, so begleitete er in der Zeitfolge die Singenden mit der Rührung des Klavecins. Man ließ ihn das Tanzen lernen, auf daß er eine gehörige Leibesrichtung und Beweglichkeit annehmen, mit Anständigkeit den Großen aufwarten, mit jedermann gebührlich umgehen, und die Gesundheit des Leibes befördern möchte. Des Winters versammleten sich einige Eltern mit ihren Kindern beyderley Geschlechts in einer großen Wohnstube. Die Kinder hielten in Gegenwart der Eltern, auch

nicht selten einiger Fremden, ihre freye Unterredungen, nahmen ein anständiges Spiel zur Hand, und übeten sich in leichten Tänzen. Es ist ein gefährlicher Satz, wenn man die Kinder wohl zu erziehen und dadurch wider die Sünden zu verwahren gedenkt, daß man sie in den Kartäuserwinkel setzt, und das eine Geschlecht vor dem andern verbirgt. Jene Nonne zu Alexandrien erkannte sehr wohl, daß die Verbergungen und Verbote dieser Art weit mehr Böses stifteten, als die Erlaubniß des Umgangs beyderley Geschlechts. Sie sagte, das verbotene Fleisch schmeckte niemals niedlicher, als in den strengsten Fasttägen. Ein offenbarer Umgang beyderley Geschlechts in Gesellschaft kann eine Quelle vieler Früchte der Tugend werden. Dadurch wird eine Begierde zum äußerlichen Wohlstande, zur Reinigkeit in Kleidungen, zur anständigen Kunst zu gefallen, zur Munterkeit in den Unternehmungen und Arbeit, und zur Aufführungsgeschicklichkeit, wie auch zur Dämpfung des Eigensinns und vieler äußerlichen Unarten befördert. Diese Methode ist lebhafter und durchdringender, als alle trockene moralische Lehrsätze. Jedoch wissen auch vernünftige Eltern die liebreiche Art, die Kinder, wenn sie wieder alleine sind, also zu unterrichten, daß die begangenen Fehler immer weiter ausgemerzelt und getilget werden. Insonderheit sorgen sie dafür, daß keines unter den Kindern sich über die andern erhebe und vorzüglich zu erscheinen trachte. Denn die ungemessene und unordentliche Ehrbegierde ist eine Mutter der Mishelligkeit, des Mistrauens, des Neides, und des Saamens der Feindschaft. Aus diesem Grunde trugen Christfrieds Eltern anständige, aber sehr wohlfeile, Kleider. Ihr Tisch diente zwar zur Unterhaltung des Wohlstandes; jedoch wurden die Gerichte zur Gesundheit und nicht zur Mästung und Weidung unartiger Lüste eingerichtet. Sie waren auf diese Weise zur Erquickung der Nothdürftigen und zur Erhaltung ihrer Familien ungemein geschickt. Alle Ergötzlichkeiten blieben in den Schranken der Tugend, und waren nur eine Arzeney zur größern Geschicklichkeit, desto eifriger zu arbeiten. Christfried schärfte seine Vernunft unter den Händen seines Mentors. Dieser übte jenen in der Rechenkunst, hernach im Feldmessen, hierauf in der Geometrie auf dem Papiere, ferner in Beweisen der geometrischen Sätze durch syllogistische Schlüsse, und hierauf in der Vernunftlehre. Wenn Christfried einen Theil gefasset hatte, so unterrichtete er darin wieder andere unentgeldlich. Auf diesem Wege gewöhnte er sich zum freyen Vortrage und zur Beförderung seiner Seelenkräfte. Die lateinische Sprache fassete er bald durch die lateinische Bibel

des Sebastian Castalions, und die französische Sprache aus der Lesung der französischen Uebersetzung des David Martins. Hierauf legte man ihm die Modele der Schriftsteller vor, welche man in ihrer Art für die besten hielt. Daneben wurden die grammatikalischen Anmerkungen in langsamer und oft wiederholter Ordnung aufgeschlagen und mit Exempeln erläutert. Das Sprechen lernte Christfried in diesen Sprachen von den besten Meistern durch die beständige Uebung im Reden. Bey müßigen Stunden legte man ihm Gellerts poetische Schriften vor. Den Englischen Schwulst ließ man ihn nicht schmecken. Er wußte schon, daß blose Dichter die unnützesten Glieder der Republik wären, und mehrentheils eine allzulebhafte Phantasie durch das viele Auffliegen und die gekräuselten Schwünge nach sich zögen. Er hatte einmal des Günthers jämmerliches Ende gehört, und es gefiel ihm die unverschämte Geschenkgierigkeit der Poeten nicht, welche nicht einmal die vier Tages- oder Jahres-Zeiten anders beschreiben können, als daß sie zugleich einen Tagelohn von denen fordern, welchen sie ihre stachelichten Rosen wollen gewidmet haben. Diese Umstände machten, daß er an der Poesie einen etwas geringern Geschmack empfand, als sie an sich verdienet und schenken kann. Mentor sahe vornehmlich dahin, daß Christfried eine wahre Ruhe des Gemüthes, und, so viel als möglich, einen gesunden Leib, eine ächte Liebe gegen Gott und seinen Heiland, und eine thätige Liebe gegen die übrigen Erdbürger, behalten möchte. Er gewöhnte ihn zur Ordnung, zum richtigen und fleißigen Gebet, und zur fleißigen Arbeit, auf daß dieser in dem Vorgemache der Ewigkeit sich also aufführen und zeigen möchte, daß er jederzeit zum seligen Tode bereit wäre. Ist das nicht ein herrlicher Garten, der mit solcher Pflanzschule ausgeschmücket ist! Christfrieds Theologie und sein ganzes Christenthum wurde ganz praktisch und ergoß sich in alle seine Handlungen. Das Erlösungs- und Heiligungs-Geschäft gab ihm jederzeit die Bewegungsgründe, daß er nicht anders als also dachte, redete, und sich in der That bezeigte. Man hörete ihn davon sehr sparsam sprechen, und nur alsdann, wann es wahrscheinlich war, daß er dadurch etwas Gutes stiften und etwas Böses hindern konnte. Er war schon ein und zwanzig Jahr alt, ehe er sich zu einer gewissen Lebensart entschließen konnte. Er hatte schon einige hohe Schulen, ohne ein Mitglied derselben zu werden, besuchet und kennen lernen. Es wollten ihm, also sagte er, die vielen Raserеyen, Zeitverschwendungen, Windmachereyen und die gar großen Freyheiten nicht gefallen, welche er daselbst auf ihren Thronen angetroffen. Er

hatte in den kirchlichen und zwar feyerlichen Zusammenkünften die Universitätslehrer gesucht, und selten ein Paar gefunden. Er hörte, daß die Professors durch sonderbare Künste Zuhörer würben, eine Abhandlung in mehr Hauptcollegia zerhieben, um die Beutel zu leeren, und ungeschickten Leuten große Titel, wie die zu Padua, zur Last des Staats und zur Ausspickung der Lombertasche ihrer Weiber, mit prangenden Stäben ertheilten. Ich kann es nicht sagen, wie weit dieses gegründet sey, und wohin ihn sein Mentor geführt gehabt. Ich kann es auch nicht über mich nehmen zu verfechten, was er sonst noch in seine Tafel geschrieben hatte. Die Gemälde von rothen und schwarzen Federränden der Hüte erblickte ich darin. Ob er aber dieselben auf hohen oder niedrigen Schulen gesehen gehabt, darauf kann ich mich nicht mehr besinnen. Es war ein Glück für ihn, daß er bey seines Vaters Freunde etliche Folianten geschrieben antraf. Darinnen fand er alle Lebensarten nach ihren Pflichten, Amts- und andern Verrichtungen, jährlichen Pensionen, Anhange der Fehler und nicht minder der guten Seite. Als er sich darin umgesehen hatte, übernahm er eine Reise und nach der Wiederkunft ein Amt, welchem er gewachsen war, und wobey er ein gutes Gewissen bewahren konnte. Diesem steht er noch itzt mit aller Treue vor, und siehet mit einem Auge auf seine Pflichten dieser Zeit, und mit dem andern Auge, welches durch den Glauben geschärfet ist und weit siehet, in die frohe Ewigkeit. Ich verlasse ihn sehr ungern. Aber es fällt mir ein ander Muster von geringern Schicksalen ins Gesicht. Auch diesen will ich in Ansehung der erworbenen himmlischen Weisheit beschreiben, wie ich sein Gemählde in einer orientalischen Reisebeschreibung angetroffen habe, als ein Gemählde, welches nicht aller Anschauung unwürdig ist.

§ 87.

Melkar Arabschah war einer großen Menge Schaafe in Schamachia vorgesetzt. Er hütete insgemein selbst einen großen Theil derselben, und ließ die übrigen durch andere hüten. Der Handel mit den Arabern hatte ihn veranlasset, daß er durch eigenen Fleiß sich in den Stand gesetzt hatte, die arabischen Buchstaben zu kennen und ein leichtes arabisches Buch zu verstehen. Sein Vater war ein heimlicher Verehrer des Feuers, eine Sprosse der alten persischen und magischen Weltweisheit. Sein, des Vaters, Anblick war angenehm bey heranrückendem hohen Alter. Denn man siehet daselbst niemand, dessen Angesicht nur eine einzige Pockengrube zeiget. Die Circassen unter Gurgistan und die Nachbaren derselben propfen den Kindern die Blattern ein,

und bewahren ihnen dadurch die gute Gestalt des Gesichts. Der Vater wohnte in dem Lande Schirvan bey den Naphthaquellen nicht weit von der Provinz Schamackia gegen der Westseite des Caspischen Meers. Bey der Stadt Baku finden sich noch itzt zwo große Quellen, welche sehr guten weißen Naphtha geben, und viele andere, woraus man schwarzen Naphtha schöpfet. Die ganze Erde herum ist voll von diesem mineralischen Oele. Wenn man nur ein wenig in die Erde gräbt, und Feuer dazu bringt, zündet sichs alsobald von selbst an, und brennet so lange, bis man es wieder mit drauf gedrückter Erde dämpfet. Auf der Halbinsel Abscheron, zwanzig Englische Meilen von Baku, über einem Felsen, welcher mit leichter Lagererde bedecket ist, brennt das Naphthaöl immer von selbst aus der Erde. Wenn man die Oberfläche reget oder kratzet, und sich zum Feuer nahet, so theilt sich die Flamme mit, ohne etwas zu verzehren, und erwecket nicht den geringsten Rauch oder Geruch. Man bedeckt den brennenden Ort mit kalter Erde, so wird die Flamme ausgelöschet. Das Erdreich, welches diese Eigenschaft äußert, hält etwa zwo Englische Meilen im Umkreise. Es finden sich daselbst verschiedene Tiefen oder Grüfte, welche beständig brennen. Mitten in diesem Landstriche trifft man eine Karavanenherberge an, welche von zwölf Priestern bewohnet wird. Diese beschäftigen sich daselbst mit der Anbetung desselben heiligen Feuers, welche Sekte schon über vier tausend Jahre gedauert hat. Ihre Wohnung ist ein altes Gewölbe, dessen Mauern verschiedene Spalten haben, die Feuer fangen, wenn man eine Kerze dran hält. Sie, die Priester, setzen ihre Kessel, worin sie kochen, in verschiedene dazu bereitete Gruften in die Erde. Die Naphthaflamme bringt dieselben gar bald zum Kochen. Man braucht dazu weiter keine verbrennliche Materie. Statt der Kerzen bedienen sich die Priester der Schilfstengel, welche sie in die Erde pflanzen. Diese geben eine weisliche Flamme von sich, wenn sie angezündet sind, ohne sich zu verzehren. Bey Babylon und Susa hat man auch schon vorzeiten solches Naphtha gehabt. Das Bild des weißen Naphtha war bey den Magiern der Meder ein sichtbares Zeichen des guten Gottes; und des schwarzen Naphtha des ungütigen Gottes. Gedachte Magier breiteten sich unter der Regierung des Königs Cyrus durch ganz Persien aus; wurden jedoch im siebenten Jahrhundert von den Mohammedanern hinaus gestoßen, begaben sich haufenweise auf die Ostindische Halbinsel diesseits des Ganges und setzten ihre Religion in der Provinz Guzurate fort. Hieselbst halten sie sich noch itzt auf und stehen unter der Oberherr-

schaft des großen Moguls. Man nennet sie Parsis. Ihr Lehrbegriff ist noch itzt der uralte, wie aus der Vergleichung der Berichte aus den alten und neuen Schriftstellern erhellet. Ich will dies Lehrgebäude hersetzen, um die Religion des Melkar Arabschah zu bestimmen. Die Parsis glauben, daß 1) ein Gott sey, der Schöpfer Himmels und der Erden, der Erhalter der Welt, der unmittelbar und allein in allen Dingen wirke: daß 2) das Feuer das nächste Denkmal und Wirkungszeichen Gottes sey, und dieserwegen eine Verehrung verdiene. Dieserwegen erhalten sie ein beständiges Feuer aus Naphtha, welches sie zur Zeit der Noth mit aufgedrückter Erde dämpfen. Sie glauben 3) daß Gott sieben obere Diener und 26 andere geringere Diener habe, worunter vorzeiten die sieben Planeten und andere Sternen verstanden wurden: daß 4) diese anzubeten seyen: daß 5) man keine Tempel haben müsse, weil die ganze Welt der Tempel Gottes sey. Dieserwegen kommen sie in ihren eigenen Häusern zusammen und halten ihre Zusammenkünfte am ein und zwanzigsten Tage des Mondenmonats. Ihre Priester sind, wie die übrigen Parsis, gekleidet, außer daß sie ein Seil von Wolle oder Kameelhaar tragen, woraus der Gürtel gemacht ist, welcher vermittelst zweyer Knoten an dem Rücken befestigt ist. Die Parsis versorgen ihre Priester, und zwar diese am meisten, welche die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten, und das Volk im Gesetze unterweisen. Dieser Unterhalt erstreckt sich selten über die Nothdurft. Ihr Gesetz verbietet ihnen das zu essen, was ein Leben gehabt, außer zur Zeit der Noth und im Kriege. Ochsen und Kühe sind bey ihnen geheiligte Thiere. Davon essen sie nicht. Das unmäßige Weintrinken ist unter ihnen eine abscheuliche Sünde. Ehebruch und Hurerey halten sie für Todtsünden, worauf die Lebensstrafe gesetzt ist. Jedoch gestehet ihnen der große Mogul die Obergerichtsbarkeit nicht ein. Sie haben nur für kleine Streitigkeiten ihre eigene Richter. Sie sterben unter freyem Himmel, und die Todten werden auf die Kirchhöfe zwischen Mauern gebracht, auf daß sie hieselbst von den Vögeln des Himmels verzehret werden. Sie feyern im Leben ein jährliches großes Fest, zur Ehre der Sonne. Vorzeiten heyratheten sie auch ihre Mütter und Schwestern. Solche Gewohnheit ist ihnen von den Mohammedanern untersagt. Diese Religion scheint schon unter dem Erzvater Sarug ihren Anfang genommen zu haben, und von Abraham widerlegt zu seyn. Arabschah schickte den Jacobiten nach Jerusalem jährlich gewisse harte irdene Behältnisse, mit Naphtha angefüllet, wodurch diese zur Mitternacht des ersten Ostertages in der Kir-

che des heiligen Grabes im Augenblick alle Lichter, ohne mehr als Eines zu berühren, anzünden. Und weil er wußte, daß alle Christen zu Jerusalem dieses Kunststück für ein großes und wahres Wunderwerk Gottes ausgeben, so hatte er daraus den Schluß gezogen, daß die Christliche Religion aus der Begierde der Geldschneidereyen gewisser Personen bestehe. In dieser Einbildung wurde er zu Hispahan nach seiner Meynung unterstützt, als er sich mit zween Franciskanern unterredet hatte. Denn diese hatten ihn überreden wollen, daß ein rundes gebackenes Mehl unser Herr Gott wäre. Sein Vater, der ihn dahin begleitet hatte, wurde in dieser Unterredung von den Franciskanern sehr mitleidentlich angesehen, weil ihm Schuld gegeben wurde, er halte das erschaffene Feuer für unsern höchsten Herrn und Gott. Arabschah hatte auch wirklich solche Ausdrücke von seinem Vater und dessen Amtsgenossen gehört, daß das Weltfeuer selbst der höchste Gott wäre, welcher sich bey Baku durch einen sichtbaren Ausfluß zu erkennen gebe. Arabschah wäre beynahe in dieser Unterredung empfindlich worden. Er fragte: ist derjenige Finger auch mein Finger, und die Taube eine Taube, welcher und welche alle dazu gehörige Eigenschaften hat und behält? Beyde Partheyen sprachen Ja. Er warf ferner die Frage auf, ob Gott die Welt erschaffen habe? Er erhielt auch hierauf die Antwort mit Ja. Er fragte weiter: "Ist denn das "aus Funken und Theilen, aus Enden und Schranken bestehende Feuer der höchste Gott oder nur ein Geschöpfe?" Man antwortete, es sey ein Geschöpfe. Hierauf versetzte er: "Ihr "betet demnach beyde ein Geschöpfe an, der andere das Feuer, "und der erste das runde Brod; mein Gott, welchen ich über "alles verehre, ist unsichtbar und unveränderlich, und allgegenwärtig." Diese Wahrheiten hatte er in der Einsamkeit während der Hütung seiner Schaafe durch Nachdenken herausgebracht. Der Ausgang der Unterredung war dieser. Der Vater wurde dem Sohne auffätzig; und der Franciskaner biß auf den Daumen vor Unwillen. Der Vater und der Franciskaner hatten von Jugend auf an den hergebrachten Sätzen ihres Lehrbegriffs geklebet, davon ihren Unterhalt gehabt, und darüber den offenbaren Widerspruch ihrer Lehren nicht einmal gemerket, wie Arabschah meynte, der sich hierüber so weit in seinem Quartier gegen den Dollmetscher eines Engelländischen Kaufmanns erklärte. Arabschah nahm auch von dem Franciskaner, der das Mißionswerk daselbst trieb, den liebreichsten Abschied, und fragte noch zuletzt: Ob die Christen wegen der Verschiedenheit der Religionsmeynungen andern Erdbürgern, welche anderst

dächten, die Liebe versagten? Er bekam keine Antwort hierauf, aber doch eine Anwünschung eines bessern Sinnes und der Unterwerfung unter den Statthalter Gottes auf Erden. Arabschah verstand das nicht und eilte wieder zu seinen Heerden. Sein Vater begleitete ihn nicht und nahm einen andern Weg, obgleich jener alle Hochachtung gegen denselben zu Tage gelegt hatte. Der Vater sagte vor des Sohns Abschiede nichts mehr, als dies, es wäre ihm sehr verdrießlich, wenn man gegen seine sechstausendjährige Religion nur das geringste einwenden wollte. So sehr kann das vermeynte Alterthum den Meynungen das größte Gewicht geben. Der Vater gerieth nachher mit dem Franciskaner wieder in eine Unterredung, bauete seine Religion auf das graueste Alterthum, welches die jüdische und christliche Lehrform überträfe. Er begehrte, man sollte erweisen, daß sein Religionsgebäude jemals eine Veränderung, wann und wie? gelitten habe. Dieser Vortrag ängstigte den Mißionar dergestalt, daß er nicht wußte, was er antworten sollte, da er vernahm, daß die Parsis sich auf eben den Beweisgrund stützten, welchen sonst die Römischkatholischen wider die Protestanten anzuführen und darauf fast alles zu bauen pflegen. Arabschah dachte unterweges vielen Grundwahrheiten der vernünftigen Theologie nach. Er schloß einen Satz aus dem andern, und steifte sich zuletzt auf solche Grundwahrheiten, woran man nicht zweifeln konnte. Die Heiligkeit, Gerechtigkeit, Güte und Fürsorge Gottes leuchteten sehr helle in seinen Geist. Auf der einen Seite vergnügten ihn diese Eigenschaften Gottes im Herzen; auf der andern Seite konnte er sein Gemüthe nicht ganz beruhigen, weil er sich vor Gott nicht von allen Uebertretungen lossprechen konnte. Sein Gewissen redete ihm immer drein, wenn er sein Herz befriedigen wollte. Je mehr ihn diese Gedanken beschwerten, je mehr demüthigte er sich vor dem gerechten und liebreichen Gott durch die Erwägung der vielfältigen und täglichen Wohlthaten, welche ihm der Erhalter der Welt ertheilt hatte und schenkte. Er grub seine Sätze mit Tangutischen Buchstaben in einige trockene Palmblätter. Sein Griffel schrieb endlich die Lehre hinein, daß die Ruhe des Gemüths, welche aus einem wachenden und guten Gewissen herrühret, die höchste Glückseligkeit des Menschen sey. Ach, seufzte er oft, wo finde ich dieses Kleinod? Wenn sich sein Gewissen nicht regte und zu schlafen schien, so erfolgte allemal eine empfindliche Erweckung wieder. Bald waren ihm einige Schafe verunglücket und gefallen; bald waren ihm etliche gestohlen. Dieser Umstand setzte seine Seele wieder in die Aufmerksamkeit über sich selbst.

Er sprach bey sich selbst: Wodurch hast du doch dies widrige Schicksal verschuldet? Fand er keine Schuld in sich, so dachte er: Der Allwissende weiß es, wenn ich es gleich nicht finden kann. Vielleicht bin ich des Segens Gottes nicht werth gewesen. Ist er mir auch Wohlthaten schuldig? Was würde ich thun müssen, wenn meine ganzen Heerden von Erdbeben verschlungen würden? wenn sie alle erkrankten und dahin fielen? Höchster Gott, habe Dank für das Gute, welches ich noch von dir habe. Herr, du prüfest meine Geduld. Du nimmst mir meine Güter zum Theil, auf daß ich meine ganzen Begierden nicht daran heften soll. Er betrachtete zugleich seine Heerden. Das meiste darunter reget sich und ist munter. Es werden ihm junge Lämmer gebohren. Kaum haben sie das Licht der Welt erblicket, so hüpfen sie auf den Flächen, Hügeln und Bergen. Es ist für ihre Nahrung gesorget, ehe sie das Licht sehen. Gott giebt ihnen die schicklichste Nahrung. Er hat sie mit Gliedern des Leibes also versehen, daß sie bald nach der Geburt springen können. Er kleidet ihren Leib mit sanfter Wolle. Die Mütter bezeigen durch Blöcken ihren geneigten Trieb gegen die Jungen. Diese kennen sie am Geruche und an der Stimme. Jede Mutter bewahret und ernähret ihre Jungen, bis sie selbst ihre Nahrung suchen und genießen können. Arabschah merket, daß ihm hierüber das Herz vor Freuden wallet. Er denket bey sich selbst: Muß der Gott nicht allmächtig, weise, und von unendlichem Verstande seyn, der aus einem Paar erschaffener Thiere so viele Millionen ähnlicher Thiere hervorzubringen weiß! Keines ist dem andern ganz gleich. Eines unterscheidet sich von dem andern, auf daß man jedes kennen könne. O unerschöpflicher Verstand! Wie hat Gott nicht jeden Theil eines Lammes so weislich gebildet? Wie hat er nicht so gütig für seine Nahrung gesorget? Und ich, den er so viel edler gebildet hat, habe so oft an Gottes Vorsorge gezweifelt! Habe ich nicht sehr oft darüber hingedacht? O Schande! Alles, was das Lamm, was das Schaaf ist, trägt und fahren läßt, giebt den Menschen den größesten Nutzen, und begreift einen großen Theil der Vorsorge Gottes für die Erdbürger. Ach wir elende Menschen! Sollten wir nicht billig hieraus zur Erkenntniß der herrlichen Eigenschaften Gottes angeflammet werden, und mit innigster Dankbarkeit seine Güte verehren? Den Tugendhaften und Untugendhaften lässet Gott die Güte der natürlichen Nahrungs- und Erhaltungsmittel zur Ersättigung zufließen. Gott liebet auch seine Feinde und die Rebellen seines Allmachtreichs. Aber ich! wie verkehrt ist nicht

oft meine Selbstliebe gewesen? Aber ich! ich finde eine sinnliche Widrigkeit gegen den, welcher mich beleidiget hat, in mir. Gott sey mir armen Sünder gnädig! Solche Gedanken empfand Arabschah, und noch viele andere, wenn er seine Heerden beschauete. Er freuete sich über Gottes Güte. Er betrübte sich über den Zustand seiner Seele, wenn er sein Thun und Lassen, seine Neigungen und die daher rührenden Absichten, gegen die sittliche Vollkommenheit, Heiligkeit, und Gerechtigkeit Gottes hielt. Er merkte sehr wohl, daß ihm der Hang zum Bösen und zur verkehrten Eigenliebe weit geläufiger und natürlicher wäre, als die Neigung zum Guten. Er merkte, daß ihm die gehörige innere Kraft zum Guten fehlte. Und wie leicht siegte jener Hang bey ihm, über die Tugend? Wenn er seine Fehler von seinen Palmblättern herlas, so verursachten sie ihm allerley Gewissensbisse. Er zeichnete auch diese auf die Blätter. Er legte sich niemals zur Ruhe, daß er nicht seine Pflichten der folgenden Zeit einrichtete, seine geschehene Thaten überdachte, und nach der Richtschnur des Gesetzes, welches er durch seine Anwendung der Vernunft herausgebracht hatte, beleuchtete und prüfte. Aber, ach Gott! sprach er, wie viele Fehler und Schulden finde ich nicht täglich auf meiner Rechnung! wie groß ist die Summe der Restanten! Dieser Gedanke machte den Arabschah nicht selten sehr mühselig und beladen. Er entschloß sich einigemale, demselben auszuweichen und durch unschuldige Belustigungen zu entgehen. Aber er überfiel ihn nachher wieder als ein aufgehaltener Strohm, mit einer beschwerlichen Fluth. Ach Gott! seufzete er oft, verleihe mir deine Hülfe wider dieses Uebel!

§ 88.

Wenn er sich in die Ruhe des Gemüths setzen wollte, so empfand er den Widerspruch des redenden Gewissens. Dieses stellete ihm, als in einem klaren Spiegel, seine Uebertretungen vor. Darauf entschloß er sich, seine Uebertretungen in Zukunft in solche Unternehmungen zu verwandeln, welche mit dem Gesetze Gottes und mit den wesentlichen Trieben zur Vollkommenheit übereinstimmeten. Aber er fand dazu kein Vermögen in sich. Er sprach seufzend: Wie wird es denn mit den Restanten werden, welche mich so sehr schmerzen? Endlich gedachte er: Ich will es versuchen, ob ich nicht meine vorigen bösen Unternehmungen also ansehen könne, als ob sie Pflichtenmäßig gewesen, oder niemals von mir begangen und verrichtet worden. Aber gegen diesen Versuch schlug das Gewissen solche Wellen, welche nur Wermuth und Aloe enthielten und mit

Schaudern des Herzens auf die versuchende Seele zurückfielen. Er girrete: Mein Gott, so sehe ich denn in dem Vorrathe meiner Vernunft kein Gegenmittel. Herr, auf! gieb du mir ein Gegenmittel, verleihe du mir die Arzeney, wodurch mein Gewissen geheilet werden könne. Ich trachte nach der Seligkeit und empfinde die Unseligkeit. Gott, der du überflüßige Mittel zur Erhaltung der Leiber des Viehes und der Menschen täglich darreichest, du hast gewiß auch ein Mittel zur Erhaltung der Seelen geordnet. Ich kann gar nicht mit Gewißheit sagen, daß in meinen bisherigen willkührlichen Wirkungen kein Mangel einiger sittlichen Vollkommenheit gegründet gewesen und vorgekommen sey. Ist nun dieser Zustand solches Mangels die Seligkeit und der Grund der Vereinigung mit dir, so bin ich unselig, und noch weit von deiner Freundschaft entfernet. Die Menge meiner Heerden, mein zeitlicher Stand, mein Leben, mein Tod, macht mich nicht selig. Hierin finde ich meine Arzeney nicht. Das Andenken des Todes macht mich vielmehr bange, weil ich sehr wohl begreife, daß meine Seele nicht sterblich sey. Wo ist das Mittel, wodurch die Wirkungen des Verderbens meiner Natur gehoben werden können? In mir und in dem Zusammenhange der Welt finde ich dasselbe nicht. Wenn du, o Gott, es mir nicht offenbarest, so sinke ich dahin und falle in die ewige Unseligkeit. Ach, der wichtigste Theil fehlet mir in meinem Inbegriff von der Sittenlehre. Gott, du weißt es, wodurch dieser Theil ergänzet werde: du weißt das Mittel, wodurch ich dahin geführet werden könne, daß ich mit Gewißheit mein Gewissen zufrieden zu stellen und zu sagen vermöge, daß du mir meine Sünden vergeben habest: daß durch die Anwendung desselben der innere Zustand meiner Kräfte könne von dem Verderben gereinigt werden: und daß ich dem Unvermögen, die Hindernissen der Tugend zu heben und wegzuräumen, zu Hülfe kommen könne. Das weiß ich gewiß, daß du mich von den Pflichten des Weges zur Glückseligkeit niemals losmachen könnest, weil du heilig, gerecht und ein ewiger Liebhaber der Vollkommenheit bist. Und darum hoffe ich keine solche Vergebung der Sünden, wobey ich unter der Herrschaft meines Verderbens und Befleckung meines Gewissens liegen bleiben will. O nein! O nein! Eine Gewohnheitsbefleckung des Gewissens, der Saame beständiger Unruhe des Herzens, und zugleich die Vergebung der Sünde, Beruhigung des Gewissens! O nein! Finsterniß und Licht in einem Punkte? O nein! Mein Vater setzet sich auf seinen gewidmeten Stuhl. Ich setzte mich sowohl als andere neben ihm. Er sagte allen, nachdem

sie ein Gebät hergesaget hatten und ihm ein andächtiges Gesicht entgegen kehrten, euch sollen eure Sünden vergeben seyn. Ach ja! Er meynete es herzlich gut. Nur gab er mir niemals die Arzeney, welche mein Gewissen heilte. Sein Gewissen ist selbst noch nicht geheilet, Gott erbarme dich auch meines lieben Vaters! Nach einiger Zeit kam ein Christ zu Arabschah und unterredete sich mit ihm. Arabschah kaufte von demselben die arabische Uebersetzung der Schriften des heiligen Bundes Jesu. Er hatte vorhin von den Christen nicht die beste Meynung. Er hatte vernommen, daß sie fast immer wider einander zu Felde lägen, Landhungerig wären, die Schätze der Erde mit vielen Streitigkeiten aus allen Welttheilen, mit tausend Gefährlichkeiten, zusammen holten. Dies und andere Umstände führte Arabschah weitläuftig aus. Der Christ antwortete: Das Reich Jesu ist nicht weltlich, es ist ein freywilliges Seelenreich; die Kriege und Handelschaft gehören an sich nicht in dasselbe, sondern in das bürgerliche Regiment, welches Jesus nicht aufgehoben hat. Arabschah schwieg stille. Er las fleißig im sogenannten Neuen Testament. Er entdeckte darin bald das Mittel, wodurch ihm die Erlangung einer deutlichen, überzeugenden und gewissen Erkenntniß im Guten erleichtert werden konnte. Er fand darin ein Mittel, wodurch er die Unfähigkeit seines Verstandes, die Beschaffenheit des Guten zu untersuchen, heben, und seine Sinnen und die Einbildungskraft immer mehr und mehr bezwingen konnte. Er sahe darin die Mittel, welche seinen Vorsatz im Guten eifriger machten und seine Kräfte stärkten, den Versuchungen zum Bösen zu widerstehen und an seinen löblichen Vorsatz jederzeit zu gedenken. Er vermischte sein Gebät mit jedem Satze, welchen er verstanden hatte. Wie oft empfand er nicht eine göttliche Reue? Wie oft brannte ihm das Herz nicht? Wie oft empfand er nicht Rührungen, welche aus keiner natürlichen, auch nicht aus der aufmerksamsten Lesung erfolgen konnten? Er fand darin ein Mittel, wodurch das Innere seiner Kraft als aus dem Tode ins Leben drang, und wodurch seine Kraft in der Ausübung des Guten belebet und gestärket wurde. Es entwickelte sich zugleich in seiner Seele eine vernünftige Verachtung der Eitelkeit und alles dessen, was die Erdbürger ausser Gott für ihre Götter zu halten pflegen. Es erquickte ihn die Sittenlehre Jesu. Er merkte, daß dieser Arzt ihn von der Beschaffenheit seiner Seelenkrankheit überzeuget. Er griff zur Vorschrift dieses Arztes. Er bat diesen Gottmenschen, daß dieser ihm wegen seines Versöhnopfers für die Sünden aller Menschen seine Sünden vergeben und die

erworbene Kraft schenken möchte, wodurch er die Verordnungen Gottes willig befolgen und in die thätigen, auch sanftmüthigen und geduldigen, Fußtapfen Jesu treten könnte. Er fühlte hierauf einen Frieden in seinem Gewissen. Eine aufgeheiterte Freude erquickte ihn. Er fuhr fort im Gebäte. Was er nicht verstand, das bezeichnete er. Er meynte, dies wäre für andere, oder er müßte es aufschieben. Endlich bekam er auch die Schriften des alten Bundes, und bewunderte die Uebereinstimmung derselben mit den Büchern des neuen Bundes. Er ließ sich mit einem lebendigen Glauben taufen und zweifelte nicht an ihrer Wirkung, da er die Wegräumung des Aussatzes Naemans, durch das Wasser des Jordans, gelesen hatte. Hierauf wäre er gern gestorben. Aber er mußte auch in der Freundschaft und Gesellschaft Jesu unter seiner, des Heilands, Kreuzfahne kämpfen. Er hielt an mit lesen. Er besuchte endlich den alten Greis, seinen Vater, welcher wenig Kräfte des Verstandes übrig hatte. Diesem erzählte er, wie ihn Gott aus seinem geistlichen Tode lebendig gemacht habe, und preisete die Barmherzigkeit Jesu. Der Vater lebte nur noch einige Tage, hörte fleißig zu, und sprach, da er seinem Tode entgegen rückte, nichts mehr, als dieses: Barmherziger Schöpfer und Vater, verleihe mir deine Gnade, wie du weißt und willt, vergieb mir meine Sünde und mache mich ewig selig! Hieselbst bricht, wider meine Begierde, die ganze Erzählung meines Schriftstellers ab.

Viertes Capitel.

Von dem Urtheile rechtschaffener Christen über die widrigen Schicksale und Uebel dieses Lebens.

§ 89.

In den Augen Gottes und seiner Freunde erscheinen die Uebel dieses Lebens unter einem ganz andern Verhältniß, als in dem Urtheile der Menschen, welche unter den Rebellen Gottes ihren Platz eingenommen haben. Die Freunde Gottes wissen, daß ein Uebel, wenn durch dessen Ertragung eine sehr wichtige Besitzung eines weit größern Gutes erleichtert oder befördert wird, für etwas Gutes zu halten sey. Wen schmerzt der Pfennig, welchen jemand wegwirft, um dadurch ein Königreich zu erwerben? Wer trägt darüber im Schiffe Leid oder Trauer, wenn bey entstehendem Sturm die geringsten Güter, so 2000 Reichsthaler werth und sehr schwer sind, ins Meer verschleudert werden, um die übrigen drey Millionen Sterling zu retten? Der Heiland Jesus hat uns selbst durch sein geheiligtes Beyspiel gezeiget, daß die himmlische Herrlichkeit, die frohe Ewigkeit, und die Krone jenes Reichs, weit wichtiger und würdiger sey, als alle Leiden dieser Zeit, welche über die Kinder und Freunde Gottes kommen. Wer kann sichs einbilden, daß Gott seine Gnadenkinder und liebsten Freunde hassen und sie von Herzen plagen oder betrüben wolle? Wären die Leiden dieser Zeit den Frommen nicht heilsam und nützlich, so würde sie Gott nimmermehr damit belegen. Warum aber will man von Gott einen irdischen Himmel hoffen und jenen herrlichen Himmel darüber vergessen? Ist es nicht besser, daß man sich hieselbst also in Ordnung bringen lasse, daß man sich die gewisse Rechnung auf jene Seligkeit machen könne? und daß man sich in seiner Rechnung nicht betrüge? Gott leget uns keine schwerere Last auf, als zu deren Ertragung er uns, wenn wir ihn unabläßig darum ansprechen, Kräfte angedeihen lässet. Er kennet die Seinigen. Er lässet seine treuen und theuern Verheißungen

nicht sinken noch ohne alle Erfüllung hinfallen. Er sagte während des Mosaischen Bundes: "Ist nicht Ephraim mein theu-"rer Sohn, und mein trautes Kind? Denn ich denke noch "wohl daran, was ich ihm geredet habe. Darum bricht mir "mein Herz, daß ich mich seiner erbarmen muß." Jer. 31, 20. Ist es nicht eine kostbare Verheißung, welche Gott jedem seiner Freunde giebt? Er saget: "So du durchs Wasser gehest, will "ich bey dir seyn, daß die Ströhme dich nicht ersäufen sollen. "Und so du durchs Feuer gehest, sollt du nicht brennen und die "Flamme soll dich nicht anzünden." Jes. 43, 2. Gott spricht zu seinen Kreuztragenden Kindern und zu jedem unter ihnen: "Ich will deiner nicht vergessen, ich habe dich in meine Hände "gezeichnet." Jes. 49, 15. Er spricht: "Ob auch gleich Hü-"gel und Berge weichen, so soll doch meine Barmherzigkeit "nicht von dir weichen." Jes. 54, 10. Gott saget: "Ich "will dich nicht verlassen noch versäumen." Ebr. 13, 5. Auf die besonderen Fälle wollen wir im folgenden Kapitel unser Augenmerk richten.

§ 90.

Wenn den Menschen etwas fehlet, entweder in der That oder nach ihrer Meynung, so klagen sie über ein Uebel. Die Weltweisen gehen gar so weit, daß sie die wesentliche Einschränkung der Geschöpfe ein Uebel und zwar ein wesentliches Uebel nennen. Es wäre besser, daß man sich dieser Benennung enthielte. Denn jedes Geschöpfe ist von endlichen Kräften, welche sich nicht einmal in einem Blicke zusammen thätig erweisen können. Es gehört diese Beschaffenheit zum Eigenthum und zum Wesen der Geschöpfe. Denn wer wird sich unterstehen zu behaupten, daß Gott auch Götter, so ihm gänzlich gleichen, erschaffen könne? Dies wäre gewiß ein Widerspruch. Denn der wahre Gott ist unerschaffen, schlechterdings nothwendig und ewig. Ein Geschöpfe hergegen kann nicht ewig noch schlechterdings nothwendig seyn. Und hieraus folget ferner, daß ein vernünftiges und freyes Geschöpfe keine nothwendige Vollkommenheit besitzen könne. Ein Geschöpfe ist etwas Zufälliges und Veränderliches. Weil Gott heilig und gerecht ist, so kann er freylich keine vernünftige Wesen erschaffen, die vom ersten Ursprunge ihres Daseyns her im Grunde boshaft sind. Aber sie können doch auch nachher ihre Freyheit misbrauchen, wenn sie nicht sofort eine unüberwindliche Heiligkeit überkommen. Es findet sich jedoch kein Grund, woraus man das letzte erweisen könne. Denn alles, was einen eingeschränkten Verstand hat, kann irren und fehlen. Kommt nun die Lust zum Irrthum wider die eigene

Vollkommenheit und Gottes Gesetz, welches uns die Bewahrung unserer möglichen Vollkommenheit anbefohlen hat, so ist die Sünde und der Abfall da. Hieraus begreifet man, daß die wesentliche Einschränkung mache, daß die Sünde in Ansehung der freyen endlichen Geschöpfe an sich möglich sey. Aber daraus folget noch nicht, daß sie auch jederzeit in Sünde ausbreche. Die vollendeten Gerechten in jener Glückseligkeit fallen niemals mehr in Sünde. Es wäre aber auch ein anstößiger Ausdruck, wenn man sagen wollte, sie steckten im nothwendigen Uebel. Die Engel, welche im Guten bestehen geblieben, sind in der Versuchungsstunde, da ihre Mitgeister sie ohne Zweifel sowohl, als die ersten Menschen, zum Abfallen reizten, treu und beständig erfunden, und dieserwegen in den Stand gesetzt, daß sie nicht mehr fallen und sündigen: daß sie allezeit das Angesicht ihres himmlischen Vaters sehen (Matth. 18, 10.) und ihm beständig dienen: daß sie deswegen die auserwählten Engel, (1 Tim. 5, 21.) in deren Gesellschaft die Freunde Gottes treten, (Ebr. 12, 22.) genennet werden. Sie sind mit dem Lobe Gottes immerfort angefüllet, und lehnen alle gottesdienstliche Verehrung von sich ab, (Apok. 19, 10. 22, 9.) da hergegen die gefallenen Engel sich nicht schämen, solche Anbetung zu fordern, (Luc. 4, 7.) und die Welt dahin zu verführen suchen, daß die Menschen die Geschöpfe verehren (Röm. 1, 21. Ephes. 2, 2. 2 Cor. 4, 4.) und an Gottes Stelle oder daneben setzen sollen. Dies ist die Welt, die im Argen liegt.

§ 91.

Man kann hiebey auf den Gedanken fallen, daß es dem Höchsten anständig gewesen, die Menschen vor dem Sündenfalle, wie die heiligen Engel, zu bewahren, oder den Nachkommen der ersten Eltern die Sünde Adams und Evens nicht zuzurechnen. Ich antworte: Es ist schwer und uns oft unmöglich zu bestimmen, was Gott, dem Höchsten, in besondern Fällen gezieme oder nicht gezieme, wenn er es nicht selbst geoffenbaret hat. Es geziemte dem Höchsten, Jesum den Mittler durch Leiden vollkommen (Ebr. 2, 10.) zu machen. Wer kann dieses aus den Kräften seiner Vernunft erweisen? Die heiligen Engel und die Erdbürger lassen sich nicht in eine Gleichheit setzen. Jene pflanzen ihr Geschlecht nicht fort. Matth. 22, 30. Luc. 20, 36. Man kann sie weder zum weiblichen noch zum männlichen Geschlecht rechnen. Aber die Erdbürger setzen durch die natürliche Zeugung in den Leibern, welche durch die Nahrungsmittel der Erde erhalten werden, ihr Geschlecht fort. Die jungen Kinder äußern den Gebrauch der Vernunft nach den Um-

ständen der Stärke der Theile ihrer Leiber. Wie schlüpfrig sind diese anfangs in ihren Urtheilen? Wie viele Zufälle hemmen bis ins männliche Alter die Richtigkeit ihrer Urtheile? Wie mancherley sind nicht die Temperamente der Menschen? Die Grundstoffe, die Luft, die Gegenden der Länder, Speise und Trank, selbst die Stufen der Jahre, und die Beschäftigungen, haben einen großen Einfluß in die Temperamente. Die natürliche Fähigkeit, die Erziehung, die Uebung der Naturgaben, die Neigungen, fallen sehr ins Verschiedene. Setzt den Fall, daß die ersten Menschen im Stande der Unschuld lange geblieben wären; so müsset ihr doch zugeben, daß unter ihren Nachkommen gar leicht ein Misbrauch der Freyheit ausgebrochen wäre, der dennoch mit der Zeit das ganze menschliche Geschlecht durchdrungen hätte. Und saget mir doch, hat denn der Mensch ein Recht, etwas von Gott zu fordern? Der Mensch muß jederzeit mit den Gaben zufrieden seyn, welche ihm Gott mittheilet. Gottes Weisheit und Güte rechtfertiget sich darin zur Genüge, daß er allen den Weg zum Leben und zur Seligkeit offen gelassen und dazu die bequemsten Mittel geordnet hat, auch denen, welche hieran nicht Theil nehmen können, durch außerordentliche Weise zu Hülfe kommt, daß sie zur Glückseligkeit gelangen.

§ 92.

Es ist der Erfahrung gemäß, daß alle natürlicher Weise gebohrene Menschen mehr Trägheit als Willigkeit zum Guten, mehr Neigung zum Bösen als zum Guten haben. Wer sich und die Jugend nur nach einer philosophischen Sittenlehre prüfet und untersuchet, kann daran im geringsten nicht zweifeln. Das Gefühl und die Einbildungskraft führen insgemein das Ruder über den Verstand. Und wie oft wird das, so wir als gut erkennen, von uns vernachläßiget und den sinnlichen Reizungen nachgesetzt? Die Leiber, welche die Nachkommen Adams tragen, sind in Unordnung gerathen, und also beschaffen, daß sie den Hang zum Sinnlichen mehr befördern, als uns zur Ausübung der Vernunft lenken. Und diese wird mehrentheils über einer unartigen Ehrbegierde und unordentlichen Wollust aufgebauet. Eine blinde Nacheiferung tritt auch sehr oft hinzu. Zu Anfange dieses Jahrhunderts wollte jedermann ein Münzkenner seyn. Hernach fiel man auf die gelehrte und mittlere Geschichte. Darauf tanzte die Lehre von den Größen und die Frau Metaphysica auf der Schaubühne. Zugleich suchten die Auszüge aus neuen Büchern zu gefallen. In kurzer Zeit breitete sich der Nachahmungsgeist über Flecke und Ströme aus, und zeugete

sogar gesichelte Heerwagen, welche die Schriften misfallender Schriftsteller schneiden und stechen, schlagen und reißen mußten. Es darf nur eine große Gebieterin aus vernünftigen Ursachen Kunstfliegen ins Gesicht legen, so sind schon tausend Nachahmerinnen da, welche ohne allen Grund alle Figuren des Ungeziefers und des ganzen Himmelheers in ihrem Antlitz erscheinen lassen. Ein solches Geschöpf ist der Mensch. Er handelt sehr selten nach der Vernunft. Seine meisten Handlungen sind mechanische Nachahmungen, Trägheiten, Lüsternheit, und ein ungesetzmäßiges Wesen. Dies alles sind Ausflüsse der Erbsünde, der natürlichen Neigung zum Bösen, und der angestammten Trägheit zum Guten. Breiten wir unsere Gedanken über einzelne Menschen aus, so finden sich noch neuere Erbschaden von den nächsten Eltern, Galanterie, Mauserey, Neidhämmeley, Unmäßigkeit, u. s. f. Und warum wollen wir alle Gänge dieses Labyrinths durchwandern? Man soll ja mit Absalom säuberlich verfahren.

§ 93.

Die Erbsünde ist allerdings ein Uebel und zwar ein allgemeines Uebel. Wer darein willigt, und, sobald er darein willigen kann, nicht dagegen kämpfet, und sich unter die gnädige Führung Jesu nicht begiebt, der weichet immer weiter von der Heilsordnung ab, und macht sich zum Gefäß des Zorns Gottes. Nun sehen wir den Grund, warum Gott die Erdbürger durch allerley Plagen, Pest, Hunger, Krankheiten, Krieg, und tausend Arten der Angst, von oben her mit Blitz und von unten her mit Erdbeben, schüttelt und rüttelt, schlägt und verletzet. Es geschiehet dieses zu dem Ende, daß sie aus ihren Sünden erwachen und sich besinnen mögen. Der Krieg peinigt die Geizigen. Die Hoheit des Siegers demüthigt die Stolzen. Die Plünderungen und Armuth gebieten den Magen die Mäßigkeit und den Händen die Arbeit. Die Advokaten ruhen und ziehen nichts, wo der ausgezogene Degen herrschet. Der Pächter bekommt einen Strich durch seine Rechnung. Der Ehemann, welcher des Nachts anderswo die Grenze bezogen, bekommt nicht selten seinen Gehülfen und leidet das Recht der Vergeltung. Was die Unreine in einem halben Jahre erobert hat, gehet ihr in einer Stunde aus den Händen. Die Krankheiten machen keinen Unterschied. Die Armuth fällt auf die geringsten Hütten, aber daher auch nicht selten in die Register der Großen. Also wird das Fette der Töpfe abgeschäumet, auf daß ein gesunder Nahrungssaft zurück bleibe. Es finden sich alsdann noch Seelen, welche sagen: "Kommet, wir wollen wieder zum Herrn. Denn

"er hat uns zerrissen, er wird uns auch heilen. Er hat uns ge-
"schlagen, er wird uns auch verbinden." Hos. 6, 1.) Diese erfüllen die Absicht Gottes.

§ 94.

Der Krieg äußert seine widrige Gestalt nicht allein in Ansehung derjenigen, welche von den Kriegern überzogen werden, sondern ist auch selbst von der Seite der Krieger etwas, welches dem menschlichen Geschlechte weder Ehre noch Nutzen schaffet. Der kriegende Theil setzt seine eigene Länder und Güter in Gefahr, muß seine Schatzkammern und Unterthanen entblößen, und vielen Vortheil fahren lassen, welchen die Reuter und Soldaten, wenn sie im Staate fleißig arbeiteten und der Nachwelt wohlerzogene Kinder lieferten, verschaffen könnten. Man glaubt nicht ohne Grund, daß die Menge fleißiger Unterthanen einen blühenden Staat ausmache und die Einkünfte der Landesherren vermehre. Wenn man aber die Unkosten rechnet, welche zur Unterhaltung der Kriegsleute erfordert werden, so muß man darüber erstaunen. Und wie groß sind die Summen, welche der Staat durch die Arbeit der Kriegsleute gewinnet? Sie stehen auf ihren Posten müßig. Sie tragen nichts zur Vermehrung der Einkünfte ihres Landes bey, oder doch sehr wenig. In Friedenszeiten entstehen daher allerley Verführungen der Jugend, eine wilde Ehe, Befleckungen der rechtmäßigen Ehen, und manche Unordnungen im Staate, wodurch das Gute gehindert und das Böse befördert wird. Johann Law sagte, wenn er in eine Stadt gekommen wäre, worin starke und zahlreiche Besatzungen gelegen, so hätte er sich über den großen Schaden des Staats zu Thränen beweget gefunden und sey sofort weiter gereiset. Wie viele Kriegsleute fallen nicht in Scharmützeln und Feldschlachten, welche in andern Lebensarten dem Staate viele Dienste hätten leisten können? Aber wodurch würde Gott die Großen, die Häupter der Welt, zur Buße so kräftig aufrufen können, als durch die Kriege, welche sie führen? Sie müssen doch wünschen, nicht gänzlich über einen Haufen geworfen und untertreten zu werden. Sie werden demnach hiedurch zum Gebete getrieben. Sie werden doch ein Mitleiden über die, welche das Schlachtschwerdt gefressen, empfinden. Sie können nicht glauben, daß Menschen für Mohnköpfe gehalten werden müssen, oder daß sie Schlachtschaafe seyen, Menschen, welche nach dem Ebenbilde Gottes gemacht und durch das theure Blut Jesu erkauft sind. Sie sind die Hände Gottes, wodurch die Cedern des Libanons unter einander beschnitten und geköpfet werden. Sie überzeugen sich unter einander von der Mühseligkeit und

von dem Kummer dieses Lebens, und werden dadurch veranlasset, die Seligkeit weder in ihrer vergänglichen Hoheit, noch in ihrer irdischen Macht, noch in dem Ueberflusse der besten Lebensmittel, sondern in jener Welt, zu suchen. Sie sind die Edelgesteine, welche sich selbst abreiben, auf daß sie desto herrlicher in der glänzenden Krone des Throns Gottes erscheinen mögen. So weise sind die Fußstapfen Gottes, wenn er das zeitliche Uebel geschehen lässet. Lässet er uns daraus nicht deutlich erkennen, daß das menschliche Geschlecht einen heftigern Hang zum Verderben, als dazu habe, was zu seinem Frieden dienet? Und dennoch erfordern die Umstände nicht selten, die bewaffnete Vertheidigung zur Hand zu nehmen.

§ 95.

Der Krieg ist ein Mittel Gottes, die Stolzen zu demüthigen, den gemisbrauchten Dienstzaum zu zerscheitern, grundböse Völker auszurotten, Wissenschaften und Licht unter verdüsterte Nazionen zu bringen, den Werth des Friedens und der Freundschaft zu schätzen, Land und Leute väterlich zu schützen, den Herrn der Heerschaaren zu fürchten, den Verstand zu üben, die Erfindungskraft zu erweitern, die Trägheit abzulegen, sich mit Vorbereitung dem Tode zu überliefern, die Beschaffenheit der Länder und die Eigenschaften verschiedener Regierungen, auch selbst die verschiedene Denkungsart, ans Licht zu stellen. Am Ende entdecket sich der Finger Gottes, welcher jedem sein Ziel und seine Schranken setzet, die Gewaltigen gewaltig strafet, und den bekümmerten Seelen wiederum eine ruhige Danksagungsstunde verschaffet.

§ 96.

Die Gelehrten führen Feder-Kriege. Die Anfänger in Wissenschaften treten gern auf den Kampfplatz, um auch ihren Namen der Welt zu gönnen und sich der finstern Vergessenheit zu entreißen. Jede neuerfundene Wahrheit muß zuvor durch viele Kanonirungen geprüfet werden, ehe man sie gelten lässet, wenn sie nicht sofort in die Augen leuchtet. Jedoch findet sich auch zuweilen ein Anaxagoras, welcher behauptet, der Schnee sey schwarz. Der Trieb zur Wahrheit ist nicht jederzeit der Grund des gelehrten Krieges. Der Ehrgeiz und die Begierde, auf dem Parnasse der erste Madetor zu seyn, schärfet manchen Stahl der Federn. Ein Ritter Gulliver führet in den Südpolarländern einen hohen Namen von der adelichen Burg, der Geschichtschreiberey, hervor. Er fechtet täglich, wie Domitian, mit Fliegen, und, wenn ihm eine zu nahe in sein Gewebe zu kommen scheint, so schickt er in die Stadt Allgemeinheit einen feurigen

Pfeil und dabey eine Nachricht, daß er sie meisterlich getroffen und erleget habe. Die verkehrte Fürsorge für die Erhebung, auch für die Bedienstung der Kinder, kann einen siebenzehnjährigen gelehrten Krieg verursachen. Gulliver braucht alle Kriegslisten, seinen Zweck zu erhalten. Selbst die Bibel und der Haß wider den Religionsmangel wird statt der Kartetschen gebraucht. Und wer kann das Elend ganz erzählen, welches auch selbst die gelehrte Republik drücket? Sind dies nicht Ausbrüche der Erbsünde? Ist dies nicht ein Abdruck der Worte Pauli: "Du lehrest andere, und lehrest dich selbst nicht?" Peter Bäle wurde von dem Jurieu angesehen, als ein Mann, der ihm Hahnenfedern ans Bette stecken wollte. Hilf Himmel, welcher Krieg entspann sich nicht aus diesem Argwohn? Ein politischer Theologe wollte eine Niederlage für die Hunnianische Genossenschaft stiften, und war deswegen gegen alle Religionsarten verträglich. Wie groß war nicht der Krieg, welcher daher entstand? Indessen bleibt es wahr, daß manche Wahrheit in den Staub gerathen wäre, wenn sie nicht erstritten worden. Man weiß auch, daß solche Kriege die Welt genug überzeuget haben, daß auch die Gelehrten nicht allein Menschen seyen, sondern auch ihre Eitelkeiten und Laster haben, wenn sie gleich gute Lehren fortpflanzen: aber auch dieses, daß ein jeder in seinen Schranken und nach seinem Vermögen dasjenige prüfen müsse, was zu seinem Besten dienet. Man merket auch billig den Unterschied an, welcher zwischen den Kriegen der Gewaltigen und den Kriegen der Gelehrten nicht selten befindlich ist. Jene kriegen zur Behauptung der Sicherheit, und um Land und Leute. Aber die Gelehrten kriegen oft über ein leeres Nichts und führen Wortkriege, wider welche uns schon Paulus gewarnet hat. 1 Tim. 6, 4. Man kriegte über den ersten Erfinder der Differentialrechnung. Newton wollte sie sowohl erfunden haben, als Leibnitz. Und beyde waren zu gleicher Zeit darauf gefallen. Perizonius und Gronovius zankten so heftig über das griechische Wort, wodurch die Todesart des Verräthers Judas ausgedrücket ist, daß auch die Herren Generalstaaten ihnen den Frieden gebieten mußten. Was trägt die Auflösung dieser Frage zur Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts bey? Cratippus giebt eine alte Zeitgeschichte heraus. Auf dem Rande der Handschrift stehen verschiedene Sätze gleiches Alterthums mit der alten und der Geschichte gleichzeitigen Handschrift. Cratippus will die Randschrift nicht in die Pastete gebrauchen. Er setzet sie zwischen den Text. Er fordert keinen absoluten Beyfall von seinen Lesern. Er fordert nicht, daß sie nur einen einzigen Satz anneh-

men und darauf neue Welten bauen sollen. Wer sein Gedrucktes nicht lesen oder brauchen will, kann deswegen ein ehrlicher und gelehrter Mann bleiben. Dies nimmt sein Freund übel und hebt darüber ein Kriegsgeschrey an. Cratippus läßt ihn schreyen, und wendet seine übrige Lebenszeit besser, als zu solchem Federkriege, an. Er verantwortete sich allererst nach fünf Jahren, da Eunapius schon über seinen häuslichen Umständen ermüdet ist und seinen kriegerischen Muth verloren hat. Cratippus will die alte Freundschaft nicht zerreißen und hält seinem Freunde einen Streich zu gute. Jedoch bleibt es immer wahr, daß die Trägheit der Menschen so groß sey, daß, wenn Gott nicht zuweilen gelehrte Kriege geschehen ließe, die Welt einschliefe und in eine schädliche Barbarey verfiele. Diesen Satz erläutern die Länder, worinnen die Kriege über die Grundwahrheiten, worauf die Religion ruhet, sehr verboten sind und mit dem Sambenito oder häßlichen Sterbekittel bekleidet werden. Frankreich hatte vor einigen Jahren noch grundgelehrte Männer, und weiter hinaus vor dieser Zeit eine gute Menge derselben, weil die Nacheiferung zwischen den Hugonotten und Römischkatholischen den Fleiß und die Untersuchung schärfte. Anitzt schläft daselbst alles wieder ein. Wer sollte wohl glauben, daß aus der Niederliegung des Fleißes in Wissenschaften eine schädliche Dummheit und Trägheit in den übrigen Beschäftigungen entstehen könne? Aber sobald man die Türkey und die meisten römischkatholischen Staaten ansiehet, so verlieret sich aller Zweifel. Hieraus kann der Leser auch noch ferner den Satz ziehen, daß der weise Herr der Welt nicht ohne Ursache die Verschiedenheit der Religionen auf dem Erdboden habe geschehen lassen. Es heißet zuletzt: Prüfet alles und das Beste behaltet. Daß es hieselbst nicht immer allein auf die Lehre ankommen müsse, lehret Hilarius, der Bischoff, in seinem Briefe an den Auxentius. Er saget, daß alle Bischöffe der Christenheit, wegen der Kaiser, wären Arianer worden, aber ihre Gemeinen hätten ihnen hierin widersprochen.

§ 97.

Will man die wesentliche Einschränkung der vernünftigen Geschöpfe ein wesentliches Uebel nennen, so müssen alle andere Uebel mit dem Namen der außerwesentlichen Uebel, malorum accidentalium, beleget werden, weil sie zum Wesen derselben nicht gehören. Ein Engel kann ein Engel seyn und bleiben, wenn er gleich nicht muthwillig sündigt. Man muß ferner nicht allein auf die Einschränkung der Geister überhaupt sehen, sondern auch die Einschränkungen der bestimmten Arten in Erwä-

gung ziehen und nicht minder auf die Einschränkungen der einzelnen Substanzen nach ihrem wirklichen Unterschiede seine Aufmerksamkeit anwenden, wenn man von dem wesentlichen Uebel ein Urtheil abfassen will. Unter den Erdbürgern ist eine große Verschiedenheit solcher Einschränkungen. Man vergleiche einen Blindgebohrnen mit einem Sehenden, einen Tauben mit einem Hörenden, einen Kindischen mit einem Verständigen, so wird man begreifen, was ich anzeigen wolle. Die Taubheit gehöret nicht überhaupt zum Wesen des Menschen, weil ja nicht alle Menschen taub sind; sondern zum Wesen des Titius, welcher taub gebohren ist. Es gehöret aber auch das Hören nicht überhaupt zum Wesen des Menschen, weil es auch Menschen giebt, welche nicht hören können. Es fallen demnach die wesentlichen Einschränkungen in Ansehung vieler Personen ins Mannichfaltige.

§ 98.

Wir würden viele Einschränkungen kaum wahrnehmen, wenn uns keine Person zu Gesichte kämen, welche mehr wesentliches Gutes, plura positiva et realia, äußerten und zeigten, als andere Menschen. Niemand machet sich Rechnung auf Flügel und Fittiche, weil man keine gefittichte Menschen, ausser in Bildern und Gemählden antrift. Wären in einem Lande nur Leute, welche bis hundert zählen könnten, und dieselben vermutheten nicht, daß sich Menschen fänden, die es im Zählen weiter gebracht hätten; so würden sie darüber nicht misvergnügt seyn, noch ihre Einschränkung im Zählen für ein Uebel halten. Aber sobald wir Menschen erblicken, welche grössere Vollkommenheiten des innern oder äußern Zustandes besitzen, so meynen wir, daß wir mit einem Uebel behaftet seyen. Seneka saget sofern ganz recht: Niemand ist elend, als durch die mit andern angestellte Vergleichung, nemo miser est, nisi comparatus. Was zur wesentlichen Einschränkung dermalen gehört, das lässet sich auf keine Weise, welche gerecht und erlaubt ist, heben oder wegräumen. Dies ist der Damm, woran alle Begierden, welche weiter wallen, brechen müssen. Denn niemand ist zur Leistung unmöglicher Dinge verbunden. Die Einbildungskraft, welche sich dagegen gar leicht verstößt, muß durch die Vernunft in Ordnung gebracht und besieget werden. Man muß alle Umstände in reife Erwägung ziehen, wenn man die Frage ausmachen will, ob uns diese oder jene Vollkommenheit möglich sey, welche wir an andern erblicken. Sobald wir sehen, daß wir auf keine Weise dazu gelangen können, so sind wir auf einmal zufrieden. Dieserwegen ist jedermann in Deutschland damit zu-

frieden, daß er nicht Sultan zu Constantinopel werden kann. Es ist etwas Lächerliches, wenn man Leute deswegen trösten soll, die darüber unruhig und unzufrieden sind, daß sie das nicht sind, noch haben, was sie nach ihren besondern unvermeidlichen Einschränkungen in diesem Leben nicht seyn noch haben können, wenn nur dabey keine solche angebohrne Gebrechlichkeiten der Seelenkräfte und des Leibes vorfallen, welche, wenn sie allgemein wären und bey allen Personen vorfielen, das menschliche Geschlecht ausser Stand setzen würden, den Erdboden also zu behandeln und zu genießen, wie ihn die Erdbürger brauchen und zu ihrem Misbrauch anwenden können. Hat man alle dienliche Glieder des Leibes und die gehörige Fähigkeit des Gebrauches derselben, hat man eine Seele, welche Vernunft besitzt, so lassen sich alle andere widrige Schicksale eher und bequemer ertragen, als wenn man verstümmelt und sehr gebrechlich ist. Indessen kann man es auch nicht läugnen, daß, je schwächer die Kräfte der Seelen sind, desto geringer die Empfindung der widrigen Schicksale zu seyn pflege. Es dienet auch oft die geringe Stufe des Verstandes zu größerer Zufriedenheit, auch selbst die Gewohnheit der Ertragung des vermeinten Leides.

§ 99.

Man erkennet von selbst, daß die ganze Menge der Erdbürger zu einerley Zeit nicht zugleich auf dem Thron sitzen und des Scepters genießen könne. Denn wenn alle Menschen Könige sind, wo bleiben denn ihre Unterthanen? Setzet den Fall, daß alle Menschen zugleich gleichmäßig reich und ansehnlich seyen. Werden sie alsdenn auch mit gleichem Fleiße arbeiten? Werden sie nicht leicht in eine Uebermüthigkeit gerathen, wie die zu Sodom, und das Band der menschlichen Gesellschaft aufheben? oder sich Partheyen machen und sich unter einander beschweren? Was meynet ihr, wie lange solche Gleichheit des Reichthums bestehen könne? Dort halten sich Kinderlose Eltern auf; hier findet man in einer Wohnung vierzehn Kinder, und in der andern nur drey. Wird nicht sofort durch die Beerbung solcher Güter der Eltern eine Ungleichheit des Reichthums zum Vorschein kommen? Und wie sehr sind die Neigungen der Menschen unterschieden? Einige sind Sammler, andere sind Zerstreuer. Einige sind sanftmüthig und lieben die Ruhe: andere sind Husaren und suchen in die Güter der Mitbürger zu dringen. Wer ersiehet hieraus nicht dasjenige, was durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird, daß nicht alle Menschen vornehm, gelehrt, reich und Befehlshaber zugleich seyn können. Und da Gott die Talente der Seelenkräfte mit einem großen

Unterschiede austheilet, so ist es klar genug, daß die Verschiedenheit der besondern Einschränkungen sich zuletzt auf Gottes höchstweisen Willen gründe, und dieser in der Entwickelung der Begebenheiten unter der Sonne vieles geschehen lasse, was vom Misbrauche der menschlichen Freyheit herrühret und von dem Oberregenten der Welt zum Mittel angewendet wird, dasjenige Gute hervorzubringen, was in dem Zusammenhange der also und nicht anders beschaffenen Erdbürger sehr nützlich und nöthig ist. Die ganze Erdbürgerschaft ist zuletzt als Ein Leib anzusehen. Sie ist Eine aus vielen Theilen zusammengesetzte Stadt Gottes. Sie ist ein großes Haus, worin der Herr allerley Gefäße und Geräthschaften zu allerley Gebrauche bewahret. Alle Glieder treiben nicht einerley Geschäfte, und jedes hat seine Einschränkung. Gott hat in seiner großen Stadt den Armen neben dem Reichen gemacht. Er hat die Obrigkeit geordnet und die Unterthanen daneben, und diesen den willigen Gehorsam befohlen. Er hat jedem die Kräfte verliehen, welche zur Erhaltung seines großen Haushalts im Ganzen erforderlich sind. Hieraus folget, daß vernünftige Menschen sich über die angebohrnen und unvermeidlichen Einschränkungen nicht beunruhigen, sondern sich in den allweisen Willen ihres Schöpfers zufrieden stellen. Wer kann es dir übel nehmen, daß dein Vater nicht Crösus oder Octavius gewesen? Was dir Gott nicht verliehen hat, und du durch rechtmäßige Mittel in deinen Gebrauch und Besitz nicht bringen kannst, das ist dir nicht beschieden, sondern gehöret zu deiner Einschränkung und zum Willen deines Gottes. Was du nicht hast, davon darfst du in diesem Verhältniß dem Höchsten keine Rechenschaft geben. Die Glückseligkeit ist dir deswegen nicht versaget. Die Thür zur Gnade Gottes ist dir deswegen nicht verschlossen. Die dich verachten und spotten, sehen die Gestalt der Stadt Gottes nicht ein. Und dieserwegen mußt du mit ihrer Unvernunft mitleidende Geduld tragen. Sie haben es dieserwegen mit dem Herrn zu thun, welcher dich also eingeschränket hat. Du bist etwa ein Fuß, und willt ein Auge seyn. Diese Begierde ist vergeblich und sündlich. Was du nicht seyn noch haben kannst, dadurch kannst du dich nicht an deinem Monarchen der Welt versündigen noch dir die Krone des Lebens rauben. Einem jeden ist ja in dieser Stadt Gottes seine Last aufgelegt, die ihn drücket, auf daß niemand das Leben auf der Erde für die wahre Glückseligkeit halten, sondern vielmehr zu herrlichern und standhaftern Gütern sein Herz erheben möge. Bisher habe ich von den Einschrän-

kungen geredet, welche wir nicht selbst verursachet noch über uns gezogen haben.

§ 100.

Nunmehr ist es Zeit, daß wir auch mit kurzem unsere Augen auf die Einschränkungen richten, welche wir unserer Schuld und unserm Misbrauch der Freyheit zuschreiben müssen. Ich gerathe hieselbst unvermerkt auf den Weg, auf welchem fast alle Menschen wandeln. Sie denken fast immer auf das, so ihnen nach ihrer Meynung oder in der That fehlet. Sie sehen an andern etwas, welches ihnen eine Vollkommenheit zu seyn scheinet. Sie finden dieselbe nicht an und in sich. Sie wünschen dieselbe zu besitzen. Sie sind wohl so närrisch, daß sie den andern wegen dieses vermeynten Vorzugs hassen und beneiden. In ihrem Staatsrechte ist die größere Gewalt des Nachbaren ein Grund zur Bekriegung desselben. Aber warum richten wir unsere Gedanken nicht auf das Gute und Wirkliche, welches wir aus der milden Hand unsers liebreichen und treuen Schöpfers unentgeltlich und ohne alles Verdienst erhalten haben? Es lässet sich hieran nicht ohne Thränen gedenken, daß die Menschen, so viel diesen Artikel betrift, so nachläßig, so elend, so undankbar gegen Gott sind, daß sie sich der empfangenen Wohlthaten des gütigsten Vaters so sehr unwürdig machen, und eine Pflicht hintansetzen, welche unter allen die wichtigste ist und den nächsten Bewegungsgrund in uns hat. Wenn ich das Gute erblicke, welches Gott den Erdbürgern insgesammt und jedem insonderheit ertheilet hat, so rufe ich billig mit Mose (5 Mos. 32, 3.) aus: "Wie hat der Herr die Menschen so lieb!" So bald ich aber auf ihre auf die Einschränkungen erpichte Herzen und ihre Vergessung des Guten, welches sie von Gott empfangen, meine Gedanken richte, so fallen mir die Worte des nemlichen Mosis ein: "Dankest du dem Herrn, deinem Gott, also, du toll und thörichtes Volk? Ist er nicht dein Vater und dein Herr? Ists nicht er allein, der dich gemacht und bereitet hat?" 5 Mos. 31, 6. Wir haben Seel und Leib. Wir finden in jener verschiedene Eigenschaften. Wir finden in diesem verschiedene Glieder. In beyden äußern sich verschiedene Kräfte, welche wir zu unserm Wohl anwenden können. Hierin bestehet das wesentliche Gute, welches uns Gott verliehen hat. Und wie viele Dinge sind nicht ausser uns, welche etwas Gutes wirken und uns nützlich seyn können?

§ 101.

Wenn wir keinen rechten Begriff von dem, was unser wahres Gute ist, haben, so werden wir uns beständig verwirren und

daselbst Tröstungen suchen, wo dieselben unstatthaft sind: so werden wir Einschränkungen sehen und zwar nicht gern sehen, wo keine befindlich sind. Alles Gute gründet sich auf die Wahrheit. Die Unwahrheit ist eine solche Verknüpfung verschiedener Dinge, in welcher das eine dem andern widerspricht. Folglich ist alsdenn Wahrheit vorhanden, wenn in dem, was angenommen ist, eine solche Verknüpfung nicht enthalten ist. Es kann demnach etwas, für sich betrachtet, wahr seyn, welches in der Verknüpfung mit andern Dingen eine Unwahrheit ausmachet. Dies ist der Begriff von dem, was Wahrheit ist. Wir gehen zu dem Begriffe von dem, was gut ist, fort, um zu sehen, worin das wahre Gute bestehe. Wir nennen das, was mit den wesentlichen Absichten einer Sache übereinstimmet, in Ansehung dieser Sache gut: und das, was denselben zuwider ist, in Ansehung dieser Sache, böse oder schädlich. Wir wissen es ohne dies, daß Gott durch jede erschaffene Sache eine bestimmte Absicht erreichen wolle, weil er höchst verständig und weise ist. Wir begreifen auch ohne Mühe, daß in dem, was gut ist, eine Wahrheit enthalten sey, wegen der Uebereinstimmung. Es steckt demnach in dem, was böse ist, eine Unwahrheit. Man kann hieraus verstehen, was der Apostel Paulus meyne, wenn er saget, daß in Jesu Wahrheit, ein rechtschaffen Wesen sey. Er lehret hiedurch, daß dessen Thun und Lassen mit der Absicht Gottes, mit der Lehre und Heiligkeit Jesu übereinstimme, der in der Gemeinschaft und Freundschaft Jesu stehet. Ephes. 4, 21. Diese praktische Bedeutung ist in der heiligen Schrift sehr gewöhnlich. Man verstehet daraus, was dadurch angezeiget sey, wenn der Heiland sagt, (Joh. 8, 44.) der Teufel sey nicht in der Wahrheit bestehen geblieben. Ist das Urtheil von der Uebereinstimmung mit unserm Wesen oder wesentlichen Absichten wahr, so ist die Sache in der Beziehung auf uns ein wahres Gut. Das Gesetz und die Offenbarung Gottes gründen sich auf diese Absichten, und zeigen uns demnach das, welches ein wahres Gut ist. Hieraus folget, daß wir ein wahres Gut haben oder erhalten oder überkommen werden, wenn unser freyes Thun und Lassen mit dem Gesetze und der Offenbarung Gottes übereinstimmet. Aber wie oft ist das Urtheil von dieser Uebereinstimmung irrig und folglich ein Vorurtheil?

§ 102.

Das Gute, welches wir für uns zufolge einem Vorurtheile also ansehen, als ob es auf einem richtigen Urtheile von der Uebereinstimmung mit der Absicht unsers Wesens, mit dem Gesetze und der Offenbarung Gottes stehe, wird mit Grunde nur

ein scheinbares Gut genennet. Hieraus verstehet man von selbst, was in der Wahrheit uns böse oder schädlich sey; und was nur ein scheinbares Böse sey. Jenes gründet sich auf das Urtheil, daß eine Sache den Absichten unsers Wesens widerspricht: dieses aber auf ein solches Urtheil, welches nur in Vorurtheilen gegründet ist. Wir betrügen uns leider gar oft. Wir belegen insgemein das scheinbare Gute mit dem Namen des wahren Guten; und was unsern Sinnen nicht schmeichelnd genug, sondern vielmehr unangenehm, scheinet, das sehen wir gar leicht für ein wahres Böse an und zählen einen Theil desselben unter die widrigen Schicksale. Wir suchen wohl gar dagegen Trost, Rath und Hülfe. Wir haben uns in den ersten Jahren sehr ans Sinnliche gewöhnt und daher eine große Reihe irriger Sätze oder vielmehr praktischer Vorurtheile gebildet, welche wir nicht leicht ablegen. Der Gebrauch der Vernunft ist zu spät bey uns eingetreten und selten auf die Sittenlehre, insonderheit auf die Beurtheilung unser selbst, gerichtet. Man hat uns wohl gar Lehrer gegeben, welche sich entweder mit einer gründlichen Sittenlehre niemals beschäftigt, oder sich nur im Vorgemach allgemeiner oder dunkler Sätze aufgehalten, oder wohl gar die Meynung geheget haben, daß man in sittlichen oder moralischen Dingen zu keiner erweislichen Gewißheit gelangen könne. Die verkehrte Eigenliebe saget sehr oft, unser Verstand sey so untrügbar, als die Aussprüche eines polemischen Theologen, welcher stets und mehrentheils allein das ächte Richtscheid vorzeigen will. Wenn man Dyks Buch vom Selbstbetrug aufmerksam lieset und sich darnach prüfet, so wird ein jeder wohl einen halben Folianten seiner moralischen Vorurtheile schreiben können. Nimmt man dabey des sel. Lic. Silvester Tappens Glaubensprobe zur Hand, so wird man eine große Schaar Christen unter die betrogenen Seelen und vermeynten Freunde Gottes rechnen müssen, welche sich unter Gottes Freunde, wie der böse Geist unter die Engel Gottes in der Geschichte Hiobs, zählen. Wie oft sehen die Christen nicht ein Ungemach, eine Einschränkung ihrer ungesetzlichen Begierden, und eine Zubereitung zum wahren ewigdauernden Gute, für böse an? Wie sehnlich erwarten sie dagegen Trost und Hülfe? Und wie selten würden sich die Menschen nach einer sinnlichen und schmeichelnden Tröstung sehnen, wenn sie sich in den Stand setzten, von sich und ihrem Zustande ein wahres Urtheil zu fällen? wenn sie sich der Freundschaft Gottes daneben versicherten, und es fest glaubten, daß Gott alles, was uns ein Leiden zu seyn scheint, zu unserm Besten und zur Erhaltung der herr-

lichsten Absichten über uns kommen lasse? Diese Ueberzeugung würde uns niemals Hoffnungslos lassen, und wir würden in Geduld, im Gebet und in der Stille zu Gefäßen der größern und beständigern Tugend zubereitet werden. Also machte es David. Er sprach: "Nun, Herr, weß soll ich mich trösten?" (Ps. 39, 8. 9. 10.) da sich andere in aller Unruhe auf ihre gesammelten Güter dieses Lebens stützen. "Errette mich von "aller meiner Sünde und laß mich nicht den Narren ein Spott "werden. Ich will schweigen, und meinen Mund nicht auf"thun. Du wirsts wohl machen." Wäre dies nicht ein herrlicher Nutzen, welchen die begehrten Tröster stiften könnten, wenn sie eine gründliche philosophische und ergänzte christliche Sittenlehre vor Augen und bey der Hand hätten, daß sie die guten und trostsuchenden Seelen gelegentlich mit gründlichen Urtheilen von dem, was ein wahres und dauerhaftes Gut, ein scheinbares Uebel oder Gut, und ein wahres Uebel sey, versehen könnten? Wenn die Lehre vom Gewissen und die Pflichten nach ihrem Zusammenhange in allen katechetischen Anweisungen kurz und deutlich abgehandelt wäre, könnten sich die Christen glücklich schätzen. Würde diese Anstalt nicht gesegneter seyn, als wenn man sich mit dem Mordhasse gegen die Juden, mit der Bildung des großen und kleinen Kreuzes, mit den Geboten der Kirche, mit ungründlichen polemischen Sätzen, und mit Erzählung gewisser Erdichtungen, aufhält: wenn man einen jeden antworten läßt, er sey ein auserwählter Christ und nachher die Anzahl der Auserwählten sehr klein und vor allem Rückfall sicher macht. Wie mancher hat solche Antwort eröffnet, der nachher ein vorsetzlicher Sünder geworden und geblieben ist? Sollte auch wohl der inwendige Mensch nur die Seele seyn? Ein gewisser Baron wollte sogar in der Kirchenvisitationsumfrage Kaldaunen und Dreck dadurch verstehen. Sollte die ganze Heilsordnung und der christliche Glaube wohl nur in drey Artikel bestehen, worinnen nichts von der Rechtfertigung, von der Gottheit Jesu, von seinem Mittleramte enthalten ist?

§ 103.

Es ist eine ungegründete Lehre, daß die Dinge, welche außer dem Menschen sind, für sich selbst betrachtet, ein wahres Gut ausmachen. Denn man kann sie brauchen und misbrauchen. Sie können Gutes und Böses wirken, entweder geradezu, oder doch auf mittelbare und veranlassende Weise. Gott hat sie freylich als Mittel des Guten erschaffen und erhalten. Und sofern sind sie gut und unverwerflich. 1 Tim. 4, 4. Aber so-

fern er sie dem freyen Gebrauch der Geister überlassen hat, und sie durch diesen Gebrauch bald Gutes, bald Böses wirken und hervorbringen; so kann man sie sofern nicht gut nennen. Dies erkennet Paulus selbst. Denn er saget, alle Kreatur sey in Ansehung der Menschen gut, wenn sie recht angewendet und mit Danksagung gegen Gott gebraucht werde. Er läugnet es gar nicht, daß man die Welt misbrauchen könne. 1 Cor. 7, 31. Und dieser Misbrauch und die Anhängung an denselben wird die Liebe der Welt genennet. 1 Joh. 2, 15. Hieraus folget die Lehre, daß der Mensch die Dinge, welche zu seinem Wesen nicht gehören und außer ihm sind, nicht für etwas in Wahrheit Gutes halten noch sich darüber betrüben solle, wenn er bey dem rechten Gebrauche und bey der Bewahrung des guten Gewissens keinen Ueberfluß solcher Güter, welchen er in andern Händen siehet, besitzet noch erwerben kann. Die Ruhe des Gemüths hat einen ganz andern Grund. Bald soll ich eine Person darüber trösten, daß sie nicht begütert genug ist. Bald begehret ein Frauenzimmer Trost, welches gern verheyrathet seyn will. Bald suchet jemand Trost, welcher schlechte Nahrungsmittel genießen muß. Es scheint, er wollte gern weniger gesund seyn, als er ist. Bald will sich jemand darüber trösten lassen, daß er fleißig arbeiten muß. Ich bedaure ihn, weil er seine Arzeney des Leibes noch nicht kennet. Ist es nicht ein Elend der Einbildungskraft, daß niemand mit dem Stande, worin er stehet, und welcher an sich dem Höchsten nicht misfällt, zufrieden ist? Herzog Rudolph August fragte einen seiner Küchenjungen, warum er so vergnügt und immer zufrieden wäre? Der Junge antwortete: "Ich lebe in meinem Beruf "und Stande besser, als ein Prinz. Ich thue was ich soll, esse "und trinke zur Gesundheit, habe eine Decke, einen ruhigen "Schlaf und einen gnädigen Gott. Was kann ein König in "diesem Leben mehr haben?" Der Herzog sagte: "Wohl! "Bleib dabey." Der Apostel Paulus urtheilet in diesem Stück gar merklich: (1 Cor. 7, 20. 21.) "Ein jeglicher bleibe in dem "Beruf, darin er berufen ist. Bist du ein Knecht berufen, so "sorge nicht; doch kannst du frey werden, so brauche deß viel "lieber." Das Christenthum hebet die Stände der bürgerlichen Gesellschaft nicht auf. Es ist ein Fehltritt der Menniten, wenn man den Stand der Kriegsleute also ansiehet, als ob er dem Christenstande widerspreche. Johannes der Täufer war kein Mennite. Die Kriegsleute fragten ihn: Was sollen wir thun? Er sagte zu ihnen: (Luc. 3, 12.) "Thut niemand Gewalt noch "Unrecht, und lasset euch begnügen an eurem Solde!" Unter

den ersten Christen nahm man es freylich denen, welche schon Christen waren, sehr übel, wenn sie sich zum Kriegsstande begaben; aber nicht wegen dieses Standes, sondern deswegen, weil die angehenden Kriegsleute vermittelst des Schwures bey den erdichteten Götzen in Eyd und Pflicht genommen wurden. Wie lange ist nicht diese Verpflichtung auf einem großen Theil des Erdbodens dahin gefallen und ungebräuchlich worden?

§ 104.

Wenn etwas, so mit uns verknüpfet worden, mit unserm Wesen und dessen Absicht übereinstimmet, folglich ein wahres Gut ist, so befördert dasselbe entweder nur die Erhaltung unsers Wesens, oder es vermehret und erweitert unsere Kräfte. Jenes ist ein erhaltendes Gut; dieses ein Gut, welches uns vollkommener machet. Finden wir hergegen, daß durch eine Verknüpfung der Dinge, so außer uns sind, solche Uebereinstimmung aufgehoben oder gehindert wird, so entstehet das, welches uns in Wahrheit schädlich ist, weil es entweder unsere Erhaltung zerstöret, oder weil es unsere Kräfte schwächet. Die Dauer des Wesens ist jederzeit höher zu achten, als die Vollkommenmachung desselben. Wir finden es demnach unerlaubt, daß jemand seine Kräfte also vermehret und erweitert, daß er die Dauer seines Wesens darüber zerstöret. Hält jemand dieses für erlaubt, so hält er ein scheinbares Gut für ein wahres Gut und ein Vorurtheil für ein wahres Urtheil. Diese Lehrsätze sind sehr fruchtbringend, um vielen widrigen Schicksalen zuvor zu kommen. Denn wie viele Menschen überladen sich mit Speisen und Getränken, auf daß sie, nach ihrer Meynung, dem Leibe gute Kräfte verschaffen mögen? auf daß sie zugleich sich eine Ergötzung und eine Ermunterung der Seelenkräfte erwerben? Aber sie zeugen dadurch einen verderbten Leib und einen stumpfen Verstand. Die übertriebene Anzeige seiner Leibesstärke, der fleißige Gebrauch des Kunstgedächtnißes, übermäßige Arbeit, insonderheit im Sitzen und Studieren, Vermessenheit in Uebernehmung ungeforderter gefährlicher Verrichtungen, gesuchte und unterhaltene Zänkereyen, sind die Mittel zur Zerstörung unsers Wesens und der elenden Umstände, welche vor dieser Zerstörung hergugeben pflegen. Es ist auch dies nicht vorbey zu lassen, daß, wenn zugleich mehr Dinge mit uns verknüpft werden, wir diese unter einander in eine solche Harmonie setzen müssen, daß sie sämmtlich in ihrer guten Ordnung mit der Absicht unsers Wesens übereinstimmen. Es ist schon eine Quelle vieler widrigen Schicksale, wenn wir diese Harmonie nicht besorgen und im Stande erhalten. Franciscus Baco de

Verulamio setzte seine ordentlichen Amtsgeschäfte sehr zurück, um den Cirkel der Wissenschaften zu poliren und aufzuklären. Er kam darüber um sein Amt, und mußte sich bewachen lassen. Romanus bauete prächtig und vertheidigte die Hexerey zudringlich, um dem Christian Thomase wehe zu thun. Dieser antwortete sehr von der Seite, indem er die Abhandlung de fastu Consolis Romani in aedificando herausgab. Romanus, der Bürgermeister in Leipzig war, gerieth durch diese Stechpille in eine langsame Krankheit, welche ihm endlich das Licht ausblies. Hundius studirte immer in einem neuen historischen Felde. Darüber wurde seine Gemahlin ein Brachfeld. Sie machte den Lackeyen zum Pflüger, und fügte darüber dem Canisius vieles Herzeleid zu. Und wer irret nicht leicht in den Schranken der Bewahrung der vorhin gedachten Harmonie? Jedennoch will die halbe Welt darüber getröstet seyn, wenn sie durch die Vernachläßigung solcher Harmonie sich in widrige Schicksale gestürzet hat. Es ist besser, daß man sich also verhalte, daß man in diesem Stücke gar keines Trostes vonnöthen habe. Die sich am meisten auf dieser Sandbank verunglücket sehen, pflegen auch insgemein den Grund ihres Elends in eine erdichtete Quelle zu setzen oder ganz* zu verbergen, um für unschuldig oder heldenmüthig angesehen zu werden. Nikolaus Hieronimus Gundling scherzte selbst zuerst über seine bekannten Schicksale, auf daß andere nicht glauben möchten, er würde sehr dadurch aufgebracht, wenn sie seiner spotteten. Ein solcher Scherz und eine Seligkeit werden dennoch wohl nicht einerley Bedeutung bey ihm gehabt haben.

§ 105.

Ich weiß es nicht, wie die Menschen in den Residenzstädten mehr als an andern Orten bey einem elenden Seelenzustande

* Die Königin Christine gestand es zu Rom nicht, daß Claudius Salmasius ihr den Bourdelot, den hungrigen Apotheker aus Dijon, die Handhabe der Jesuiten, angepriesen hätte, weil diesem jener für den vorigen Aufenthalt eine große Summe schuldig geblieben. Sie sagte nicht, daß Bourdelot, ein Narre, sie um das Reich und die Religion gebracht hätte. Mein Freund disputirte für die Gildemeisterey. Es flog ihm eine starke aristotelische Kanone zu. Er wurde darüber gallsüchtig, sagte mit kurzem: Hoc non sequit, und spye den gefaßten Unmuth sehr geschickt in den vorgehaltenen Hut. Jenes erhellet aus des Rath Arkenholz Memoires de Christine, la Reine de Suede; dieses aber aus meiner eigenen Erfahrung.

und mitten unter dem Schlafe des Gewissens sich allzuwenig um Trost bekümmern, oder doch höchstens, wenn sie der Welt dieser Zeit nicht mehr genießen können, zur Vorstellung jener Welt einige Blicke wagen. Hat dies Uebel etwa daher seinen Ursprung, daß man wegen der Vielheit der äußerlichen Gegenstände und der angenehmen Verwirrung zu keinen ernsthaften Gedanken gelangen kann? Meynt man etwa, die Erdbürger in großen Städten seyen an die gemeinsamen Pflichten, an das Gesetz Gottes und an die Nachahmung des Lebens Jesu nicht gebunden? Hat man etwa einen so großen und hellschauenden Verstand in großen Städten, daß man den Weg zur Glückseligkeit nur von kleinen Leuten betreten lassen muß? Sollte man nicht lieber die große Wohlthat Gottes erkennen, daß man in großen Städten insgemein die Mittel zur Glückseligkeit entweder im Ueberfluß antrifft oder sich doch eher, als anderswo, darnach erkundigen kann? Ich weiß es nicht sofort aufzulösen, warum in den Städten, wo hohe Schulen sind und die Weisheit ihren Sitz aufgeschlagen hat, die Gottseligkeit insgemein ziemlich rar sey. Ueberhaupt darf ich so viel sagen, daß der Teufel nirgends geschäftiger sey, als bey den Quellen, wodurch seinem Reiche eine große Ueberschwemmung erwachsen kann.

§ 106.

Das Uebel, welches in unserm Wesen nicht gegründet ist, sondern von außen her mit uns verknüpft wird, das **außerwesentliche Uebel**, rühret entweder von dem Misbrauche unserer Freyheit, oder aus einem unvermeidlichen Zufalle her, welchen wir nicht voraussehen noch abwenden können, und welcher aus dem Misbrauche unserer Freyheit nicht herrühret. Die andere Art des Uebels nennen wir ein Unglück, und im eigentlichen engen Verstande ein widriges Schicksal. Sein Gegentheil heißet Glück. Auch hierzu tragen wir durch den rechten Gebrauch unserer Freyheit nichts bey. Die erste Art des Uebels wird auf zweyerley Weise in Betrachtung gezogen. Denn vor dem wirklichen Misbrauche unserer Freyheit gehet ein Trieb zu solchem Misbrauche her. Jener wird die **Sünde** oder **Uebertretung**, dieser aber die **Neigung zur Sünde**, die **böse Begierde**, genennet. Die Sünde, wodurch wir das Gute, welches wir leisten könnten und sollten, unterlassen, oder das Böse, welches wir lassen könnten und sollten, verüben, wird ein **gewürktes Uebel**, malum actionis, genennet. Die Neigung zum Guten in ihrer Gründlichkeit ist die innere Kraft der Seele, dasjenige zu wollen, was dem Höchsten zu unserm Heile

wohlgefällt. Man kann diese Kraft mit dem Namen der Tugend und der Heiligkeit belegen. Daraus erwächset ein Leben, so dem Gesetze des Höchsten gemäß ist, und aus diesem Leben eine Fähigkeit der Gnadenbelohnung Gottes.

§ 107.

Weil Gott, vermöge seiner Heiligkeit, das Böse nicht ungestraft hingehen lassen kann, weil er nur das Gute und Vollkommene will, so hat er das gewürkte Uebel, malum actionis, mit einem Strafübel wollen begleitet seyn lassen. Der Sünder muß wegen seiner Sünde etwas leiden. Und diese Strafübel nennet man insgemein malum Passionis, das Erleidungsübel. Der Sünder darf sich nicht überreden, daß er durch seine Uebertretung die Ruhe des Gemüths und eine Versicherung der Gnade Gottes, die Seligkeit erhalten könne. Er beraubet sich vielmehr dadurch dieses edlen Guts. Mit vielen Sünden ist ein unmittelbares Erleidungsübel verknüpft, welches man die natürliche Strafe zu nennen pfleget. Man nennet es jedoch besser das natürliche Uebel, weil es auch zuweilen diejenigen trifft, welche hieselbst in der Freundschaft Gottes stehen, und aus Schwachheit in solchen Begebenheiten fehlen, womit sofort eine widrige Empfindung zusammenhängt.

§ 108.

Die besondern Einschränkungen und das sogenannte Unglück dürfen wir nicht unter die Erleidungsübel, welche wegen der gewürkten Uebel erfolgen, zur Rechnung bringen. Der Heiland Jesus sagte, der Blindgebohrne, welchen er heilte, oder mit dem Gesichte begabte, habe so wenig, als seine Eltern, diesen Zustand verschuldet. Joh. 9, 3. Er bezeugte, daß die Leute, auf welche der Thurm bey dem Flusse Siloam gefallen, nicht vor allen Menschen Sünder gewesen wären. Luc. 13, 4. Gott bleibt in der Regierung der Welt jederzeit allwissend, weise, gütig, heilig und gerecht, ob wir gleich nicht in jedem Falle den Grund zu bestimmen wissen, warum einige Menschen einen verstümmelten Leib, eine blöde Seele, große Armuth und andere beschwerende Ungemächlichkeiten an sich wahrnehmen müssen. Die übrigen Menschen lernen hieraus erkennen, daß 1) Gott desto mehr zu preisen und mit Gehorsam zu verehren sey, je größere natürliche Vollkommenheiten er in ihr Wesen geleget hat: daß Gott 2) in diesem Leben die Glückseligkeit nicht darreiche, sondern jenem Leben beschieden habe: daß Gott 3) die meisten Menschen nach seiner weisen Fürsorge also gebildet habe, daß sie den Elenden zu Hülfe kommen und ihre Beschwerung erleichtern oder sie versorgen können: daß 4) man solchen

Elenden ihre besondern Einschränkungen nicht zur Verachtung vorwerfen solle. Moses verbietet, keinem Blinden einen Anstoß zu setzen. Zuweilen ersetzet auch Gott solche Einschränkungen durch andere Naturgaben. Das Beyspiel blinder Professoren, welche die Mathematik und sogar die Optik gelehret, die schönsten Musiken machen können, überführet uns davon. Jener wird durch den Blitz gerühret; dieser verbrennet in unvermutheter Feuersglut. Dort werden einige durch das Erdbeben getödtet; hier wird einer vom Pferde erschlagen oder von einem rasenden Thiere zerrissen. Ist dies nicht eine Güte Gottes für die Lebenden, auf daß sie sich täglich zum seligen Ende vorbereiten? Wer darf zum Höchsten sagen, warum thust du das? Warum lässest du solches geschehen? Dort fällt ein Kind in den Strohm und büßet das Leben ein. Hier reißt eine Ueberschwemmung Menschen und Vieh mit sich fort. Wer will sie verdammen und sich auf Gottes Richterstuhl setzen? Manche werden dadurch vor einem größern Ungemach bewahret. Andern wird die ewige Strafe dadurch vermindert, welche sie mit der Fortsetzung vorsätzlicher Sünden würden gehäufet haben. Zwey Studenten spazierten vor Königsberg. Der Fromme suchte den Gottlosen zu bekehren. Mitten in dieser Unterredung erschlug der Blitz den Frommen. Der Gottlose betrübte sich über dies Unglück, so seinen Freund betroffen hatte. Er schlug in sich und bekehrte sich, auf daß er auch dereinst selig sterben möchte. Und wie oft wendet Gott dergleichen Unglück ab? Ich hielt mein Pferd im Gewitter unter einer Eiche. Es erschütterte sich die Erde unter mir. Die Blitze durchschnitten die Luft mit schrägen Zügen. Mein Wirbel stand oft mit ihnen in gerader Linie. Ich dachte, Gott ist allenthalben gegenwärtig und zog das Pferd mit mir unter freyen Himmel und wollte meine Reise fortsetzen. Kaum war ich mit meinem Pferde aus der Stätte gerücket, als der Blitz daselbst, wo ich gestanden, in den Boden schlug. Und wie oft hätte Gott Ursache genug, ganze Länder auszubrennen und zu verstören, wenn er nicht langmüthig wäre und uns Raum zur Buße ließe. Wer kann indessen das Unglück hindern oder ändern, welches Gott geschehen lässet? Seine Majestät ist so groß und unendlich, daß wir sie auch bey allen Unglücksfällen verehren müssen. Er ist Herr über Leben und Tod. Verwirrte Sterbliche! wo denket ihr hin, die ihr mit eurem Leben als mit eurer Kegelkugel umgehet?

§ 109.

Die meisten Krankheiten ziehet sich der Mensch durch seine Art zu leben und durch seine Leidenschaften, oder durch äußer-

liche von ihm beliebte Umstände, selbst zu. Einige fallen ihn von außen her an, wenn sein Körper dazu aufgeleget ist. Hitzige epidemische Seuchen finden ihre Nahrung in saftvollen Leibern. Dieserwegen fahren die Menschen des sanguinischen Temperaments, so zwischen zwanzig und vierzig Jahren ihres Alters stehen, dadurch am ersten zu Grabe. Soll man etwa hieraus den Schluß ziehen, daß man so mäßig leben müsse, daß die Knochen kaum zusammen hangen? Paul von Theben, Anton der Eremite, Serapion der Einsiedler, waren so hager vom Fasten, daß niedliche Herren auch den Anblick von ihnen wegzogen. Unnütze Leute, welche zum Staate nichts beytrugen und der Welt ein schweres Nachahmungsjoch auflegten. Wer unter den Menschen heilig seyn will, der muß auch, wie Jesus, mit Menschen hin und her umgehen und gesellig seyn. Würden jene Einsiedler eine Handthierung ausüben müssen, so hätten sie schon so viel essen sollen, daß sie der Arbeit gewachsen gewesen wären. Wie würde eine Wäscherin bey Tage und Nacht den großen Wäschen bey Wasser und Brod vorstehen können? Eine jede Lebensart erfordert eine proportionirte Nahrung. Der Apostel nennet dieselbe eine Nehmung der Speise zur Nothdurft (Col. 2, 22.), und verwirft solche Enthaltung, wobey man entweder müßig seyn muß, oder worunter der arbeitende Leib erlieget. Aber einige Hände gießen auf die Lampen so viel hitziges Oel, daß sie überschnappen. Man kann sich auch zu Krankheiten vorbereiten, wenn man widrigen Affekten Futter giebt, der Lustseuche nachhänget, unter den Säufern und Schlemmern fleißig das Zelt aufschlägt, sich mit keiner geziemenden Arbeit unterhält, zu oft in Burgundien wohnet, zu viel denket u. s. f. Der größeste Haufe hat nicht nöthig, daß er aus Kubachs Gebethuche des Morgens Gott anruft, daß dieser es verhüten wolle, daß sich der Betende nicht zu Tode arbeite. Ein rechtschaffener Christ schicket sich täglich zum seligen Tode in der Freundschaft Gottes an. Er weiß, daß die Krankheiten aus der Erbsünde herstammen, (Röm. 7, 24. C. 5, 12.) und daß diese eine Ermangelung des moralischen Ebenbildes Gottes, (Röm. 3, 23.) wie auch ein Abweg von der Gnade Gottes sey. Er weiß, daß die Vorboten des Todes und der Tod selbst ein Sold der Sünden seyen. Röm. 6, 23. Es giebt widersinnige Menschen, welche unordentlich nach dem künstlichen Geschmacke leben, und doch zugleich sehr lange leben, oder wohl gar den Tod mit Gläsern tödten wollen. Diesen folgen die natürlichen Uebel, die Krankheiten, als Leibtrabanten nach, gute Trabanten, wenn sie die Unmäßigen zur Wiederkehrung und zur Gnade mit Gott forttreiben

und begleiten können. Jener kann nicht auf gesunder Haut liegen. Er zanket, er lärmet, er suchet verworrene Händel. Er wird verwundet. Er fällt dem Wundarzt unter die Hände. Er bedauert sein gemisbrauchtes Geld und die verhudelte Blüthe seiner Jahre. Sein Gewissen klagt ihn an. Er hat weder Gott noch seine Obern noch seinen Beruf vor Augen gehabt. Da liegt er, nicht auf dem Bette der Ehren, sondern auf dem Lager der Reue und Schaam. Er kann nicht arbeiten. Er leidet Schmerzen. Ach, denkt er, wie groß mögen nicht die ewigen Schmerzen seyn! Er behält einen steifen Arm. Er bessert sich. Sein lahmer Flügel ist sein täglicher Cabinetprediger. Man nahm mich ferner als Gefährten ins Lazareth. Die sich muthwillig in gefährliche Schaden des Leibes und der Gesundheit gestürzt hatten, saßen und lagen zur Linken in einem eigenen Behältniß. Einer Frauensperson, die sich auf dem Brustknochen von allen Afrikanern handhaben lassen, wurde eine Brust, welche der Krebs gefressen, abgenommen. Im Winkel saß einer im Schwitzkasten, welcher seinen Leib oft verschälket hatte. Einem ansehnlichen Matedor wurde das Bein abgenommen, mit welchem er allzuviel Extra gegangen war. Dort lösete man einem Elenden ein Stück aus der Zunge wegen verhärteter Drüsen, von welchem man sagte, daß er sonst auf dem Kaffeehaus Obrigkeiten und Unterthanen zur Ungebühr über die Zunge spazieren lassen. Einen Advokaten, der betrügliche Prozesse geführt und das ächte Protocoll untergeschlagen, welches ihm im Kopfe stecken geblieben, trepanirte man. Zwo Hebammen hatten den Huren abtreibende Sachen gebraucht, waren mit der Darmgicht beladen, und sollten mit Pech und Schwefel clystiret werden. Ich mochte den Jammer nicht länger zusehen. Bey dem Herausgehen erblickte ich die Worte des Propheten (Jerem. 2, 19.) über der Thür: "Es ist deiner "Bosheit Schuld, daß du so gestrafet wirst, und deines Unge"horsams, daß du so gestäupet wirst." Im Weggehen fragte mich mein Gefährte, warum Gott diesen Leuten, wenn sie sich recht bekehrten, nicht alle Glieder wieder gesund und ihre Leiber mit allen Kräften wieder herstellete? Mein Herr, antwortete ich, das Strafübel bestehet in dem physikalischen Leiden, als in seiner Materie, und bleibet auch in den Strafen, welche von der Obrigkeit über die Missethäter verhänget werden, bestehen. Die Form des Strafübels bestehet darin, daß der rächenden Gerechtigkeit genug geschehe. Es kann die Form aufhören und in eine väterliche Züchtigung verwandelt werden oder gar wegfallen, wenn auch gleich die Materie bleibet. Die Vernunft zei-

get, daß dies möglich sey. Und die christliche Religion lehret, daß es oft wirklich geschehe, wenn sich die Uebertreter von Herzen bekehren und von Gott wegen des Glaubens an die Verdienste Jesu begnadigt werden. Aber wenn sich ein Schlemmer bekehret, so werden die Leibesgebrechen dadurch nicht weggenommen, die er ihm selbst zugezogen hat, auf daß er seine begangene Sünde desto herzlicher verabscheue und sich desto mehr zur Tugend wende. Können sie aber durch Aerzte kurirt werden, oder Gott will ein Wunderwerk an ihnen geschehen lassen, so können solche Leibesgebrechen vermindert oder aufgehoben werden. Ich setzte hinzu, daß ich aus den Krankheiten und den Gebrechen des Leibes niemals auf vorhergegangene vorsetzliche Sünden einen Schluß machte, weil die Frommen mit den Gottlosen viele Leiden gemein hätten. Ueberhaupt aber sind in manchen Schwermüthigkeiten, Beängstigungen und milzsüchtigen Krankheiten, auch wunderbaren Nervenzügen, gute Aerzte sehr nöthig. Man muß sich hüten, daß man daraus keine Besitzungen der bösen Geister oder Wirkungen der sogenannten Zauberey mache, oder Wechselbälge bilde, die der Teufel mit Hinwegnehmung der rechten Kinder gebracht haben soll. Denn durch diese Grillen stürzt man die Kranken und ihre Eltern in unnöthige Angst und Traurigkeit. Wenn der Arzt den Pazienten zum Gebrauch der Vernunft durch die Erleichterung der Krankheit geführet hat, so kann der Seelsorger allererst sein Amt gehörig verrichten. Wie oft haben unsere liebe Vorfahren solche Kranke nicht in bösen Ruf gebracht? Wie oft haben alberne Weiber dabey ihre Thorheiten ausgeübet?

§ 110.

Das Leiden, welches über Gottes Kinder und Freunde kommt, ist weder ein Unglück noch eine Sündenstrafe zu nennen. Wir können uns demnach in unserer Beurtheilung der widrigen Schicksale sehr verstoßen, wenn wir die Leiden, welche über Menschen, die wir nicht recht kennen, ergangen sind, sofort von der Strafgerechtigkeit Gottes über die Uebelthäter herleiten. Denn die Leiden, welche die Kinder Gottes rühren, sind väterliche Züchtigungen, und beziehen sich entweder auf die Bereuung und Vermeidung der vorigen Sünden, oder auf die künftige Reinigung und Befestigung im Guten sowohl in Ansehung der Gemeine Jesu, als eines jeden Mitgliedes insbesondere. Gott vergab dem bußfertigen David seine Sünden des Ehebruchs und Mords, 2 Sam. 12, 13. Aber die Züchtigung erfolgte dennoch hinten nach. Gott zeigte nachdrücklich, daß er offenbare Uebertretungen weder billige noch dabey durch die Finger sehen kön-

ne. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes kann auch in den väterlichen Züchtigungen nicht hintan gesetzt werden. Dieserwegen werden dieselben nicht selten sehr empfindlich. Jeremias seufzet: "Züchtige mich, Herr, doch mit Maaße, und nicht in deinem Grimm, auf daß du mich nicht aufreibest." Cap. 10, 24. Des Satans Engel gab dem Apostel Paulo die empfindlichsten Schläge. Der Apostel flehete den Herrn, daß dieses schwere Leiden ihm abgenommen werden möchte. Der Herr gab demselben dermalen zur Antwort: "Laß dich an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." 2 Cor. 12, 7. 8. 9. Hatte Saul die Gemeine Jesu mit Drohung, Peinigung, und Beförderung der Ertödtungen, verfolget, so zeigte Jesus dem Paul, wie viel er leiden sollte um des Namens Jesu willen, (Act. 9, 16.) ob er ihn gleich zum auserlesensten Werkzeuge der Vermehrung seines Reichs gebrauchte. Er litte auch das auferlegte Maaß getrost und mit aller Ruhe des Gemüths unter der beständigen Bereuung (1 Tim. 1, 15.) und Verabscheuung seines vorigen sündlichen Eifers, welchen er aus einem irrenden Gewissen verübt hatte. So oft über ihn ein neues Leiden ergieng, sagte und urtheilete er, daß er das Maaß seines beschiedenen Leidens noch nicht geendigt hätte, sondern noch Restanten da wären, welche er zum Heil und Nutzen der christlichen Gemeine überstehen müßte. Dies zeiget er sehr deutlich an in dem Ausspruche, Col. 1, 24. welchen man bald in den Schatz des Ablaßes, bald in einen andern unrichtigen Verstand verkehret, als ob unsere armseligen guten Werke dem Verdienste Jesu und der Kraft seiner Genugthuung allererst die rechte Ergänzung und das hinlängliche Gewicht geben müßten. Man muß sich verwundern, daß diejenigen, welche die Leiden des Apostels so unrichtig auslegen, keine bessere Erwägung über die Beschaffenheit des unbekehrten Pauli machen, sondern ihm lieber in seiner blinden Sektirerey und Religionsverfolgung, als in seinem bekehrten Zustande und in der Lehre von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott, nachfolgen wollen. Und wie gern wollen nicht alle Christen, als Menschen, welche noch nicht alle Sinnlichkeit abgeleget haben, die beständige Annehmlichkeit der Ruhe des Gemüths, welche sie durch die Freundschaft mit Gott geschmecket, kosten und ohne die Bitterkeit des Kreuzes kosten. Nicht wenige laufen dem Herrn Jesu bey erblicktem Sturme aus der Schule, oder fangen an mit Petro zu sinken. Und wie oft schlägt den Verloffenen das Herz und Gewissen hierüber? Viele kommen mit desto größerer Reue wieder und bitten dem Heilande ihre Abtrünnigkeit mit Thränen

ab. Manche bleiben auch zurück und säen auf ihr Fleisch, mit dem Erfolge, daß sie davon das ewige Verderben erndten. Wenn sie es in der That empfinden, was der Inhalt der Worte sey: "Wir müssen durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen," so denken sie, das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Aber ist die Rede Jesu nicht noch härter, wenn er dereinst sagen wird: "Gehet hin, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, ich habe euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter." Kann man auch ein größer Uebel nennen, als die Ungnade Gottes, als die Feindschaft wider Gott, als das ewige Strafübel? Dieser Zeit Leiden ist ja nicht werth der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden. Was ist ein Augenblick gegen die unaufhörliche Ewigkeit? Hat uns nicht Jesus durch seine allgemeine peinliche Genugthuung zu seinem Eigenthum erkauft? Sollen wir nicht sein Joch und seine Lehre zu leben und zu leiden auf uns nehmen? Wir sind schuldig, nach seinem Willen und nach seiner Vorschrift, nicht nach unserm Willen und nach unsern Leidenschaften, zu leben. Denn unser keiner lebet ihm selber, und unser keiner stirbet ihm selber. Leben wir, so sollen wir dem Herrn leben. Sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, daß er über Todte und Lebendige ein Herr sey." Röm. 14, 7. 8. 9. Der Vater hat diesem vollendeten Mittler alles unter seine Füße und Botmäßigkeit gethan. 1 Cor. 15, 27. Ebr. 2, 6. 7. Kannst du dich auch der Herrschaft deines allmächtigen, allwissenden, heiligen und gerechten Königs aller Könige entziehen? der dir täglich durch seine Gnadenwirkungen nachgehet, auf daß er dich zu seiner Freundschaft aufnehmen und dich sammeln möge, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und sie schützet. Kann er dir etwa im Leiden nicht Kraft und Schutz verleihen? Hast du an ihm nicht einen guten, treuen und starken Hirten? Kann er zu deiner Bewahrung nicht zwölf Legion Engel senden? Getrost, nur herbey, nur wieder herbey. Wer wollte Irrwischen und fleischlichen Einbildungen folgen, welche die Menschen ins Verderben und in die Verdammniß führen. Meynst du, daß der Uebertreter nichts auf Erden leide? Hat nicht der Gottlose viel Plage? Seine Unruhe der Seele ist ein Vorschmack der Hölle und eine wahre Unseligkeit. Diese hat zur Mutter den Schlaf des Gewissens, welches zur unbequemen Zeit aufwachet und die Marterkammer eröffnet. Und was ist heilsamer für die Freunde Gottes, als daß sie von den unreinen und irdi-

schen Leidenschaften, welche sich zum Sinne Jesu und zum Paradiese nicht reimen, abgezogen und gereinigt werden? Das faule und verderbte Fleisch kann durch den Wundarzt nicht allezeit ohne empfindliche und kurze Schmerzen ausgebeizet werden. Er muß zuweilen den höllischen Stein zur Hand nehmen. Durch den engen Weg zum Himmel kann niemand mit weit ausgedehntem Weltgetümmel wandern. Jesus nimmt dir durchs Kreuz das ab, was dir noch von Fleischeslust, Augenlust und hoffärtigem Leben anklebet. Er feget den Sauerteig weg. Er macht dich fertig und geschickt, daß du im Kampfe wider die geistlichen Feinde bestehen könnest. Er machet dich aufmerksam, nüchtern, betend, und wachend zur Tugend, welche du im Glauben darreichen mußt. Er bereitet dich zur ewigdauernden Herrlichkeit. Gieb nur Achtung auf seinen Willen, auf sein Exempel, auf sein Thun und Lassen, auf dein Gewissen, auf das Licht, welches du vor den Menschen sollt leuchten lassen. Die Welt verurtheilet und lästert dich. Das ist eine Ehre für dich. Dadurch wirst du dem Herrn Jesu gleichförmig. Gedenke an den, der ein weit ärgeres Widersprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, auf daß du nicht in deinem Muthe matt werdest und ablassest. Ebr. 12, 3. Fehlets dir an Vermögen und Kraft, so halte an im Gebet, und laß nicht ab, bis dir der Vater im Himmel den heiligen Geist, alle nöthige Gnadenkräfte, verleihe, welchen und welche er allen versprochen hat, die ihn darum bitten. Laß dich das nicht irren, daß man dich einen Enthusiasten nennet, wenn du mehr Kraft von Jesu erwartest, als welche natürlicher Weise* in dem objectivischen Sinne der vorzeiten geschriebenen heiligen Schrift lieget. Denn die Aufhebung des geistlichen Todes und die Aufhebung des eingebohrnen und gehäuften Widerstandes der natürlichen Neigungen des menschlichen Herzens, und die Behauptung des Gnadenstandes, erfordern mehr, als eine aufmerksame Lesung und die natürliche Kraft der heiligen Schrift. Man muß dem Worte des Herrn auch eine lebendige Kraft zuschreiben, welche Felsen zerschmeißet, den geistlichen Tod hebet, den Widerstand bricht, und Todte zum Leben, das aus Gott ist, erwecket, und mit dem anhaltende Gebete sich immer stärker zum Vorschein bringet. Erwarte in fester Anklebung an die Gnadenhand Jesu in allem Leiden seinen Beystand. Er ist dein Herr und Führer. Er kann und wird dich nicht verlassen, wenn du ihm anhangest. Ziehet er dich durch die Dornen, so streifet er dir deine rückstän-

* Was im Ursprunge übernatürlich war, ist in der Fortsetzung natürlich worden, wie der Wein auf der Hochzeit zu Cana.

dige Eitelkeit und ungesetzliche Restanten ab, um dich in einen hellern Glanz zu setzen. Erwarte den Tod getrost, als die Thür zum herrlichsten Leben, als das Ziel aller Trübsalen, als den letzten Zoll der Sünde. Befiehl deine Seele deinem treuen Schöpfer, und freue dich, daß du bald die Herrlichkeit Gottes sehen und bey deinem Jesu im Paradiese gegenwärtig seyn wirst. Freue dich, daß du dereinst auch einen geistlichen und verklärten Leib (Phil. 3, 21.) in der allgemeinen Auferstehung der Todten wieder empfangen und dadurch größere Seligkeit, als ohne deinen Leib, überkommen werdest. Wenn der Apostel Paulus sich mit den Christen zu Thessalonich über diese wichtige Lehre unterredet und sie dadurch gestärket hat, so setzt er vergnügt diesen Schluß hinzu: "So tröstet euch nun mit diesen Worten unter "einander." Thess. 4, 18. Meine wertheften Leser werden mir nunmehr das Zeugniß geben, daß ich auch dieses gezeiget habe, was die Kinder Gottes von den Züchtigungen urtheilen müssen, welche ihnen ihr gnädiger Gott auflegt.

Fünftes Capitel.

Von der mannichfaltigen Tröstung.

§ 111.

Wenn man dasjenige, was dem fleischlichgesinnten oder auch vernünftigen Gefühle der Menschen in den Zufällen und Umständen der Erdbürger widrig scheint, richtig zu beurtheilen weiß, so wird man sehr oft keines auswärtigen Trosts vonnöthen haben. Denn wie manches Scheinübel findet sich unter den Menschen, welches, sobald man es recht beschauet, gar kein Uebel ist, oder wohl gar zum Guten gezählet werden muß? Ich sehe auch nicht, warum man wegen der wesentlichen, sowohl allgemeinen als besondern Einschränkungen Trost suchen wolle. Können wir etwa dadurch den Höchsten bewegen, daß er die Wesen der Dinge ändere? Dies wird niemand, der philosophisch und gründlich denkt, behaupten wollen. Und wer kann wider ein unvermeidliches Unglück? Wenn man alle Gelegenheit meidet, wodurch man in Unglück gerathen kann, und in zweifelhaften unaufschieblichen hurtigen Fällen das Sicherste wählet, so hat man alles gethan, was man hat thun können. Ein Christ, der diesen Namen mit Grunde führet, bleibt dieserwegen stündlich in dem gesegneten Zustande, daß er selig sterben könne. Im übrigen befiehlt er sich und die Seinigen, so unter seiner Aufsicht stehen, dem Schutze des gnädigen Gottes, bleibt in seinen Berufsgeschäften, und überläßt alles Uebrige dem weisen und heiligen Willen Gottes. In der Geschichte Hiobs finden sich zu Anfange herrliche Exempel dieser Art. Ein fleißiger Ackersmann macht es nicht anders. Er betet und arbeitet, pflüget und säet, wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfange den Morgenregen und Abendregen, (Jac. 5, 7.) und endlich die angenehme Erndte. Er kann alsdann sich darüber zufrieden stellen, wenn etwa ein Hagelschlag oder eine feindliche Verheerung ihm wenig oder nichts auf seinem Acker übrig läßt. Er findets doch in der

Erfahrung gegründet, daß nicht auf einmal ein allgemeiner Kornmangel oder ein allgemeiner Abgang aller Lebensmittel den ganzen Erdboden beschweret habe. Gott zeiget auch in allem Unglücke sein gütiges und vorsehendes Auge, und seine wohlthätigen offenen Hände.

§ 112.

Man muß den gründlichen Trost von dem ungegründeten sehr wohl unterscheiden. Das Ungegründete fließet aus einem Vorurtheile her. Wir irren entweder in Ansehung der Sache, welche wir mit uns verknüpfen, oder in Ansehung unser selbst, da wir uns für diejenigen halten, die wir nicht sind. Ein Vorurtheil der ersten Art ist es, wenn wir ein flüchtiges und veränderliches Scheingut für ein dauerhaftes Gut halten, und dadurch allen unsern übrigen Kummer lindern oder darüber weg denken. Die Geizigen, welche zugleich sehr reich sind, gehen auf diesem Irrwege. Sie stellen das Gold zu ihrer Zuversicht, und sagen zum Goldklumpen: "Du bist mein Trost." Hiob 31, 24. Sie setzen ihre Zufriedenheit auf die Menge und Macht ihrer irdischen Güter. Luc. 12, 19. Darauf stützet sich die Ruhe ihres Gemüths. Daher nimmt ihr Muth seinen Ursprung. Andere setzen noch die Wagenketten ihrer Familie, wodurch alles besetzt ist, hinzu. Hos. 4, 7. Noch andere verlassen sich auf Wagen (Ps. 20, 8.) und Rosse, auf ihr Geld und ihre Kriegsleute. Es lassen sich solche Sachen in der Furcht des Herrn gebrauchen; aber man soll seinen Trost nicht darin suchen und daraus keinen Abgott bilden. David saget sehr merklich: (Ps. 62, 9. 10. 11.) "Gott ist unsere Zuversicht. "Aber Menschen sind ja doch nichts, große Leute fehlen auch, "sie wägen weniger denn nichts, so viel ihr ist. Verlasset euch "nicht auf Unrecht und Frevel, haltet euch nicht zu solchem, das "nichts ist; fällt euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht "daran." Ein Vorurtheil der andern Art ist es, wenn Heuchler und Scheinchristen denjenigen Trost, welcher nur den Kindern und Freunden Gottes eigen ist, auf sich ziehen und sich zueignen, weil sie sich unter die Kinder und Freunde Gottes zählen. Dieses Vorurtheil ist sehr gewöhnlich. Denn eine große Menge der Erdbürger weiß keine richtige Sittenlehre. Die Lehre vom Gewissen ist den meisten zur Anwendung nicht recht bekannt gemacht. Der Israelite lässet dem Propheten, welchen er hochachtet, die Aufsicht und das Urtheil über sein Gewissen heimgestellet. Dieses ist eine Gemächlichkeit für den Israeliten, der ohne dies über seine Seele, über seine Absichten, Bewegungsgründe und Mittel seiner Unternehmungen, und über die Ueber-

einstimmung derselben mit dem Gesetze gar nicht wachet. Der elende Prophet, welcher nicht viel mehr, als diesen seinen Titel kennet, redet also, wie es seine Regeln des Kellers und der Küche erfordern. Er nennet das Schwarze gern weiß, wenn er nur einen Vortheil daher zu gewarten hat. Uebrigens verweiset er einen jeden auf die Kirche, auf den Tempel, und auf gewisse äußerliche Verrichtungen, wozu eben keine Besserung des Herzens, oder wenigstens nur der Wunsch, daß man möchte bußfertig seyn, erfordert wird. Mit diesen Propheten mußten sich die wahren Propheten, Jeremias, Ezechiel und andere Männer Gottes zu ihrer Zeit oft sehr plagen. Jene borgten diesen auch oft die Worte und Weissagungen ab, und erklärten sie also, daß sie den Menschen, von welchen sie sich nährten, gefielen. Dies war fast eben so böse, als wenn ein Prediger aus der Postille des andern eine Kanzelrede hersaget und sie nach dem sanften Hauche seiner Gönner einrichtet. Gott sagte dagegen: "Verlasset euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen, "hie ist des Herrn Tempel; bessert euer Leben und Wesen, daß "ihr Recht thut einer gegen den andern." Jerem. 7, 4. 5.—"Sie "geizen allesammt, beyde klein und groß, und beyde Priester "und Propheten lehren falsche Gottesdienste, und trösten mein "Volk in ihrem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und "sagen Friede, Friede, und ist doch nicht Friede. Darum wer"den sie mit Schanden bestehen, daß sie solche Greuel treiben, "wiewohl sie wollen ungeschändet seyn, und wollen sich nicht "schämen." Jer. 8, 10. 11. 12.

§ 113.

Es giebt Menschen, welche zu unerlaubten Trostmitteln greifen, und ihrem Leiden oder den Trübsalen der Ihrigen durch Leute, welche Zauberey vorgeben, durch angehängte Amulete, durch verschlungene Sprüche der heiligen Schrift, durch Messen für die Todten und Lebendigen, durch angehängte Bilder und vorgegebene Reste der Knochen von Heiligen, so sie an den Hals binden, durch Wallfahrten, durch Anrufung der Engel und Heiligen, eine Linderung oder abhelfliche Maaß geben wollen. Gott hat uns solche Trostmittel weder geboten noch einige Verheißung, welche man dahin ziehen könnte, kund gemacht. In der heiligen Schrift wird das Exempel des König Sauls gar nicht gelobet, welcher seinen Trost bey dem Weibe zu Endor suchte. Die Juden sind lange her schon an die Zettel, an die räthselvollen Buchstaben, welche sie von ihren Rabbinen theuer genug lösen, gewöhnt. Das Sonderbarste ist, daß die Rabbinen wollen berechtigt seyn, nicht einmal den Inhalt oder die

Uebersetzung ihrer Buchstaben, Anhänge der Amuleten kund zu machen. Es ist eine alte Grille der Stoischen Weltweisen und Rabbinen, daß die Buchstaben an sich eine wesentliche oder auch eingeblasene Würkung haben. Einige alte Aerzte heilten nach ihrer Meynung die Fieber mit angehängten Zetteln, worauf man die Buchstaben abraxas oder auch abracatabra geschrieben hatte. Diese Buchstaben bedeuteten ursprünglich die 365 Tage des Jahrs. Ein elender Trost, den man daher in der Arzeneywissenschaft hat geholet. Die Juden sagen, ihr sogenanntes Schild Davids hemme die Feuersbrünste, wenn es hinein geworfen würde. Die Erfahrung hat schon längst das Gegentheil gelehret. In der Wohnung eines Juden fand ich einen Pergamentstriemen mit den hebräischen Buchstaben dieses Inhalts: "Ziehe aus du und das Volk, so unter dir ist." Als ich nachfragte, wozu man dies brauchte, bekam ich die Nachricht, daß die Jüdin, wenn sie schwanger gewesen, dieses Amulet an das linke Knie gebunden habe. Die Rabbinen wissen ihr Amt zu nützen. Sie geben keine Amulete unentgeldlich weg. Es giebt sogar Personen, welche sagen, sie würden von keinem Geschoß getroffen noch getödtet, wenn sie den mansfeldischen Thaler bey sich führten, auf dessen Rückseite der Ritter S. Jürgen oder Georg, der den Lindwurm erlegt, befindlich ist. Der Trost, welchen feige Soldaten auf dieses Mittel setzen, ist so gründlich als die Zuversicht der unverheyratheten Dorfnymphen auf die zinnerne Judenmünze, welche mit hebräischen Buchstaben bezeichnet ist und den Sekel Israels, wie auch das heilige Jerusalem anzeiget. Ein Unteroffizier gab sogar ein Mittel sich fest zu machen an, welches auf eine lächerliche Weise in der Verschlingung eines biblischen Satzes bestand. Ein Rittmeister machte die Probe an seinem besten Jagdhunde. Aber die Kugel tödtete den Hund und der Kunstmeister hatte sich vorhin unsichtbar gemacht. Es ist den Priestern, seitdem die stillen und Winkelmessen in der Welt sind, sehr oft verboten, zur Vertreibung leiblicher Krankheiten Messen zu lesen, weil dadurch ein offenbarer Misbrauch des Abendmahls des Herrn begangen wird. Aber sie kehren sich nicht an das Verbot. Sie wollen doch auch ihrer Köchin zuweilen ein Geschenk geben. Man muß sich über die Einfalt einiger protestantischen Grützköpfe verwundern, welche bey römischkatholischen Pfarrern für ihre kranke Kinder solchen Trost suchen. Ich wurde zu einem Kranken gerufen, um demselben das heilige Abendmahl zu ertheilen. Ich fragte, warum man so sehr damit eilte? Ich bekam die Antwort, es käme alsdann entweder zum Einen oder zum Andern,

das ist, er würde bald wieder gesund oder er stürbe. Man wollte dadurch Unkosten und Ungemach vertreiben und wegräumen. Ich fragte, woher schreibet sich diese Meynung? Ich bekam die Antwort: Die Aeltermutter hat uns diesen Trost des Zehrpfennigs hinterlassen. Ich antwortete: Nur nicht der hochgelobte Heyland. Es scheint der Name des Zehrpfennigs, womit man das Abendmahl der Sterbenden schon vor einigen Jahrhunderten beleget hat, sey aus dem Pfennig entsprossen, welchen die Heyden in die Reste der Verstorbenen senkten, um dem Charon, dem Ueberfahrer, das Zehrgeld nach dem Tode zu bezahlen. Man muß sich wundern, daß schon der römische Bischoff Gregorius, der Große, Knochen der Heiligen und sogenannte Kettenglieder des Apostels Petri an große Herren zur Sicherheit wider allerley Gefahr gesendet habe. Er brachte auch zuerst die Procesionen wegen der Pest des Unterleibes, um diese zu vertreiben, in Ordnung. Dieser Umgang wurde mit Fahnen, Bildern, Rauchwerken und Absingung von Litaneyen begleitet. Der Erzengel Michael wurde statt der heidnischen Göttin Victoria, unter der Gestalt eines geflügelten Mannes, vorgetragen. Der Ursprung dieser Procesionen rührte aus dem Heydenthum her. Denn die heidnischen Kaiser, wenn sie zur Regierung kamen, sendeten ihr Bild in alle Hauptstädte der Provinzen und man trug es über einer Tafel auf einem Spieße. Die Soldaten und Bürger folgten Schaarenweise. Zunächst dem Bilde wurde geräuchert. Die Träger und ihre Gefährten waren in Gold und Silber gekleidet. Man erwieß dem Bilde göttliche Ehre. Die Kaiser wandten sich nachher zur christlichen Religion. Sie behielten dennoch diesen Gebrauch; trenneten jedoch davon die gröbsten Umstände des Heydenthums. Endlich machte Gregorius daraus einen kirchlichen Gebrauch. Dem neuen Kaiser hatte man zu Ehren geschrieen: "Sieg, Heil und "Gesundheit sey über ihn: Gott hilf ihm! Christe, hilf ihm, segne "ihn, gieb ihm Sieg wider seine Feinde! Erhöre ihn!" Gregorius setzte noch etwas hinzu, und ließ etwas aus. Daraus erwuchs seine Litaney, worauf man nachher eine große Zuversicht setzte und daraus einen ausnehmenden Trost schöpfte. Man tadelt die Litaneyen nicht, wenn sie mit der H. Schrift übereinstimmend bleiben: wenn man nicht mehr Vertrauen darauf setzt, als die Heilsordnung zuläßet: wenn man nur nicht meynet, man werde darum erhört, weil einerley so oft wiederholet wird.

§ 114.

Die Mönche eines Cistercienser Klosters trösteten eine vornehme junge Frau, welche gern mit Kindern gesegnet gewesen

wäre, damit, daß die Heiligen, Cosmas und Damian, diejenigen in ihrem Gesuche erhörten, welche leibliche Fehler hätten, weil sie im dritten Jahrhundert erfahrne Aerzte gewesen, und nachher als Märtyrer getödtet wären. Sie möchte barfuß zu dem Jahrfeste derselben eine Wallfahrt anstellen. Man pflegt das, in Wachs gebildet, daselbst im Kloster zu kaufen und auf den hohen Altar zu legen, was einem jeden fehlte. Die Frau schenkte einen wächsernen Knaben und seufzete dabey. Sie hatte ihn sehr theuer erkauft. Ein rascher Pater fragte sie an der Tafel, ob ihr die Wallfarth wohl bekommen wäre? und ob sie etwa einen bejahrten Mann hätte? Dieß weiß ich zuverläßig, daß sie niemals Kinder gebohren. Ich machte hiebey die Anmerkung, daß man in zeitlichen Dingen nichts, als mit Anwendung der gehörigen Mittel und des Gebäts, zu erhalten suchen solle. Was uns Gott dadurch nicht gönnet, das gehört unter die Zahl der besondern Einschränkungen, sie mögen nun wesentlich seyn oder nicht. Denn Gott theilet das Gute sehr mannichfaltig aus, und giebt Einer Person nicht alles; sondern hat es nach seiner Weisheit also geordnet, daß ein Mensch der Hülfe und des Dienstes anderer bedarf, auf daß in der großen Stadt Gottes alle Bürger unter einander in einer Verbindung stehen mögen. Auf diese Weise wird der eine des andern Nächster. Denn der ist nicht allein mein Nächster, der meiner Hülfe bedarf, sondern auch der, welcher andern Hülfe und Barmherzigkeit erweiset, wie dort der Samariter in der Parabel. Wäre die Frau zu mir gekommen, so würde ich sie damit getröstet haben, daß es dem allein weisen Gott noch nicht gefalle, ihr Kinder zu geben, welcher am besten wisse, was jedem heilsam sey: alle zeitliche Gaben hätten zwo Seiten, die angenehme und die eingeschränkte, nicht selten bittere: Was uns fehle, dadurch versündigen wir uns nicht so sehr, als durch das, welches wir besitzen: wir begehrten oft etwas, erhielten es auch, und erndteten hernach davon nur Herzeleid, insonderheit von den Kindern: die Besitzung und der Gebrauch der zeitlichen Gaben setze uns in die Pflicht der Rechenschaft, welche wir dem Höchsten schuldig seyen. Man sehne sich vielmehr nach dauerhaften Gütern, welche ihren Ausfluß ins ewige Leben erstrecken. Man sammle sich vornehmlich Schätze im Himmel und gedenke an unser himmlisches Bürgerrecht. Es fehlet uns niemals auf Erden an Kindern und Menschen, welchen wir Gutes erweisen können. Wir sterben allezeit zufriedener, wenn wir niemand hinter uns lassen, dem das fehlet, was wir ihm wünschen.

§ 115.

Ich soll drey Personen trösten. Der erste ist vorsetzlich böse und gottlos, hat jedoch noch ein Gefühl von Gott und vom Gewissen. Der andere ist ein Heuchler. Der dritte ist gottselig, aber sehr geplaget. Den ersten tröste ich also: Ist es euch nicht ein großer Trost, daß euch Gott nicht mitten in euren Sünden dahin gerissen? Daß er euch die große Wohlthat gönnet, daß ihr noch itzt im Leben seyd, euren Verstand habet, und an der Güte Gottes Theil nehmen könnet? Wisset ihr nicht, daß euch Gottes Güte zur Buße leitet? Gott hat euch erschaffen. Alles, was ihr seyd und habet, das habet ihr aus seiner milden Hand. Er hat euch vor unzählbarem Unglück bewahret. Er hat euch euren Unterhalt beschereet. Wie groß ist diese Güte nicht? Noch mehr. Er hat zur Seligkeit eurer Seelen seinen eigenen und liebsten Sohn für alle Menschen, und also auch für euch, den Tod schmecken lassen! Dieser hat euch mit seinem theuren Blute zu seinem Eigenthum erkauft, auf daß ihr dieses von Herzen glauben und fleißig zu guten Werken seyn möchtet. Aber wie sehr scheiden uns unsere Sünden von dem Genuß der Gnade Gottes und der erworbenen Erlösung Jesu Christi! Was? wenn euch Gott noch itzt in dem Augenblicke nach seiner Gerechtigkeit zur Strafe ziehen würde? Aber seine Langmuth und Barmherzigkeit ist so groß, daß er auch noch itzt seine Gnadenhände zu euch ausbreitet, euch anzunehmen. Jesus will die, so bußfertig zu ihm kommen, nicht hinausstossen. Wie oft hat sein Geist die erworbene Erlösungsgnade nicht an euer Herz legen lassen? Euer Gewissen verklaget euch, daß ihr solche Gnade, die euch so oft angeboten ist, durch den Misbrauch eurer Freyheit nicht angenommen und ergriffen habet. Habet ihr eine Begierde selig zu werden und dem Zorne Gottes zu entfliehen, so erkennet eure Sünde. Ich sehe schon, daß das Andenken derselben euch Traurigkeit, Mühe und Last machet. Gehet zu Jesu. Dieser ist euer Herr. Schlaget mit dem bußfertigen Sünder an eure Brust und sprechet: Gott sey mir, Sünder, gnädig! Lasset euch von den Banden der Sünden ferner losstricken, und bittet Gott um ein reines Herz und einen neuen gewissen Geist. Ihr glaubet, wie ihr saget, daß durch Jesum und seinen Tod alle eure Sünden gebüßet und bezahlet seyen. Wer an ihn glaubet, der ist gerecht, dem vergiebt Gott die Sünde und reinigt sein Herz durch den Glauben. Act. 15, 9. Was ist nun noch übrig? Lasset die Worte Petri (1 Petr. 2, 24.) immer in eurem Herzen lebendig und kräftig seyn: "Jesus hat unsere Sünden auf das Holz des Kreuzes getragen, auf daß wir, der Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Lasset

nun euer Licht leuchten, vor den Menschen, daß sie eure gute Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen." Nehmet auf euch das Joch Jesu, tretet in seine Fußtapfen, und bleibet ihm in allen Leiden getreu und getrost bis in den Tod. Ach, welcher Trost! Ach, wie herrlich ist dieser Trost! So sollt ihr die Krone des Lebens haben, so will euch Jesus die Krone des Lebens geben, welche er alle denen verheißen hat, die dessen Freundschaft und Erscheinung lieb haben. 2 Tim. 4, 8.

§ 116.

Ich soll einen Heuchler trösten. Aber er ist stolz, und begehrt keinen Trost. Ich soll ihn doch wegen dieses Kapitels trösten. Wenn? Womit? Eine doppelte Person auf der irdischen Schaubühne. Einen großen und verdeckten Sünder, der sich unterstanden hat, Gott und Menschen zu betrügen: dessen Worte gleissend und gottselig; die Werke hergegen teuflisch und gottlos sind. Ich sehe ein übertünchtes Aas, ein verzuckertes Gift, eine mit den Farben des Himmels überstrichene Hölle. Huren und Ehebrecher, welche ihre Sünden nicht leugnen noch leugnen können, gehen vor den Heuchlern her und vermögen eher zum Reiche der ewigen Glückseligkeit zu gelangen, als diese. Bekennet der Heuchler seine Sünde, bezeiget er Reue und Leid, so werde ich mit ihm den Weg gehen müssen, auf welchen ich vorhin den bußfertigen Uebertreter geführet habe. Vertheidigt der Heuchler gegen mich dermalen seinen Gnadenstand: bestimmet er mir den Punkt der Zeit seiner erdichteten oder nicht bewährten Wiedergeburt nach einer neuersonnenen Sprache: rühmet er sich hochmüthig, daß er niemals eine vorsetzliche Sünde gethan: daß er sehe, wie ein Engel, und bis in das tausendjährige Reich; so lasse ich ihn, weil ich mich erst mit andern Aerzten besprechen muß, ob und wie er zu kuriren sey. Jedoch will ich nicht aufhören, für ihn zu Gott zu flehen, daß derselbe ihm seine Sünden im Lichte vors Angesicht stellen und sich seiner Seele herzlich annehmen wolle, daß sie nicht verderbe.

§ 117.

Ich erblicke einen Freund Gottes, welcher mitten in Trübsalen dieser Zeit schwitzet und welchen sein Heiland im Ofen des Elends, wie ein kostbares Silber, im Treibofen zum Blicke ausarbeitet. O Seliger, spreche ich, weil du dem Höchsten lieb bist, so mußt du nicht ohne Anfechtung bleiben. Wie manche Probe hast du herrlich überstanden! Halte auch in dieser standhaft und geduldig aus. Wirf dein Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat. Ebr. 10, 35. Gott hat dich zur Verherrlichung seiner Majestät erschaffen und erhalten. Dieses Leben ist dein Paradies nicht. Gott hat dich wegen dei-

nes Glaubens nicht gesetzt zum Zorn, sondern die Seligkeit zu besitzen. Jesus stehet bey dir in der Noth. Wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget und übet? Je größer die Gaben Gottes sind, die er in unser Herz legen will, je genauer und schärfer muß es von allem fremden Stoffe und den Leidenschaften der Welt gereinigt werden. Wer Jesu nachfolgen will, der muß sich selbst verlengnen und ihm das Kreuz nachtragen. Aber was ist schwerer, als die gänzlichen Abtrennungen unserer Begierden von den sinnlichen und weltlichen Lüsten, welche wider das Heil unserer Seelen streiten? Es verbirgt sich noch immer etwas in allerley Winkeln. Die Selbstverleugnung und die Ausgehung von der Anhängigkeit an das Sichtbare, und die irdischen unnöthigen Absichten, ist uns zu mühsam und zu langsam durch das eigene Nachsinnen, ohne den Druck des Kreuzes. Was wir zurücksetzen und vergessen sollen, das muß uns erst bitter werden. Wenn wir nicht die Finger am Feuer verbrennen, so greifen wir gar leicht zu unserm Schaden wieder herein. Aber getrost! Kann denn auch Jesus seine Verheißung verrufen? Er kann sich selbst nicht leugnen. Wenn Maria Magdalena ihn fleißig und früh suchet, und nicht von ihm abläßet, so ist sie bey ihm: und wenn sie meynt, er sey der Gärtner, so ist ers selbst. Scheinet er zu schlafen, und wir leiden Sturm, daß wir auch schreyen: Herr wir verderben! so wachet er als der getreue Hüter Israels, hebet den Sturm auf, und es wird alles stille. Fängt Petrus an zu sinken, so reichet ihm Jesus seine Hand und bewahret ihn. Seine, des liebsten Jesu, Leibdiener und Trabanten, seine heiligen Engel, bewahren alle Schritte seiner Gläubigen. Bist du Gottes Freund, so mußt du es in der größten Noth beweisen. Bist du mitten im Meere und die Fluth will dich ersäufen, so ist Jesus bey dir in der Noth. Schmelzest du im Feuer der Trübsalen, so sollt du nicht brennen. Wandelst du im finstern Thale, so fürchte dich dennoch nicht, denn deines getreuesten Hirten Stecken und Stab tröstet dich. Er wird dich, wenn er deinen Glauben wie das Gold (1 Petr. 1, 7.) geläutert hat, ausführen zu seinem Reich, wo auf kurzes Leiden ewige Freude erfolget. Sey getrost und unverzagt und harre des Herrn! "Selig ist der Mann, der die "Anfechtung erduldet, denn, nachdem er bewähret ist, wird er "die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat "denen, die ihn lieben." Jac. 1, 12.

ENDE.

Verzeichniß

Der merkwürdigsten Sachen.

A.

Abraham, hieß ein Freund Gottes 11 als ein Muster eines solchen vorgestellt 121
Absichten, wie Gott die gesetzmäßigen der endlichen Geister ansieht 137
Adolphszoon (Joh.) seine Meynung von den bösen Begierden 77
Agag, ob er als ein Held gestorben 60
Allmächtig, und wahrhaftig, wer es sey 89
Ambrosius, was er von dem Tode Kaiser Valentinus des Zweyten gehalten 86
Anaxagoras hält den Schnee für schwarz 190
Arabschah (Melkar) wie er zu der Freundschaft Gottes gelanget 174—183
Arndt (Joh.) wie er gestorben 74
Arnobius glaubet, daß die Rebellen Gottes einmal ihre Wirklichkeit verlieren 150 was daraus folget ibid.
Atheisten (praktische) wer sie seyen 140
Augustin, verdammet die ungetauften Kinder 86. 145 was er für die Ursache derselben Verdammung gehalten ibid.
was seine Mutter, die durch den Zug des Vollkommenheitstriebes entzückt worden, ausgerufen 13

B.

Bäle (Peter) machet sich über die Besitzungen lustig 103
warum er mit Jurieu in einen gelehrten Krieg gerathen 191
Barmherzigkeit, welchen Gott sie erweise 66 ihre Verhältniße 67 der Mensch denkt im Ueberflusse nicht daran 68
eine trostreiche ibid. wenn man sich ihrer nicht getrösten könne ibid.
Batteux (Abt) woraus er das Lehrgebäude der Sittenlehre Epikurs ausgeführet 160
Becker (Balth.) leugnet den Satan 77 wird von einem Arzte widerleget ibid.
Begierde glücklich zu seyn, wenn ihr Gefühl der Seelen zugegen ist 28 es erreichet in diesem Leben sein völliges Ziel nicht 31 Gott hat es nicht vergebens allen eingepflanzet 32
Begierden, eine gänzliche Abtrennung derselben von den sinnlichen Lüsten ist schwer 221
Bekehrung, Gottes Verhalten dabey 119—120
Besessene, wo es die meisten gegeben 99
Besitzung (teuflische) ist nicht immer, wenn unordentliche Vorstellungen da sind 92 was eine geistliche sey 93 eine leibliche ibid. Seelenbesitzung ibid. des ganzen Menschen ibid. Kennzeichen dieses Zustandes sind schwer zu bestimmen ibid. welches die wahren sind 98
Besitzungen, darunter sind viele Betrügereyen vorgegangen 100
Bestrafung der Laster, ist mit den Vollkommenheiten Gottes nothwendig 148
Böse, welches das sittliche sey 35 was in Wahrheit böse 187
und was nur scheinbar böse sey 188 wir haben oft einen falschen Begriff davon 196—197
Brunechildis, hat zufällige 37 aber keine wesentliche Vollkommenheiten 38 ihr Ende ibid. wer ihr Vater gewesen ibid.

C.

Celten, (Weltweisen der) glauben eine Auferstehung 157
Christen, rechtschaffene, müssen die Pflichten des bürgerlichen Lebens nicht hintansetzen 164 wie sie beschaffen seyn müssen 165

Collins, seine Meynung von der Freundschaft, welche Jesus gelehret 165
Constantin, (Maximus) warum er alle Orakel öffnen und besehen lassen 102

D.

Dalen, (Ant. v.) seine Nachricht von den Orakeln ist gründlich 102
Darjes, (Hofrath) erweist den Artikel von dem allgemeinen Gerichte Gottes sehr gründlich 149
David, wie er sich beym Leiden verhalten 199
Dauer des Wesens ist höher zu achten, als die Vollkommenmachung der Kräfte 201
Delphi, was es mit dem Orakel daselbst für eine Bewandtniß gehabt 101
Demokritus, glaubt eine Auferstehung 157
Dependenz, von Gott, ist den Erdbürgern wesentlich 38
ohne Betrachtung derselben ist man keines vollkommenen Trostes fähig 49
Derham, beweiset, daß die Theile der Welt einen moralischen Nutzen haben 35
Desiderius, Bischoff von Vienne, wird von der Brunechildis hingerichtet 38
Diderich, König der Ostgothen, läßt den Symmachus hinrichten 44 stirbt wie Arius 45
Differentialrechnung, über ihre Erfindung wird gekriegt 191
Dienst, der Erdbürger ihres, bedarf Gott nicht 135
Dinge, außer dem Menschen machen kein wahres Gut 200
sind nur Mittel dazu ibid.
Dominikaner, ihre Kennzeichen von der Verbindung mit dem Teufel sind betrüglich 95—96
Drusilla, Gemahlin des Felix 156
Dyk, sein Buch vom Selbstbetruge lehrt uns unsere moralische Vorurtheile kennen 198

E.

Eheleute, Vorschrift zu ihrer Verhaltung 141
Ehrbegierde, was aus einer unordentlichen entspringt 172
Einbildungskraft dämpfet den Vollkommenheits- und Gewissens-Trieb 12

Einwilligung, wie weit eine stillschweigende statt habe 146
Einwohnung Gottes, welches eine sey 137
Einschränkungen, (die wesentlichen) sind mannichfaltig in Ansehung vieler Personen 192 was dazu gehöret, läßt sich erlaubter Weise nicht heben 193 Verschiedenheit der besondern ist nothwendig ibid. die besondern sind keine Erleidungsübel 204 Gott ersetzt sie zuweilen durch andere Naturgaben 205 ihrentwegen braucht man keinen Trost zu suchen 213
Eltern, derjenigen ihre Pflicht, die Kinder haben, die nie zu Verstande gelangen 85
Engel, ob die, so die Erstgeburt in Aegypten geschlagen, böse Geister gewesen 94 die im Guten stehen geblieben, können nicht mehr sündigen 186 wie sie daher genennet werden ibid.
Epikur, was er gelehret 157 seine Schriften 160 sein moralischer Charakter 161 ob er besser von der Freundschaft gelehret habe, als Jesus 165 wird in dieser Art von einigen vorgezogen ibid. welche Lehren er für schwer gehalten 166 ob er ein Freund von der Freundschaft gewesen 162
Epikuräer (ein) ist zur wahren Freundschaft nicht tüchtig 166
Erbsünde, ist ein allgemeines Uebel 206
Erdbürger (alle) sind Brüder, und warum 163 ihre Pflichten gegen einander ibid. wie sie sich verhalten müssen, wenn sie glücklich werden wollen 131 sind kein Mittel für andere vernunftlose Geschöpfe 136 ob sie die einzigen Bewohner eines Planeten seyen ibid. können ihre Freyheit misbrauchen 155 welches der Grund ist, warum sie Gott durch allerley Plagen heimsuchet 188
Erde, warum Gott sie rund erschaffen 67
Exorcisten, wer sie gewesen 99

F.

Feinde Gottes, wer sie sind 142
Felix, (Landpfleger) sein Charakter, das ächte Bild eines Weltmannes 156
Freyheit, Gott will, daß die Menschen ihre ausüben sollen 26 ihre Richtung und Anwendung hängt von den Geschöpfen ab ibid.
Fontenelle, seine Nachricht von den Orakeln ist gut 102
Freund, wie sich ein rechtschaffener verhält 107
Freund Gottes, was er erkennet 162 Glückseligkeit eines 106

was er von innen fühlet 114 auf was Art wir gern welche wären 125 hat andere Begriffe von widrigen Schicksalen als ein anderer Mensch 114 wie er sich verhält 120
Bild eines 167 Trost für einen 220
Freundschaft, worin ihr Wesen bestehe, wissen die Menschen nicht 108 wie eine sündliche beschaffen sey 110 ob eine möglich sey, darin die Freunde nicht wüßten, wie sie gegen einander gesinnt seyen 113 was zu einer vesten und heiligen gehöret 110 welche nicht möglich sey 111
Freundschaft (der Philosophen) erstreckt sich nicht so weit als der Gottesbürger ihre 164
Freundschaft Gottes, was wir thun würden, wenn wir einen rechten Begriff davon hätten 108 unveränderlich 111 wer außer ihr ist, wie dem zu rathen 112 ist die Quelle der gerechten und heiligen Freundschaft unter den Menschen 162 ist der Grund alles Christlichen Trostes 10 was man thun müsse, sie recht zu schmecken 107 ist gewisser als die mit den Menschen 108 was sie sey und wohin sie sich erstrecke 110 ihre Vortheile 111 solche sind nur auf der Menschen Seite 120 worin der Weg zu ihr bestehe 130 Gott bietet sie noch immer an ibid. wer sich darauf nicht stützen kann 142 wodurch der Weg dazu erleichtert wird 167
Friede und Freude in dem heiligen Geiste, was die Schrift so nennet 153

G.

Gebet, dessen Kraft fühlet man in einigen Zeiten nicht 77
Gehorsam, was er sey 38 ist Gottes ernster Wille von uns 40
Geist (der heilige) errichtet in aller Herzen das Reich der Gnaden 138
Geister (böse) wie weit sie über unser Thun und Lassen herrschen 93 wenn man Verbindungen mit ihnen geglaubt 94 wodurch (der endlichen) ihre Glückseligkeit zunimmt 144 was von denen zu urtheilen, die keiner moralischen Handlungen fähig sind 145 ob sie auch zu der Glückseligkeit der Streiter Jesu Christi gelangen 146 es giebt gewisse, die an keinen gewissen Weltkörper gebunden sind 137
Geizige, auf was für einen Irrweg sie gerathen 214
Generalstaaten, müssen den Gelehrten Frieden gebieten 191
Gerecht, wer es sey 42

Gerechtigkeit Gottes, was sie sey 133. 134 wie sie sich äußert 145
Gericht, nach dem Tode giebt es ein allgemeines 149
Gesetze, ohne die kann Gott die Erdbürger nicht lassen 134
Gesetzgeber, Gott ist ein wahrer 43 was daraus folget ibid.
unser ist Gott 51. 144
Gesetz Gottes, dadurch wird der Vollkommenheitstrieb in Ordnung erhalten 15 muß das Ruder unserer freyen Handlungen seyn ibid. worin es bestehe 43 Bewegungsgründe ihm zu folgen 44 wenn es unnütz seyn würde 52
die Uebertreter desselben kann Gott nicht ungestraft lassen 147
in wie weit es von den Pflichten, die die heilige Schrift lehret, nicht unterschieden ist 163
Geschlecht, (das menschliche) hat einen größern Hang zum Verderben, als zu dem, was zu seinem Frieden dienet 190
Geschöpfe, ob ihre Einschränkungen ein wesentliches Uebel zu nennen 185
Gewißheit, wir haben eine moralische 52
Gewissen, wenn man eines hat 42 was es sey ibid. man beruft sich oft unrecht auf ein gutes 59 ein bürgerliches gutes hilft nichts vor Gott 75 ein schlafendes haben die Rebellen Gottes 153 die Lehre davon ist den meisten zur Anwendung nicht recht bekannt 214 ein gutes können nur die Kinder Gottes vor Gott bringen 75
Gewissenstrieb, findet sich in uns 12 was er ist 18 seine Verbindung mit dem Vollkommenheitstriebe ibid. kann zum Vergnügen und Misvergnügen werden 42
Glückseligkeit, dazu hat Gott die Mittel gegeben 24 warum wir die Mittel dazu nicht errathen können 25 deren Eintheilung 50 wenn sie Statt haben ibid. Gott gewinnt durch die Glückseligkeit der Erdbürger nichts 131 worin sie Epikur setzt 157
Gnade, worin sie bestehe 138
Gnade Gottes, darin überwindet man alle widrige Schicksale 138 wenn man sich derselben schmeichelt und sie nicht hat, ist der schädlichste Irrthum 142 Quellen dazu ibid.
die allgemeine wird oft mit Gottes Freundschaft verwechselt 143
Gott ziehet uns durch Grundtriebe zu sich 12 kann sich durch die Schöpfung keine Vollkommenheiten erwerben 23. 39. 135 auch keinen Nutzen ibid. ist der Erhalter der Welt 23 und Herr ibid. seine Eigenschaften 26. 106. 128. 141 worin seine Liebe und Gütigkeit bestehe 27

warum er der selige Gott genannt wird 33 will die Seligkeit der Erdbürger kräftig 39 ist ewig 41 gerecht 42
wenn man ihn beleidigen könne 41 wenn man es nicht könne ibid. von seiner Heiligkeit machen sich wenige Menschen einen rechten Begriff 41 wie man leicht dazu kommen könne ibid. warum er wahrhaftig ist 51 seine Güte leitet uns zur Buße 63 weswegen er gütig heißt 66
einiger Gelehrten irrige Meynung von seiner Macht 78
ist der beste Freund 107 hat kein Wohlgefallen am Leiden der Erdbürger 112 will alles mögliche Gute wegen seiner Vollkommenheit 132 liebet die Erdbürger 130
warum er barmherzig ist 138 versagt keinen Armen die Nothdurft 139 wie sich seine belohnende Gerechtigkeit äußere 144 kann keine ihm ähnliche Götter erschaffen 185
wir müssen seine Majestät bey Unglücksfällen verehren 205
theilet das Gute sehr mannichfaltig aus 218
Götter, belohnen weder das Gute noch bestrafen das Böse nach dem Epikur 158
Gregorius, (der Große) was er zuerst in Ordnung gebracht 217
Griechen, ihrer Weltweisen Meynung von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen 157
Gronovius, weswegen er sich mit dem Perizonius gezankt 191
Grotius (Hugo) leget einen wunderbaren Traum aus 146
Grundtriebe, dadurch kann die Religion angenehm werden 67
Gut, eine Quelle desselben ist Gottes Wille 26 welches sittlich sey 40 worin das wesentliche besteht, das uns Gott verliehen hat 196 worin das wahre besteht 197
was ein scheinbares sey 197. 198 wir betrügen uns oft in Ansehung dessen ibid. was ein erhaltendes sey 201
was ein vollkommenmachendes sey ibid. woraus es die vernünftigen Geschöpfe thun müssen 132 was folget, wenn sie keinen rechten Begriff vom wahren haben 196. 197

H.

Heiden, ihre Meynung vom Tode 71 derer in Ostindien Meynung von der Christlichen Lehre 166
Heiland, wie er die Besessenen kuriret 98
Heil, wodurch die Anwendung des wahren gehindert wird 88
Heinrich IV. unnütze Verschenkungen desselben 140

Herz, wenn es ruhig ist 62
Heuchler, Abbildung eines 133 Trost für einen 220
Hiob, erkennet seine Dependenz von Gott 38
Hiskias (König) richtet sich im widrigen Schicksal auf 28
ist kein Supralapsarius ibid.

J.

Jesuit, Kunststück eines, bey Vertreibung der Teufel 100
Johannes, (der Täufer) was er den Kriegsleuten für eine Lehre gegeben 200
Irrthum, Arten desselben 214
Irrwege, (drey) worauf man gerathen kann, wenn man das bestimmte Verhältniß zwischen Gott und den Menschen in Absicht auf die ewige Glückseligkeit der Erdbürger nicht vor Augen behält 144
Isaak, wie alt er gewesen, als er geopfert werden sollen 123
Israeliten, halten sich nicht an die Freundschaft Gottes 109
Juden, ihre Meynung von dem Aufenthalte der abgeschiedenen Seelen 90 ob sie Zauberer und Wunderwerke im Reich der Geister geglaubet 91 glauben eine Vergebung aller Sünden 90
Jurien, siehe Bäle.

K.

Kind, ist ein Schade, wenn es nicht wohlgebohren ist 13
welches ein wohlgebohrnes ist 14
Kinder, die zartesten, haben schon einen Vollkommenheitstrieb 13 wodurch man sie verdirbt ibid. übelerzogene tragen eine Widerspenstigkeit gegen das Gesetz Gottes 16
Kindschaft Gottes, ist der Anfang der Freundschaft Gottes 120
Kinderzucht, großer Schade aus Mangel einer richtigen 13
Kräfte der Seelen und des Leibes muß man üben 20
Krankheit, wodurch sich die Menschen die mehrsten zuziehen 205 wofür sie ein rechtschaffener Christ hält 206
aus schwermüthigen muß man keine Besitzungen machen 208 einiger widersinnigen Menschen Verhalten dabey 206
Krieg, ist von der Seite der Krieger selbst etwas, das dem menschlichen Geschlechte weder Ehre noch Nutzen schaf-

fet 189 ist ein Mittel, die Großen zur Buße aufzurufen ibid.
wozu sich Gott seiner gebrauchet 190 was einen gelehrten verursachen kann ibid. ist ein Ausbruch der Erbsünde 191
Unterschied zwischen einem gelehrten und einem unter den Gewaltigen ibid. warum gelehrte einigermaaßen nothwendig 192
Kriegsleute, durch sie entsteht im Frieden manche Unordnung im Staate 189 ob ihr Stand dem Christenthume widerspreche 200

L.

Landmann, an des einfältigsten seiner Wohlfahrt ist dem Höchsten gelegen 119
Landpfleger der Römer sogen die Provinzen aus 156
Lavirotte, (ein Arzt) wunderbare Kur von ihm 83
Law (Joh.) was er von starken Besatzungen gehalten 189
Leben, worin das geistliche wohnet 15 das Ende des zeitlichen kann verschieden betrachtet werden 71 desselben Ende ist nicht mit dem Tode immer einerley ibid. darf man sich nicht selber nehmen 73 wie sich das zeitliche die mehrsten Menschen vorstellen 115
Lebensart, eine jede erfordert eine proportionirte Nahrung 206
wie solche Nahrung der Apostel nennt ibid.
Leiden, sind den Frommen nützlich 184 der Kinder Gottes ist weder ein Unglück noch eine Sündenstrafe 208 es giebt welche, die aus dem Baue des Leibes herrühren 93
die Zeit, woraus wir sie erwägen müssen 130 wer sich alles zuschreiben müsse 146
Leidenschaften, ihre Grundquelle 13 mit angenehmen trösten sich die Menschen 18
Leiber, was geistige sind 137
Liebe, worin die moralische besteht 135 welches die allgemeine Liebe Gottes sey 139 der kann man leicht etwas entgegen setzen 140
Liebe der Welt, worin sie besteht 200
Litaney, woher sie entstanden 217
Luther, was er von der Sünde in den heiligen Geist geglaubet 87

M.

May, (der erste) wovon die Fabel von der Versammlung an ihm entstanden 95—96

Majestät Gottes, so wird seine unendliche Heiligkeit bisweilen genannt 133 was sie sey 134 was sie für Vollkommenheiten zum Grunde setzet ibid.
Märtyrer, was sie im Tode freudig gemacht 72
Melanchthon, (Phil.) Meynung von der Sünde in den heiligen Geist 87
Menasses, ein Beyspiel der Geduld Gottes 138
Menniten, irrige Meynung derselben vom Kriegsstande 200
Mensch, liebet sich nothwendig selbst und verlanget glückselig zu seyn, nach dem Epikur 158
Menschen, fühlen in sich einen Grundtrieb zur Vollkommenheit 26 einige gelangen niemals zu mittelmäßigen Begriffen von der wahren Glückseligkeit 32 warum nicht alle gleiche Vollkommenheiten besitzen können 47 wie sich die gegenwärtigen bey denen verhalten sollen, die ihres Verstandes nicht fähig sind 82 verschiedene Umstände derer, die ohne Verstand leben 84 einige kommen auf der Erde nie zur Vernunft 85 wie weit dies ihnen zuzurechnen 86 haben von Natur eine Abneigung zur Heilsordnung 88 der mehresten Vorurtheil von Glück und Unglück 115 haben mehr Trägheit als Willigkeit zum Guten 187 können nicht alle gleich seyn 194
Möncherey, ist dem Staate schädlich 168

N.

Naphtha, wo es guten giebt 175 der weiße wird für ein Zeichen des guten Gottes gehalten ibid.
Naphtabl brennt von selbst aus der Erde 175
Nero, verkehrte Handlungen von ihm 51
Nieuwentyt hat bewiesen, daß die Theile der Welt einen moralischen Nutzen haben 35

O.

Oberherrschaft Gottes, der kann man sich nicht entschütten 23 nicht davon losstricken 95
Offenbarung, wir haben eine bestimmte von Gott 52 worin sie bestehe ibid. Gottes Zweck dabey 118 welche dazu nicht gelangen können 145
Ordnung (physikalische in der Welt) wenn und wie Gott dieselbe unterbricht 22

P.

Pakt (mit dem Teufel) ob Moses was davon gewußt 95
ob es eins giebt ibid.
Parsis, wer sie sind 176
Paulus (der Apostel) giebt den Epikuräern eine denkwürdige Lehre zu Athen 157 seine Geduld im Leiden 209
warum er an die Zeit nach dem zeitlichen Tode das Gericht knüpfet 91
Perizonius, siehe Gronovius.
Pflichten, was die Menschen zur völligen Ausübung der ihrigen verderbet hat 142
Pharisäer Meynung von einem Gesandten Gottes 89 begehen die Sünde wider den heiligen Geist ibid. andere Meynungen, die sie gehegt 90
Processionen wegen der Pest des Unterleibes, woher sie entstanden 217 daraus macht Gregorius der Große einen kirchlichen Gebrauch ibid.

R.

Rabbinen, was sie den Buchstaben für eine Wirkung zuschreiben 215—216
Rebellen Gottes sind nicht seine Freunde 150
Reich Gottes, was es sey 153
Religion, Gott hat die Verschiedenheit derselben nicht ohne Ursache geschehen lassen 192
Residenzstädte, warum die Menschen darin in einem elendern Seelenzustande leben als in andern 202
Ruhe der Seelen wohnt in der Vereinigung mit Gott 153

S.

Salomo führt einen Epikuräer redend ein 160
Sätze, einige hängen nicht von unserer Willkühr ab 52
Saul (König) greift zu unerlaubten Trostmitteln 215
Schachspiel, bringt unbedachtsame Verschenkungen 65
Schächer am Kreuze, stirbt als ein Held 60
Schaftsbury (Graf v.) seine Meynung von der Freundschaft, die Jesus gelehret 165

Scherz im Tode ist unerlaubt 73
Schicksale (widrige) wer sie als eine Strafe der Sünden anzusehen hat 62. 68 wofür man sie ansehen müsse 126 wodurch man sie lindert 66. 67 wecken den Menschen auf 68 und zur Buße 80 was ihre Gemeinschaft anzeige 68 werden durch ihre Gemeinschaft nicht getilget ibid. muß ein jeder ertragen 79 wider alle ist niemand sicher 84 können auf verschiedenen Seiten betrachtet werden 127 die Menschen werden dadurch zur Freundschaft Gottes gebracht 128 Vortheile der Kinder Gottes davon ibid. woher viele entstehen 146. 147 welches ein widriges Schicksal im eigentlichen engen Verstande sey 203
Schmaus (Hofrath) sein Recht der Natur fällt den Leidenschaften der Menschen angenehm 157 entsagt ihm ibid.
Schmerz, ist das höchste Uebel, nach dem Epikur 159
Schild Davids, was die Juden ihm für eine Wirkung zuschreiben 216
Schöpfung der Welt, worin Gottes Endzweck dabey zu finden 138 welches er sey ibid.
Schott, schreibt gründlich von Orakeln 102
Schrift (die heilige) hebt alle Zweifel in Ansehung der Unsterblichkeit der Seele 26
Seele, unsere eigene, ist uns größtentheils unbekannt 25 Unsterblichkeit derselben sieht nicht ein jeder ein ibid. starke Beweisgründe dazu 25. 26 wodurch sie aus dem Stande des guten Muths kommen kann 76 worin sie nach dem Epikur besteht 159 ist sterblich nach ihm 160
Selbstmord, die Stoische Weltweisheit billiget ihn 73 welches Volk ihn gebilliget ibid.
Sittengesetze, ohne die sollen die Erdbürger nicht seyn 42
Solon, was er von einem dummen Knaben geurtheilet 85
Spe (Jes.) widerlegt der Dominikaner erfundene Kennzeichen von den Bündnißen mit dem Teufel 94
Spinoza (Bened.) hält alle Begebenheiten für nothwendig 64 wie er gestorben 73
Statius (Lehrer des Naturrechts) misbrauchet seine Vernunft 53
Sternröhre, dadurch läßt sich in der Geisterwelt nichts wahrnehmen 25
Strafe, Erklärung davon 148 wie sie wachse ibid. natürliche richten sich selten nach der Proportion der Uebertretung ibid. der unbußfertigen Uebertreter sind an sich unaufhörlich 149 natürliche, wie sie besser genennt wird 204

ob man durch Büßungen der verdienten Strafe die Gnade Gottes erlangen könne 150
Studente (ein gottloser) wird bekehret 205
Sünde, oder Untugend, was eine sey 41. 203 wegen der, wider den heiligen Geist, gerathen einige Menschen in tiefe Traurigkeit 87 wird den Pharisäern vorgehalten 89 ob nach der Auferstehung noch welche vergeben werden 90 durch welchen sie wirklich geworden 92
Sündenfall, ob es dem Höchsten anständig gewesen, die Menschen davor zu bewahren 186
Symmachus, wird vom Diderich, der Ostgothen König, hingerichtet 44

T.

Tapp (Silv.) seine Glaubensprobe lehret uns die Freunde Gottes recht kennen 198
Tartaroni (Advoc.) widerleget die Dominikaner wie Spe 94
Taufe, warum sie von einigen Kaisern zurückgesetzt worden 86
Thiere, sind nur um der Menschen willen da 66
Thomase (Chr.) dessen Streit mit Romanus 202
Tod, wodurch man ihn besiegen kann 72 Meynung der Heiden vor ihm 73 Scherz davon ist unerlaubt ibid.
Treue Gottes, was sie sey 138
Trost, worin er bestehe 9. 40 wenn er vergeblich ist 9 welcher keines fähig sey 40 was uns auf den Weg zur Fähigkeit des wahren setzt 54 ein wunderlicher 64 ein irriger ibid. ein betrübter ibid. in zween Umständen ist man alles Trostes unfähig 76 Gründe dazu außer dem Stande der Freundschaft 103 wenn man keines auswärtigen nöthig habe 213 wie ein gründlicher von einem ungegründeten zu unterscheiden 214 ein elender 216 Trost für einen Gottlosen 219 für einen Heuchler 220 für einen Freund Gottes ibid.
Tröstung, was unser Verlangen nach einer sinnlichen vermindern könne 198
Trostgrund, welcher das Herz nicht erquickt 64 der Heiden ibid.
Trostmittel, einige Menschen greifen zu unerlaubten 215 Exempel ibid.
Trübsale sind ein entferntes Mittel zur Glückseligkeit 24
Tugend, was eine sey 40. 203—204

U.

Uebel, dafür wird oft eines angesehen, das keines ist 9. 10
wenn die Erleidung desselben ein Mittel zum Guten sey 40
es giebt verschiedene Stufen, es zu lindern 54
Uebel, das empfindlichste hat etwas erträgliches 62 Exempel ibid. worin das sittliche zu finden 70 physikalische wechseln nicht immer ab ibid. erscheinen in den Augen Gottes und seiner Freunde anders als in den Augen der übrigen Menschen 184 ein wesentliches nach den Philosophen 185 worauf man sehen muß, wenn man von einem wesentlichen urtheilen will 192 Weisheit Gottes bey Zulassung des zeitlichen 189 was außerwesentliche seyen 192 woher ein solches rühre 203 was ein gewirktes Uebel sey ibid. was ein Erleidungs-Uebel 204 was das natürliche sey ibid. worin das Strafübel besteht ibid.
Uebertreter des Gesetzes Gottes, Betragen von einem solchen 41 leidet ebenfalls auf Erden 210
Uebertretung (offenbare) übersieht Gott nicht 208 Exempel an Davids ibid.
Ungerecht, was so beschaffen sey 42
Ungnade Gottes, ist das größeste Uebel 210
Unholden, woher die Fabel von ihrer Zusammenkunft entstanden 95
Unlust (in Vermeidung der) setzt Epikur seine einzige Glückseligkeit 161
Unsträflich vor Menschen ist noch nicht vor Gott 75
Unwahrheit, was sie sey 197 worin eine steckt ibid.

V.

Vallhalla, wohin es die alten Gothen gesetzt 17 der alten Griechen und Celten Irrthum davon 71
Valentinian II. ob man ihn verdammen könne, weil er ungetauft gestorben 86—87
Verdienste, damit kann man sich nicht trösten, und hat sie nicht vor Gott 64
Vereinigung (mit Gott) worin sie bestehe 10. 135 worin die moralische bestehe ibid. herrliche Vortheile derselben 137 wer außer derselben sey 153
Vergnügungen (des Lebens) darin setzt Epikur die Glückseligkeit 161

Verhältniße, wodurch gewisse gegen Gott möglich und wirklich sind 35
Vernunft, wenn sie gemisbraucht wird 53
Verordnung zur Glückseligkeit, warum Gott nicht einem jeden Erdbürger eine kund gemacht 21 Gott hat es nicht daran ermangeln lassen 22
Verstand, der Erdbürger, kann die Wahrheit erkennen 52
warum es nicht geschieht ibid. wenn er nicht irret 53
Vortrag (Christl. Lehrer) wie er einzurichten 117
Vollkommenheit, ihre Einschränkungen in den Werken Gottes sind Mittel guter Zwecke 29 wirkliche können wir von Gott mit Grunde nicht fordern 31 welches eine wesentliche sey 36 eine zufällige 37 mit der letzten begnügen sich die Menschen ibid. die sittliche will Gott 132
Vollkommenheitstrieb ist in uns 12 fasset eine unauslöschliche Begierde zur Glückseligkeit in sich ibid. die zartesten Kinder empfinden ihn schon 13 durch ihn können wir nicht zur Vereinigung mit Gott gelangen 15 stirbt nie in den Seelen der Erdbürger 19 ist dem Höchsten wesentlich 33 ist der Grund der Selbstliebe 15

W.

Wahrheit, ob der Trieb dazu jederzeit der Grund des gelehrten Krieges sey 190 manche würden ohne einen gelehrten Krieg in Staub gerathen seyn 191 wenn sie vorhanden ist 197
Waldenser (Peter der) wird der Sünde wider den heiligen Geist beschuldigt 78
Welt, ist nicht ohne alle gute Absichten von Gott hervorgebracht 28 Theile derselben haben einen moralischen Nutzen 35 darin ist nichts vergebliches ibid. man muß ihrer nicht misbrauchen 141 wovon Epikur ihren Ursprung hergeleitet 159
Weltgericht würde unnütze seyn, wenn noch Sünden nach dem Tode vergeben würden 91
Weltmann, ein ächtes Bild eines solchen an Felix, siehe Felix.
Weltweiser, zieht einen König von der Grausamkeit ab 65
Stoische, was sie den Buchstaben für eine Wirkung zugeschrieben 216
Widersprüche, gehören nicht zur Heilsordnung 122
Wiederkehrung nach dem Tode ist nicht möglich 149

Wiedervergeltung ist eine Folge unserer freyen Handlungen 46 Adoni Beseck erkennt sie ibid. Urtheil der Heiden davon ibid.
Wille Gottes, ist das Mittel zu seiner Freundschaft 131
Willigkeit zu verzeihen, woraus sie erwächst 16?
Wolf (Christ.) beweist, daß die Theile der Welt einen moralischen Nutzen haben 35
Wollust, ist das höchste Gut, nach dem Epikur 159
Wohlthaten Gottes liegen uns im Reiche der Natur vor Augen 66
Wort Gottes, müssen wir als unser Richtscheid des Verstandes und Willens ansehen 131 hat eine lebendige Kraft 211
Wunderwerke thut Gott auch im Reiche der Gnaden 145
können die bösen Geister nicht thun 93

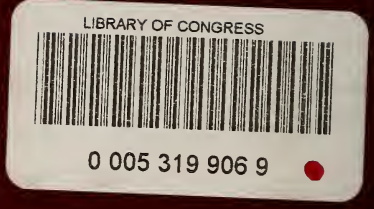
Z.

Zauberer des Pharao, ob sie Wunderwerke im Reiche der Geister verrichtet 91 ob Moses befohlen sie zu verbrennen 94
Zufall, durch einen ungefähren ist nichts in der Welt 35
wird vom Epikur zum Grunde seines Systems angenommen 158—159
Zustand, unseren, müssen wir recht kennen 10 in welchem die Seele Beruhigung empfängt 35

691

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: Nov. 2005

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN PAPER PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111


LIBRARY OF CONGRESS
0 005 319 906 9